Karl May

Frohe Stunden

Unterhaltungsblätter für Jedermann

REPRINT DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT HAMBURG

Karl May · Frohe Stunden

Karl May

Frohe Stunden

Unterhaltungsblätter für Jedermann

2000
REPRINT DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT HAMBURG

Impressum:
Herausgegeben von der Karl-May-Gesellschaft, Hamburg
Hergestellt von der Graph. Kunstanstalt Fr. Ant. Niedermayr, Regensburg
© 2000 Karl-May-Gesellschaft, Hamburg

Inhaltsverzeichnis

	Originalseite	Seite
Einleitung. Von Siegfried Augustin		7
Erheiterungs-Salon	16	39
Der Oelprinz. Von Karl May	158	**50**
Die Gum. Von Karl May	190	58
Ein Abenteuer auf Ceylon. Von Karl May	223	68
Allerlei	224	69
Die Erde und ihre Entstehung	236	70
Die Kriegskasse. Von Karl May	271	**84**
Aqua benedetta. Von Karl May	319	**95**
Auf der See gefangen. Von Karl May	321	97
Das Krupp'sche Etablissement	332	100
Das Winterleben der Pflanze	364	115
Ein Self-Man. Von Karl May	398	129
Im Innern der Erde	444	151
O, diese Männer!	475	167
Husarenstreiche. Von Karl May	503	180
Der Africander. Von Karl May	558	208
Eine Beichte	585	230
Die Geschichte des Steinkohlenbergbaues	588	233
Die verhängnisvolle Mahlzeit. Von Victor Hugo	601	246
Vom Tode erstanden. Von Karl May	606	**251**
Eine epochemachende Erfindung	636	276
Im Irrenhause	649	285
Die Rache des Ehri. Von Karl May	655	289
Die Stiftsdame	732	320
Nach Sibirien. Von Karl May	741	**327**

Abbildungsnachweis

Rüdeger Lorenz, Hamburg: 1
Karl May. Biographie in Dokumenten
und Bildern. Hrsg. von Klußmeier/Plaul.
Hildesheim, Zürich, New York. ²1992: 2
Karl Serden, Ubstadt: 3, 27
Ruprecht Gammler, Bonn: 4, 13
Peter Richter, Dresden: 5, 6, 7
Dr. Wilhelm Vinzenz, Maisach: 8
„Frohe Stunden": 9, 10, 11, 12, 16
Prof. Dr. Siegfried Augustin, München: 14, 15, 18, 19, 26, 28, 29
„Schacht und Hütte": 17
Dr. Andreas Graf, Köln: 20
Karl May: Der Karawanenwürger. Reprint der ersten Buchausgabe von 1894.
Hrsg. von Roland Schmid. Bamberg 1987: 21, 30, 31
Museum Waldenburg: 22, 23, 24, 25

Einleitung

I.

Das Jahr 1877 brachte in Mays Schriftstellerleben insofern eine gravierende Veränderung, als er – soweit wir wissen – erstmals freiwillig den Versuch unternahm, als freier Schriftsteller seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Im Herbst 1876 hatte er bei Münchmeyer gekündigt; die Kündigungsfrist war vertraglich auf ein Vierteljahr vereinbart worden, so daß May spätestens Ende Januar oder Mitte Februar 1877 aus dem Verlag ausschied.[1]

Weshalb er seine Redakteursstelle bei Münchmeyer, die mit monatlich 150 Mark dotiert war,[2] aufgab, ist nicht genau bekannt. Vermutlich waren es verlagsinterne Streitigkeiten, etwa im Zusammenhang mit dem „Buch der Liebe“,[3] das von den Behörden beschlagnahmt worden war. Im Oktober 1876 dürfte dazu eine Klage erhoben und eine Vorladung zugestellt worden sein. Auch May war als Redakteur des Verlages und Mitautor des inkriminierten Buches in die Sache verwickelt. Sie endete zwar mit einem Freispruch des Verlags, May war aber möglicherweise zur Zusammenarbeit mit Münchmeyer nicht mehr bereit, zumal er peinlich darauf bedacht war, nicht mehr mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.[4] Aus dieser Situation heraus sind Mays heftige Angriffe auf den „Venustempel“ in „Mein Leben und Streben“ und im „Schundverlag“ zu verstehen.[5] Ein genereller Streitpunkt könnten aber auch unterschiedliche Auffassungen über die Konzeption von Zeitschriften, speziell Familienzeitschriften, gewesen sein. Immerhin hatte es in der „Ära May“ eine starke Fluktuation von Zeitschriften gegeben, Neugründungen und Einstellungen folgten rasch aufeinander. Ein weiterer Grund für die Kündigung mochte dann tatsächlich der von May in „Mein Leben und Streben“ und im „Schundverlag“ geschilderte Versuch Pauline Münchmeyers gewesen sein, den begabten Redakteur und Mitarbeiter mit ihrer Schwester Minna Ey zu verheiraten und so noch stärker an das Unternehmen zu binden.

Als das Vierteljahr vorüber war, zog ich von Münchmeyers fort, doch nicht von Dresden, schrieb er in „Mein Leben und Streben“.[6] Und in seinem Fragment „Ein Schundverlag“ ergänzte er: *So endete meine redaktionelle Tätigkeit. Sie hatte mich um vieles enttäuscht, mich aber auch manches gelehrt, was mir noch heute von Nutzen ist.*[7]

Dieses „heute“ bezog sich zwar auf den Zeitpunkt der Niederschrift des „Schundverlags“, das Jahr 1905; die Aussage selbst weist aber auch auf den Weg hin, den Karl May nach dem Ausscheiden aus dem Münchmeyer-Verlag beschritt. Als Redakteur hatte er Erfahrungen mit der Konzeption und Gestaltung von Zeitschriften gesammelt und in allen Einzelheiten die Freuden und Leiden der Redaktionsarbeit kennengelernt. Als Schriftsteller hatte er bei Münchmeyer nicht nur Gelegenheit gehabt, zum Redakteursgehalt etwas dazuzuverdienen, sondern sich auch in mancherlei Sparten zu bewähren: Er schrieb Humoresken, abenteuerliche Indianer- und Orienterzählungen, historische Erzählungen, mit „Wanda“ sogar eine Kriminalnovelle[8] und – einen freilich unvollendeten – Ritterroman „Der beiden Quitzows letzte Fahrten“.[9] Ein nennenswerter schriftstellerischer Durchbruch war ihm allerdings noch nicht gelungen. Die Umstände, von May selbst herbeigeführt, brachten es mit sich, daß er einen neuerlichen Versuch dazu nolens volens unternehmen mußte. Ob er von Anfang an eine neue Redakteursstelle suchte oder erst probierte, ob die Schriftstellerei schon ihren Mann ernähren würde, ist nicht bekannt.

Wann er die Wohnung bei Münchmeyer verließ und in die Pillnitzer Straße 72, I. Stock, zog, wo er Untermieter der Witwe Groh war, ist ebenfalls nicht bekannt.[10] Jedenfalls war es vor dem 23. Februar 1878, denn unter diesem Datum und mit dieser Adresse schrieb er seinen bekannten Brief an den Redakteur der „Fliegenden Blätter“, Kaspar Braun.[11] Dies bedeutet nicht zwingend, daß er zu diesem Zeitpunkt schon bei Münchmeyer als Redakteur ausgeschieden sein müßte. Immerhin unterschreibt er den Brief mit *Redacteur*.

Dresden, den 23/2 77.

Sr. Wohlgeb. Herrn Redacteur
Kaspar Braun,
München.

Sehr geehrter Herr.

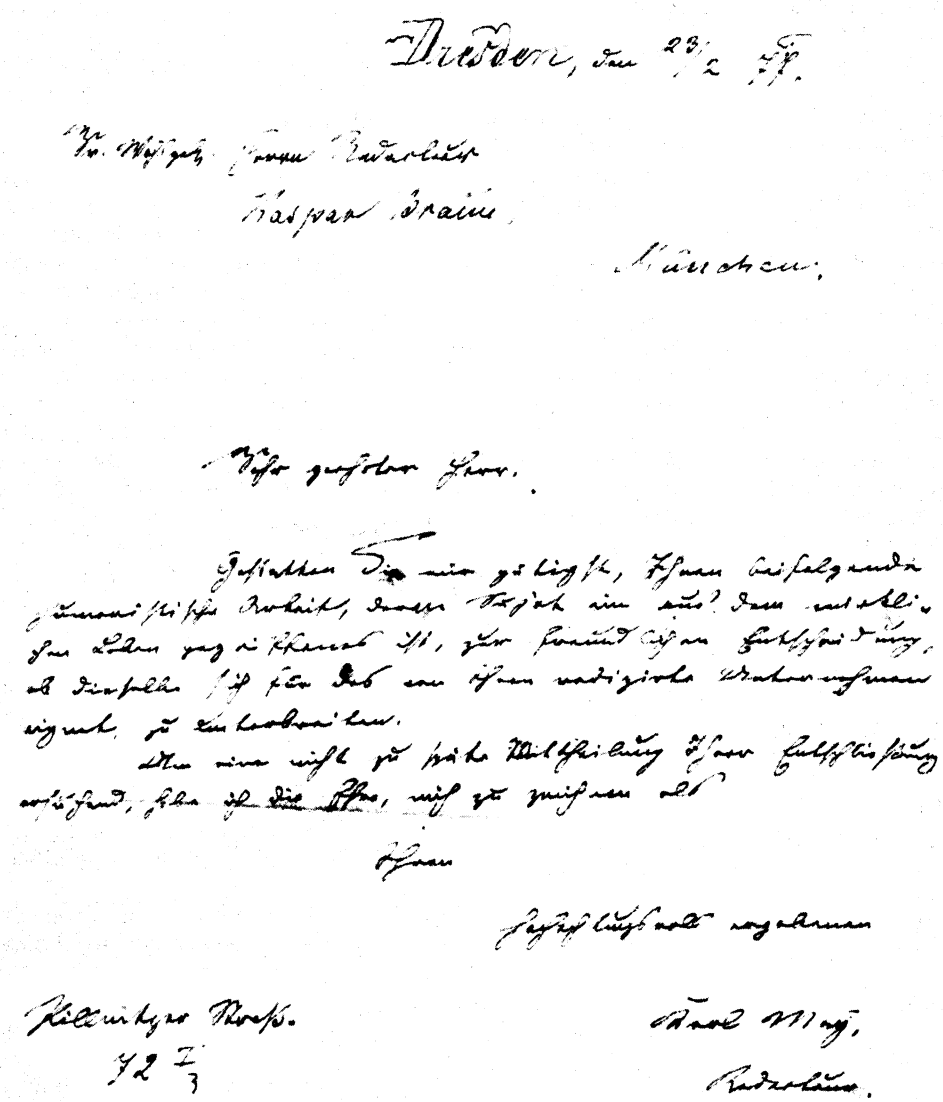
Gestatten Sie mir gütigst, Ihnen beifolgende humoristische Arbeit, deren Sujet ein aus dem wirklichen Leben gegriffenes ist, zur freundlichen Entscheidung, ob dieselbe sich für das von Ihnen redigirte Unternehmen eignet, zu unterbreiten.

Um eine nicht zu späte Mittheilung Ihrer Entschließung ersuchend, habe ich die Ehre, mich zu zeichnen als

Ihren
hochachtungsvoll ergebenen

Karl May,
Redacteur.

Pillnitzer Straße
72 I



Es ist nicht sicher, ob May diesen Brief tatsächlich abgesandt hat, jedenfalls ist er ein Beleg für sein Bestreben, mit neuen Verlagen in Verbindung zu treten und Manuskripte unterzubringen. Dies mußte er in den folgenden Monaten in verstärktem Maß tun, um eine neue finanzielle Grundlage für seine Existenz zu schaffen. Sicherlich wird vielen dieser Kontaktversuche kein Erfolg beschieden gewesen sein – auch im Verlag Braun & Schneider, München, wo u. a. der von Kaspar Braun redigierte „Kalender der Fliegenden Blätter" erschien, konnte keine Veröffentlichung Mays nachgewiesen werden. Nach Ansicht von Rüdeger Lorenz, handelt es sich bei dem angebotenen Manuskript um die Humoreske „Die verwünschte Ziege", da sie den Untertitel „Ein Schwank aus dem wirklichen Leben" trägt. Sie wurde im 2. Jahrgang der Zeitschrift „Weltspiegel", Nr. 46 und 47 (Juni 1878) veröffentlicht.

Als freier Schriftsteller zu arbeiten und davon zu leben, war damals nicht leichter als heute. Die Honorare, die May in den Monaten seit seinem Weggang vom Münchmeyer-Verlag einnahm, reichten kaum dazu aus, um einigermaßen davon leben zu können. Plaul schätzt für den Zeitraum von Februar bis Dezember 1877 etwa 800 bis 900 Mark. Im selben Zeitraum hätte er bei Münchmeyerscher Dotierung – 150 Mark Monatsgehalt als Redakteur und freies Logis, ohne Autorenhonorar – etwa 1650 Mark verdient.[12]

Erschwerend kam hinzu, daß durch seine Bekanntschaft mit Emma Pollmer der Wunsch nach Heirat und Gründung eines eigenen Hausstandes immer stärker in den Vordergrund trat – ein Vorhaben, dessen finanzieller Aspekt ihm schwer zu schaffen machte. Wie aktiv er in der Verfolgung dieses Plans war, zeigt die von May kurzerhand organisierte Umsiedlung Emmas von Hohenstein nach Dresden am 26. Mai 1877 in die Mathildenstraße 18, II. Stock, wo sie bei der Pfarrerswitwe Petzold und ihren beiden Töchtern als Hausmädchen arbeitete.[13]

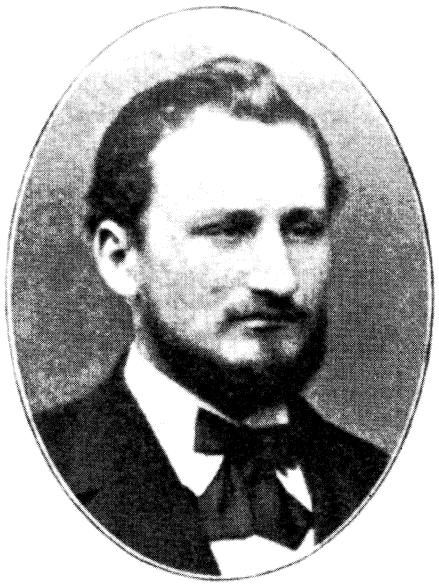
Speziell in den ersten Monaten der Selbständigkeit dürften die Honorare sehr dünn geflossen sein. Die nächste Veröffentlichung nach der letzten von May verfaßten, mit seinem Namen gezeichneten und somit honorierten Fortsetzung von „Der beiden Quitzows letzte Fahrten" (Heft 28, nach H. Plauls Datierung in der 3. Märzwoche 1877 erschienen)[14] war nach heutiger Kenntnis – vermutlich existieren weitere, bis heute unbekannte Veröffentlichungen – ein Zweitabdruck der Dessauer-Erzählung „Unter den Werbern" im „Neuen Unterhaltungs-Blatt" des Verlages Theodor Herrmann in Wiesbaden.[15] Der Erstabdruck war im 2. Jg. des „Deutschen Familienblattes" Münchmeyers im September und Oktober 1876[16] erfolgt, der Zweitabdruck lief von Mai bis September 1877.[17] Weitere Veröffentlichungen Mayscher Erzählungen gab es erst im August,

nämlich den „Dukatenhof“ in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Schönlein, Stuttgart) und „Die verhängnisvolle Neujahrsnacht“ in „Trewendts Volkskalender für 1878“ (Trewendt, Breslau).[18] Natürlich hatte er die Texte schon vorher eingeschickt und möglicherweise Vorschüsse erhalten, allzu üppig dürften diese Zahlungen jedoch nicht gewesen sein, denn am 1. Juli 1877 war May gezwungen, sich von einem alten Bekannten aus Hohenstein-Ernstthaler Zeiten, dem Gastwirt Hermann Louis Vogel, 50 Mark auszuborgen und sich zu verpflichten, den Betrag bis zum 30. 9. desselben Jahres zurückzuzahlen.[19] Ob Vogel May zu diesem Datum nochmals Aufschub gewährte oder einfach den Schuldschein vergaß, ist nicht bekannt. Jedenfalls forderte er erst 1891, als er sein Lokal, das sich in der Nähe des Münchmeyer-Verlages befand, aufgab, die Rückzahlung des Betrages, was May, der nach der zweiten Trennung von Münchmeyer wieder einige Jahre lang in Geldnöten war, in große Verlegenheit brachte.

Sollte Karl May tatsächlich davon geträumt haben, von den Einnahmen als freier Schriftsteller eine Existenz aufbauen zu können, so merkte er wohl spätestens um die Mitte des Jahres 1877, daß dies nicht – noch nicht – möglich war. Er suchte jetzt wohl verstärkt nach einer neuerlichen Anstellung als Redakteur und fand sie schließlich beim Verlag Bruno Radelli in Dresden.

II.

Bruno Hieronimus Radelli (1849-1911) gründete am 1. Februar 1871 in Dresden eine Sortimentsbuchhandlung für Lieferungswerke, zu der auch ein Papierwarengeschäft gehörte. Durch den Kauf der Dresdner Sortiments- und Kolportagebuchhandlung Max Lippold konnte er Anfang Januar 1877 sein bisheriges Unternehmen maßgeblich erweitern. Am 1. Oktober 1877 eröffnete er eine Filiale seines nunmehr zur Buch- und Kunsthandlung erweiterten Unternehmens. Sein



Bruno Radelli (1849-1911)

Prokurist Ernst Oswald Jahn wurde mit der Leitung dieser Zweigniederlassung betraut. In dieser Zeit brachte der Verlag die Zeitschrift „Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann“ heraus, eine „Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart“. Zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift zählte auch Max Dittrich (1844-1917), der 1877 Militär-Redakteur der „Chemnitzer Nachrichten“ war.[20]

Dittrich verfaßte nicht nur Zeitschriftenbeiträge für die „Frohen Stunden“, er gab im Verlag Bruno Radelli auch einen „Parlamentarischen Almanach für das Königreich Sachsen“ heraus, der bei Rich. Herm. Dietrich in Dresden gedruckt wurde. Es ist denkbar, daß May durch Dittrich, dem er möglicherweise schon als Mithäftling in Schloß Osterstein in Zwickau erstmals begegnet war,[21] mit Radelli in Verbindung kam.

May Dittrich.

Wahlspruch: Selber iſt der Mann.
(Nach eigner Angabe.)

Am 19. Oktober 1879 expandierte Radelli nochmals. Er kaufte das Kommissions- und Kolportage-Grossogeschäft von D. Schellhardt in Leipzig und verschmolz es mit seiner dortigen Filiale. Radellis Unternehmen umfaßte nunmehr je eine Verlags- und Sortimentsbuch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig, eine Kolportagehandlung in Dresden und ein Kommissionsgeschäft in Leipzig.

Im „Gesammt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels“[22] findet sich folgender Eintrag über den Verlag Bruno Radelli:

> Bruno Radelli in Dresden-Altst., Wettinerstrasse 21. Gegründet den 1. Februar 1871 zu Dresden. Filiale zu Leipzig, gegründet den 1. October 1877. – Commissions-Geschäft und Gross-Sortiment. Auslieferungslager in Leipzig.

Bruno Radelli

in Dresden-Altst.,

Wettinerstrasse 21.

Gegründet den 1. Februar 1871 zu Dresden. Filiale zu Leipzig, gegründet den 1. October 1877. — Commissions-Geschäft und Gross-Sortiment. Auslieferungslager in Leipzig.

Brandrupp, Der Brand in Chicago. Eine Auswanderergeschichte. 1881. 90 Octavbogen. compl. †4 M. 50 Pf. cp.

Declamationen, Ernste u. heitere. 1873. 170 S. Taschen-F. eleg. brosch. †1 M. cp.

Dittrich, Max., Parlamentarischer Almanach für das Königreich Sachsen. 1878. 236 S. Taschen-F. eleg. geb. †*4 M. 50 Pf.

Geheimniß des Piraten, Das, oder die Blume Nordlands. Romantische Erzählung. 1879. 26 Hefte à 4 Bog. Taschen-F. à Heft †15 Pf. cp.

Haustempel, Der, oder die Stunden der Andacht, nach H. Zschokke und Anderer. Ein Erbauungsbuch für christliche Familien aller Confessionen. 1875. 570 S. Lex.-8°. 3 M. eleg. geb. †4 M.

— Dasselbe in 24 Heften mit 2 Gratisprämien à †30 Pf.

Liebach, Dr. H., Die Macht der Liebe. Historischer Roman. 1879. 26 Hefte à 3 Bogen. 8°. à Heft †25 Pf. cp.

Novellen-Flora, Deutsche. II. Neue illustr. Unterhaltungsblätter für Jedermann. 1878. 30 Quart-Hefte à 16 Seiten mit je einer colorirten Abbildung. à Heft †25 Pf. cp.

Preiscourant sämmtlicher 290 Scat-Spiele nach Maßgabe der am meisten üblichen Berechnungen, sowie auch eine Sammlung der wichtigsten Spielregeln. †10 Pf. pp.

Romansammlung, Deutsche illustr. 1879. 30 Quart-hefte à 2 Bogen mit je 1 col. Bilderbeilage. à Heft †20 Pf. cp.

Sternberg, Entfesselte Dämonen. Volksroman. 1878. 72 Octavbogen. compl. †3 M. cp.

Unterhaltungsblätter, Neue deutsche. (Frohe Stunden. II. Jahrgang.) 1878. 52 Nummern à 16 S. 4°. à Nr. †10 Pf. cp.

Das liebe Mietzchen.
Die Spielgefährten.
} Oeldruckbilder. Grösse: 37 : 46 cm. à Stück 2 M. pp.

Im „Kayser“[23] findet sich folgender Eintrag:

> Stunden, frohe. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten u. besten Romane u. Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart. 1. u. 2. Jahrg. 1877 u. 1878, à 52 Nummern (2 B.) gr. 4°. Dresden, Radelli à Nr. – 10

Der „Kirchner“[24] verzeichnet:

> Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Jg. 1. 2.
> Dresden: Radelli 1876-1878. 4°

Dieses Kommissions- und Grossogeschäft für Sortiment und Kolportage übernahm am 22. Februar 1882 Ernst Oswald Jahn von seinem bisherigen Chef Radelli und führte es bis Mitte 1892 unter der Firmenbezeichnung „Bruno Radelli“ weiter. Von da an firmierte er unter „E. O. Jahn“.

Anfang der neunziger Jahre brachte der Verlag „Bruno Radelli (E. O. Jahn)“ eine für Buchhändler bestimmte Broschüre mit dem Titel „Der Leipziger Buchhandel. Praktische Winke für den geschäftlichen Verkehr über Leipzig“ heraus. Auf Grund der Verlagsbezeichnung muß die Broschüre vor Mitte 1892, auf Grund der Nennung der 1890 gegründeten „Union Deutsche Verlagsanstalt“ in Stuttgart nach 1890 erschienen sein. Gedruckt wurde die Broschüre bei „Radelli & Hille“ in Leipzig, einer Druckerei, an der Bruno Radelli offensichtlich beteiligt war. Den Anzeigenseiten dieser Broschüre ist zu entnehmen, daß sich am Sitz der Firma Bruno Radelli (E. O. Jahn) in der Querstraße 26/28 in Leipzig auch die Expedition der von Emil Malzahn redigierten und herausgegebenen „Börsen-Zeitung für den Kolportage- und Eisenbahnbuchhandel“ befand. Jahn war nicht nur Partner Malzahns, er unterhielt, wie einer weiteren Anzeigenseite zu entnehmen ist, ein vollständiges Auslieferungslager der Fa. H. G. Münchmeyer, Dresden. Überdies

---

Der

Leipziger Buchhandel.

Praktische Winke

für den geschäftlichen Verkehr

über Leipzig.

Als Manuskript für Buchhändler.

LEIPZIG

BRUNO RADELLI

(E. O. Jahn).

Das älteste und einflussreichste Fachblatt für den Kolportage-Buchhandel ist die

Börsen-Zeitung

für den

Kolportage- und Eisenbahnbuchhandel.

Spezial-Organ und Anzeiger

für den Buch- und Kunsthandel, Buchbindereien, Papier- u. Schreibmaterialien-Handlungen.

Amtliches Organ

des

Zentral-Vereins deutscher Kolportage-Buchhändler,

des Vereins **berliner** Kolportage-, Buch- und Kunsthändler, des Vereins deutscher Kolportagebuchhändler zu **Breslau,** des erzgebirg. Kolportagebuchhändler-Vereins zu **Chemnitz,** des Vereins deutscher Kolportage-, Buch- und Kunsthändler zu **Dresden,** des allgemeinen Vereins deutscher Kolportagebuchhändler zu **Leipzig,** des Vereins deutscher Kolportage-, Buch- und Kunsthändler zu **Hannover-Linden,** des Vereins deutscher Kolportagebuchhändler zu **Magdeburg.**

Redakteur und Herausgeber **Emil Malzahn.**

Die **Börsen-Zeitung** erscheint am 1. u. 15. jeden Monats, enthält stets interessante Artikel über die Fragen des Berufes. Abonnementspreis **50 Pf.** pro Quartal.

Abonnements- und Insertions-Aufträge sind zu richten an die

Expedition der Börsen-Zeitung

LEIPZIG, (**Malzahn & Jahn**).
Querstrasse 26/28.

lieferte Radelli auch die Erzeugnisse des Verlages Liebau, Berlin, aus.

Laut Kosch/Nagl[25] erschienen bei Radelli folgende Kolportageromane:

1878: Entfesselte Dämonen. Volksroman von Sternberg
1152 Seiten (Nr. 252)

1879: Das Geheimniß des Piraten oder die Blume Nordlands. Romantische Erzählung. (o.V.)
26 Lieferungen, 1664 Seiten (Nr. 392)
Die Macht der Liebe. Historischer Roman von Dr. H. Liebach
(d. i. Hermann Baeblich)
26 Lieferungen, 1248 Seiten (Nr. 796)

1881: Der Brand in Chicago. Eine Auswanderergeschichte von [A. H.] Brandrupp
1440 Seiten (Nr. 127)
(Neuauflage der Ausgabe bei Burmester und Stempell, Berlin 1873)

1882: Der Fürst des Waldes oder ein Kampf auf Leben und Tod.
Historisch-romantische Erzählung von A. H. Brandrupp
30 Lieferungen, 1440 Seiten (Nr. 352)

ca. Der Glöckner von Köln. Historischer Roman von Julius
1885: Conard
30 Lieferungen, 1440 Seiten (Nr. 464)

Im April 1893 wurde ein Konkursverfahren über das Vermögen des Buch- und Kunsthändlers Bruno Radelli eröffnet, das im September nach Abhaltung des Schlußtermins aufgehoben wurde. Nunmehr führte Radellis Ehefrau, an die die Bestände der Firma übergegangen waren, das Geschäft unter dem Firmennamen „Radelli'sche Buch- und Kunsthandlung" weiter. Ihr Ehemann fungierte jetzt als Geschäftsführer des Unter-

BRUNO RADELLI

(Inhaber E. O. Jahn)

Gross-Sortiment- u. Kommissionsgeschäft

LEIPZIG

Querstrasse 26/28.

Empfiehlt sich hiermit zur Übernahme von Kommissionen. Beste Bedingungen. — Prompte Bedienung.

Wohlassortiertes Lager aller gangbaren Lieferungswerke, Journale und Zeitschriften.

Vollständiges Auslieferungslager von

H. G. Münchmeyer in **Dresden** und

G. C. Hoffmann in **Hainichen.**

Ferner: Alleindebit für den deutschen Buchhandel von

„Rübezahl"

Wochenschrift für Ernst und Witz.

Bezugsbedingungen: No. 1—4 gratis. No. 5 und Folge à 10 Pf. ord. mit 40% Rabatt.

„Schneeflocken"

Deutsches Unterhaltungsblatt mit Illustrationen in Farbendruck.

Die bedeutendsten Kräfte wie **Nataly von Eschstruth, Jul. Grosse, Wilh. Grothe, Oskar Linke, Friedrich Friedrich, Ludwig Habicht, Schmidt-Cabanis, Alfred Friedmann, von Gerstenberg** u. a. m. sind Mitarbeiter der „Schneeflocken". Wöchentlich erscheint eine Nummer. **No. 1 u. 2 gratis. No. 3 u. Folge à 10 Pf. ord. mit 40% Rabatt:** Freiexemplare 11/10.

nehmens, zu dem auch eine Kunstanstalt für Chromo-Lithographie und eine Fabrik für Bilderrahmen gehörten.

In dem 1894 erschienenen Ergänzungsband von Russells „Gesammt-Verlags-Katalog" werden mit Ausnahme der Novellenflora nur Titel aufgeführt, die nach 1880 herauskamen. Später trat auch Radellis Sohn Clemens Max in die Firma ein. Am 1. Mai 1906 wurde das Detailgeschäft abgetrennt und von Walther Arnold Wagner unter der Bezeichnung „Radelli'sche Buch- und Kunsthandlung, Radelli & Sohn Nachfolger" weitergeführt. Vom selben Zeitpunkt an wurde die Buch-, Kunst- und Papierwarenhandlung en gros nebst Bilderrahmenfabrik unter dem Firmennamen „Clemens Max Radelli" weitergeführt. Be-

Bruno Radelli
in Dresden.

Geschäftshaus: Altst., Am See 7. — Verkehrt nur direkt.

Sieh auch: Bd. III. S. 1058!

†Bielz, Pred. Alb., Trauerrede am Begräbnißtage d. Hrn. Stadtr. Prof. Dr. Frz. Jac. Wigard. 1886. (8 S.) gr. 8°. †20 Pf.

•Brandrupp, A. H., Der Fürst d. Waldes od. e. Kampf auf Leben u. Tod. Histor.-romant. Erzählg. 30 Hefte. 1882. (à 48 S.) 8°. à 50 Pf. cp.

•Conard, Jul., Der Glöckner v. Köln. Histor. Roman. o. J. (1440 S.) 8°. 4 M. 50 Pf. cp.

Erfahrungen, Wichtige, f. d. Landwirth, Weinbergsbesitzer u. Obstfreund. Der sicherste u. billigste Schutz geg. d. Erfrieren d. Blüthen an d. Obstbäumen u. d. Weinstöcke im Frühjahr. o. J. (66 S.) 8°. 30 Pf. cp.

†Gersdorf, Anna, Prakt. Kochbuch. E. Anleitg. f. sparsame Hausfrauen u. die es werden wollen z. Herstellg. e. bill. u. doch kräft. Familientisches. 1886. (III, 59 S.) gr. 8°. 75 Pf. pp.
(Jetzt Verlag von Wollening & Co. in Leipzig.)

Kubig, Vorm. Gerichtsamtsprotok. R., Die Haftpflicht d. Ehefrauen gegenüber d. Schulden d. Ehemänner, erläutert m. Bezugnahme auf d. diesbezügl. Gesetzesparagraphen. 1. u. 2. Aufl. 1883. (11 S.) gr. 8°. 20 Pf. cp.

Landessynode, Die 3. ordentliche evang.-lutherische, d. Königr. Sachsen 1881. 1881. (80 S.) 8°. 1 M. cp.

•†Lange, Thdr. Herm., Vom gold. Horn z. gold. Thore. Essays u. Skizzen aus 4 Erdtheilen. 1. Bd. Oriental. Stereoskopen. Reise-Erinnergn. aus d. Morgenlande. 1. Liefg. 1884. (32 S.) gr. 8°. 60 Pf. cp.

•Novellenflora. 1. Bd. o. J. (384 S.) 4°. 3 M. cp.

!— Deutsche. 2. Bd. (III. 1058.) 2 M. cp.

Victoria. Belletrist. Zeitschrift. (508 S. m. 3 color. Abbildgn.) 4°. 1 M. 50 Pf. cp.
(Ging in d. Verlag von Herm. Oeser in Neusalza über.)

Albert, König v. Sachsen. Brustbild nach rechts, in Uniform, v. Blumenzweigen umgeben. Nach e. Zeichnung von Prof. Ernst. Donadini in Lichtdr. 37½ : 29 cm. 3 M. cp.

Dresden. Panorama d. Stadt, umgeben v. Abbildgn. hervorrag. Einzelansichten. Xylographie. 56 : 40 cm. 50 Pf. cp.

Gabelsberger, Xaver. Oeldruck. 39 : 51 cm. 1 M. 50 Pf. cp.

!Mietzchen, Das liebe. (III. 1058.) 75 Pf.

Militärgedenkblatt. Oelfarbendr. 39 : 51 cm. 75 Pf. pp.

!Spielgeführten, Die. (III. 1058.) 75 Pf.

reits im Februar 1907 wurde abermals ein Konkursverfahren über das Vermögen der Firma eröffnet, und nach Abhaltung des Schlußtermins im November 1907 aufgehoben. Damit war die Firma endgültig erloschen.

Bruno Radelli, damals bereits an die Sechzig, übernahm hierauf die Geschäftsführung seines ehemaligen Detailgeschäfts. 1911 starb er.[26]

III.

Nach heutigem Wissensstand gibt es keine Belege oder Dokumente dafür, zu welchem Zeitpunkt Karl May mit Bruno Radelli in Kontakt kam, wann er seinen Posten als Redakteur der „Frohen Stunden" antrat und wann er endgültig in die Laufbahn als freier Schriftsteller wechselte. Es ist daher notwendig, Indizien zu sammeln, die wenigstens eine ungefähre Datierung dieser biographisch wichtigen Ereignisse ermöglichen. Die Klärung dieser Frage hängt eng mit der Datierung des II. Jahrgangs der „Frohen Stunden" zusammen, für die es drei Versionen gibt:

1. Hainer Plaul datiert das Erscheinen des II. Jahrgangs auf »Januar 1878 – Übergangswoche Dezember 1878/Januar 1879«.[27]

2. Fritz Maschke schreibt in seinem Buch „Karl May und Emma Pollmer": »Im September [1877] hatte der zweite Jahrgang begonnen, und von Heft Nr. 10, also von November an, brachten diese Wochenhefte laufend Beiträge aus der Feder Karl Mays«.[28]

3. Anton Haider vertrat schon vor Jahren die Auffassung, daß der II. Jahrgang bereits im Juli 1877 begonnen haben müsse, hat dazu aber nichts veröffentlicht. Sein Datierungsversuch ist in einem Schreiben an den Verfasser vom 19.11.1995 festgehalten: »Der 1.7.1877 war ein Sonntag. Wenn wir nun diesen Sonntag für die Nr. 1 annehmen, dann gibt es folgende Daten:

1.	7. – Nr. 1	30.	12. – Nr. 27
8.	7. – Nr. 2	6.	1. – Nr. 28
15.	7. – Nr. 3	13.	1. – Nr. 29
22.	7. – Nr. 4	20.	1. – Nr. 30
29.	7. – Nr. 5	27.	1. – Nr. 31
5.	8. – Nr. 6	3.	2. – Nr. 32
12.	8. – Nr. 7	10.	2. – Nr. 33
19.	8. – Nr. 8	17.	2. – Nr. 34
26.	8. – Nr. 9	24.	2. – Nr. 35
2.	9. – Nr. 10	3.	3. – Nr. 36
9.	9. – Nr. 11	10.	3. – Nr. 37
16.	9. – Nr. 12	17.	3. – Nr. 38
23.	9. – Nr. 13	24.	3. – Nr. 39
30.	9. – Nr. 14	31.	3. – Nr. 40
7.	10. – Nr. 15	7.	4. – Nr. 41
14.	10. – Nr. 16	14.	4. – Nr. 42
21.	10. – Nr. 17	21.	4. – Nr. 43
28.	10. – Nr. 18	28.	4. – Nr. 44
4.	11. – Nr. 19	5.	5. – Nr. 45
11.	11. – Nr. 20	12.	5. – Nr. 46
18.	11. – Nr. 21	19.	5. – Nr. 47
25.	11. – Nr. 22	26.	5. – Nr. 48
2.	12. – Nr. 23	2.	6. – Nr. 49
9.	12. – Nr. 24	9.	6. – Nr. 50
16.	12. – Nr. 25	16.	6. – Nr. 51
23.	12. – Nr. 26	23.	6. – Nr. 52«

Haider verweist darauf, daß seine Datierung hinsichtlich der Weihnachtserzählung, des Berichts über „Das neue Hoftheater in Dresden", der Adresse „Strießen" bei der Einsendung Emma Pollmers in Heft 33 und der „Krönung des Papstes" am 3. März 1878 – was nun im einzelnen zu untersuchen sein wird – plausibel sei. Einer Notiz L. Patschs zufolge seien die Hefte der „Frohen Stunden" immer sonntags erschienen.

Da weder das Deckblatt noch die einzelnen Hefte eine Zeitangabe enthalten, muß, wie Haider es bereits begonnen hat, versucht werden, vom Inhalt auf den Zeitpunkt des Erscheinens zu schließen. Es darf mit Fug und Recht vorausgesetzt werden, daß eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift ein hohes Maß an Aktualität aufweist, daß ihre Leser also mit möglichst geringer zeitlicher Verzögerung über wichtige Ereignisse informiert werden. Nun waren die „Frohen Stunden" zwar ein Unterhaltungsblatt, das nicht über politische Ereignisse oder irgendwelche Sensationen berichtete, es gibt aber dennoch einige datierungsrelevante Beiträge, von denen die eindeutigsten im folgenden aufgezählt seien:

1. Im Heft 23, S. 364f., ist ein Artikel über „Das Winterleben der Pflanze" abgedruckt. Darin heißt es auf S. 364:

Welch fühlenden Menschen durchrieselte nicht ein wehmüthiges, nicht näher zu beschreibendes Gefühl, wenn er, durch einen spätherbstlichen Hain wandelnd, im abgefallenen Laube raschelnd dahin schreitet. Die Zierden der Baumkronen, die Blätter, die, als ob sie ein Geheimniß zu wahren gehabt hätten, sorglich jedem Sonnenstrahl den Eintritt in das Waldesdunkel wehrten, sie liegen jetzt erstorben zu seinen Füßen und die Sonne guckt ungehindert durch die kahlen Reiser, das Geheimniß suchend, welches ja nur so lange bestand, als es gehütet wurde. Eine solche Periode, wo die Zweige kahl in die Luft ragen und für den oberflächlichen Beobachter die ganze Pflanzenwelt abgestorben zu sein scheint, einen solchen Zeitpunkt hielten wir am geeignetesten, die Leser und anmuthigen Leserinnen unserer „Frohen Stunden" einzuführen in die Winterwerkstatt unserer Mutter Natur, die zwar die Thüren geschlossen hat, um ungestörter zu sein, allein auch gern dem Forscher den Einblick in ihr Wirken gestattet.

Dieser Passus des wohl von Karl May als Redakteur selbst verfaßten Beitrags deutet ziemlich eindeutig darauf hin, daß Heft 23 im Spätherbst erschienen sein muß.

Briefkasten.

Herrn W. F. in Wien. Sie klagen über die Mangelhaftigkeit Ihrer vaterländischen Belletristik und stellen die Aufgabe an uns, Ihnen auch nur ein einziges Blatt zu nennen, welches das Lesen wirklich verdient? Auch Ihnen gelten die Worte: „Sieh', das Gute liegt so nahe!" Wollen Sie es nicht ergreifen oder sagt es Ihrem Geschmack nur nicht zu? Unter nicht wenigen Journalen, welche wir Ihnen rühmlichst nennen könnten, sei nur ein einziges, wie Sie es je wünschen, erwähnt. Der von P. K. Rosepper herausgegebene und bei Leykam-Josefsthal in Graz erscheinende „Heimgarten" ist ein Unternehmen, welches wir jedem Freunde wahrhaft gediegener Lectüre nur empfehlen können. Schon der Name des Herausgebers bürgt für den Werth des Blattes; das Programm, welches dem Letzteren zu Grunde liegt, verdient die beste Anerkennung, und die Art und Weise der Ausführung darf des Lobes nicht entbehren. Nehmen Sie ein Exemplar zur Hand, und sie werden von Ausstattung und Inhalt vollständig befriedigt sein. Uns liegt jetzt das 3. Heft des II. Jahrganges vor. Es enthält: „Auf Sommerfrische" von Louise Lecher, „Der Musikant" von P. K. Rosepper, „Sag', liebes Kindchen", Gedicht von Robert Hamerling, „Die Rose von Kahira" von Karl May, „Das Verbrechen einer Mutter" von Karl Thomas, „Johannes Kepler" von Dr. Richard Peinlich, „Träume und Ordensgeschichten" von Bauernfeld, „Altweibersommer" von A. Siedenburg, „Vom kleinen, ewigen Krieg" von F. A. Bacciocco, „Aus der Naturgeschichte des Weibes", „O einmal noch so froh sein," Gedicht von Ernst Rauscher, die „Nacht der Weihe" von R. Hamerling, und unter der Rubrik „Kleine Laube" wird ein ganzer Schatz des Interessantesten geboten, den zu heben wir Ihnen gern unsern wohlgemeinten Rath ertheilen. K. M.

---

2. Im „Briefkasten" von Heft 26, S. 416, empfiehlt „K.M." – Karl May in der Funktion als Briefkastenonkel – einem Leser aus Wien die von „P. K. Rosepper" [recte Peter K. Rosegger] herausgegebene Zeitschrift „Heimgarten". Das angesprochene 3. Heft des II. Jahrganges erschien im Dezember und enthielt den dritten und letzten Teil der Erzählung „Die Rose von Kahira", die Karl May, wie aus dem bekannten Schreiben Roseggers an Robert Hamerling vom 12. Juli 1877 zu schließen ist, Ende Juni oder Anfang Juli als Originalmanuskript eingeschickt hatte.[29]

   Zu diesem Zeitpunkt dürfte noch keine Aussicht auf eine Redakteursstelle bestanden haben, sonst hätte May die Erzählung möglicherweise für die „Frohen Stunden" aufgehoben.

O, diese Männer!

Eine Carnevals-Strafpredigt.

Gegenwärtig herrschen bis zum Faschingsdienstag Prinz Carneval und seine lustigen Unterthanen, mit Kappe und Pritsche ausgerüstet und sagen nun den Leuten in scherzhafter Form die Wahrheit, geißeln die Fehler, Schwächen und Krankheiten der Zeit durch Spott und Satyre und suchen sie so davon zu heilen. Auch nachstehende kleine Faschingsgardinenpredigt, an die Männerwelt adressirt, will dieser nur einen Spiegel vorhalten und ihr unter scherzhafter Spreu doch auch manch' Goldkörnchen Weisheit bieten, das sich die Mannsleute füglich recht wohl zu Herzen nehmen könnten. Und nun zur Sache!

Die Fehler der Männer sind zahllos wie der Sand am Meere und jede verheirathete Frau weiß über den oder jenen, oder auch über mehrere derselben oft eingehender zu berichten, als ihr selber lieb ist. Auch ich gehöre — leider! — zu dieser Kategorie und dürfte also füglich wohl den Anspruch auf Competenz erheben können.

Die „Herren der Schöpfung", wie sich die masculina der Geschöpfclasse homo sapirus am liebsten selbst nennen und von Andern nennen hören, sind zunächst Alle ohne Ausnahme eitel und zwar in weit höherem Grade, als die Frauen und Mädchen. Wenn diese einmal eine halbe Stunde vor dem Spiegel stehen und sich putzen, da wird der Haustyrann gar schnell böse und schilt über Zeitverschwendung und Putzsucht. Wenn aber der junge Stutzer seine Augen mit dem Monocle oder dem Kneifer malträtirt und der alte Hagestolz „die ewige Baustelle" seines Hauptes durch ein Kunstwerk des Friseurs, Perrücke genannt, liebevoll den Augen seiner Nebenmenschen verbirgt, oder mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre, jedes graue Härlein aus Bart- und Kopfhaar ausmärzt, wenn der nach langem und bangem Harren und Hoffen endlich mit einem Piepmatz dekorirte Industrielle oder Kaufmann in das Knopfloch eines jeden seiner Kleidungsstücke sich ein Ordensband nähen läßt und dasselbe am liebsten gleich mit zu Bett nähme, dann heißt es freilich: „Ja, Bauer, das ist ganz was andres!"

---

3. Heft 30 enthält auf Seite 475 einen anonymen, möglicherweise also vom Redakteur verfaßten Artikel „O, diese Männer! Eine Carnevals-Strafpredigt." Er beginnt mit den Worten: »Gegenwärtig herrschen bis zum Faschingsdienstag Prinz Carneval und seine lustigen Unterthanen ...«. Dieser Beitrag müßte wohl im Januar oder Februar erschienen sein; der Faschingsdienstag des Jahres 1878 fiel auf den 5. März. Außerdem findet sich in Heft 29 auf Seite 461 in der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen" eine Skizze von Max Dittrich mit dem Titel „Der Carneval in der Saargegend".

   Anm.: Der „homo sapirus" muß natürlich „homo sapiens" heißen – ein Lesefehler des Setzers, vom Redakteur übersehen. Um einen typischen Saxonismus handelt es sich bei dem Wort „Compedenz".

4. Im selben Heft 30 findet sich auf S. 477 unter der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen" ein Bericht über „Das neue Hoftheater in Dresden". Darin heißt es:

Der Bau begann am 29. März 1871 und am 26. April desselben Jahres wurde der erste Stein vermauert, die Uebernahme des neuen Gebäudes begann am 14. Januar 1878 und am 17. desselben Monats fand eine General-Probe-Beleuchtung und Besichtigung desselben durch die sächsische Königsfamilie, den Hof, die Mitglieder der Ständeversammlung, Künstler und Vertreter der Presse und andre dazu vom königlich sächsischen Finanzministerium geladene Personen statt. Die feierliche Einweihung des Theaters wird in den ersten Tagen des Monats Februar vor sich gehen.

   Heft 30 muß somit zwischen 17. Januar und dem 2. Februar 1878 erschienen sein, dem Tag der Eröffnungsfeier.[30]

5. In der Rubrik „Allerlei" in Heft 31, S. 496, ist ein Arithmogriph von „Herrn Karl May in Neustrießen" abgedruckt. May hatte zusammen mit seiner Freundin Emma Pollmer die möblierte Drei-Zimmer-Parterre-Wohnung in der „Villa Forsthaus", Straße Nr. 4, in Dresden-Strießen im Januar oder Februar 1878 gemietet. Ende Juli 1878 gab er diese Wohnung auf und zog mit Emma nach Hohenstein.[31] Heft 31 muß also nach Jahresbeginn 1878 und vor Juli desselben Jahres erschienen sein. Einsendungen von Herrn Karl May, Strießen-Dresden, und Frau Emma May, Strießen, finden sich auch in Heft 33, S. 528.

6. Heft 39 enthält einen Artikel von Max Dittrich über „Die Krönung des Papstes" (S. 620f.). Die Krönung von Papst Leo XIII. als Nachfolger des am 7. Februar 1878 verstorbenen Pius IX. fand am 3. März 1878 in Rom statt. Der Bericht hierüber müßte also wohl noch im März 1878 veröffentlicht worden sein.

Ergänzend sei noch bemerkt, daß in Heft 29 und 30 eine zweiteilige „Erzählung aus dem Dänischen" mit dem Titel „Weihnachten" abgedruckt ist.

In der folgenden Tabelle werden diese Datierungshinweise den Datierungsversionen Plauls, Maschkes und Haiders gegenübergestellt.

Heft	Datierungshinweis	Datierung		
		Plaul	**Maschke**	**Haider**
23	„Winterleben d. Pflanze"	Woche vom 10.-16.6.1878	Anfang Feb. 1878	2.12.1877
26	Vorliegen von Heft 3 des „Heimgartens" Dez. 1877	Woche vom 1.-6.7.1878	Ende Feb. 1878	23.12.1877
29	„Der Carneval in der Saargegend"	Vierte Juliwoche 1878	Mitte März 1878	13.01.1878
29/30	„Weihnachten. Erzählung aus dem Dänischen"	Vierte Juliwoche/ Übergangswoche Juli/August 1878	Zweite Hälfte März 1878	13.01.1878 20.01.1878
30	„O, diese Männer! Eine Carnevals-Strafpredigt"	Übergangswoche Juli/Aug. 1878	Zweite Hälfte März 1878	20.01.1878
30	„Das neue Hoftheater in in Dresden" zw. 17. Jan. u. Anf. Feb. 1878	Übergangswoche Juli/Aug. 1878	Zweite Hälfte März 1878	20.01.1878
31	Arithmogriph Eingesandt von Herrn Karl May in Neu-Strießen (Einzug Jan./Feb. 1878)	Ende Augustwoche 1878	Ende März 1878	27.01.1878
39	„Die Krönung des Papstes" (Krönung von Leo XIII. am 3. März 1878)	Erste Oktoberwoche 1878	Zweite Hälfte Mai 1878	24.03.1878

Daraus geht klar hervor, daß der Datierung Anton Haiders die höchste Plausibilität zukommt. Die 52 Hefte des II. Jahrgangs der „Frohen Stunden“ müßten demzufolge bei regelmäßigem Erscheinen zwischen Sonntag, dem 1. Juli 1877, und Sonntag, dem 23. Juni 1878 erschienen sein. Diese Regelmäßigkeit wurde jedoch im Mai 1878 empfindlich gestört. Heft 47, das planmäßig am 19. Mai erschienen sein müßte, kann, wie aus der Fragestellung eines Arithmogriphs, eines Zahlen-Buchstaben-Rätsels, unzweifelhaft hervorgeht, erst nach dem 2. Juni 1878 herausgekommen sein. Wegen der engen Verknüpfung dieses Datums mit der Biographie Karl Mays wird darauf weiter unten im Detail eingegangen.

Es bleibt an dieser Stelle festzuhalten, daß die „Frohen Stunden" vom 1. Juli 1877 bis 28. April 1878 wohl in schöner Regelmäßigkeit, dann aber unregelmäßig erschienen sind.

IV.

Großvater Pollmer schien sich mit der Liaison seiner Enkelin Emma mit Karl May abgefunden zu haben, möglicherweise positiv gestimmt durch die Redakteursstelle und die ansehnliche Wohnung, die sich May nunmehr leisten konnte. Als Karl und Emma zu Ostern 1878 nach Hohenstein kamen, bat der alte Pollmer seinen „Schwiegersohn“ in spe – May bezeichnete Pollmer gelegentlich als seinen Schwiegervater[32] – sich um den ominösen Tod seines Sohnes Emil zu kümmern.

Am 25. April recherchierte May im Niederwürschnitzer Gasthof „Zum braven Bergmann“, womit er die „Affaire Stollberg“ auslöste.[33] Nach Aussagen von Dorfbewohnern soll er dabei »ziemlich gut gekleidet« gewesen sein und sich nach Aussage des Wirtes als »Redakteur aus Leipzig« ausgegeben haben, eine Verwechslung wohl, da May dies später in seiner Aussage korrigierte. In der Gendarmerie-Anzeige vom 15. Mai 1878 heißt es über May:

»Nach den nun in dieser Richtung hin angestellten Recherchen wurde der Unbekannte in der Person des schon vielfach bestraften Karl Friedrich May früher Schullehrer in Ernstthal 40 ½ Jahre alt gegenwärtig in Neustrießen b/ Dresden wohnhaft, welcher c.a. 4 Wochen bei seinen Schwieger-Vater, den Barbier Pollmer in Hohenstein, /: der Vater des todtaufgefundenen Pollmers, :/ sich aufgehalten, und erst seit den 10. d. Mts. wieder von Hohenstein entfernt und nach Neustrießen begeben haben dürfte, ermittelt.«[34]

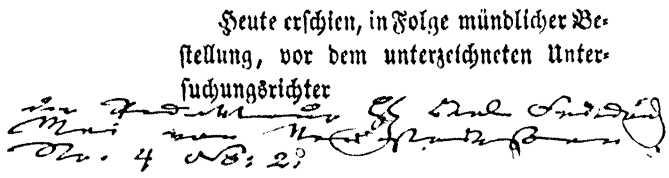
Der Gastwirt Karl Eduard Huth sagte in der Sache May folgendes aus: »Ende vorigen Monats erschien ein anständig gekleideter Mann in meinem Gasthofe in grauem Überrock, mit kleinem Hütchen als Kopfbedeckung und schwarzem Schnurrbärtchen.[35] Er sagte, daß er Redakteur einer Zeitung in Leipzig sei und nannte mir auch seinen Namen, auf den ich mich jedoch leider nicht mehr besinnen kann – Mai sagte er nicht – (…) ; er sagte u. A. noch, daß er in Leipzig 3000 Abonnenten auf sein Blatt habe.«[36]

Diese Aussage zeigt, daß sich Karl May zur Zeit seiner Recherchen, also Ende April 1878, finanziell wohl erholt haben muß. Außerdem sind die 3000 Abonnenten ein grober Hinweis auf die Auflagenhöhe der „Frohen Stunden“, die Angabe ist durchaus plausibel.

May korrigierte bei seiner Vernehmung am 11. Juni 1878 im Königlichen Gerichtsamt in Dresden Huths Aussage dahingehend, daß er nicht Redakteur in Leipzig, sondern in Dresden sei: *Ich redigiere auch in Dresden ein Unterhaltungsblatt Frohe Stunden betitelt welches bei Bruno Ratelli [!] allhier Badengas' No 29 erscheint.*[37]

Im Dresdner Adreßbuch 1877, Teil 1, S. 301 heißt es bzgl. der Adresse von Bruno Radelli: „Badergasse 29 u. 30, Cat. Nr. 340-343“.

Brigadier Ernst Oswald hatte am 15. 5. 1878 der Königlichen Staatsanwaltschaft Chemnitz angezeigt, daß May »Socialdemocrat durch und durch«[38] sei. Bei seiner Vernehmung gab May »unaufgefordert« an, »es sei Unwahrheit, daß er der socialdemokratischen Parthei angehöre und ein Schriftleiter dieser Partei sei. Er bekämpfe solche vielmehr in seinem Blatte.« [39]


Heute erschien, in Folge mündlicher Bestellung, vor dem unterzeichneten Untersuchungsrichter

Am 20. Juni 1878 beteuerte Karl May vergeblich in einem Schreiben an den Assessor Haase in Dresden, der ihn vernommen hatte, seine Unschuld. Als Anlage zu seinem Schreiben fügte er eine ausführliche und detaillierte Darstellung der Ereignisse im Zusammenhang mit der Recherche bei; er verwahrte sich darin neuerlich aufs entschiedenste gegen den Anwurf, Sozialdemokrat zu sein:

Die Angabe, ich sei Sozialdemokrat, enthält geradezu Unwahrheit. Ich gehöre zu den entschiedensten Gegnern dieser unglückseligen Richtung, wie meine Verwandten und Bekannten wohl beweisen können. Ich habe nie eine sozialistische Versammlung besucht und nie ein Wort zu Gunsten des Demokratismus gesprochen oder geschrieben. Ich kann aus meinen wissenschaftlichen und belletristischen Werken den Beweis ziehen, daß ich auf dem festen Boden des göttlichen und staatlichen Gesetzes stehe, und namentlich sind meine so viel gelesenen ›Geschichten aus dem Erzgebirge‹ nur geschrieben, um Frömmigkeit und Patriotismus zu verbreiten.

Grad in Würschnitz und Umgebung bin ich als Redacteur von ›Schacht und Hütte‹, eines Journales, welches streng gegen den Sozialdemokratismus ankämpfte, unter der dortigen Bergbevölkerung bekannt und angefeindet, vielleicht jetzt ein Grund, meine unschuldige Erkundigung in ein mir nachtheiliges Licht zu stellen.[40]

Als Beweis seiner patriotischen und königstreuen Gesinnung legte er einen Abdruck seines Gedichtes „Rückblicke eines Veteranen am Geburtstage Seiner Majestät des Königs Albert von Sachsen“ aus der Zeitschrift „Der Kamerad“ vom 24. April 1875 bei.[41]

Aber schon am selben Tag, dem 20. 6. 1878, beantragte der Staatsanwalt die Einleitung einer Untersuchung gegen den »in Neustrießen wohnhaften Redacteur Karl Friedrich Mai«.[42] Da »nach Lage der Sache eine härtere als viermonatige Gefängnißstrafe nicht eintreten kann«,[43] wurde die Angelegenheit an das Königliche Gerichtsamt Stollberg verwiesen. Am 10. Juli kam der Akt wieder nach Dresden mit dem »ergebenen Ersuchen, dem Angeschuldigten Mai in Neustrießen den Verweisungsbeschluß zu eröffnen und ihn anderweit zu vernehmen«.[44] May wurde für den 29. Juli mündlich vorgeladen, erschien aber nicht. Am 31. Juli wurde ihm die Vorladung schriftlich zugestellt.

An Herrn
Redacteur Carl Friedrich Mai
in Neustrießen.

Da Sie mündlicher Bestellung ungeachtet nicht an Amtsstelle erschienen sind, werden Sie hierdurch bei Vermeidung Ihrer persönlichen Vorführung geladen,
den 8. August 1878 1/2 10 Uhr vorm.
behufs Eröffnung eines Beschlusses und anderweiter Vernehmung in einer gegen Sie beim Kgl. GA Stollberg anhängigen Untersuchung an unterzeichneter Amtsstelle – Rampsche Str. 19 a III zu erscheinen
Dresden, am 31. Juli 1878

Königl. Gerichtsamt
I.V.
Keller Refer.[45]

Der Zusteller hatte allerdings keinen Erfolg; der Gerichtsbote vermerkte dazu:

»Adressat ist seit kurzer Zeit von Striesen ohne jede Abmeldung weggezogen, angeblich nach Hohenstein-Ernstthal
Dresden d. 6. 8. 78
Hauswald Gbt.«[46]

Nach einer Notiz des Brigadiers Oswald vom 10. Juli 1878 sollte sich der »Schwindler, Socialdemokrat und abgesetzte Schullehrer Mai, Karl Friedrich (...) gegenwärtig in Hohenstein-Ernstthal aufhalten«.[47]

Am 8. August wurde die Akte May an das Kgl. Gerichtsamt zu Stollberg zurückgeschickt, am 12. August von dort aus an das Fürstlich Schönburgische Gerichtsamt zu Hohenstein-Ernstthal übersandt, »mit dem ergebensten Ersuchen, dem angeblich in Hohenstein oder Ernstthal aufhältlichen Angeschuldigten Mai von Neustrießen den Verweisungsbeschluß Bl 20 zu eröffnen und ihn anderweit zu vernehmen.«[48]

Am 15. August[49] gibt der alte Pollmer die Auskunft, daß sein „Schwiegersohn" bereits seit 4 bis 5 Wochen von Hohenstein wieder weg sei und sich nach Berlin gewandt habe. Daraufhin wird May öffentlich vorgeladen.

Diese Vorladung erscheint im „Gensdarmerieblatt" und in der „Zweiten Beilage zur Leipziger Zeitung" von Dienstag, dem 27. August 1878.

Zweite Beilage zur Leipziger Zeitung

No 203 *Dienstag, d. 27. August 1878*

Dem Redacteur Carl Friedrich May aus Neustrießen ist in einer hier wider ihn anhängigen Untersuchung Verweisungsbeschluß bekannt zu machen.
Da der gegenwärtige Aufenthaltsort May's hier unbekannt ist, so wird derselbe geladen,
den 19. September a. c.
vormittags 10 Uhr
an unterzeichneter Gerichtsamtsstelle persönlich zu erscheinen oder bis dahin von seinem Aufenthaltsorte Kenntniß anher zu geben.
Man ersucht die Behörden und deren Organe, den May auf diese Vorladung aufmerksam zu machen und Nachricht hiervon anher gelangen zu lassen.
Stollberg, am 21. August 1878
Königliches Gerichtsamt
Repmann, Ass[50]

Wie spiegeln sich nun diese Ereignisse der Monate April bis August in der redaktionellen Betreuung der „Frohen Stunden" wider?

May und Emma Pollmer waren, wie erwähnt, um Ostern 1878 etwa vier Wochen in Hohenstein beim alten Pollmer gewesen und sind am 10. Mai wieder nach Neustrießen zurückgekehrt.[51] Heft 44 vom 28. April und Heft 45, das planmäßig am 5. Mai erschienen sein müßte, enthalten jeweils Einsendungen von Arithmogriphen von »Herrn C. G. Pollmer in Hohenstein« (S. 704) und »Herrn Pollmer, Hohenstein« (S. 720). Die beiden Hefte 46 und 47 enthalten beide noch die Seite „Allerlei", die dann allerdings vier Nummern lang fehlt. Erst in Nr. 52, dem letzten Heft des Jahrgangs, findet sich wieder ein „Aller-

lei“ (S. 828), das jedoch atypisch ist: Es enthält nur mehr „Nachträgliche Lösungen“ von Rätseln aus den Nummern 21 bis 47, allerdings mit Druckfehlern. So muß es im Arithmogriph von Nr. 42 „Brot“ statt „Boot“ und „Item“ statt „Itom“ heißen, in dem von Nr. 45 „Lohe“ statt „Lohn“. Unter den Lösungen befinden sich auch diejenigen C. G. Pollmers. Es ist anzunehmen, daß die Rätsel tatsächlich von ihm sind, denn Karl May hätte beim Rätsel in Nr. 44 als Menschenrasse nicht „Moor“ gewählt und hätte auch die Ungenauigkeit bei dem zu erratenden Frauennamen Emma vermieden, daß der Buchstabe „m“ von den Zahlen „6“ und „7“ repräsentiert wird.

Pollmers zweites Rätsel ist insofern von großer Wichtigkeit, als die zu erratenden »Namen zweier jetzt viel genannten Verbrecher« (S. 720) – man denkt unwillkürlich an Mays Beitrag „Ein jetzt Vielgenannter“ in „Schacht und Hütte“[52] – eine exakte Zeitmarke setzen, die interessante biographische Schlußfolgerungen ermöglicht. Die Lösung lautet nämlich »Hödel und Nobiling«. In Pierers Lexikon heißt es über diese beiden Verbrecher:

»Hödel Max, geb. am 27/5 1857 in Leipzig, Klempnergeselle, agitierte im Sinne der Sozialdemokratie u. machte sich durch ein Attentat auf Kaiser Wilhelm I. berüchtigt, indem er 11/5 1878 „Unter den Linden“ zwei Revolverschüsse auf denselben abgab, ohne zu treffen. H. wurde sofort ergriffen, am 10/7 1878 zum Tode verurteilt u. am 16/8 desselben Jahres zu Moabit hingerichtet.«[53]

Der Verbrecher Dr. phil. Karl E. Nobiling.

Redactions-Telephon.

Der 1857 in Leipzig geborne ehemalige Klempnergeselle Hödel, welcher am 11. Mai d. J. in Berlin auf den deutschen Kaiser einen ruchlosen Mordversuch machte, ist daselbst in verschiedenen Stellungen photographirt worden. Eine dieser Aufnahmen wird von dem nachstehenden Holzschnitt wiedergegeben.

Der Verbrecher Hödel.

»Nobiling Karl Eduard, Attentäter, geb. am 10/4 1848 bei Birnbaum, Provinz Posen, † 10/9 1878 Berlin; studierte in Halle Landwirtschaft; schoß 2/6 1878 in Berlin aus einem Hause „Unter den Linden“ auf den vorbeifahrenden Kaiser Wilhelm I., wodurch derselbe v. 30 Schrotkörnern getroffen wurde. Einen zweiten Schuß gab N. auf sich selbst ab, an dessen Folgen er drei Monate später starb.«[54]

Diese Fakten bedeuten zum einen, daß das Heft 45 nicht planmäßig am 5. Mai erschienen sein kann, sondern frühestens einige Tage nach dem 2. Juni. Von Heft 48 an erschien kein „Allerlei“ mehr, – lediglich das Abschluß-„Allerlei“ in Heft 52 – was darauf schließen läßt, daß May seiner redaktionellen Arbeit nicht mehr oder nicht mehr in vollem Umfang nachkam.

Zum anderen macht die Nennung von Hödel und Nobiling noch etwas anderes deutlich: die aufgeheizte politische Atmosphäre dieser Monate, in denen May in die Affäre um die angebliche Amtsanmaßung verwickelt war. In Pierers Lexikon heißt es dazu:

»Die Agitationen der Sozialdemokratie u. die mit ihr in Beziehung gebrachten, v. Hödel u. Nobiling 11/5 und 2/6 1878 begangenen Attentate auf Kaiser Wilhelm I. führten 21/10 1878 zum Erlaß des Reichsgesetzes ›gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie‹, des sog. Sozialistengesetzes, das die Behörden zu Verboten v. Druckschriften u. Vereinen, zu Ausweisungen etc. ermächtigte.«[55]

Hierdurch wird verständlich, warum sich May so vehement gegen die Verdächtigungen wehrte, Sozialdemokrat zu sein. Gerade als Schriftsteller und Redakteur wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, neuerlich in Schwierigkeiten zu kommen, oder gar mit Berufsverbot belegt zu werden.

Karl May war, wie erwähnt, seit seiner Entlassung aus Waldheim darauf bedacht, mit dem Gesetz nicht mehr in Konflikt zu kommen, um seine nunmehrige berufliche Entwicklung als Redakteur und Schriftsteller nicht zu gefährden. Daß er als Mitarbeiter des Münchmeyer-Verlags plötzlich wieder in eine gerichtliche Angelegenheit verwickelt worden war, war für ihn wohl Grund genug gewesen, seine Stelle zu kündigen. Er hatte sich einige Zeit als freier Schriftsteller durchgeschlagen, bis er bei Radelli wieder als Redakteur angestellt worden war.

Er hatte sich gut eingearbeitet und war auch schriftstellerisch erfolgreich, da zeitigte seine Hilfsbereitschaft gegenüber dem Großvater seiner geliebten Emma, nämlich den tatsächlichen Hergang des ominösen Todes von Eduard Emil Pollmer zu erkunden, plötzlich unerwartete Folgen: Am 15. Mai 1878 wurde Anzeige gegen ihn erstattet, es wurden Zeugen befragt, schließlich wurde er selbst am 11. Juni vom Untersuchungsrichter vernommen. May schien gewissermaßen in Panik geraten zu sein, was sich auf die Redaktionsarbeit deutlich auswirkte.

Am 20. Juni sandte er seine Verteidigungsschrift an das Gericht, deren Ausarbeitung mit Sicherheit einiges an Zeit und Sorgfalt erfordert hatte. Er dürfte für die „Frohen Stunden" gerade noch das notwendigste gemacht haben: Aus seiner Feder erschienen in den Heften 48 bis 52 noch die letzten fünf Folgen von „Auf der See gefangen" und die letzten drei Folgen der unter dem Pseudonym Emma Pollmer veröffentlichten Erzählung „Nach Sibirien". Darüber hinaus wurden Max Dittrichs Erzählung „Giftfranz" und Alice Kurs' Theaterroman „Hinter den Coulissen" zu Ende geführt sowie zwei kleinere Erzählungen, „Ein gebrochenes Herz" und „Mutter und Sohn" (Aus dem Französischen) abgedruckt. Die letzten fünf Hefte der „Frohen Stunden" enthalten keine belehrenden Aufsätze mehr – ein Indiz, daß viele von ihnen von May selbst geschrieben wurden – und auch keine Beiträge unter der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen". Nach Abschluß des Jahrgangs mit Heft 52 beendete er wohl seine Mitarbeit bei Radelli und übersiedelte mit Emma nach Hohenstein, ins Haus des alten Pollmer. Vermutlich hatte er die Wohnung in der „Villa Forsthaus" zu Ende Juli gekündigt, denn der Gerichtsbote vermerkte am 6. 8. 1878, daß May »seit kurzer Zeit von Striesen ohne jede Abmeldung weggezogen«[56] sei. Dieser verwendete die Zeit allenfalls noch dazu, den Jahrgang abzuschließen – sofern dazu seine Mitwirkung überhaupt noch erforderlich war – und seine und Emmas Habseligkeiten nach Hohenstein zu bringen. Deshalb war es nicht möglich, ihm die Vorladung in Neustrießen zuzustellen. Er schien der Vorladung allerdings absichtlich ausgewichen zu sein und hoffte, seine Verteidigungsschrift und sein Wohnungswechsel würden die Angelegenheit im Sande verlaufen lassen. Doch er unterschätzte die Beharrlichkeit der sächsischen Gerichtsbehörden.

Wie die Trennung von Radelli im einzelnen erfolgte, ist nicht belegbar. Es kann sein, daß sein Vertrag nur für den II. Jahrgang der „Frohen Stunden" galt – ein III. Jahrgang ist nicht nachweisbar. Es kann aber auch nicht ausgeschlossen werden, daß Radelli ihm kündigte, weil er merkte, daß May zuletzt die Redaktionsarbeit vernachlässigte und die Hefte nur mehr unregelmäßig erschienen. Es ist aber auch denkbar, daß May selbst die Trennung herbeiführte – etwa, um mit Emma nach Hohenstein-Ernstthal zu ziehen, damit sie den zunehmend kränkelnden alten Pollmer besser pflegen konnte.

Ob May im Juli und August 1878 tatsächlich in Berlin war, ist ebenfalls ungeklärt.[57] Es sind aus dieser Zeit auch keine Kontakte zu Berliner Verlagen bekannt; möglicherweise hat er dort jedoch versucht, eine neue Stelle als Redakteur zu finden.

Zeittafel April – Juli 1878

14. 4.	Palmsonntag. . . . Heft 42
21. 4.	Ostersonntag; Karl May und Emma Pollmer in H.-E. beim alten Pollmer zu Besuch. . . . Heft 43
25. 4.	Recherche in Niederwürschnitz.
28. 4.	Heft 44 vom 28. April dürfte noch pünktlich erschienen sein. . . . Heft 44 Arithmogriph C. G. Pollmers.
10. 5.	Karl May fährt mit Emma wieder nach Neustrießen zurück. Heft 45 mit dem Arithmogriph Pollmers „Namen zweier jetzt viel genannten Verbrecher" erscheint erst nach dem 2. Juni statt planmäßig am 5. Mai. May muß somit zwischen 28. April und 10. Mai erfahren haben, daß er gesucht wird. Vielleicht war das der Anlaß zur Rückkehr nach Neustrießen.
11. 5.	Attentat Hödels auf Kaiser Wilhelm I. in Berlin.
15. 5.	Anzeige des Brigadiers Ernst Oswald gegen May, mit dem Vorwurf, May sei Sozialdemokrat. Heft 45 bleibt liegen.
2. 6.	Attentat Nobilings auf Kaiser Wilhelm I. in Berlin.
9. 6.	Frühestmögliches Erscheinen von Heft 45 mit dem Hödel-Nobiling-Rätsel: . . . Heft 45 „Namen zweier jetzt viel genannten Verbrecher".
11. 6.	Vernehmung Mays im Königlichen Gerichtsamt Dresden; unaufgeforderte Distanzierung vom Sozialdemokratismus zwischen 2. 6. und 11. 6.
16. 6.	Heft 46 erscheint mit „Allerlei". . . . Heft 46
20. 6.	Schriftliche Stellungnahme Mays gegenüber Assessor Haase. Hödel-Nobiling-Rätsel als Teil der Verteidigung? Zwei Hefte, Nr. 46 und 47, erschienen noch mit „Allerlei", vermutlich nach Absendung der Stellungnahme.
21. 6.	Antrag auf Einleitung einer Untersuchung gegen Karl May, gleichzeitig wird die Angelegenheit an das Gerichtsamt Stollberg verwiesen.
23. 6.	Heft 47 erscheint mit „Allerlei". . . . Heft 47
24. 6.	Dem Antrag wird vom Königlichen Bezirksgericht Chemnitz stattgegeben.
30. 6.	Heft Nr. 48 erscheint ohne „Allerlei" und belehrende Aufsätze. . . . Heft 48
7. 7.	Heft Nr. 49 erscheint ohne „Allerlei" und belehrende Aufsätze. . . . Heft 49
10. 7.	Akt gelangt wieder nach Dresden (eingegangen 14. 7.). May wird für den 29. Juli zur Vernehmung vorgeladen. Ist nicht auffindbar. Laut Auskunft Pollmers vom 15. August ist er »seit 4 – 5 Wochen von Hohenstein wieder weg« und habe »sich (...) nach Berlin gewendet«,[58] das Königreich Sachsen also verlassen.
14. 7.	Heft Nr. 50 erscheint ohne „Allerlei" und belehrende Aufsätze. . . . Heft 50
21. 7.	Heft Nr. 51 erscheint ohne „Allerlei" und belehrende Aufsätze. . . . Heft 51
28. 7.	Heft Nr. 52 enthält im „Allerlei" nur mehr Rätsellösungen. . . . Heft 52
31. 7.	Schriftliche Vorladung; May bleibt untergetaucht.

Bei der Datierung der Hefte wird die Annahme zugrunde gelegt, daß Radelli im Interesse der Bezieher das Erscheinen am Sonntag beibehalten hat. Gegen eine „Paketlösung", also ein gleichzeitiges Erscheinen der restlichen vier oder fünf Hefte zu einem einzigen Zeitpunkt, spricht die Zusammenfassung aller noch fehlenden Rätsellösungen in einem „Rumpf-Allerlei" in Heft 52.

Dieser unregelmäßige Abschluß des Jahrgangs dürfte die Trennung von Radelli herbeigeführt haben, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit von seiten Radellis initiiert. Der unrühmliche Abgang des wohl untergetauchten Redakteurs könnte mit ein Grund sein, daß May die bei Radelli veröffentlichten Geschichten später entweder völlig umgearbeitet oder überhaupt nicht mehr verwendet hat. Seinen Roman machte er unkenntlich, als er Teile davon in „Old Surehand II" einbaute. Gegen die Wiederveröffentlichung einiger Erzählungen in den Bänden „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen" sowie in anderen Ausgaben der Verlage Liebau und Weichert unternahm er nichts.[59]

V.

Die „Frohen Stunden" waren eines der Unterhaltungsblätter, wie sie nach dem Inkrafttreten des Reichspreßgesetzes vom 7. Mai 1874 wie Pilze aus dem Boden des Verlagswaldes in Deutschland schossen. Es erhob den Anspruch, eine »Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart« zu sein, die Zielgruppe war schlichtweg „Jedermann", was in jenen von der „political correctness" noch verschonten Zeiten selbstverständlich auch die weibliche Leserschaft miteinschloß.

Die Konzeption der Zeitschrift, zumindest des II. Jahrgangs, – vom I. Jahrgang ist kein Exemplar bekannt – umfaßte vier Hauptgruppen von Beiträgen, nach denen auch das Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs gegliedert ist:

I. Romane, Erzählungen, Humoresken etc.
II. Belehrende Aufsätze
III. Aus allen Zeiten und Zonen
IV. Vermischtes

Es ist anzunehmen, daß der verschollene I. Jahrgang der „Frohen Stunden" ähnlich aufgebaut war. Es war eine Zeitschrift, die in ihrer Konzeption sehr stark den gängigen Familienblättern entsprach, wie May sie bei Münchmeyer betreut hatte. Er konnte bei seinen Bewerbungen also mit einschlägigen Berufserfahrungen aufwarten und benötigte keine lange Einarbeitungszeit.

Der erste mit dem Verfassernamen Karl May gezeichnete Beitrag, die Erzählung „Der Oelprinz", ist in Heft 10 enthalten. Dieses erschien gemäß der Datierung von Kapitel III und IV, die im folgenden zugrunde gelegt wird, am 2. 9. 1877. Das redaktionelle Wirken Mays wird erstmals in Heft 14 (30. 9. 1877) sichtbar. In den ersten dreizehn Nummern gab es als ständig wiederkehrende letzte Seite den „Erheiterungs-Salon", eine Zusammenstellung von Witzen. Diese Seite enthielt auch bis inklusive Heft 9 das Impressum, von Heft 10 bis 13 nur mehr den Hinweis auf die Druckerei. Das Impressum ist inhaltlich unverändert in den Zeitschriftenkopf gewandert. Davon sind zwei Versionen bekannt: Der Erstdruck wurde wohl in der Druckerei T. Moriz Hofmann in Dresden angefertigt, Nachdrucke im Stereotypverfahren – also mittels Druckplatten, die aus Matern vom Originalsatz hergestellt wurden – fertigte die Druckerei Hermann Oeser in Neusalza an. Zwischen Radelli und Oeser gibt es übrigens interessante Verbindungen: Die Zeitschrift „Deutsche Novellen-Flora"[60] erschien ursprünglich bei Oeser und wurde von Radelli übernommen, während Radelli die Nachdrucke der „Frohen Stunden", Jahrgang II, bei Oeser herstellen ließ. Leider existieren zu wenige Exemplare dieses Jahrgangs, um eine gültige Basis für Vergleiche zu haben. Soviel läßt sich jedoch sagen, daß zwischen Erstabdruck und Nachdruck(en) kleinere Unterschiede bestehen. So gibt es neben typographischen Abweichungen von Mays Roman „Auf der See gefangen" auch die vermutlich ältere Titelversion „Auf hoher See gefangen".

Heft 14 (30. 9. 1877) enthält erstmals als feste Einrichtung das den „Erheiterungs-Salon" ablösende „Allerlei". Diese Seite weist dieselbe Gliederung auf wie das „Allerlei" in „Schacht und Hütte": Interessantes, Anekdoten, Rätsel und den Briefkasten (Faksimile nächste Seite). Auf die Einrichtung dieses Briefkastens wird eigens hingewiesen; Verfasser dieses Textes ist mit Sicherheit Karl May, dessen redaktionelle Handschrift von nun an deutlich zu spüren ist.

Durch Errichtung eines Briefkastens und Aufnahme von eingesandten Räthseln ꝛc. entsprechen wir einem vielseitig an uns ergangenen Wunsche unserer geehrten Abonnenten. Jede franco an uns gerichtete Frage findet im Briefkasten der nächstauszugebenden Nummer ihre Beantwortung, und die Verfasser der ersten zehn an uns gelangenden richtigen Lösungen werden namhaft gemacht. Finden wir eine lebhafte Betheiligung erwarten, bitten wir, alle Zuschriften an die Redaction der „Frohen Stunden," Dresden, große Kirchgasse 1 erste Etage zu richten. **Die Redaction.**

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

Die Einnahme aus der Branntweinsteuer im deutschen Reiche betrug im Jahre 1874 52,331,148 Mark. Wie viel Gläschen mögen da wohl getrunken, wie viel nothwendige Pfennige ausgegeben und wie viel „Spitze," „Affen" und sonstiges Gethier mit nach Hause genommen worden sein.

Im Jahre 1873 wurden im Ganzen 8,591,653 Centner Kaffee aus den Kaffee bauenden Ländern ausgeführt. Wir können also ruhig forttrinken.

In Europa werden jährlich ungefähr 13,000 Millionen Pfund Fleisch verbraucht. Wir wünschen gesegneten Appetit!

England hat im Jahre 1874 von auswärts für 139 Millionen Mark Butter bezogen. Wie es scheint, verstehen die Gentlemens zu leben.

Anfang 1873 besaß Deutschland an Viehstand: 3,352,231 Pferde, 15,776,702 Rinder, 24,999,406 Schafe, 7,124,088 Schweine und 2,320,002 Ziegen, gewiß eine Heerde, wie sie selbst Vater Abraham nicht beisammengehabt hat.

Allerlei.

Für Damen, welche gern wissen möchten, ob sie noch einen Mann bekommen können, geben wir folgende Uebersicht:

Von 1000 verheiratheten Frauen haben durchschnittlich geheirathet:

32	im	14.—15. Jahre
101	„	16.—17. „
219	„	18.—19. „
233	„	20.—21. „
165	„	22.—23. „
102	„	24.—25. „
60	„	26.—27. „
40	„	28.—29. „
18	„	30.—31. „
14	„	32.—33. „
8	„	34.—35. „
2	„	36.—37. „
1	„	38.—39. „

Summa: 995.

Fünf von diesem Tausend bekommen also keinen Mann, und unter 1000, die 39 Jahre alt sind, bekommt nur eine Einzige einen solchen. Die größeste Hoffnung kann ein Mädchen im Alter von 20—21 Jahren haben. — Sela.

Auf dem Kirchhofe eines Oberbayrischen Pfarrdorfes ist folgende fromme Grabschrift zu lesen:

„Steh', Wanderer und weine!
Hier ruhen meine Gebeine;
Ich wollt', es wären Deine!"

Im ehemaligen Budissiner Gesangbuche ist über die Speisung der Fünftausend folgende überraschende Strophe zu lesen:

„Andreas hat gefehlet,
Philippus falsch gewählet,
Sie rechnen wie ein Kind.
Mein Jesus kann addiren
Und kann multipliciren
Auch da, wo lauter Nullen sind."

In Dresden klebte an der Thür eines Hauses kürzlich ein Zettel mit folgender Ankündigung:

„Hier im Parterre ist eine Dachstube zu vermiethen."

Anecdoten.

Bei Einführung der Hundesteuer in einem der kleinen mitteldeutschen Fürstenthümer gab ein Ortsschulze den verlangten Bericht folgendermaßen ab:

„Unterthänigster Hundebericht:
Der Pfarrer — ein Hund,
Der Doktor — ein Hund,
Der Schulmeister — ein Hund,
Und ich — ein Hund.
Zusammen vier Hunde.

Hüttenfritz: „Du, Du! Schon wieder mit der Flasche? Du willst Dich doch nicht etwa auf die liederliche Seite legen?"

Berghans: „I bewahre; aber meine Alte wird itzt so fett, daß ich jedesmal einen Kornschnaps d'rauf trinken muß, wenn ich sie angesehen habe."

Räthsel.

Es hat zwei Flügel und kann nicht fliegen —
Es hat einen Rücken und kann nicht liegen —
Es hat ein Bein und kann nicht steh'n —
Es kann wohl laufen, aber nicht geh'n.

Richtige Lösungen gingen ein von den Herren Ernst Schiffner und Carl Forkel in Chemnitz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 3.

Jacht, Pacht, Schacht; Wacht, Macht, Nacht.

Briefkasten.

Herrn C. C. F. Expedient in Ch. Wie Sie aus Nr. 2 ersehen, haben Sie sich theilweise geirrt.

Herrn E. N. in D. Der Ciprin. auratus ist im Jahre 1615 durch die Engländer aus China nach Europa gekommen, hat aber durch die Zucht sowohl Farbe als auch Flossen sehr verändert. Ebenso ist die Farbe des Fring. canaria durch die Zucht eine andere geworden. Er kam im 16. Jahrhundert von den canarischen Inseln zu uns. — Amathusia war Beiname der Aphrodite (Venus) von Amathus. Alcide, dichterischer Beiname des Herkules. — Der Schlagfluß.

Frau E. N. in D. Besten Dank. Sie wollen Ihren Mitlesern gern auch ein Räthsel aufgeben? Wie Sie sehen, ist Ihr Wunsch berücksichtigt worden.

Zusendungen, Räthsel und Briefkasten betreffend, wolle man adressiren an die Redaktion von „Schacht und Hütte," Dresden, Jagdweg 14. I.

Aus biographischer Sicht bedeuten diese Veränderungen in der Konzeption der „Frohen Stunden", daß folgende Möglichkeiten der Kontaktaufnahme mit Bruno Radelli denkbar sind:

1. Karl May sandte im Zuge seiner Akquisition die Manuskripte von „Der Oelprinz" und ggf. auch weiterer Erzählungen an den Verlag Radelli. Sie wurden für die Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen" angenommen, deren erste beide Beiträge Max Dittrich verfaßt hatte. „Der Oelprinz" war der neunte Beitrag dieser Serie. Da die vorangegangenen acht Beiträge wenig abenteuerlich und schon gar nicht spannend waren, dürfte die Vermutung naheliegen, daß die Manuskripte Mays erst kurz vor der Veröffentlichung am 2. 9. beim Verlag vorlagen, sonst hätte man diese attraktiven Texte wohl schon früher gebracht. Aus dieser Autor-Verlags-Verbindung könnte sich ein persönlicher Kontakt – beide saßen ja in Dresden – und die Ausweitung auf eine Mitarbeit als Redakteur ergeben haben. Bemerkenswert ist, daß weder bei „Schacht und Hütte", den „Feierstunden am häuslichen Heerde" und dem „Deutschen Familienblatt" noch bei den „Frohen Stunden" der Name Karl Mays als Redakteur genannt wird. May war also nur einfacher Redakteur und hatte keinerlei Herausgeberfunktion wie sie etwa Hans Wachenhusen für die Zeitschrift „Der Hausfreund" besaß. Die Einarbeitung in die Redaktionstätigkeit und die Vorbereitung der ersten „Allerlei"-Folge vom 30. 9. mit Briefkasten muß im September 1877 erfolgt sein.

2. Karl May bewarb sich, vielleicht auf einen Ratschlag oder eine Vermittlung Max Dittrichs hin, gleich als Redakteur bei Radelli, wurde genommen und brachte als Morgengabe einige Erzählungen mit, die für „Aus allen Zeiten und Zonen" geeignet waren und neuen Schwung hineinbrachten. Diese Erzählungen wurden schnellstmöglich in Satz gegeben und ab Heft 10 abgedruckt. Parallel dazu bereitete May die Ablösung des „Erheiterungs-Salons" durch sein „Allerlei" vor, für das er kleine wissenswerte Meldungen, Anekdoten und Rätsel sammeln mußte. Der erste Briefkasten zeigt bereits die Verbreitung der Zeitschrift: Es wurden Zuschriften aus Berlin, Stettin und Brünn sowie natürlich aus Sachsen beantwortet. Möglicherweise war auch die eine oder andere Zuschrift unecht.

So war Karl May spätestens Ende September 1877 wieder als mehr oder weniger wohlbestallter Redakteur tätig. Das Intermezzo als freier Schriftsteller kann also höchstens ein halbes Jahr – von Februar oder März bis September 1877 – gedauert haben. Ähnlich wie im Münchmeyer-Verlag bot ihm die Redaktionsarbeit – das Sammeln und Sichten von Manuskripten, Abfassen redaktioneller Texte, Korrektur lesen und Beantwortung von Leserbriefen – ausreichend Zeit, selbst schriftstellerisch tätig zu sein. Er versuchte auch als Autor der „Frohen Stunden", dem Anspruch, ein „Unterhaltungsblatt für Jedermann" zu gestalten, gerecht zu werden. Vor allem konnte er nach Herzenslust ausprobieren, was am besten bei den Lesern ankam. Die Resonanz bekam er ja durch die Leserbriefe gleich aus erster Hand mit. In starkem Maße nützte er die Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen", die er förmlich an sich riß, wie die folgende Aufstellung deutlich macht.

Aus allen Zeiten und Zonen.

I. Amerikanisch. Erinnerung eines modernen Nomaden, von Max Dittrich.
II. Die astronomische Uhr im Münster zu Straßburg. Von Max Dittrich
III. Ein kaiserlicher Aderlaß. Aus Rußland's Geschichte erzählt von O. Jahnsen.
IV. Vom Köhler zum Grafen (Anonym)
V. Unter Corsaren. (Anonym).
VI. Pferderennen bei den Kalmücken. Skizze von W. von Overdal.
VII. Ein Gegengeschenk. (Anonym).
VIII. Negerleben in Brasilien. Von J. Engell-Günther.

Beginn von Mays Mitarbeit:

IX. Der Oelprinz. Ein Abenteuer aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Karl May.
X. Die Gum. Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May.
XI. Ein Abenteuer auf Ceylon von Karl May.
XII. Die Kriegskasse. Eine kleine Episode aus einer großen Zeit von E. Pollmer.
XIII. Aqua Benedetta. Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.
XIV. Ein Self-man. Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer.
XV. Karneval in der Saargegend. Skizze von Max Dittrich.
XVI. Das neue Hoftheater in Dresden. (Anonym).
XVII. Räuberhöhlen in London. Von K. Böttcher.
XVIII. Londoner Spielhölle. Von K. Böttcher.
XIX. Mexikanische Gaunerstücke. Von K. Böttcher.
XX. Aus der Chronik von Mühlhausen im Elsaß. Historische Rückblicke von Max Dittrich
XXI. Der Africander. Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer.
XXII. Vom Tode erstanden. Ein Abenteuer aus Californien von Emma Pollmer.
XXIII. Die Rache des Ehri. Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien von Emma Pollmer.
XXIV. Reise-Erinnerungen aus Rußland. Von Max Dittrich.

Neben Erzählungen unterschiedlichster Art konnte er vor allem seinen ersten eigenständigen Roman veröffentlichen, bei dem er nicht – wie bei „Der beiden Quitzows letzte Fahrten" – an inhaltliche Vorgaben gebunden war. „Auf der See gefangen" wurde dann auch ein mixtum compositum aus allen erdenklichen Sparten, vom Kriminalroman angefangen bis zum Indianerroman.

Die Zielrichtung, die May hinsichtlich seiner literarischen Entwicklung verfolgte, lag nunmehr eindeutig in der Belletristik. Beiträge belehrender Natur zeichnete er gar nicht mehr mit seinem Namen. Für seine belletristischen Beiträge verwendete er mehrmals den Namen seiner Lebensgefährtin Emma Pollmer als Pseudonym. Als guter Redakteur wollte er natürlich vermeiden, daß die Leser den Eindruck bekämen, sie würden mit Arbeiten eines einzigen Autors überflutet. Daß er seiner Emma damit gleichzeitig Freude machen würde, war sicher ein willkommener Nebeneffekt.[61]

VI.

Auch nach seinem Eintritt bei Radelli erschienen in anderen Verlagen noch Erzählungen Mays, meist jedoch Nachdrucke schon früher veröffentlichter Texte.

Mit Sicherheit hatte er einen Teil davon noch in den Monaten zuvor verfaßt und eingesandt. Das Honorar dafür war ein willkommenes Zubrot zu dem Redakteursgehalt, dessen Höhe man zwar nicht kennt, das aber nicht sonderlich üppig gewesen sein dürfte, zumal für zwei Personen. Emma war nun nicht mehr als Hausmädchen tätig, weil die Betreuung des eigenen Haushalts in der „Villa Forsthaus" viel Zeit erforderte.[62]

Eine Gegenüberstellung der Beiträge für die „Frohen Stunden" mit den Erzählungen, die Karl May 1877/78 bei anderen Verlagen publizierte, macht deutlich, wie wichtig für ihn die Zusammenarbeit mit Radelli war.

Mays Erzählungen 1877/78

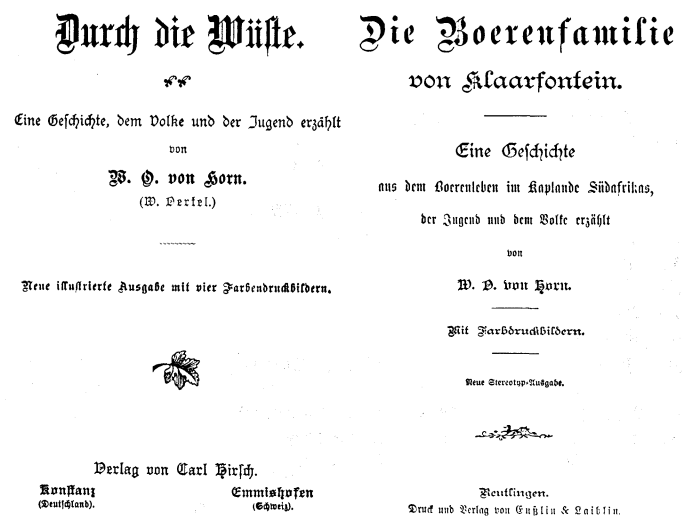
Zeitraum	Frohe Stunden	Andere Zeitschriften/Kalender
1877		
Bis März		Der beiden Quitzows letzte Fahrten
Mai/Sept.		Unter den Werbern (Nachdruck)
August		Der Dukatenhof
August		Die verhängnisvolle Neujahrsnacht
September	Der Oelprinz Die Gum	Die beiden Nachtwächter
Sept./Okt.	Abenteuer auf Ceylon	Ein Stücklein vom alten Dessauer (Nachdruck)
Okt./Nov.	Die Kriegskasse	Die Rose von Kahira (Nachdruck)
Nov./Dez.	Aqua benedetta	Der Samiel
Ab Nov. bis Juli	Auf der See gefangen	
Ab Dez. bis Feb.	Ein Self-man	Der Gitano (Nachdruck) Der Kaiserbauer Aus der Mappe eines Vielgereisten (Nachdruck)
1878		
Jan.		Das Ducatennest
Feb./März	Husarenstreiche Der Africander	Die falschen Exzellenzen
März		Der Teufelsbauer
März/April	Vom Tode erstanden	Die Fastnachtsnarren (Nachdruck)
April/Mai	Die Rache des Ehri	Die drei Feldmarschalls (Ps. Emma Pollmer)
Mai/Juli	Nach Sibirien	Das Ducatennest (Nachdruck)
Juni		Die verwünschte Ziege Die Fastnachtsnarren (Nachdruck)
Juli/Aug.		Der Teufelsbauer (Nachdruck) Im Seegerkasten
Aug./Sept.		Die drei Feldmarschalls (Nachdruck) Ziege oder Bock
Sept./Okt.		Der Herrgottsengel (Ps. Emma Pollmer)
Oktober		Winnetou (Nachdruck)
Oktober		Die Laubthaler (Nachdruck)
Okt./Nov.		Die Rose von Sokna
Oktober		Die verwünschte Ziege (Nachdruck)
Dezember		Des Kindes Ruf
Dez./Jan. 1879		Fürst und Reitknecht (Nachdruck)

Nach der Trennung von Münchmeyer mit Heft 29 der „Feierstunden am häuslichen Heerde“ im März 1877 erschienen bis inklusive September desselben Jahres lediglich drei Erzählungen. Auch für den Rest des Jahres 1877 ist die schriftstellerische Ausbeute außerhalb der „Frohen Stunden“ nicht eben üppig, aber nicht so sehr, weil May so wenig unterbrachte, sondern weil ihn die Arbeit an den „Frohen Stunden“ voll forderte. Es ist kaum anzunehmen, daß er etwa die in der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen“ veröffentlichten Erzählungen bereits in der Schublade liegen hatte. Von November 1877 an erschien sein Fortsetzungsroman „Auf der See gefangen“, der bis zum letzten Heft des Jahrgangs im Juli 1878 lief.

Auch im ersten Halbjahr 1878 erschienen neben den fünf Erzählungen und dem Roman in den „Frohen Stunden“ nur relativ wenige neue Geschichten in anderen Zeitschriften. Die Schwierigkeiten und der Ärger mit der ungerechtfertigten Anzeige wegen Amtsanmaßung ließen naturgemäß keine sonderliche Schaffensfreude aufkommen. Von den insgesamt

18 Veröffentlichungen außerhalb des Verlages Radelli sind zehn mehr oder weniger Nachdrucke früherer Erzählungen. Daraus könnte der Eindruck entstehen, daß May wohl nicht freiwillig den Verlag verlassen hatte.

Was May für die „Frohen Stunden" schrieb, unterscheidet sich im Ganzen deutlich vom Rest seiner damaligen Veröffentlichungen. So fällt auf, daß er andere Zeitschriften zwar mit Dorfgeschichten und Humoresken versorgte, daß er aber in „seinem" Blatt weder eine Dorfgeschichte noch eine Dessauer-Erzählung brachte. Es enthält mit den „Husarenstreichen" auch nur eine einzige schwankhafte Erzählung; sonst sind es Abenteuer- und Kriminalgeschichten, teilweise in historischem Gewand. Die Beiträge in den „Frohen Stunden" muten nach der noch bescheidenen Versuchsreihe „Aus der Mappe eines Vielgereisten"[63] wie eine erste, repräsentative Testreihe auf dem Gebiet exotischer Spannungsliteratur an, zu der er vielleicht durch die Überschrift „Aus allen Zeiten und Zonen" angeregt wurde. Hinsichtlich der Handlungszeiten springt er bis zu Napoleon I. und Ludwig XV. von Frankreich zurück, die großen Abenteurer ihrer Zeit, Casanova und der Graf von Saint Germain, treten auf. Differenzieren konnte sich May von anderen Autoren vor allem durch die Schauplätze seiner abenteuerlichen Geschichten: Nordamerika, Nord- und Südafrika, Ceylon, die Südsee, Rußland – eine Streubreite, wie sie nur wenige Autoren aufzuweisen hatten, Friedrich Gerstäcker (1816-1872)[64] etwa oder W. O. von Horn (1798-1867),[65] von denen May wichtige Impulse empfing. Mittelpunkt dieser frühen Manifestation seines schriftstellerischen Wirkens ist der Roman „Auf der See gefangen".



Durch die Wüste.

Eine Geschichte, dem Volke und der Jugend erzählt

von

W. O. von Horn.

(W. Perkel.)

Neue illustrierte Ausgabe mit vier Farbendruckbildern.

Verlag von Carl Hirsch.

Konstanz (Deutschland). Emmishofen (Schweiz).

Die Boerenfamilie von Klaarfontein.

Eine Geschichte aus dem Boerenleben im Kaplande Südafrikas, der Jugend und dem Volke erzählt

von

W. O. von Horn.

Mit Farbdruckbildern.

Neue Stereotyp-Ausgabe.

Reutlingen. Druck und Verlag von Enßlin & Laiblin.

Einen dritten Anlauf, ein Panoptikum der Spannungsliteratur zu schaffen, unternahm Karl May schon ein Jahr nach seiner Trennung von Bruno Radelli: Im „Deutschen Hausschatz" rollte er, unter weitgehender Verwendung der Motive aus Beiträgen zu den „Frohen Stunden", seine Welt der Abenteuer aufs neue auf, qualitativ weitaus besser, gediegener, wesentlich breiter im Erzählfluß – und erstmals von unverkennbarer Webart. Im Vergleich dazu wirken die aus einem vierten, rein finanziell motivierten Anlauf heraus entstandenen fünf Münchmeyer-Romane wie ein ins Überdimensionale gesteigertes Zerrbild der „Frohen Stunden" – Beiträge mit allen ihren Elementen und Requisiten, Schauplätzen und Motiven.

Mays Beiträge für die „Frohen Stunden" – es sei davon ausgegangen, daß er für den bislang verschollenen I. Jahrgang nicht tätig war – wurden teilweise zu Lebzeiten des Autors mehrfach wieder veröffentlicht oder stofflich weiterverwendet.

Der Roman „Auf der See gefangen" wurde kurz nach Abschluß des Erstabdrucks von dem auf Raubdrucke spezialisierten Verlag Morwitz & Co, Philadelphia, in seiner Reihe „Heimat und Fremde" unter dem Titel „Auf hoher See gefangen" als Band 50 (in deutscher Sprache) herausgebracht. Diese Titelwahl könnte ein Indiz dafür sein, daß dies die ältere Titelversion des Zeitschriftenabdrucks ist. In dieser Reihe waren auch Romane Armands und Möllhausens erschienen. Wie A. Graf feststellte, sind die Titel der Reihe „Heimat und Fremde" chronologisch geordnet.[66] Damit läßt sich das Erscheinungsjahr von „Auf hoher See gefangen" einigermaßen genau ermitteln: Band 46, Hans Wachenhusens (1822-1898) „Salon und Werkstatt", erschien erstmals in der „Roman-Zeitung" bei Janke, Berlin, 1878 (Buchausgabe 1879), Band 48/49, A. E. Brachvogels (1824-1878) „Der Kampf der Dämonen" als Zeitschriftenabdruck 1879 (Buchausgabe 1880). Band 59, Adolph Schirmers (1821-1886) „Der Sohn des Grafen" wurde lt. H. Sallabergers Bibliographie[67] erstmals 1880 bei Morwitz veröffentlicht. Somit dürfte Mays Roman frühestens 1879 bei Morwitz herausgekommen sein.[68] Da „Im fernen Westen" und „Der Waldläufer" erst am 29. November 1879 erschienen,[69] ist es jedoch nicht ganz ausgeschlossen, daß es sich bei der Morwitz-Ausgabe um die erste deutschsprachige Buchausgabe Karl Mays handelt.

In seiner vollen Länge wurde der Roman zu Lebzeiten Mays noch zweimal nachgedruckt: beide Male unter dem neuen Titel „Schloß Wildauen" in der in Berlin erscheinenden „Deutschen Gartenlaube" 1888 und 1895/96.[70]

May nahm den Roman nicht in seine „Gesammelten Reiseromane" bzw. „-erzählungen" bei Fehsenfeld auf. Einerseits paßte wohl die Kriminalgeschichte nicht zu dem Image als Reiseschriftsteller, das er sich in den neunziger Jahren aufgebaut hatte, andererseits wäre ihm wohl eine Umarbeitung zu aufwendig gewesen. Außerdem waren einige Episoden schon in seiner „Old Firehand"-Erzählung[71] enthalten und über die Version „Im fernen Westen" (1879) in die Buchausgabe „Winnetou II"[72] gelangt. Als May aber unter starkem zeitlichen Druck, mit privaten und gesundheitlichen Problemen kämpfend, 1894/95 seinen zweiten Band der „Old Surehand"-Trilogie verfaßte, da griff er doch auf seinen ersten, vollendeten Roman zurück und bearbeitete ihn geschickt. Für „Old Surehand II" schrieb er eine kleine Rahmenhandlung, die im Boardinghouse der mittlerweile von Hoboken nach Jefferson City, Missouri, übersiedelten Mutter Thick spielt. An einem endlos langen Wirtshausabend – man zweifelt, ob alle diese Geschichten an einem Abend bewältigt werden können, – erzählen Gäste verschiedene Abenteuer aus dem Wilden Westen. Dazu gehört auch ein Abenteuer mit Winnetou und Sam Fire-gun, das ein ehemaliger Indianeragent zum besten gibt. Später stößt der Detektiv Treskow zu den Gästen, unter denen sich auch Old Shatterhand befindet, und berichtet, wie es mit Fire-gun, dem „Schwarzen Kapitän" und Miß Admiral weitergegangen war. Die in Deutschland spielenden Handlungsteile, die Geschichte um die Rehabilitierung des Sohnes von Otto Victor von Schönberg-Wildauen und die eigentliche Kriminalgeschichte fehlen. Neben dem veränderten Roman, der Mutter Thick und dem Detektiv Treskow verwertete May auch noch die spätere Fassung seiner Erzählung „Ein Self-man" („Three carde monte") und „Vom Tode erstanden" aus den „Frohen Stunden".[73]

Als Karl May im März 1879 mit dem Verlag Friedrich Pustet in Kontakt kam und ihm die Möglichkeit zur Zusammenarbeit geboten wurde, griff er auf einige seiner Abenteuererzählungen aus

HEIMAT UND FREMDE.

Verlag von

MORWITZ & CO.

Philadelphia, Pa.

Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Zeitungshändler.

Die billigste Sammlung von interessanten Romanen und Novellen der hervorragendsten Schriftsteller. Fast jeder Band in Oktav Format geheftet und beschnitten, enthält eine vollständige Erzählung.

Preis pro Band broschirt 15 Cts. franco per Post 20 Cts.
„ „ „ gebunden 35 „ „ „ „ 40 „

1 Der letzte Bombardier, Roman von F. W. Hackländer.
2 Der Piraten-Lieutenant, Roman von Balduin Möllhausen.
3. Die Blauen und Gelben, Roman von Friedrich Gerstäcker.
4. Der Raub Straßburgs, von Heribert Rau.
5. Deutschlands Ehre, von Bernd von Guseck.
6. Das Testament Peter des Großen, Roman von L. Herbert.
7. Der Elephant, von A. von Winterfeld.
8. und **9.** Der fliegende Holländer, Roman von A. E. Brachvogel.
10. Die Schloßdiebe, von G. Hiltl.
„ Nemesis, von F. Friedrich.
11. Herr Lecoq, Krim.-Roman von F. Gaboriau.
12. Zwei heitere Geschichten, von Adolph Wagenburg.
13. Der tolle Hans, von Streckfuß.
„ Die Söhne Barneveld's, von Schmidt-Weissenfels.
14. Um Thron und Leben, von Georg Hiltl.
15. Im Eckfenster, Roman von F. Gerstäcker.
16. Gabriele, das Weib des Spielers, von G. Widenmann.
„ Die Franctireurs, von F. Gerstäcker.
17. Ein Verworfener, von J. D. H. Temme.
„ Das Forsthaus.
18. Jeremias und die schöne Vincenzia. — Der Herr des Hauses. — Frau Eochen. — Regine. — Die Verlobte, von Cliers.
19. und **20.** Der Fels von Erz, Roman von A. E. Brachvogel.
21. Die alte spanische Urkunde, von A. Mand.
„ Das Gespenst, von E. v. Dedenroth.
22. Vier Blüthen und eine Frucht, von Wm. Schmidt. Colomba, von P. Mosper Merimee.
23. Glänzende Bahnen, von August Silberstein.
24. Glänzende Bahnen, (2 Band).
„ Die Sonne bringt es an den Tag.
25. Die Baronin, von E. v. Dedenroth.
„ Mit eiserner Hand.
26. Die Sklaverei der Liebe, von Ed. Hahn.
27. und **28.** Die Kainszeichen, Roman von W. Hackländer.
29. und **30.** Um Szepter und Kronen, Roman von Gregor Samarow.
31. und **32.** Die Ehefabrikanten, Humor. Roman von A. von Winterfeld.
33. Der verlorene Sohn, von Adolph Streckfuß.
34., **35.** und **36.** Europäische Minen und Gegenminen, von Gregor Samarow.
37. Graf Buseckow, von A. von Winterfeld.
38. und **39.** Zwei Kaiserkronen, } von
40. und **41.** Kreuz und Schwert, } Gregor
42. und **43.** Held und Kaiser, } Samarow.
44. Auf der Bahn des Verbrechens, von Ewald August König.
45. Um Ehre und Leben, von M. Betzold.
46. Salon und Werkstatt, von H. Wachenhusen.
47. Die Tochter des Millionärs, von E. Pierce.
48. und **49.** Der Kampf der Dämonen, Roman von A. E. Brachvogel.
50. Auf hoher See gefangen, von K. May.
„ Das Muttermal, von Berlepsch.
51. Der Teufels-Kapitän, von J. Steinmann.
„ Endlich gesühnt, von Friedrich Friedrich.
„ Ein Familien-Drama, von Walther Vogel.
52. Fluchbeladen, von C. M. Vacano.
53. Der Diamanten-Diebstahl, Roman von v. Rosenthal-Bonin.
„ Der Kampf um's Glück, von E. Linhart.
54. Das Todtenzimmer im Schlosse Brion, Roman von George F. Born.
55. Violet, von Wilhelm Zimmermann.
„ Die Frau des Bankdirektors, von D. Reesen.
56. Der falsche Erbe, Roman von Jules Romain.
„ Eine folgenreiche Vertheidigung.
57. Das Vermächtniß der Mutter, Erzählung von Karl Hartmann-Plön.
„ Zweimal vermählt, von E. Linhart.
58. Spuren im Sande, Roman von E. A. König.
59. Der Sohn des Grafen, von A. Schirmer.
60. Der Doppelgänger, von Eduard Wagner.
61. Die Entführung, von M. Rosen.
62. Jean Malory, Roman von Ernest Daudet.
63. Gewagtes Spiel, von E. H. von Dedenroth.
64. Der letzte Stern erloschen, Roman von A. Lutetsburg.
„ Aus Liebe, Kriminalgeschichte von F. Friedrich.
65. und **66** Die Diamanten des Grafen von St. Germain, Roman von B. Fällborn.
67. und **68.** Der Irrenarzt, Roman von C. von Bischofshausen.

den „Frohen Stunden“ zurück und faßte sie für den „Deutschen Hausschatz“ neu. May verwandte darauf sehr viel Sorgfalt, was sich in der Qualität der Neufassungen deutlich niederschlug.

Frohe Stunden 1877/78	**Deutscher Hausschatz 1879/80**
Die Gum	Unter Würgern
Abenteuer auf Ceylon	Der Girl-Robber
Aqua benedetta	Ein Fürst des Schwindels
Ein Self-man	Three carde monte
Der Africander	Der Boer van het Roer
Die Rache des Ehri	Der Ehri
Nach Sibirien	Der Brodnik

Herbert Meier befaßt sich in seiner hervorragenden Einleitung zum Reprint der „Kleinen Hausschatz-Erzählungen“ detailliert mit der Metamorphose dieser Erzählungen.[74] Es sei ausdrücklich auf seine Ausführungen verwiesen. Im Rahmen des vorliegenden Reprints wird auf diese Erzählungen deshalb nicht näher eingegangen.

Wie erwähnt, war Radelli auch Kommissionär des Verlags Hugo Liebau, Berlin. Es ist denkbar, daß über diese Verbindung die Idee entstand, die exotischen Erzählungen Mays aus den „Frohen Stunden“ zu einem Buch zusammenzustellen, die Titel der Erzählungen etwas wirkungsvoller zu gestalten und den seit dem Erscheinen der „Gesammelten Reiseromane“ bei Fehsenfeld populär gewordenen Namen Karl May zu nutzen. Liebau brachte 1894 erstmals die Anthologie „Der Karawanenwürger“ heraus, die folgende Texte aus den „Frohen Stunden“ enthielt:

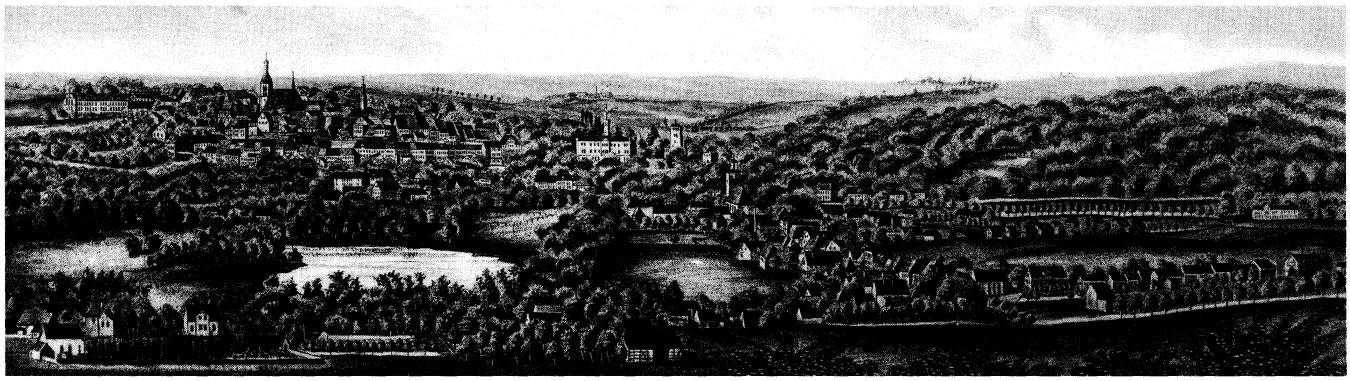
Frohe Stunden	**Karawanenwürger**
Der Oelprinz	Der Brand des Ölthals
Die Gum	Der Karawanenwürger
Ein Abenteuer auf Ceylon	An Bord der Schwalbe
Ein Self-man	Im wilden Westen
(Emma Pollmer)	(Emma Pollmer)
Der Africander	Ein Abenteuer in Südafrika
(Emma Pollmer)	(Emma Pollmer)
Die Rache des Ehri	Die Rache des Ehri
(Emma Pollmer)	(Emma Pollmer)

Parallel dazu erschien ebenfalls bei Liebau das Bändchen „Aus fernen Zonen“. Es enthält „Der Karawanenwürger“, „Ein Abenteuer in Südafrika“ und „Der Brand des Ölthals“.

„Der Karawanenwürger“ enthält neben den von Karl May orthonym oder unter den Pseudonymen E. Pollmer oder Emma Pollmer veröffentlichten Erzählungen auch einen anonymen Text mit dem Titel „Ein Kampf mit Piraten“, der weder von Karl May stammt noch dem II. Jahrgang der „Frohen Stunden“ entnommen ist. Möglicherweise ist er dem I. Jahrgang entnommen?

Ab Ende 1894 übernahm der Verlag Weichert, Berlin, diese Ausgaben und brachte sie später unter verschiedenen Buchtiteln und Verlagsnamen in unterschiedlicher Kopplung, teilweise mit Erzählungen anderer Autoren, bis Ende der 20er Jahre heraus. 1987 edierte der Karl-May-Verlag, Bamberg, einen Reprint der Erstausgabe des „Karawanenwürgers“. Das ausführliche Nachwort von Roland Schmid enthält detaillierte Ausführungen über diese Anthologie, über die darin enthaltenen Erzählungen und ihre Bearbeitung für die Buchausgabe.[75] Aus diesem Grund wird im Rahmen dieser Einleitung auf diesen Themenkomplex nicht näher eingegangen.

Die einzigen Beiträge, die zu Lebzeiten Karl Mays nicht nachgedruckt wurden, sind „Die Kriegskasse“ und „Husarenstreiche“, zwei historische Erzählungen. Diese sowie der Roman „Auf der See gefangen“ werden im folgenden näher untersucht. Die Ausführungen über Mays Erstlingsroman stützen sich im wesentlichen auf das Nachwort, das der Verfasser der vorliegenden Einleitung für die unter dem Titel „Winnetou und der Detektiv“ erschienene Neuausgabe verfaßt hat.[76]



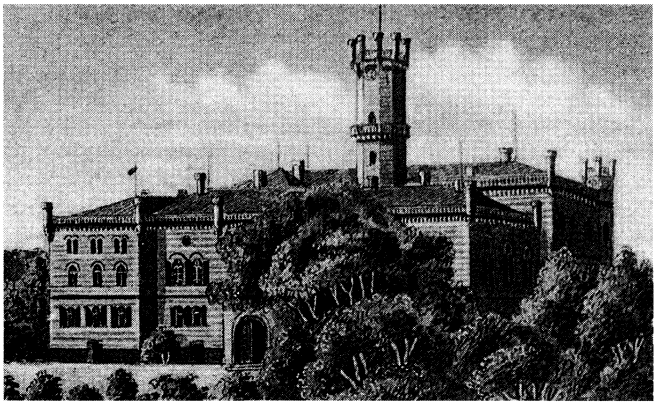
Panoramaansicht von Waldenburg

VII.

Auf der See gefangen

Karl Mays Geburtsort Ernstthal – 1898 mit dem Nachbarstädtchen Hohenstein zu Hohenstein-Ernstthal vereinigt – gehörte zu den fürstlich und gräflich Schönburgischen Rezeßherrschaften, die ursprünglich reichsunmittelbare Gebiete waren, im achtzehnten Jahrhundert unter sächsische Landeshoheit kamen, aber noch einige Sonderrechte behalten durften, die erst 1878 aufgehoben wurden. Im Revolutionsjahr 1848 stürmten empörte Untertanen des Fürsten das Schloß Waldenburg und setzten es in Brand, nachdem Fürst Otto Victor von Schönburg-Waldenburg (1785-1859) geflohen war und sich unter den Schutz des Militärs begeben hatte.

Obgleich sich der Fürst offenbar nicht gerade ungeteilter Beliebtheit erfreute, setzte ihm Karl May in seinem Roman „Auf der See gefangen“ ein literarisches Denkmal. Otto Victor von Schönberg-Wildauen, der „alte Knaster“, trägt unverkennbar Züge des einstigen Landesherrn, wobei May den Namen des im Jahre 1700 von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhobenen

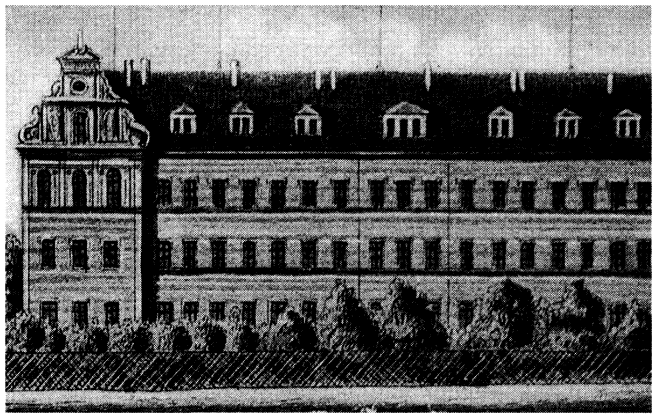


Schloß Waldenburg

Hauses nur leicht verfremdet hat. Eine Hauptrolle spielt Otto Victor auch in der erst Anfang der neunziger Jahre von dem Dresdener May-Forscher Peter Richter im „Neuen deutschen Reichsboten" wieder aufgefundenen frühen May-Erzählung „Ziege oder Bock".[77] Es scheint, als hätte der Schriftsteller vorgehabt, einen Kranz von Erzählungen um den „alten Knaster" zu schreiben,[78] so wie er ihn dann um die Figur Fürst Leopolds von Anhalt-Dessau, des „alten Dessauers", geschaffen hat.

Was konnte May bewogen haben, ausgerechnet Fürst Otto Victor literarisch zu verewigen? Ein Blick in die Autobiographie „Mein Leben und Streben" gibt hier einen wichtigen Hinweis: *Der Herr Pastor legte ein gutes Wort für mich bei unserm Kirchenpatron, dem Grafen von Hinterglauchau,* (gemeint ist Heinrich von Schönburg-Glauchau, Anm. des Verfassers) *ein, und dieser gewährte mir eine Unterstützung von fünfzehn Talern pro Jahr, eine Summe, die man für mich für hinreichend hielt, das Seminar zu besuchen.*[79]

Zu Ostern 1856 hatte May die Volksschule absolviert. Der Besuch eines Gymnasiums und ein nachfolgendes Studium lagen außerhalb der finanziellen Möglichkeiten der Familie May, obgleich der Vater, der Webermeister Heinrich August May, überzeugt war, daß sein Sohn zu Höherem befähigt sei, als lediglich Weber zu werden. Unter großen finanziellen Opfern wurde Karl May auf das 1844 von Fürst Otto Victor gegründete Lehrerseminar nach Waldenburg geschickt. Am 29. September 1856 bestand er die Aufnahmeprüfung und wurde Zögling dieses Internats. Nach einem Jahr Proseminar stieg er 1857 in die IV. Klasse des eigentlichen Seminars auf.



Fürstliches Lehrerseminar

Friedrich Wilhelm Schütze (1807-1888), der Direktor des Seminars, setzte sich sehr für die bedürftigen Schüler ein und erreichte, daß auch Karl May eine finanzielle Förderung erfuhr. Im Jahr darauf schrieb Schütze an Graf Heinrich von Schönburg-Glauchau (1794-1881), den Ernstthaler Patronatsherrn, sowie an Fürst Otto Victor und verwendete sich für May. Die beiden Briefe wurden vom Hohenstein-Ernstthaler May-Forscher Ekkehard Fröde aufgefunden und beweisen, daß die mehrfach bezweifelten Angaben Mays in seiner Autobiographie bezüglich einer Förderung der Wahrheit entsprechen. Schütze schrieb an den Stifter des Waldenburgischen Seminars:

An
Seine Hochfürstliche Durchlaucht
Herrn Herrn Otto Victor,
Fürsten u Herrn von Schönburg-Waldenburg.

Ew. Durchlaucht haben in Gnaden zu befehlen geruht, daß ich mich über Bedürftigkeit und Würdigkeit der diesmaligen Freistellenbewerber gutachtlich äußern und wegen fernerweiter Verleihung der zur Erledigung gekommenen halben Freistellen unterthänigste Vorschläge thun solle.
Von den 9 Bewerbern sind:
Gottlieb Anton Schaller aus Langenchursdorf, Oskar Seidel aus Rathendorf, Christian Gottlieb Keller aus Thalheim, Jakob Mahn aus Frohnsdorf, Richard Friedrich Wienhold aus Schönberg, Carl May aus Ernstthal u. Gottlob Louis Scherbel aus Schrebitz sämtlich einer gnädigen Berücksichtigung sehr würdig und ebenso bedürftig. Leider sind nur drei halbe Freistellen vacant geworden.
Ich wage die unterthänigste Bitte:
Ew. Durchlaucht möchten in Gnaden geruhen, die drei zur Erledigung gekommenen halben Freistellen den neuen Zöglingen: Schaller, Seidel u. Keller gewähren zu wollen. (...)
Mai ist sehr bedürftig. Im vorigen Jahr haben seine Erlaucht der Herr Graf Heinrich von Schönburg-Glauchau geruht, ihm eine gnädige Unterstützung zu gewähren. Dahin will ich mich nun Ew. Durchlaucht nicht mit zu vielen Bitten beschwerlich zu werden, für ihn unterthänigst verwenden, zumal er ein hintergräflich Schönburg'scher Unterthan ist. (...)
Auch dieses Mal wage ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bemerklich zu machen, wie die 13 halben Freistellen, ursprünglich zur Vertheilung unter 30 Zöglinge gestiftet, jetzt, wo die Anstalt 55 Zöglinge, also fast noch ein Mal so viel hat, wo noch dazu das Kostgeld von 40 auf 50 rt erhöht worden, mit der Zahl der bedürftigen Schüler nicht mehr im Verhältniß steht. Dieser Umstand ließ mich die unterthänigen Bitten wagen, daß Ew. Durchlaucht gnädigst geruhen möchten zumal diesmal, wo so wenig Freistellen vacant sind, aus der Centralunterstützungscaße Unterstützungen gewähren zu wollen.
Die 9 Bittgesuche nebst Zeugnißen gehen anbei wieder zurück.
In tiefster Ehrerbietung beharrt.

Fürstlich Schönburgsches Schullehrer-Seminar
zu Waldenburg den 23. October 1858.
Fr. W. Schütze[80]

Am selben Tag richtete er auch ein Schreiben an den in „Mein Leben und Streben" genannten „Grafen von Hinterglauchau": [81]

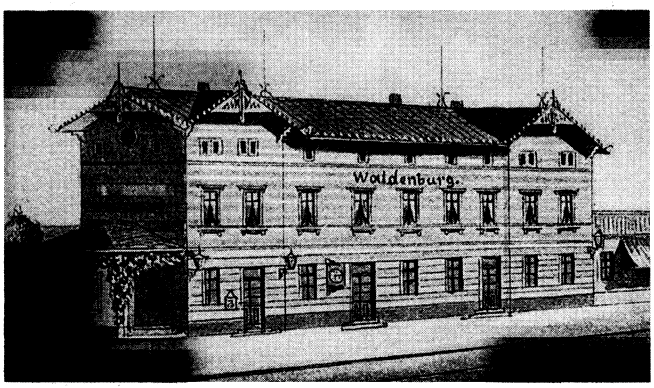
An
Seine Erlaucht, Herrn
Herrn Heinrich,
Grafen und Herrn von
Schönburg-Glauchau.

Ew. Erlaucht wage ich, der unterthänigst Unterzeichnete, folgende Bitte ehrerbietigst vorzutragen.
Auf hiesigem Seminar befindet sich der Zögling Carl May aus Ernstthal, ein Unterthan Ew. Erlaucht. Wegen großer Armuth hat sich derselbe um Verleihung einer halben Freistelle bei Sr. Durchlaucht, unserm gnädigen Herrn Fürsten mit beworben. Leider waren aber nur 3 halbe Freistellen vacant geworden, und unter den zahlreichen Bewerbern eine Anzahl, die wegen großer Bedürftigkeit nicht mehr zurückgeschrieben werden konnten. Es ging darum der arme Zögling May noch einmal leer aus, was ich sehr bedaure. Nun haben Ew. Erlaucht in Hohen und besondern Gnaden geruhet, gedachtem Zögling May auf das vorige Jahr ein gnädiges Benefiz zu gewähren. Ich wage daher die ganz unterthänigste Bitte: Ew. Erlaucht möchten in Hohen und besonderen Gnaden geruhen wollen, dem Seminarist Carl May auf das Schuljahr 1858/59 ein Benefiz von unmaßgeblich 20 Th., vielleicht in zwei Raten von je 10 Th. auszahlbar, gnädigst zu gewähren. Der Herr sei Ew. Erlaucht ein reicher Vergelter für das, was Hochdieselber dem armen May schon gethan und noch zu thun geruhen werde. In tiefster Ehrerbietung beharrt.
Ew. Erlaucht

unterthänigster Diener
Fr. W. Schütze

Waldenburg den 23. October 1858 [82]

Das Gesuch war erfolgreich, um so größer mußte die Enttäuschung Schützes gewesen sein, als May wegen vorübergehender Aneignung von sechs Talgkerzen ins Zwielicht geriet. Schütze berichtete diesen Fall am 28. 12. 1859 an das Gesammtconsistorium zu Glauchau und setzte hinzu, daß die »Lehrer (...) bei diesem Schüler hie und da über arge Lügenhaftigkeit und über rüdes Wesen Klage zu führen gehabt«[83] hätten, daß sein religiöses Gefühl schwach sei. Letztlich entschied das Kultusministerium, daß über May die schärfste Strafe zu verhängen sei, die »gänzliche Entfernung aus dem Seminar«.[84] Sie wurde am 28. Januar 1860 »vor versammeltem Lehrercollegio«[85] vollzogen. Auf ein Gnadengesuch hin,



Bahnhof Waldenburg

das auch der Ernstthaler Pfarrer Carl Hermann Schmidt (1826-1901), ein sehr angesehener Mann, unterstützte,[86] wurde es Karl May ermöglicht, seine Studien am Lehrerseminar in Plauen fortzusetzen und abzuschließen.

Der Roman „Auf der See gefangen" ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Natürlich wollte der angehende Schriftsteller, der ja diese Tätigkeit als Existenzgrundlage auf- und ausbauen wollte, in einer Art literarischen Experiments zeigen, was er alles konnte. Es ist überdies der erste Winnetou-Roman – bisher war der Apatschenhäuptling nur in der Erzählung „Old Firehand" (1875) aufgetreten.

Gerade weil May hier seiner Phantasie freien Lauf ließ, enthält dieses Werk zahlreiche autobiographische Bezüge. Das Grundthema des Romans ist die Rehabilitation des zu Unrecht verurteilten Max von Schönberg-Wildauen. May gab den Romangestalten, mit denen er sich identifizierte, besonders gern den Vornamen Max, machte also aus dem „y" ein „x". Dies gilt für Max Brandauer in Mays frühem Roman „Scepter und Hammer" (1879/80) und für den Lehrer Max Walther im König-Ludwig-II.-Roman „Der Weg zum Glück" (1886/88) ebenso wie für den seltsamen Trapper Max Pappermann in Karl Mays spätem Roman „Winnetou IV" (1909/10).

Max von Schönberg-Wildauen war nach Amerika geflüchtet, hatte sich dort emporgearbeitet und konnte nach Entlarvung des wahren Täters zu seinem Vater zurückkehren. Dieses Motiv des „verlorenen Sohnes" verarbeitete May sehr gern, am ausführlichsten in seinem Roman „Der verlorne Sohn" (1884/86). Gegenspieler des unglücklichen Max ist der „schwarze Capitain" Latour. Dieser „Nom de guerre" faszinierte May nicht nur in seinem „Repertorium",[87] sondern auch in später erschienenen Werken. In „Scepter und Hammer" tritt ebenfalls ein „Schwarzer Kapitän" – allerdings kein Pirat – auf. Der Seeräuber Henrico Landola in dem 1882/84 erschienenen 2600-Seiten-Roman „Waldröschen oder Die Rächerjagd rund um die Erde" trägt den Beinamen „Der schwarze Kapitän". Kapitänsrang legte sich May in dem Pseudonym zu, unter dem er das „Waldröschen" erscheinen ließ: „Capitain Ramon Diaz de la Escosura".

Bemerkenswert ist, daß May das folgenschwere Ereignis mit der Uhr seines Zimmergenossen, das ihn erstmals ins Gefängnis brachte, gleich zweimal in den Roman „Auf der See gefangen" eingeflochten hat: Einmal ist es die kostbare Uhr des Bankiers Wallerstein, die der Polizeileutnant von Treskow bei dem unangenehmen, im Grunde aber harmlosen Aufschneider Latour findet, der sie allerdings selbst gar nicht gestohlen, sondern von seinem Bruder, dem Seeräuber, geschenkt bekommen hat, Karl May selbst neigte zeit seines Lebens zum Aufschneiden und Renommieren, so daß der Franzose im Bahnhof von Wildauen durchaus einige autobiographische Züge trägt. Die zweite Uhr ist diejenige Peter Polters,

des Mannes, der seine Fesseln zerrissen hatte. Sie wurde ihm von Jean Letrier gestohlen. Hier zeigt der Autor das Motiv also von einer anderen Seite.

Ein Frauentyp, für den May in seinen frühen Schaffensjahren eine gewisse Vorliebe zu entwickeln schien, war in seiner positiven Ausprägung derjenige der resoluten Amazone, in seiner negativen Ausprägung der der „femme fatale". 1875 veröffentlichte May im „Beobachter an der Elbe" die Kriminalnovelle „Wanda", die 1880 unter dem bezeichnenden Titel „Die wilde Polin" in „All-Deutschland!" und „Für alle Welt!" wiederabgedruckt wurde.[88] Die Wanda in „Auf der See gefangen" ist gleichsam eine Schwester jener wilden Polin. Clairon, als Miß Admiral Segelmeister des „l'Horrible", vor der den rauhesten Seeräubern die Knie zittern, als Madame de Voulettre, Pflanzerswitwe aus Martinique, verführerische Schönheit, ist eine Figur, wie sie für Mays Schaffen einzigartig ist.[89] Ihr kommen allenfalls noch die Zirkusreiterin Ella in der „Juweleninsel" nahe, die als „Bowie-Pater" die Indianer in Angst und Schrecken versetzt,[90] oder die schöne Kronenbäurin Kathrin aus dem „Weg zum Glück", die als „Samiel" berüchtigter Anführer einer Schmugglerbande ist.[91] In der Geschichte der Seeräuberei gab es übrigens tatsächlich weibliche Piraten, beispielsweise Mary Read und Anne Bonny.[92]

Auch der Schiffsname „Swallow" spielt in der Geschichte der Piraterie eine hervorragende Rolle: Ein Schiff dieses Namens wurde von der britischen Marine zur Jagd auf Piraten in der Karibik eingesetzt. Ihrem Kommandanten, Kapitän zur See Chalone Ogle, gelang es, den berüchtigten Piraten Bartholomew Roberts am 9. Februar 1722 zu stellen. Roberts, der eine Vorliebe für prunkvolle Kleidung und Juwelen hatte, wurde im Kampf getötet, seine Mannschaft großteils gefangen genommen. 52 von ihnen endeten am Galgen, Ogle erhielt den Adelstitel.[93] Es ist nicht ausgeschlossen, daß May diese Episode kannte.

Ziemlich sorglos ist Karl May mit dem historischen Hintergrund umgegangen. Daß er in Sachen Bürgerkrieg auf seiten der Union steht, ist angesichts der intensiven Propaganda der siegreichen Nordstaaten, die nur ein verzerrtes Bild nach Europa kommen ließ, nicht zu verwundern. Daß May aber zu Beginn des Bürgerkriegs, also etwa 1861, schon eine Eisenbahn von Omaha nach San Franzisko fahren läßt, ist ein schwerer Anachronismus, denn diese Bahnlinie wurde erst 1869 eröffnet.

Winnetou ist vom Idealbild des Indianers, vom „roten Gentleman", noch weit entfernt. In „Auf der See gefangen" ist er noch aus weit gröberem Holz geschnitzt. Obgleich er mehrfach den Osten bereist hat, den US-Präsidenten besucht hat und bedingungslos auf seiten der Bleichgesichter steht, nimmt er Skalpe auch von einem Feind, den er nicht selbst besiegt hat. Er spricht mit dröhnender Stimme und in tiefem Gutturalton, dennoch fehlen ihm blumenreiche Worte nicht. Daß er sich nicht perfekt auszudrücken vermag, versucht May durch die Wortstellung innerhalb der Sätze deutlich zu machen. Winnetous Einfluß ist es jedoch zuzuschreiben, daß aus der früheren *Feigheit und Hinterlist* (S. 468) der Apachen Kühnheit geworden ist.[94] Dieser Winnetou hat allerdings noch keine Silberbüchse; auch benützt er die Anwesenheit in Deutschland nicht dazu, seinen Blutsbruder Old Shatterhand in Dresden zu besuchen. Dieser erblickte erst 1879 das Licht der literarischen Welt[95] und war die wichtigste Identifikationsgestalt für Karl May überhaupt. „Stellvertreter" Old Shatterhands ist hier der Polizeileutnant von Treskow, der viele Züge von Mays eigenem Wunschbild trägt.

Der „Schwarze Kapitän" und Hauptgegenspieler Max von Schönberg-Wildauens nennt sich im Wilden Westen Heinrich Sander, trägt also – zumal wenn man Karl Mays sächsische Aussprache berücksichtigt – fast denselben Namen wie der Mörder von Winnetous Vater und Schwester in der Winnetou-Tetralogie: Santer. Im Zeitschriftenabdruck (1909/10) und der Buchausgabe von „Winnetou IV" heißt dieser sogar durchweg „Sander".[96]

Die Kriegskasse

Mit dieser historischen Erzählung führt Karl May die Leser der „Frohen Stunden" in die napoleonische Zeit, als der Korse Europa in Krieg und Elend stürzte. Den Hintergrund bildet der Rheinübergang des Feldmarschalls Gebhardt Leberecht von Blücher, des alten „Marschalls Vorwärts", an dem auch die „Schwarzen Jäger", das Lützowsche Freikorps, beteiligt waren. Franz, der Hauptheld des Geschehens, flieht vor den französischen Zollwachen und kehrt als Lützowscher Jäger wieder zurück, um mit dem Segen Blüchers versehen seine Anna heiraten zu können. Es wurde schon verschiedentlich in der Sekundärliteratur auf die Bedeutung des Namens Anna im Werk Karl Mays hingewiesen.[97] Auch in den „Husarenstreichen" heißt die Tochter des Wachtmeisters Pappermann Anna; in „Vom Tode erstanden" heißt das Mädchen, um das sich die Geschichte dreht, Anita. Zu fliehen oder unterzutauchen, um zuerst unerkannt zurückzukehren, dann aber um so spektakulärer wieder ins Geschehen einzugreifen, ist ein Lieblingsmotiv Karl Mays.

Das Motiv der Kriegskasse, das Auftreten Blüchers und den historischen Hintergrund der napoleonischen Kriege verwertete May in seinem Roman „Die Liebe des Ulanen"

Blücher.

Seine Zeit und sein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

Dr. Johannes Scherr,

Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnicum in Zürich.

Erster Band.

Buch I—IV.

Die Revolution.

(1740 — 1799.)

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1862.

(1883/85) nochmals und weit ausführlicher als in der kurzen Erzählung. Blücher war bis ins 20. Jahrhundert eine außerordentlich populäre Figur der preußischen Geschichte. Unter den zahlreichen Quellen, die sein Leben und seine Leistungen beschreiben, ist Johannes Scherrs (1817-1885) dreibändiges Werk hervorzuheben, das unter dem Titel „Blücher. Seine Zeit und sein Leben" 1862-63 erschienen war. Im 3. Band schildert Scherr den historischen Rahmen von Mays Erzählung:

»In der Neujahrsnacht von 1814 war in dem alten Rheinstädtchen Kaub, allwo auf einem Fels mitten im Strome die alte Burg Rheingrafenstein steht, häufiger die Pfalz genannt, ein hochbewegtes und doch zugleich behutsam sich äußerndes Leben und Weben. Nicht der gewohnte Neujahrsnachtrumor, obzwar die französischen Douaniers, welche gegenüber der Pfalz auf dem linken Ufer ein Wachthaus hatten, das zu ihnen herübertönende Geräusch dafür nehmen und halten mochten. Eine kalte Winternacht mit sternklarem Firmament, aber das tiefeingeschnittene Rheinthal lag im Schattendüster. Der zwölfte Schlag der Stadtuhr war eben verhallt, als sämmtliche Gassen des Ortes von ziehendem Kriegsvolk zu wimmeln begannen. Die Truppen bewegten sich, erhaltenem Befehl gemäß, schweigend dem Ufer zu, wo die gesammte Fischergilde von Kaub ihre Kähne ins Wasser schob und russische Pioniere ihre Holzwand-Pontons und ihr übriges Zeug zum Brückenschlagen bereitstellten. Die Blücherlegende will, der alte Vorwärts sei, in seinen Mantel gewickelt und seine kurze Pfeife dampfend, ans Ufer herabgeritten, habe die getroffenen Anstalten beaugenscheinigt und dann den 200 brandenburger Füsilieren, welche unter Führung des Majors Grafen Brandenburg zuerst hinübergehen sollten, mit gedämpfter Stimme ein „Prosit Neujahr!" geboten und hinzugefügt: „Nun wollen wir dem Kerl von Bonaparte zum neuen Jahr gratuliren, daß er's gerne besser hätte. Wollen wir nicht, Kinder?" Worauf die Füsiliere: „Wollen bei Gott, Vater Blücher!" Damit stiegen sie – während die Pioniere die Brücke zu schlagen begannen, erst nach der Pfalz hinüber und von da weiter – in die Kähne, fuhren ab und nach einer Viertelstunde hörte man sie das von ihnen betretene linke Ufer mit einem schallenden Hurrah begrüßen. Jetzt fielen aber Schüsse aus dem Wachthaus auf die Gelandeten und bald eilten aus Oberwesel und Bacherach alarmirte französische Truppen herbei, um den Uebergang zu wehren, was jedoch ein eitles Beginnen, obgleich es mit der Vollendung der Brücke so langsam voranging, daß sie erst am 2. Januar für größere Massen gangbar wurde.«[98]

Nicht weniger populär als der alte Marschall Vorwärts war „Lützows wilde, verwegene Jagd", das Lützowsche Freikorps. Sein Gründer und Führer war Ludwig Adolf Wilhelm Freiherr von Lützow (1782-1834).

Sein Bestreben war, an der Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Joch mitzuwirken. Lützows „Schwarze Jäger" standen bei Blücher in hohem Ansehen, was May am Schluß seiner Erzählung, als Blücher persönlich auftritt (S. 318f.)[99] und Franz, dem Helden der Erzählung, zur Verlobung gratuliert, auch zum Ausdruck bringt. Tatsächlich waren die Lützowschen Jäger an der Rheinüberquerung aktiv beteiligt.

Erwähnenswert ist, daß die Erzählung selbst in den Heften mit „E. Pollmer" gezeichnet ist, im Inhaltsverzeichnis, das normalerweise mit der letzten Lieferung, also Heft 52, versandt wurde, aber mit „Karl May" als Verfasserangabe versehen ist. Dies deutet ebenfalls darauf hin, daß May die Nr. 52 vielleicht doch nicht selbst redigiert hat oder dieser Aufgabe zumindest nicht mit großer Sorgfalt nachgekommen ist.

Husarenstreiche

Die Person Blüchers muß May stark beeindruckt haben, mehr noch als Fürst Leopold von Anhalt-Dessau oder Fürst Otto-Victor von Schönburg-Waldenburg. Wieder ist es der Typ des alten Haudegens, aber gegenüber den anderen beiden deutlich veredelt. Anschließend an die „Kriegskasse" widmet ihm May noch eine weitere Erzählung, diesmal einen „Schwank aus dem Jugendleben des alten ›Feldmarschall Vorwärts‹".[100] Der junge Blücher erhält dabei bereits Züge Old Shatterhands, sei es in der Kühnheit des Reitens oder in der Sicherheit des Schießens. So schießt er als Vorbereitung zum Duell mit Hiller einen Tannenzapfen vom Ast.

Als Quelle Mays für die historischen Fakten um den jungen Gebhardt Leberecht von Blücher gibt Ruprecht Gammler u. a. „K. A. Varnhagen von Ense: Ausgewählte Schriften, Bd. 9, Zweite Abth. Biographische Denkmale. Dritter Teil, Leipzig ^{3}1872", an.[101] Aber auch Johannes Scherr bringt einiges über die Jugendjahre Blüchers im 1. Band seines Werkes „Blücher. Seine Zeit und sein Leben".[102]

So wie die Lützowschen Jäger hat es auch die Belling-Husaren tatsächlich gegeben. Wilhelm Sebastian von Belling (1719-1779) war neben Ziethen der berühmteste Husarenoffizier. Er war der Führer der „schwarzen Husaren", die sich im Siebenjährigen Krieg in den Schlachten von Kunersdorf und Freiberg bewährten. Ihre Haupterfolge hatten sie jedoch in Pommern und Mecklenburg, als sie das zahlenmäßig weit überlegene schwedische Heer abwehrten und in seinen Operationen lahmlegten. Bei einem Streifzug fiel der wegen einer dummen Bemerkung Friedrichs des Großen in schwedischen Diensten kämpfende Junker von Blücher in die Hände der „schwarzen Husaren". Belling gelang es, Blücher für die preußischen Dienste zu gewinnen. Belling starb kurz nach der Teilnahme am Bayerischen Erbfolgekrieg in der Friedensgarnison seiner Belling-Husaren in Stolpe, dem Schauplatz von Mays Erzählung.

Wie die meisten seiner frühen Erzählungen enthalten auch die „Husarenstreiche" eine Reihe autobiographischer Bezüge sowie Querverbindungen zu anderen seiner Werke. Wie schon in der „Kriegskasse" heißt das Mädchen, um das sich die Liebesgeschichte dreht, Anna – eine in diesen Jahren häufige Reminiszenz an Anna Schneider, Anna Preßler, Anna Uhlig und Anna Schlott. Anna Schneider und Anna Uhlig, Freundinnen von Emma Pollmer, finden sich auch unter den Einsenderinnen von Rätsellösungen im „Allerlei" der „Frohen Stunden".

Die Bürgergarde und das Herumkommandieren des alten Pappermann erinnern an Mays Vater, der Mitglied der Bürgergarde war und seinen Sohn ähnlich „dressiert" haben muß wie der alte Wachtmeister der Belling-Husaren seine Tochter Anna.

Der Name Pfefferkorn war in Hohenstein-Ernstthal wohlbekannt; mit einem Sohn der Familie, seinem Schulkameraden Ferdinand war May gut befreundet, auch nach dessen Auswanderung nach Nordamerika. Er besuchte ihn 1908 in Lawrence, Massachusetts. Pfefferkorn tritt zwar in „Winnetou IV", dem literarischen Produkt dieser Reise, nicht auf, dafür aber Pappermann.[103] Diesen Namen hatte May schon einmal vor den „Husarenstreichen" in der Humoreske „Auf den Nußbäumen"[104] verwendet. Der Name Hiller taucht später in Mays „Weihnacht!" (1897) auf, ebenso wie Pappermann in völlig anderem Zusammenhang in „Winnetou IV". Den Namen Treskow gebrauchte May nicht nur in seinem Roman „Auf der See gefangen", sondern auch in der kurzen Erzählung „Nach Sibirien" und in der „Old Surehand"-Trilogie.

VIII.

Zum Abschluß dieser Einleitung soll die Frage erörtert werden, welche Texte im II. Jahrgang der „Frohen Stunden“ über die mit dem Namen Karl May oder dem Pseudonym Emma Pollmer gezeichneten Beiträge hinaus noch aus Mays Feder stammen könnten. Mit Sicherheit ist dies bei den Texten der von Nr. 14 an bis Nr. 47 die Hefte abschließenden Seite „Allerlei“ der Fall, wie bereits in Kap. IV ausgeführt wurde. Bei den sonstigen redaktionellen Beiträgen versuchte May ebenfalls, an seine für „Schacht und Hütte“ entwickelte Konzeption anzuknüpfen, Lehrer seiner Leser zu sein, und brachte immer wieder Aufsätze mit Wissenswertem und Interessantem, die in vielem an seine „Aufsätze belehrenden Inhalts“, wie etwa die „Geographischen Predigten“, erinnern; dies sind vor allem:

„Die Erde und ihre Entstehung“
„Das Winterleben der Pflanze“
„Im Innern der Erde“
„Eine epochemachende Erfindung“

Beispielsweise ist es reizvoll, den Aufsatz „Herbstgedanken“[105] aus „Schacht und Hütte“ mit dem Beitrag „Das Winterleben der Pflanze“ zu vergleichen. Aber auch die Welt der „Berg-Hütten- und Maschinenarbeiter“[106] beschäftigte ihn bisweilen noch, wie die Artikel „Das Krupp'sche Etablissement“ und „Geschichte des Steinkohlenbergbaues“ zeigen. Mit diesen Andeutungen sei aber einer eingehenden Textanalyse zur Klärung der Autorschaft Mays nicht vorgegriffen. Um derartige Forschungsarbeiten zu ermöglichen, wurden im Rahmen der durch die Textvorlage begrenzten Möglichkeiten alle mayverdächtigen und damit forschungsrelevanten Texte in den vorliegenden Reprint mitaufgenommen.

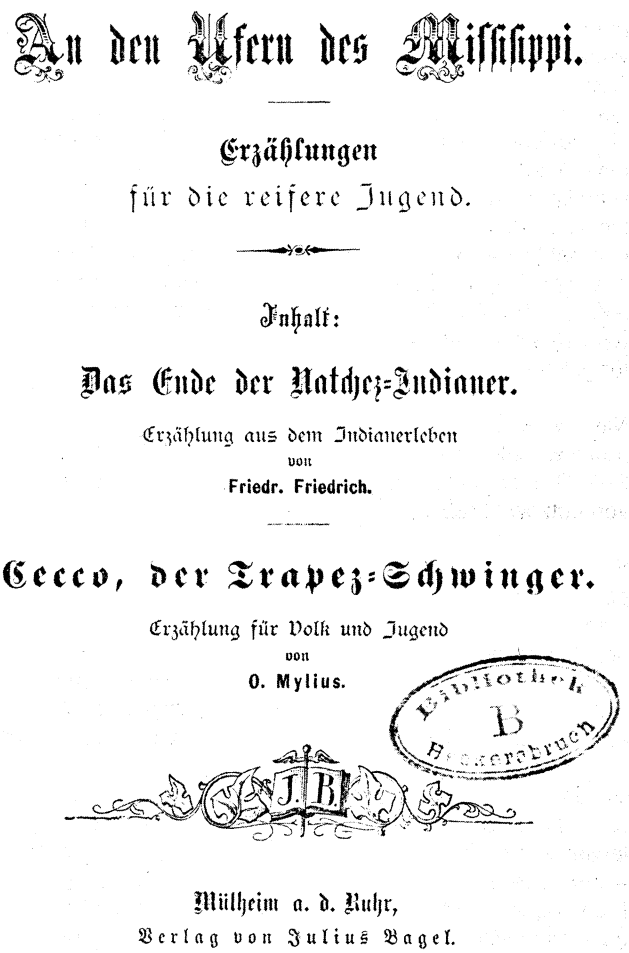
Interessante, biographisch bedeutsame Details stecken in den „Allerlei“-Seiten. Hier finden sich unter den Einsendern von Rätseln und Leserbriefen nicht nur Karl May selbst, Emma Pollmer und C. G. Pollmer, sondern auch die Schwager Mays, August Hoppe (S. 416), und Ferdinand Schöne (S. 432), sowie aus seinem Bekanntenkreis Anna Uhlig (S. 320, 416 und 512) und Anna Schneider (S. 656).

Wahrscheinlich hat Karl May in seinem Verwandten- und Bekanntenkreis für „seine“ neue Zeitschrift Werbung gemacht und wohl auch bei manchen Einsendungen „redaktionelle“ Hilfe geleistet, zumindest bei Emma und ihren Freundinnen Anna Uhlig und Anna Schneider.[107]

Ein weiterer Aspekt von Mays Tätigkeit als Redakteur ist die Auswahl von Beiträgen anderer Autoren. Hier sind einerseits die Themen und Motive der Erzählungen von Interesse, andererseits die Autoren selbst. Es fällt auf, daß es neben Mays Abenteuererzählungen keine anderen Beiträge dieses Genres gibt. Dies war auch schon bei den von ihm betreuten Zeitschriften des Münchmeyer-Verlages der Fall; dort war allerdings sein Bestreben, sich auf dem Gebiet des exotischen Abenteuers zu etablieren, noch nicht vorhanden. In den „Frohen Stunden“ verdeckte er durch das Pseudonym „Emma Pollmer“ seine Monopolstellung. Immerhin beschäftigte er mit Friedrich Friedrich einen seinerzeit bekannten Autor, der auch Indianergeschichten verfaßte.[108] Friedrich (1828-1890) war seit 1853 in der Redaktion der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ tätig und arbeitete von 1856 an als freier Schriftsteller. Seit 1876 wohnte er in Leipzig, ab 1885 in Dresden-Plauen.[109] Seine Frau Emmy verfaßte unter dem Pseudonym Emmy von Rhoden u. a. den bekannten Roman „Der Trotzkopf“ (1885).[110] Ein anderer, seinerzeit bekannter Autor war Friedrich Ferdinand Kießling (1835-?), von dem drei Erzählungen enthalten

Dr. Friedrich Friedrich. Nach einer Photographie gezeichnet von C. Kolb.

sind. Sie wurden aber, ebenso wie die Erzählung Friedrichs, vor dem Eintritt Mays in die Redaktion angenommen. Zweifellos hatte May aber mit Kießling Kontakt, denn dieser war nach



An den Ufern des Missisippi.

Erzählungen
für die reifere Jugend.

Inhalt:

Das Ende der Natchez-Indianer.
Erzählung aus dem Indianerleben
von
Friedr. Friedrich.

Cecco, der Trapez-Schwinger.
Erzählung für Volk und Jugend
von
O. Mylius.

Bibliothek B Heckerabruch

Mülheim a. d. Ruhr,
Verlag von Julius Bagel.

Der Unterzeichnete empfiehlt:

Hochelegante Einbanddecken zur Saxonia.

Preis nur 1 Mark 50 Pf.

Die laut nebenstehender Zeichnung künstlerisch und geschmackvoll ausgeführte Einbanddecke in engl. Leinwand mit reichem Gold- und Schwarzdruck, giebt unsern Lesern eine wohlfeile Gelegenheit, sich die Saxonia prachtvoll einbinden zu lassen. Ebenso eignet sie sich auch vortrefflich als Aufbewahrungsmappe für die erscheinenden Hefte.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, jeder unserer Boten, sowie die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung entgegen.

Leipzig,
Querstraße 21—23.

A. Bergmann.

An unsere Leser! Bei Beurlaubungen, Versetzungen etc., mit welchen ein Domicil-Wechsel verbunden ist, bitten wir das Abonnement auf die „Saxonia“ in nächstgelegener Buchhandlung bewirken zu wollen, welche stets bereit sein wird, die Lieferung der Fortsetzungen zu übernehmen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes ist verboten. Gesetz vom 11. Juni 1870.

Inhalt: Die Fahne des 1. Bataillons des 107. Regiments, von Carl Timm. — Incognito von E. v. Linden, Forts. — Eine Erinnerung an Orleans, von S. Steinberg. — Der kleine Kunstschütze, von A. Schwab. — Ein Miether für Villa Ruhwald, von A. Randolph. — Zu unsern Bildern: Oberst Friedrich August von Polenz, von M. D. — Zahlmeister und Zahlmeister-Aspiranten von M. D. — Hervorragende Burgen und Schlösser Sachsens: VIII. Frauenstein, von J. Sch. — Die graue Stute ist doch das beste Pferd. — Vermischtes. — Humor aus Krieg und Frieden. — Redactions-Telephon. — Viersilbige Charade.

Verantwortl. Redacteur: F. Kießling, Dresden. Verlag von A. Bergmann, Leipzig.
Druck von W. Schwardt & Co. (H. Hallberg), Leipzig.

journalistischer Tätigkeit in England und Amerika seit 1876 Redakteur des „Patriotischen Hausschatzes“,[111] wo 1885 Mays Erzählung „Unter den Werbern“ unter dem Titel „Incognito“ abgedruckt wurde.[112] Dieselbe Erzählung war schon 1883 im 1. Jahrgang der ebenfalls von Kießling redaktionell betreuten Zeitschrift „Saxonia“ erschienen, wo sie ebenfalls den Titel „Incognito. Episode aus dem Leben des alten Dessauer“ trug.[113]

Zu den fleißigsten Mitarbeitern zählte der schon erwähnte Max Dittrich. Auch er genoß vor allem als Militärschriftsteller einige Bekanntheit. Nach kurzem Militärdienst war er mit 20 Jahren Invalide geworden, war als Angestellter straffällig geworden und wegen Betrugs und Unterschlagung von Juli 1866 bis Januar 1868 in Schloß Osterstein in Zwickau inhaftiert. In dieser Zeit fand seine erste Begegnung mit Karl May statt. Nach der Entlassung wurde er Hauslehrer und wandte sich schließlich dem Journalismus und der Schriftstellerei zu.[114] 1904 trat er mit seinem Buch „Karl May und seine Schriften“ nachdrücklich für Karl May ein.[115]

Victor Hugo (1802-1885), der mit der Erzählung „Die verhängnißvolle Mahlzeit“ vertreten ist, zählt natürlich zur literarischen Prominenz, ebenso der allerdings zum Zeitpunkt der Veröffentlichung längst verstorbene Adalbert von Chamisso (1781-1838), dessen Gedicht „Die alte Waschfrau“ May ausgewählt hat.

Der Jahrgang enthält auch zahlreiche belletristische Beiträge, die nicht namentlich gezeichnet sind, etwa „Eine Beichte. Aus den Papieren eines sächsischen Landgeistlichen“. Es wäre reine Spekulation, alle diese anonymen Texte May zuschrei-

ben zu wollen, Tatsache ist aber, daß er sie – sofern sie nicht vor seinem Eintritt als Redakteur angenommen und abgedruckt wurden – ausgewählt und wohl auch redaktionell bearbeitet hat.

IX.

Gemessen am Umfang seines Gesamtwerkes sind von Karl May relativ wenige Werke in der Textgestalt des Autors sicher überliefert – zuverlässig nur dort, wo Handschriften erhalten geblieben sind oder wo May als Redakteur und Verantwortlicher für seine eigenen Texte tätig war. In allen anderen Fällen ist davon auszugehen, daß Verleger, Lektoren, Redakteure und Setzer mehr oder weniger stark in die Textgestaltung eingegriffen haben. Da May bekanntlich kein sehr penibler Korrekturleser seiner Werke war – meist hatte er gar keine Zeit dazu – , spiegeln auch seine Buchausgaben nicht hundertprozentig den Text des Manuskripts wider.[116] Für die May-Texte in den „Frohen Stunden" dürfte dies jedoch zutreffen. Freilich übersah May auch hier manchen Satzfehler, im wesentlichen dürften die Texte jedoch manuskriptgetreu sein. Sie stellen daher für die literarische Forschung, soweit sie textbezogen arbeitet, eine weit sicherere Basis dar als etwa die Münchmeyer-Romane. Da sich May mit seinen Beiträgen für die „Frohen Stunden" im Übergang vom Allerweltsschriftsteller, der jedem etwas bieten wollte, zum profilierten Abenteuerschriftsteller befand, der er dann mit seinen Arbeiten für den „Deutschen Hausschatz" werden sollte, ist der Glücksfall gegeben, daß für eine bedeutsame Phase in Mays literarischer Entwicklung so zuverlässige Werktexte existieren. Dieser Glücksfall sollte von der Forschung genützt werden.

Danksagung:

Mein Dank gilt in erster Linie Herrn Anton Haider, Pettnau, und Herrn Dr. Wilhelm Vinzenz, Maisach, die mir bei der Verwirklichung des Projekts unermüdlich mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind. Weiter möchte ich mich bei Frau Heike Graupner und Herrn Ekkehard Fröde, beide Hohenstein-Ernstthal, sowie bei den Herren Herbert Meier, Hemmingen, Dr. Hainer Plaul, Berlin, Prof. Dr. Heinrich Pleticha, Würzburg, und Peter Richter, Dresden, sowie Herrn Zenker, Waldenburg, für wertvolle Hinweise und Materialien bedanken.
Die historischen Ansichten von Waldenburg werden mit freundlicher Genehmigung des Museums Waldenburg wiedergegeben.

München, im Jahre 1997/2000

Siegfried Augustin

Anmerkungen:

1) Vgl. Hainer Plaul: Redakteur auf Zeit. Über Karl Mays Aufenthalt und Tätigkeit von Mai 1874 bis Dezember 1877. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 1977. Hamburg 1977, S. 187.
2) Ebd., S. 197
3) Karl May: Das Buch der Liebe. Dresden 1875/76. Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Bd. I (Textband) und Bd. II (Kommentarband). Hrsg. von Gernot Kunze. Regensburg 1988
4) Vgl. Hermann Wohlgschaft: Große Karl-May-Biographie. Leben und Werk. Paderborn 1994, S. 149.
5) Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. (1910), S. 186; Reprint Hildesheim-New York 1975. Hrsg. von Hainer Plaul; Karl May: Ein Schundverlag. Ein Schundverlag und seine Helfershelfer. Prozeßschriften Bd. 2. Hrsg. von Roland Schmid. Bamberg 1982, S. 315. Ausführlich hierzu Kunze Bd. II, wie Anm. 3, S. 9-37
6) May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 186
7) May: Ein Schundverlag, wie Anm. 5, S. 316
8) Karl May: Wanda. In: Der Beobachter an der Elbe. 2. Jg. 1875; Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1996
9) Karl May: Der beiden Quitzows letzte Fahrten. In: Feierstunden am häuslichen Heerde. 1. Jg. 1876/77; Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1994
10) Plaul: Redakteur auf Zeit, wie Anm. 1, S. 187
11) Der Brief ist mit freundlicher Genehmigung von Herrn Rüdeger Lorenz, Hamburg, wiedergegeben.
12) Plaul: Redakteur auf Zeit, wie Anm. 1, S. 196f.
13) Ebd., S. 197
14) Vgl. Hainer Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie. Leipzig 1988, S. 31.
15) Ebd., S. 32
16) Ebd., S. 29f.
17) Ebd., S. 32
18) Vgl. Plaul: Redakteur auf Zeit, wie Anm. 1, S. 191 f.
19) Ebd. S. 198 und Fritz Maschke: Karl May und Emma Pollmer. Die Geschichte einer Ehe. Beiträge zur Karl-May-Forschung Bd. 3. Hrsg. von Heinz Stolte. Bamberg 1972, S. 42f.
20) May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 458*f. (Anm. 296) und Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Leipzig ^{6}(1913), Bd. 2, S. 38f.
21) May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 459* (Anm. 296)
22) Gesammt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels. Ein Bild deutscher Geistesarbeit und Cultur. Münster i/W. 1881, Bd. III, Sp. 1057f.
23) Christian Gottlob Kayser: Bücher-Lexikon 1877-1882. Bd. 22, L-Z. Reprint Graz 1962, S. 664
24) Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes von 1871 bis 1900. Hrsg. von Joachim Kirchner. Stuttgart 1977, Nr. 23430
25) Günter Kosch/Manfred Nagl: Der Kolportageroman. Bibliographie 1850 bis 1960. Stuttgart-Weimar 1993. Alle Romane sind auch in Russells Gesammt-Katalog verzeichnet.
26) Die Informationen über den Verlag Radelli stützen sich auf Angaben von Hainer Plaul, Berlin und Peter Richter, Dresden, denen ich an dieser Stelle meinen speziellen Dank ausspreche.
27) Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie, wie Anm. 14, S. 37
28) Maschke, wie Anm. 19, S. 13
29) Vgl. Alfred Schneider: »... unsere Seelen haben viel Gemeinsames!« Zum Verhältnis Peter Rosegger – Karl May: In: Jb-KMG 1975. Hamburg 1974, S. 227-242 (228) und Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie, wie Anm. 14, S. 33.
30) Vgl. Mathias Rank: Ausgewählte Daten und Fakten zur Chronik der Dresdner Oper. In: Oper in Dresden. Festschrift zur Wiedereröffnung der Semperoper. Hrsg. von Horst Seeger/Mathias Rank. Berlin 1985, S. 111.
31) Maschke, wie Anm. 19, S. 13 und May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 399*f. (Anm. 187)
32) Maschke, wie Anm. 19, S. 13
33) Eine ausführliche Darstellung dieser Angelegenheit sowie den kompletten Text der Gerichtsakten bei:
Ebd., S. 13-23 und S. 137-196.
34) Ebd., S. 139f.
35) Ein anderer Zeuge, der Bergarbeiter Jahn, beschreibt Mays Schnurrbart als blond. (Ebd., S. 143)
36) Ebd., S. 141
37) Ebd., S. 147
38) Ebd., S. 140
39) Ebd., S. 148
40) Ebd., S. 152
41) Ebd., S. 153ff.
42) Ebd., S. 148
43) Ebd., S. 155
44) Ebd., S. 156
45) Ebd.
46) Ebd., S. 157
47) Ebd., S. 160
48) Ebd., S. 157
49) lt. Maschke, ebd., S. 158 am 15. VII., es muß aber sinngemäß 15. VIII. heißen.
50) Ebd., S. 158f.

51) Ebd., S. 139f.
52) Karl May: Ein jetzt Vielgenannter. In: Schacht und Hütte (1875/76), S. 70ff.; Reprint Hildesheim-New York 1979
53) Pierers Konversations-Lexikon. Hrsg. von Joseph Kürschner. Stuttgart ⁷1890. Bd. 7, Sp. 691
54) Ebd., Bd. 9, Sp. 1244f.
55) Ebd., Bd. 11, Sp. 1165
56) Maschke, wie Anm. 19, S. 157
57) Vgl. May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 400* (Anm. 189).
58) Maschke, wie Anm. 19, S. 158
59) Hierzu ausführlich Roland Schmid: Nachwort zur Reprintausgabe. In: Karl May: Der Karawanenwürger. Reprint der ersten Buchausgabe von 1894. Bamberg 1987, N 13-37 (N 33)
60) Im 1. Jg. war Mays Erzählung „Die Rose von Ernstthal" 1875 erschienen, wiederabgedruckt in: Karl May: Unter den Werbern. Seltene Originaltexte Bd. 2. Hrsg. von Herbert Meier. Hamburg/Gelsenkirchen 1986, S. 302-324. Vgl. auch Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie, wie Anm. 14, S. 15.
61) Das Pseudonym „Emma Pollmer" verwendete May nur 1877/78, und zwar außer in den „Frohen Stunden" in der Zeitschrift „Weltspiegel" für zwei Erzählungen. Vgl. Schmid: Nachwort, wie Anm. 59, N 19.
62) Maschke, wie Anm. 19, S. 13, vermutet außerdem, daß sie May bei seiner Schriftstellerarbeit geholfen habe, etwa beim Abschreiben von Manuskripten (S. 15).
63) Karl May: Aus der Mappe eines Vielgereisten. In: Deutsches Familienblatt. 1. Jg. (1875/76), S. 8-11 und S. 107-272
64) Vgl. Josef Höck/Thomas Ostwald: Karl May und Friedrich Gerstäcker. In: Karl-May-Jahrbuch 1979. Hrsg. von Roland Schmid und Thomas Ostwald. Bamberg/Braunschweig 1979, S. 143-188 und Andreas Graf: Von Öl- und anderen Quellen. Texte Friedrich Gerstäckers als Vorbilder für Karl Mays ›Old Firehand‹, ›Der Schatz im Silbersee‹ und ›Inn-nu-woh‹. In: Jb-KMG 1997. Husum 1997, S. 331-360.
65) Vgl. Alfons Stenzel: W. O. von Horn, eine literarische Quelle Mays. In: Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft (M-KMG) 34/1977, S. 18f.
66) Andreas Graf: Winnetou im Criminalroman. Aspekte zeitgenössischer Aktualität in Karl Mays frühem Roman »Auf der See gefangen«. In: Karl May. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1987, S. 39-59 (40f.)
67) Heinz Sallaberger: Adolph Schirmer. Biographie und Bibliographie. In: Lexikon der Reise- und Abenteuerliteratur. 20. Ergänzungslieferung. Hrsg. von Friedrich Schegk. Meitingen 1993
68) Vgl. Graf: Winnetou im Criminalroman, wie Anm. 66, S. 42.
69) Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie, wie Anm. 14, S. 64f.
70) Ebd., S. 124f. und S. 196ff.
71) Karl May: Aus der Mappe eines Vielgereisten. Nr. 2. Old Firehand. In: Deutsches Familienblatt. 1. Jg. 1875/76
72) Vgl. hierzu: Christoph F. Lorenz: Die wiederholte Geschichte. Der Frühroman ›Auf der See gefangen‹ und seine Bedeutung im Werk Karl Mays. In: Jb-KMG 1994. Husum 1994, S. 160-187 (181).
73) Ebd., S. 177-181 und Christoph F. Lorenz: Vom ›Self-man‹ zum ›Helden des Westens‹. Zur Abenteuerkonzeption und Integration früher Erzähltexte in Karl Mays ›Old Surehand II‹. In: Karl Mays »Old Surehand«. Hrsg. von Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer. Paderborn 1995, S. 186-209 (188ff. und 195ff.) sowie Ekkehard Bartsch: Karl Mays Winnetou. Die Entwicklung einer literarischen Gestalt. In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 80: Auf der See gefangen. Bamberg/Radebeul 1998, S. 441-503 (448-454)
74) Herbert Meier: Einleitung in: Karl May: Kleinere Hausschatz-Erzählungen. Hrsg. von Herbert Meier. Hamburg/Regensburg 1982, S. 4-43 (4-27)
75) Vgl. Anm. 59.
76) S. C. Augustin: Nachwort. In: Winnetou und der Detektiv. Hrsg. von S. C. Augustin und Walter Hansen. München 1995, S. 417-431
77) Karl May: Ziege oder Bock. Humoristische Episode aus dem Leben des ›alten Knasters‹. In: Neuer Deutscher Reichsbote 1879. Reprint in: Karl May: Ein wohlgemeintes Wort. Lütjenburg 1994, S. 61-88. Vgl. auch die Einleitung von Peter Richter/Jürgen Wehnert in: Ebd., S. 5-28 (17-20).
78) Vgl. Herbert Meier: »Prinz Otto Victor, der Confusionsheinrich, der Studentenkarl und das Wiannerlinchen …«. Ein Programm? Anmerkungen zu einem frühen Fragment-Text Karl Mays. In: Jb-KMG 1986. Husum 1986, S. 96-109 (103).
79) May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 93
80) Vgl. Jens Pompe/Christian Heermann: Keine fürstliche, aber eine gräfliche Unterstützung (1858/59). In: Karl-May-Haus-Information 9 (1996), S. 12-18 (14f.); jetzt vollständig abgedruckt in: Der Seminarist und Lehrer Karl May. Eine Dokumentation der Aktenbestände. Hrsg. von Klaus Ludwig und Bernhard Kosciuszko. Hamburg 1999, S. 48-52
81) May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 5, S. 93
82) Der Seminarist und Lehrer Karl May, wie Anm. 80, S. 53-55. Ein Jahr später (am 30.10.1859) berichtet Fr. W. Schütze in einem Gesuch an den Fürsten Otto Friedrich von Schönburg-Waldenburg, den Sohn und Nachfolger Fürst Otto Victors, daß »May bereits eine Unterstützung von Seiten des Grafen Heinrich« genießt (ebd., S. 56-60 (56)).
83) Ebd., S. 63
84) Vgl. Klaus Hoffmann: Der »Lichtwochner« am Seminar Waldenburg. Eine Dokumentation über Karl Mays erstes Delikt (1859). In: Jb-KMG 1976. Hamburg 1976, S. 92-104 (98).
85) Ebd., S. 100
86) Ebd., S. 102f.
87) Vgl. Karl May: Hinter den Mauern und andere Fragmente aus der Haftzeit. In: Jb-KMG 1971. Hamburg 1971, S. 134, 143, sowie Lorenz: Die wiederholte Geschichte, wie Anm. 72, S. 172f.
88) Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie, wie Anm. 14, S. 74f.
89) Vgl. Werner Tippel/Hartmut Wörner: Frauen in Karl Mays Werk. Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft (S-KMG) 29/1981, S. 12-14.
90) Vgl. Christoph F. Lorenz: Verwehte Spuren. Zur Handlungsführung und Motivverarbeitung in Karl Mays Roman ›Die Juweleninsel‹. In: Jb-KMG 1990. Husum 1990, S. 265-286 (275ff.) und Ingmar Winter: Der Pater ist eine Miß – Über Hosenrollen im Werk Karl Mays. In: Ingmar Winter/Günther Henkel: Gesicht und Maske. Beiträge zu Physiognomie und Rollenspiel bei Karl May. S-KMG 59/1985, S. 44-54 (51-53).
91) Vgl. Tippel/Wörner, wie Anm. 89, S. 37-39.
92) Vgl. Hans Leip: Bordbuch des Satans. München 1965, S. 314ff.
93) Ebd., S. 336ff.
94) Vgl. hierzu auch Graf: Winnetou im Criminalroman, wie Anm. 66, S. 53ff.
95) Karl May: Unter Würgern. In: Deutscher Hausschatz. V. Jg. (1878/79), S. 620; Reprint in Karl May: Kleinere Hausschatz-Erzählungen, wie Anm. 74
96) Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXXIII: Winnetou IV. Freiburg 1910, S. 34 und passim
97) Vgl. Ludwig Patsch: Karl Mays erste Liebe; Roland Schmid: Das ›Album A. Schneider‹ und derselbe: Anna Schlott; alle in: Karl-May-Jahrbuch 1979, wie Anm. 64, S. 189-194, 195-208, 209-211.
98) Johannes Scherr: Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Band 3. Otto Wigand, Leipzig ²1865, S. 321f.
99) Hier irrt Martin Lowsky im Werkartikel ›Die Kriegskasse‹. In: Karl-May-Handbuch. Hrsg. von Gert Ueding in Zusammenarbeit mit Reinhard Tschapke. Stuttgart 1987, S. 438; Blüchers Name wird auf S. 319 zweimal genannt.
100) Im Inhaltsverzeichnis der „Frohen Stunden" lautet der Untertitel „Ein Schwank aus dem Jugendleben des Marschall Vorwärts", weicht also geringfügig vom Untertitel in den Heften ab. Auch dies ist möglicherweise ein Indiz dafür, daß May das Inhaltsverzeichnis nicht selbst erstellt bzw. redigiert hat.
101) Ruprecht Gammler: Werkartikel ›Husarenstreiche‹. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 99, S. 430-432 (430). Auf „Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale" hat zuerst Gerhard Klußmeier: Karl May und der ›Alte Dessauer‹. In: Karl May: Unter den Werbern, wie Anm. 60, S. 9-12 hingewiesen.
102) Scherr: Blücher. Bd. 1, wie Anm. 98
103) Vgl. Dieter Sudhoff: Karl May in Amerika. In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 82: In fernen Zonen. Karl Mays Weltreisen. Bamberg/Radebeul 1999, S. 233-413 (347-357).
104) Karl May: Auf den Nußbäumen. In: Deutsches Familienblatt. 1. Jg., wie Anm. 63, S. 815-829
105) Schacht und Hütte, wie Anm. 52, S. 46f.
106) So der Untertitel der Zeitschrift „Schacht und Hütte"
107) Vgl. Roland Schmid: Das ›Album A. Schneider‹. In: Karl-May-Jahrbuch 1979, wie Anm. 64, S. 195-208.
108) U. a. verfaßte Friedrich „Das Ende der Natchez-Indianer", Mülheim o. J.
109) Vgl. Brümmer, wie Anm. 20, Bd. 2, S. 285f. Im 13. Jg. (1878) der Zeitschrift „Das Buch für Alle" des Verlages Hermann Schönlein, der den Erstdruck von Mays Dorfgeschichte „Der Samiel" enthält, ist als einer der Hauptromane „Liebe für Haß" von Friedrich Friedrich ab Januar 1878 abgedruckt.
110) Ebd., S. 284f.
111) Vgl. ebd., Bd. 3, S. 460 und Andreas Graf: »Von einer monatelangen Reise zurückkehrend«. Neue Fragmente aus dem Briefwechsel Karl Mays mit Joseph Kürschner und Wilhelm Spemann (1882-1897). In: Jb-KMG 1992. Husum 1992, S. 127f. Bereits im 2. Jg. von Münchmeyers „Deutschem Familienblatt" (1876) war von Kießling „In Nacht und Tod. Schattenbild aus dem Leben" erschienen.
112) Vgl. Herbert Meier: „Unter Werbern" im „Patriotischen Hausschatz". In: M-KMG 55/1983, S. 17-21.
113) Der Abdruck in der „Saxonia" wurde von Peter Richter, Dresden, entdeckt und im Rahmen des Bandes „Fürst und Junker" der Stuttgarter Karl-May-Ausgabe (Karl May's Illustrierte Werke. Hrsg. von Heinrich Pleticha/Siegfried Augustin. Stuttgart 1996, S. 21-96) abgedruckt.
114) Brümmer, wie Anm. 20, Bd. 2, S. 38f.
115) Max Dittrich: Karl May und seine Schriften. Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. Dresden ²1904. Wiederabgedruckt in: Für und wider Karl May. Aus des Dichters schwersten Jahren. Hrsg. von Siegfried Augustin. Materialien zur Karl-May-Forschung Bd. 16. Ubstadt 1995, S. 1-128.
116) Da May jedoch diese Praxis kannte – nicht zuletzt durch seine Tätigkeit als Redakteur – und duldete, müssen auch diese Texte als autorisiert gelten.

Bibliographie

Der Oelprinz

1877 Der Oelprinz. Ein Abenteuer aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Karl May.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 10-11. S. 158-160, 172-176.

1894 Der Brand des Ölthals. Ein Abenteuer aus den Vereinigten Staaten. Von Karl May.
In: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 127 S.
S. 99-116

1894 Der Brand des Ölthals. Ein Abenteuer aus den Vereinigten Staaten. Von Karl May.
In: Aus fernen Zonen. Erzählungen für die Jugend.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 72 S.
S. 50-72

(Nachdem bereits 1894 die beiden Buchausgaben vom Verlag A. Weichert, Berlin übernommen wurden, erfolgten diverse Nachdrucke der Erzählungen des „Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen" als Nachauflagen unter denselben Titeln, sowie in Sammelbänden wie z. B. „Denkwürdige Abenteuer zu Wasser und zu Lande", „Im wilden Westen", „Auf der Prairie" zum Teil zusammen mit Fremdtexten.)

Das Motiv des Ölbrandes wurde von Karl May sehr häufig verwendet, z. T. mit wörtlichen Übereinstimmungen (z. B. „Three carde monte", „Abraham Lincoln", „Im fernen Westen", „Winnetou II", „Ein Ölbrand"). Hier wurde nur die spezielle Version bibliographiert – wie auch bei den nachfolgenden Titeln dieser Bibliographie.

Die Gum

1877 Die Gum. Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 12-14. S. 190-191, 204-208, 221-223.

1894 Der Karawanenwürger. Von Karl May.
In: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 127 S.
S. 5-27

1894 Der Karawanenwürger. Von Karl May.
In: Aus fernen Zonen. Erzählungen für die Jugend.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 72 S.
S. 3-32

Ein Abenteuer auf Ceylon

1877 Ein Abenteuer auf Ceylon von Karl May.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 14-17. S. 223, 238-239, 254-255, 269-270.

1894 An Bord der Schwalbe. Von Karl May.
In: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 127 S.
S. 80-98

Die Kriegskasse

1877 Die Kriegskasse. Eine kleine Episode aus einer großen Zeit von E. Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 17-20. S. 271, 286-287, 301-303, 317-319.

Aqua benedetta

1877 Aqua benedetta. Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 20-24. S. 319, 333-335, 349-351, 365-367, 381-383.

Auf der See gefangen (Auf hoher See gefangen)

1877/1878 Auf der See gefangen. Criminalroman von Karl May.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 21-52. S. 321-824.

1879 Auf hoher See gefangen von Karl May.
Philadelphia, Verlag von Morwitz & Co.,
o. J., Heimat und Fremde, Bd. 50

1888 Schloß Wildauen. Criminal-Roman von Carl May.
In: Deutsche Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann.
Berlin, Verlag von W. Kohlmann,
1888/89
Nr. 1-46 (=Heft 1-16). S. 4-367.

1895 Schloß Wildauen. Criminal-Roman von Carl May.
In: Deutsche Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann.
Neu-Weißensee, Verlagsdruck von E. Bartels,
1895/96
Nr. 1-46 (=Heft 1-23). S. 4-367.
Parallelausgabe bei F. Schuckar, Berlin

(1896/97 Nachauflage: Neu-Weißensee bei Berlin, Verlagsdruck von E. Bartels)

1895 Old Surehand. 2. Band.
Karl May's gesammelte Reiseromane.
Band XV.
Freiburg i. B.,
Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld,
1895, 647 S.
S. 116-210, 437-578

1909 Old Surehand. 2. Band.
Karl Mays Illustrierte Reiseerzählungen.
Band XII.
Freiburg i. B.,
Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld,
1909, 647 S.
S. 116-210, 437-578

Ein Self-man

1877/1878 Ein Self-man. Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 25-28. S. 398-399, 414-415, 430-431, 446-447.

1894 Im wilden Westen. Eine Erzählung aus dem Leben der Grenzer von E. Pollmer.
In: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 127 S.
S. 28-50

Husarenstreiche

1878 Husarenstreiche. Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten »Feldmarschall Vorwärts« von Karl May.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 32-39. S. 503-504, 517-519, 533-536, 549-552, 565-568, 581-584, 597-600, 613-616.

Der Africander

1878 Der Africander. Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 35-37. S. 558-559, 574-575, 590-591.

1894 Ein Abenteuer in Südafrika. Von Emma Pollmer.
In: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Berlin, Verlag von H. Liebau
1894, 127 S.
S. 67-79

1894 Ein Abenteuer in Südafrika. Von Emma Pollmer.
In: Aus fernen Zonen. Erzählungen für die Jugend.
Berlin, Verlag von H. Liebau
1894, 72 S.
S. 33-49

Vom Tode erstanden

1878 Vom Tode erstanden. Ein Abenteuer aus Californien von Emma Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 38-41. S. 606-607, 621-623, 638-639, 654-655.

1895 Old Surehand. 2. Band.
Karl May's gesammelte Reiseromane.
Bd. XV.
Freiburg i. B.,
Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld,
1895, 647 S.
S. 79-96

1909 Old Surehand. 2. Band.
Karl Mays Illustrierte Reiseerzählungen.
Bd. XII.
Freiburg i. B.,
Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld,
1909, 647 S.
S. 79-96

Die Rache des Ehri

1878 Die Rache des Ehri. Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien von Emma Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 41-43. S. 655, 670-671, 685-687.

1894 Die Rache des Ehri. Ein Abenteuer aus dem südlichen Polynesien von Emma Pollmer.
In: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Berlin, Verlag von H. Liebau,
1894, 127 S.
S. 117-127

Nach Sibirien

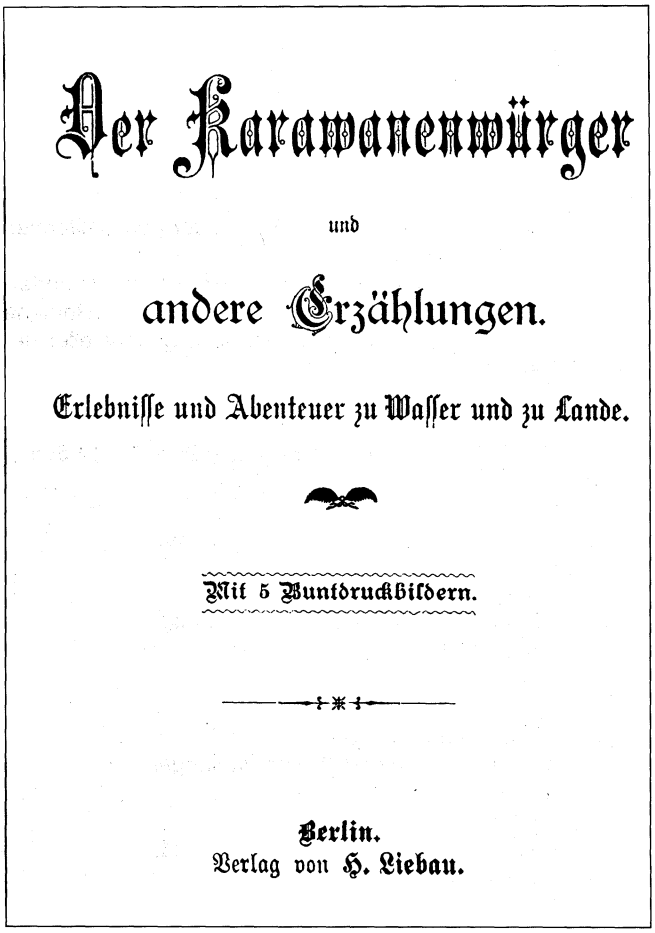
1878 Nach Sibirien. Von Emma Pollmer.
In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Sammlung der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.
Dresden und Leipzig, Verlag von Bruno Radelli.
2. Jg. 1877/78
Nr. 47-50. S. 741-742, 757-760, 773-776, 790-791.

Ursprünglich war es die Absicht der Karl-May-Gesellschaft, den vollständigen 2. Jahrgang der „Frohen Stunden" als Reprint vorzulegen, da May den größten Teil als Redakteur betreut hatte. Dieses Vorhaben ließ sich aus Umfangs- und Kostengründen leider nicht verwirklichen. Um jedoch einen möglichst repräsentativen Eindruck von der Zeitschrift zu vermitteln, werden nicht – wie in den bisher erschienenen Reprints – Fortsetzungstexte zusammengedruckt, sondern die Originalpaginierung wird beibehalten. Die besonders wichtigen redaktionellen Seiten mit den Rubriken „Erheiterungs-Salon" und „Allerlei" sind vollständig enthalten, sowie diverse datierungsrelevante und nicht gezeichnete Texte, deren Verfasserschaft noch zu klären ist. Leider erwiesen sich einige Seiten der äußerst seltenen Vorlage als nicht reprintierfähig. Diese wurden buchstaben- und zeichengetreu neu gesetzt (Originalseiten: 16, 64, 176, 240, 253, 256, 512, 544, 560).

Mein Dank gilt den üblichen Verdächtigen, Ulrike Müller-Haarmann, Gerhard Haarmann (Bonn) und der Graph. Kunstanstalt Fr. Ant. Niedermayr (Regensburg).

Bonn, im März 2000

Ruprecht Gammler


Der Karawanenwürger
und
andere Erzählungen.
Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Mit 5 Buntdruckbildern.
Berlin.
Verlag von H. Liebau.

Aus fernen Zonen.
Erzählungen
für die Jugend.
Mit Buntbildern.
Berlin,
Verlag von H. Liebau.

Frohe Stunden.

Unterhaltungsblätter für Jedermann.

Sammlung

der neuesten und besten Romane und Novellen unserer beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart.

Zweiter Jahrgang.

Dresden und Leipzig,
Verlag von Bruno Radelli.

Inhaltsverzeichniß.

I. Romane, Erzählungen, Humoresken ꝛc.

• Auf der See gefangen. Criminalroman von Karl Mai. Seite 321, 337, 353, 369, 385, 401, 417, 433, 449, 465, 481, 497, 513, 529, 545, 561, 577, 593, 609, 625, 641, 657, 673, 689, 705, 721, 737, 753, 769, 785, 801, 817.

Armband, das. Historische Erzählung von Gottwald. Seite 233, 249, 265, 281.

Bierbrauergeschichte, eine, aus alter Zeit. Von Max Dittrich. Seite 668, 684, 700, 716.

Beichte, eine. Aus den Papieren eines Landgeistlichen. Seite 585, 602.

Der letzte Freund Ludwig van Bethovens. Seite 631.

Der alte General und seine Affen. Seite 539, 553.

Der eingemauerte Mönch. Seite 489, 505.

Die verhängnißvolle Mahlzeit. Seite 601, 617, 633.

Ein gebrochenes Herz. Nach einer wahren Begebenheit. Seite 798.

Eine gefallene Größe. Historische Novelle von Schönwald. Seite 521, 537.

Familien-Drama, ein. Novelle von Walter Vogel. Seite 629, 645, 661, 676, 693, 709, 725, 742.

Folgen, die, eines unbedachten Wortes. Erzählung von Leu. Seite 283, 297, 313.

Geheimniß, das, des Wasenmeisters. Ein Roman auf rother Erde. Seite 5, 21, 37, 53, 69, 85, 101, 117, 133, 149, 165, 181, 197, 213, 229, 245, 263, 277, 293, 309, 327, 343, 359, 375, 391, 405, 421, 437.

Giftfranz. Eine lustige Geschichte von Max Dittrich. Seite 748, 765, 782.

Gefangene, der, in Sibirien. Erzählung von Leu. Seite 91, 105, 121.

Gräfin Potocka (mit Illustration.) Seite 187.

Hinter den Coulissen. Theaterroman von Alice Kurs. Seite 681, 697, 713, 729, 745, 761, 777, 794.

• Husarenstreiche. Ein Schwank aus dem Jugendleben des Marschall Vorwärts, von Karl May. Seite 503, 517, 533, 549, 565, 581, 597, 613.

Im Irrenhause. Historische Anecdote. Seite 649.

Maskenball, ein, in Paris. Skizze aus der französischen Revolution im Jahre 1793, von Wladimir. Seite 665.

Moosrose, die. Novelle aus dem Englischen. Seite 506.

Mutter und Sohn. Eine Erzählung. Seite 791, 807, 824.

• Nach Sibirien. Von Emma Pollmer. Seite 741, 757, 773, 790.

O diese Männer. Eine Carneval-Strafpredigt. Seite 475.

Reise, die, durch die Luft. Seite 569.

Stiftsdame, die. Erzählung. Seite 732.

Steppenabenteuer, ein. Seite 9, 25, 41, 57, 73.

Verrath, der. Erzählung. Seite 329, 345, 361, 377, 393, 409.

Treu dem Schwur. Von F. Kießling. Seite 75, 89.

Tolle Soldatenstreiche. Humoreske von F. Kießling. Seite 137.

Und dennoch! Von Bellermann-Thallwitz. Seite 425, 441.

Versunken und vergessen. Erzählung von F. Kießling. Seite 153, 169, 185, 201.

Versunkene Sterne. Seite 453, 469, 485, 501, 519.

Wechselwirkung. Seite 380, 396, 428.

Weihnachten. Erzählung aus dem Dänischen. Seite 457, 473.

Wer ist schuldig? Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich. Seite 1, 17, 33, 49, 65, 81, 97, 113, 129, 145, 161, 177, 193, 209, 225, 241, 257, 273, 289, 305, 324, 340, 356, 372, 387.

II. Belehrende Aufsätze.

Arbeiterwohnungen. Skizze von Max Dittrich. Seite 94.

Das Krupp'sche Etablissement. Seite 332.

Das heutige Wendenthum. Von Max Dittrich. Seite 492, 509.

Ein Tag in Konstantinopel und Scutari. Reiseskizze von W. v. Overdal. Seite 45, 60.

Ein Wort über unsere Industrie. Seite 110.

Einige Wörtlein über das Lachen. Seite 348, 412.

Erde, die, und ihre Entstehung. Seite 236, 252, 267.

Eine epochemachende Erfindung. Seite 636.

Geschichte des Steinkohlenbergbaues. Seite 588, 604.

Im Innern der Erde. Seite 444, 460.

Indische Frauen und deren Feuertod. Seite 316.

Krönung, die, des Papstes. Seite 520.

Kaukasus, der, und seine Bewohner. Seite 12.

Leuchten, das, des Meeres. Naturgeschichtliche Abhandlung von Dr. Ferber. Seite 523.

Professionelle Giftmischerei I. Seite 29.
„ „ II. „ 76.

Religion, die, der Hindus. Seite 540, 557, 572.

Reichsland, das, und seine Bewohner. Seite 202.

Russische Kirchen. Skizze von Max Dittrich. Seite 300.

Steuern von Ehemals. Seite 124, 139.

Thierwelt, die mikroskopische. Seite 219.

Zur Charakteristik des Hundes. Seite 217.

Weine, die, des Elsaß. Seite 284.

Winterleben der Pflanze. Seite 364.

III. Aus allen Zeiten und Zonen.

1. Amerikanisch. Erinnerungen eines modernen Nomaden, von Max Dittrich. Seite 15, 31.
2. Die astronomische Uhr im Münster zu Straßburg. Von Max Dittrich. Seite 47.
3. Ein kaiserlicher Aderlaß. Seite 63.
4. Vom Köhler zum Grafen. Seite 78.
5. Unter Corsaren. Seite 95.
6. Pferderennen bei den Kalmucken. Seite 95.
7. Ein Gegengeschenk. Seite 112.
8. Negerleben in Brasilien. Seite 125, 141, 157.
• 9. Der Oelprinz. Von Karl May. Seite 158, 172.
• 10. Die Gum. Von Karl May. Seite 190, 204, 221.
• 11. Ein Abenteuer auf Ceylon. Seite 223, 238, 254, 269.
• 12. Die Kriegskasse. Von Karl May. Seite 271, 286, 301, 317.
• 13. Aqua benedetta. Seite 319, 333, 349, 365, 381.
• 14. Ein Self-man. Seite 398, 414, 430, 446.
15. Carneval in der Saargegend. Seite 461.
16. Das neue Hoftheater in Dresden. Seite 477.
17. Räuberhöhlen in London. Seite 479.
18. Londoner Spielhölle. Seite 494.
19. Mexikaner Gaunerstücke. Seite 495.
20. Aus der Chronik von Mühlhausen im Elsaß. Seite 526, 542.
• 21. Der Afrikander. Seite 558, 574, 590.
• 22. Vom Tode erstanden. Seite 606, 621, 638, 654.
• 23. Die Rache des Chri. Seite 655, 670, 685.
24. Reise-Erinnerungen aus Rußland. Seite 701, 717, 733, 750, 766.

IV. Vermischtes.

I. Erheiterungs-Salon. Seite 16, 32, 48, 64, 80, 96, 112, 128, 144, 160, 176, 192, 208.

• II. Allerlei. Seite 224, 240, 256, 272, 288, 304, 320, 336, 352, 368, 384, 400, 416, 432, 448, 464, 480, 496, 512, 528, 544, 560, 576, 592, 608, 624, 640, 656, 672, 688, 704, 720, 736, 752, 828.

Erheiterungs=Salon.

Ein Vagabund stahl ein Paar Stiefeln, wurde ertappt und tüchtig durchgeprügelt. Bald darauf steckte er in einem Gasthause einen silbernen Löffel ein, und hatte dasselbe Schicksal. Ganz erbost rief er aus: "Das ist aber doch schrecklich, nichts geräth mit, es ist gerade, als ob ich gar nicht stehlen sollte!"

"Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt," sagte ein Verwalter zu den Bauern, "Ihr klagt immer über unseren gnädigen Herrn, und er will doch nur Euer Bestes." - - "Ja freilich will er das," sagte Einer, "aber wir wollen's nicht hergeben."

"Haben Sie einen Paß?" fragt ein bärtiger Unteroffizier einen Einpassirenden in eine kleine norddeutsche Stadt. "Nein," erwiederte dieser erschrocken. – "Nun, seien Sie froh," war die Antwort, "hätten sonst eine Menge Laufereien gehabt."

Ein unbescholtener junger Mensch, der bei einer Dame einen Besuch abzustatten hatte, und von ihr bis zur Stiege begleitet wurde, glitschte beim letzten Complimente aus und fiel die Treppe hinab. Erschrokken eilte die Dame nach und sagte theilnehmend, indem er sich aufraffte: "Sie haben sich doch nicht weh'gethan ?" - - "O, ich bitte," stotterte er mit ziemlicher Verlegenheit, "gar nicht, ganz im Gegentheil!"

Gottlieb Adolph Schade war Rector am Gothaer Collegium. Ein Student schrieb bei seiner Abreise in dessen Stammbuch: "Gott lohne ihn, durch Schade'n ward ich klug."

Ein Straßenjunge prügelte einen gut gekleideten Knaben auf der Straße tüchtig durch. Dessen Mutter rief Ersterem erzürnt aus dem Fenster zu: "Nun warte, Bursche, wenn ich hinunter komme, Dir werde ich helfen!" - - "Bleiben Sie nur oben, Madame, ich gewältige ihn schon allein!"

"Wenn Du irgend Achtung für Deinen Wilhelm hast," sagte ein Ehemann auf dem Sterbebett zu seiner weinenden Gattin "so heirate nach meinem Tode den jungen Müller nicht." - - "Fahr, in Frieden," erwiderte schluchzend die Untröstliche, "ich habe mein Wort schon dem Bäcker gegeben."

Einem Soldaten wurde in der Schlacht ein Bein abgeschossen. Sein Jammern erbarmte einen seiner Kameraden, er nahm ihn auf die Schultern und trug ihn ins Lazareth, unterwegs aber nahm dem Ersten eine Kanonenkugel den Kopf weg. "Seid Ihr betrunken?" rief der Arzt, "daß Ihr mir einen Körper ohne Kopf bringt?" - - "Daß Dich der Windbeutel!" sagte der Soldat erbost, "Mir sagte er, es sei ihm blos das Bein abgeschossen!"

"Wo wohnst Du denn jetzt?" fragte ein Freund den andern, der erst kürzlich die Wohnung gewechselt hatte. "In der Krugstraße," war die Antwort, gerade neben der reitenden Gardecaserne."

Eine Todesanzeige fing mit folgenden Worten an: "Seit gestern Abends ist mein seliger Mann nicht mehr."

In Hannover muß bei der öffentlichen Anzeige eines Todesfalles beigesetzt werden, ob der Verstorbene ärztliche Hilfe gehabt habe oder nicht. So las man denn eines Tages: "Gestern starb hier der herrschaftliche Rentmeister L.M. an der Lungenentzündung mit Hilfe des Kreisphysikus Dr. P.

Eine Witwe klagte dem Fürsten ihre Noth, und bat um einen Jahresgehalt. Der Fürst sagte zu ihr: "Sie sehen so gut aus, daß ich Ihren Worten nicht glauben kann." - - Sie entgegnete ihm: "Es kommt nicht auf das Aussehen an; denn Eurer Durchlaucht geht gewiß nichts ab, und Sie sehen dennoch recht erbärmlich aus."

Erheiterungs-Salon.

Bei einer Schulprüfung fragte der Lehrer einen Knaben, wie viel Stücke zur Taufe gehörten. „Drei," erwiderte dieser. „Ei, ei," belehrte ihn Jener, „Du hast das schlecht gemerkt, es gehören nur zwei dazu, das Wort und das Wasser, was wäre denn das Dritte?" — „Nun, das Kind!" sagte der Knabe.

Ein Schüler sollte bei der Prüfung eine Rede halten. Mitten darin blieb er jedoch stecken, stieß einen neben ihm stehenden Kameraden an und flüsterte ihm zu, er möge ihm doch schnell aushelfen. „Recht gern," sagte dieser, „was hilft Dir denn für ein Wort?"

In dem Bericht über den Gesundheitszustand eines kleinen Städtchens hieß es: „Heuer sind viel weniger Menschen gestorben als die früheren Jahre und unser Doctor war auf Reisen."

Ein Bauernjunge ging eines Sonntags in seinen schönsten Kleidern über Feld, als es plötzlich zu regnen anfing. „Das ist dumm," brummte er, „das hätt' auch Zeit bis morgen gehabt!" Da erschallte ein starker Donnerschlag. „Nu, nu," sagte er ärgerlich, „man wird doch um seine Sache reden dürfen."

Jemand trat in ein Postbureau und fragte, ob Briefe an ihn da wären. „Ihr Name?" fragte ein Beamter. „O, der steht schon darauf," erwiderte der Gefragte.

Ein Schullehrer fragte einen kleinen Knaben, ob die Ehe ein Sacrament sei. „Freilich," erwiderte dieser, „denn mein Vater flucht alle Tage darüber."

Bei einem Seesturme, wo man vor Lärm und Getöse des Donners und der Wogen kein Wort verstehen konnte, ergriff ein Irländer in der Angst ein Sprachrohr und brüllte die eifrigsten Gebete um Rettung hinein.

Lord Sidney suchte einen Bedienten, der vor Allen ein geborner Engländer sein sollte. Auf die Frage des Lords, wo er geboren sei, war die Antwort: „In Cork." Das liegt ja aber in Irland," sagte der Lord. — „Ja Mylord, das thut nichts zur Sache, gesetzt, ich wäre in einem Stalle geboren, soll ich darum ein Pferd sein?"

Ein Director sagte zu einem seiner Schauspieler: „Ich war gezwungen, schon mehrere Rollen von Ihnen zu nehmen, gestern haben Sie wieder den Geist von Hamlet so schlecht gespielt, daß ich Ihnen sagen muß, wenn Sie sich nicht bessern, so müssen Sie auch den Geist aufgeben."

Ein Metzger, der sehr kurzsichtig war, und deshalb immer eine Brille auf der Nase hatte, verlor sie einst auf einem Markte, und entlehnte eine andere von einem Nachbar; diese vergrößerte aber dergestalt, daß der Metzger, der nicht darauf Acht gab, drei Kälber für drei Ochsen kaufte.

Ein Wirth klagte einem Reisenden, daß er so viele Ratten im Wirthshause habe; der Fremde sagte zu ihm: „Machen Sie ihnen eine solche Zeche wie mir; dann kommt Ihnen gewiß keine wieder."

Um Mitternacht wurde an dem Thore eines großen Hotels heftig geschellt. Der Portier kroch brummend aus den Federn und öffnete schlaftrunken die schwere Pforte. Der Außenstehende aber, ein lustiger Patron, der eben von einem Trinkgelage kam, zog den Hut und frug auf das Höflichste: „Verzeihen Sie, können Sie mir nicht gefälligst sagen, was da nebenan gebaut wird?"

„Warum verheirathen Sie denn Ihren Sohn nicht?" fragte ein Bürger den andern, „es kann ihm ja an anständigen Parthien nicht fehlen." — „O, das hat Zeit," erwiderte Dieser, „bis er klüger geworden ist und mehr Erfahrung hat." „O weh," meinte der Erstere, „dann wird er nicht mehr heirathen wollen."

Jemand rühmte die außerordentliche Liebe zu seiner Frau, obschon sie schon längere Zeit verheirathet waren. „O, sagte ein Anderer, ich habe auch meine Frau zum Fressen lieb gehabt und mich reut es nur, daß ich es nicht längst gethan habe."

Eine Hausfrau empfing die Neujahrsgratulation von ihrem Dienstmädchen und gab ihr die Ermahnung, daß sie sich brav aufführen und sich gesitteter und geschickter als im vergangenen Jahre betragen solle. „Danke," erwiderte das Mädchen schüchtern, „und wünsche gleichfalls."

Zur Cholerazeit kam ein Schneidergeselle taumelnd in das Arbeitszimmer. „Was soll das sein?" fuhr ihn der Meister an, „Er ist schon in aller Frühe besoffen." — „Nach Befehl, es ist doch gestern die Verordnung ergangen, daß man Morgens nicht nüchtern ausgehen soll."

„Warum haben Sie denn gestern bei meiner Arie nicht geklatscht?" fragte eine Sängerin zornig ihren Anbeter. — „Es war ja so voll," erwiderte Dieser, „daß ich kein Glied regen konnte." — „So hätten Sie doch wenigstens die Hände über den Kopf zusammen schlagen sollen;" meinte sie.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig
Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

und mit schallender Stimme drei Mal kräht. In der Kuppel zeigt sich der Prophet Jesaias, die vier Evangelisten, höher vier Seraphim und ganz oben der Herold der Steinmetzen des Domes, mit dem Wappen des Frauenhauses. Auf der linken Seite des Werkes erblickt man an dem betreffenden Thürmchen die Muse Urania, das Symbol der vier Monarchen und unten das Bild des Astronomen Copernikus, nebst den drei Parzen an der Seite des Thürmchens, sämmtlich von Stimmer ausgeführt, zu unterst das Bild Schwilzué's.

Man muß erstaunen, daß es dem Künstler gelungen ist, den gewaltigen neuen Mechanismus in das alte Gehäuse, welches drei Thürmen ähnelt, einzuzwängen und dessen bildlichen Darstellungen anzupassen. Das neue Uhrwerk ist für unbegrenzte Zeit gearbeitet. Um Mitternacht jedes 31. December regulirt die Uhr selbst alle ihre tausende von Räderwerken zu den Veränderungen, die das neue gewöhnliche oder Schaltjahr mit sich bringt und der vollständige Kalender beginnt auf's Neue seine regelmäßige Thätigkeit. Das Werk wird seinem Meister J. B. Schwilzué, der 1856 gestorben ist, auf lange Zeiten hinaus ein rühmliches Andenken sichern, zumal dasselbe bei der Belagerung 1870 nicht den geringsten Schaden gelitten hat und fortwährend im Gang geblieben ist. Dieses Unversehrtbleiben durch die dem französischerseits auf der Plattform des Münsters etablirten Observationsposten geltenden deutschen Granaten ist geradezu wunderbar, wenn man bedenkt, daß die schöne Silbermann'sche Orgel sowohl, wie die prächtigen gemalten Fenster — des architektonischen Schmuckes an der Außenseite gar nicht zu gedenken — stark beschädigt wurden und in der Nacht vom 25. auf den 26. August das ganze mit Kupfer gedeckte Dach in Flammen aufging, Schäden, die nun aber längst wieder an dem ehrwürdigen Gotteshause ausgebessert sind.

Erheiterungs-Salon.

Ein Schwätzer war eitel genug, zu fragen: „Rede ich nicht wie ein Buch?" — Eine Frau versetzte ihm: „O ja; Sie sollten sich in Kalbsleder binden lassen."

Ein Friseur war aus einem Stockwerke zu ebener Erde gezogen und heftete einen Zettel an die Hausthüre, worauf stand: „Hier wird man nicht mehr oben, sondern unten frisirt."

Ein Soldat stand zum ersten Male Schildwache und rief fleißig: „Wer da?" — Die Antwort war immer: „Gut Freund!" — Als die Runde kam, rief er endlich: „Löset mich doch ab; denn was soll ich hier stehen, und fast erfrieren? Es ist hier ja Alles gut Freund!"

Bei dem Begräbnisse ihrer Großmutter weinten drei kleine Enkel bitterlich an ihrem Grabe. Eine Pathe sagte zu ihnen: „Tröstet Euch, gute Kinder, der liebe Gott selbst wird künftig Eure Großmutter sein."

Ein Offizier wettete um zehn Friedrichsd'or mit einem Juden, er wollte ihm mit seinem Säbel das Schwarze am Nagel des Daumens abhauen, ohne den Finger zu verletzen. Der Jude hielt den Daumen empor, der Offizier hieb — und hieb ihm den halben Daumen weg. Der Jude brüllte vor Schmerz, griff aber schnell mit der Hand nach dem Geld und schrie: „Auweih — auweih, ich hab's gewonnen!"

In einer frohen Gesellschaft rief Jemand aus: „Was geht über ein Glas Wein?" — Und der Nachbar antwortete: „Eine Flasche."

Ein alter Mann, der ein junges Mädchen geheirathet hatte, hatte die Freude, sie guter Hoffnung zu sehen und sagte triumphirend zu seinen Freunden: „Nun seht Ihr, Ihr habt immer daran gezweifelt, und nun bekomme ich doch eine Taufe ins Haus!" — „O," erwiderte einer derselben, „wir haben uns nie unterstanden, an Ihrer Frau Gemahlin zu zweifeln."

In einer Gesellschaft war die Rede von alten feinen Weinen und Jemand rühmte sich, kürzlich eine Probe vom Jahre 1746 gekostet zu haben. „O das ist gar nichts," sagte ein Anderer; „als mein Vater starb, fand ich in einem Winkel des Kellers mehrere Bouteillen, worauf ausdrücklich die Jahreszahl 1680 stand." „Blitz," rief Ersterer, „den hätte ich wohl kosten mögen!" — „Ja, Wein war keiner darin," sagte der Andere.

Ein Schüler konnte nur sehr schwer einen deutlichen Begriff von Recht und Unrecht fassen. Der Lehrer sagte endlich: „Sieh, ich will Dir die Sache so deutlich als möglich machen: Wenn Dir die Mutter eine Semmel schenkt, so gehört sie Dir, Du kannst damit machen, was Du willst, denn Du hast das Recht dazu, Du thust also recht daran. Wenn nun aber Heinrich, Dein Bruder, von der Mutter eine Semmel bekommt und Du nimmst sie ihm weg, was thust Du da?" — „Ich esse sie auf," sagte der Knabe unbefangen.

Bei der Krönung des ersten Königs von Preußen wurde Königsberg festlich erleuchtet. An einem Fenster las man die Aufschrift: „Es lebe Fritz, der Erste, Beste!"

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.
Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

Erheiterungs=Salon.

Jemand sollte vor Gericht einen Eid ablegen, und war dazu bereit. Der Richter aber, der ihm wenig Redlichkeit zutraute, ließ die Fenster der Gerichtsstube aushängen.

Da erschrack der Mensch, und sagte: "O weh, was sollen mir die Fenster?" - - Der Richter entgegnete ihm: "Meinst Du, Du solltest, wenn Dich der Teufel holt, mich auch noch um die Fenster bringen?"

Ein junger Mensch verkaufte zur Bestreitung seiner dringendsten Bedürfnisse seine schönen Haare an einen Perückenmacher. Mit geschorenem Kopfe und die Hand voll Geld sah er eine Glücksbude: - - die Begierde nach Gewinn dränge ihn in dieselbe. Er setzte den Erlös für seine Haare ein und - - gewann einen Kamm.

Ein Knabe wurde wegen seiner witzigen Einfälle bewundert. Jemand sagte zu dem Bewundernden in Gegenwart des Knaben: "Die witzigen Kinder werden später dumm." - - Der Knabe versetzte ihm: "O, Sie waren als Knabe gewiß sehr witzig!"

In einer Gesellschaft wurde über die Lehre der Seelenwanderung, oder über den Wahn, die Seele eines Verstorbenen wandere in irgend einen anderen Leib, gesprochen. Da sprach ein Witzling: "Ich erinnere mich ganz gut, daß ich das goldene Kalb Aarons war."

Ein Student verkaufte seinen Büchervorrath und schrieb an seinen Vater. "Freuen Sie sich, meine Bücher fangen schon an, mich zu ernähren."

Jemand, der in einem Gasthofe Fische aß, sagte zum Kellner: Wein her, der Fisch will schwimmen." Ein Stutzer, der da Rindfleisch aß und dieß hörte, rief sogleich: "Wein her; der Ochs will saufen."

Eine Frau, deren Gesichtsfarbe ziemlich braun war, kleidete sich eines Tages ganz weiß. Ihr Gatte sprach deßwegen zu ihr: "Du siehst aus wie eine Fliege in der Buttermilch."

Drei Studenten kamen in einem Wagen an ein Stadtthor; sie hatte sich aber verabredet, den Thorschreiber zum Besten zu haben. Als er den Ersten fragte: "Wie heißen Sie, mein Herr?" antwortete dieser: "Ich heiße Mund." - - Der Zweite antwortete auf die Frage, wie er heiße: "Ich heiße Maul." - - Da sagte der Thorschreiber: "O, ich will nun den Dritten sogleich dazuschreiben; denn ohne Zweifel heißt er Maulaffe."

Von einer wandernden Menagerie waren blos die Eintrittspreise angezeigt, mit der Bemerkung: "das Nähere ist darin bei den wilden Thieren zu erfahren."

dem nächsten Wege nach Aachen, wo ich für Deine erste Einrichtung sorgen werde, denn mit heute hört Deine Arbeit als Köhler auf. Die Hand, die Deinem Kaiser Speise und Trank gereicht, darf künftig nur Lanze und Schwert führen, nicht aber den rußigen Schürbaum."

Und so geschah es, der neue Graf begleitete den Kaiser nach Aachen, der ihn wahrhaft kaiserlich mit Gold und Besitzungen beschenkte, vorzüglich auch mit jenem Walde, in dem er gewohnt und dessen bisheriger Besitzer auf andere Weise entschädigt wurde.

Graf Bärenklau war einer der Lieblinge des großen Monarchen und er und seine Nachkommen zeigten sich dieser Ehre stets würdig. Bis ins sechszehnte Jahrhundert blühte das edle Geschlecht, und die letzten Grafen Bärenklau kämpften noch im schmalkaldischen Kriege; dann erlosch das Geschlecht des Köhlers aus dem Aachener Walde.

Erheiterungs-Salon.

Als ein Knecht eine Kothgrube grub, fragte er seinen Dienstherrn, wohin er die Erde thun sollte. Der Dienstherr sagte zu ihm: „Ei, mache das Loch gleich so groß, daß Alles darin Platz hat."

Man rühmte in Gegenwart einer witzigen Frau den Verstand eines Mannes, der aber dies Lob nicht sehr verdiente. Die Frau sagte: „O ja, er muß viel Verstand haben, denn er gibt davon wenig aus."

Man vertrieb sich einst bei einer Herzogin, die eine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe hatte, die Zeit damit, daß man allerlei sinnreiche Unterschiede zwischen Gegenständen machte. Da fragte die Herzogin: „Was für ein Unterschied ist zwischen mir und einer Uhr?" — Eine hohe Person antwortete ihr: „Eine Uhr zeigt die Stunden, und bei Ihnen vergißt man dieselben."

Ein Gelehrter bewies in einem Gasthause, daß jährlich auf dem ganzen Erdboden so viel Wein wachse, daß auf jeden Menschen täglich eine Maaß käme. „Nun," sagte ein Taglöhner, der aufmerksam zuhörte, „so möchte ich den Halunken kennen, der mir die meinige wegsauft, dem wollte ich sie versalzen."

Ein Gutsherr hatte ein Krankenhaus für sein Dorf gestiftet. Bei der feierlichen Eröffnung desselben war dessen Mutter zugegen, welche der Schullehrer mit einer Anrede bewillkommte, die sich also anfing: „O Du, die Du den die das ganze Dorf beglückende Anstalt stiftenden Gutsherrn zur Welt gebracht hast!"

Als ein Schuldner arretirt wurde, überhäufte er die Gerichtsdiener mit Schmähungen. Diese reichten darauf eine Beschwerde folgenden Inhaltes gegen ihn ein: „Herr N. hat uns Schurken, Spitzbuben und Schlingel geschimpft, welches wir hiermit der Wahrheit gemäß mit unserer Unterschrift bestätigen."

Der Fleischhacker eines Städtchens wollte ferner nicht täglich schlachten, weil ihm so viel Fleisch übrig bleibe. — Der Bürgermeister schickte ihm aber den schriftlichen Befehl zu, „täglich nur einen halben Ochsen zu schlachten."

Ein Witzling fragte einen Bauer, was bei ihm ein Esel koste. Der Bauer merkte wohl, diese Frage sei eine Stichrede, und antwortete ihm: „Zwanzig Gulden, wenn er von Eurer Größe ist."

Ein Arzt rühmte sich, keiner von denen, die er behandelt habe, könne sich über ihn beklagen. Jemand versetzte ihm: „Da haben Sie Recht; denn wer unter Ihre Hände kommt, bleibt ewig stumm."

Jemand erklärte, daß er viel Vergnügen am Anecdoten-Erzählen finde. „O ja," sagte ein Anderer, „gute Anecdoten sind nicht schlecht."

Ein Student verspottete einen Kameraden wegen der Größe seiner Ohren. Dieser erwiderte ihm: „Du hast recht; meine Ohren sind für einen Menschen zu groß; aber die Deinigen sind denn doch für einen Esel zu klein."

Jemand hatte ein Loch im Aermel; darüber spottete ein Stutzer, und sagte: „Da guckt die Weisheit heraus." — Schnell gefaßt, antwortete Jener: „Und die Dummheit guckt hinein."

Ein Herr schaute zum Fenster hinaus; ein Witzling sprach: „Hier wohnt ein Großer, weil ich einen Affen zum Fenster herausschauen sehe." — Jener rief aber herab: „Nein, hier wohnt ein Müller; denn sein Esel steht vor der Thür."

Eine Frau befahl dem Bedienten, nachzusehen, ob der Barometer (oder das sogenannte Wetterglas) nicht gefallen sei. Er aber sagte: „Gefallen ist er nicht; er hängt noch fest am Nagel."

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.
Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

und legt überdies verfügbare Mittel in seine Hände. Denn in Anbetracht des Sinnes für Ordnung, von dem er durch die wirkliche Erwerbung eines Hauses Zeugniß abgelegt hat, wird er unter gewissen Umständen auch leicht Darlehen, selbst ohne Pfand, erhalten können.

So werden die Häuser ein Anziehungspunkt für den guten Willen und eine Stütze für Schwankende. Der Vertrag, den der Arbeiter bei Uebernahme des Hauses eingegangen ist, läßt sich im Verein mit Unordnung gar nicht durchführen. Kommt er seinen Verpflichtungen nicht nach, so verliert er sein Anrecht. Der Nutzen schreibt ihm sein Betragen vor, offenbar eine der wirksamsten katechetischen Moral-Doctrinen.

Die Arbeiterhäuser vornehmlich veranlassen den Arbeiter zum Sparen; die Art und Weise, wie sie in den Besitz ihrer Behausung gelangt sind, veranschaulicht ihnen die Thatsache, daß scheinbar unbedeutende Beträge allmälig durch Anhäufung Werth gewinnen. Eine weitere Folge ist Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen, strammeres Festhalten an den mitunter gelockerten Familienbanden.

Endlich kann der Arbeiter im Alter getrost vom Lohne seines Sohnes mitleben, denn seine Schuld hat er den Seinigen reichlich bezahlt. Er lebt und stirbt unter seinen Kindern. Ja, er kann ihnen mitunter noch eine weitere Erbschaft hinterlassen, als die des Hauses, denn wenn dasselbe völlig bezahlt ist, so mag er die gewohnte Ersparniß nach Gutdünken anderweit verwenden.

So werden durch die Arbeiterhäuser nicht nur arme Menschen wirksam und vernünftig unterstützt, sondern auch durch den ihnen lieben und werthen — weil verdienten — Besitz vor überspannten Ideen bewahrt.

Aus allen Zeiten und Zonen.

V.

Unter Corsaren.

Als Admiral Keppel nach Algier gesandt wurde, um für ein Unrecht, welches brittische Unterthanen erlitten hatten, von den Corsaren Genugthuung zu verlangen, rief der Dey, über die Unerschrockenheit des Gesandten in Wuth gerathend: „Er wundere sich über die Unverschämtheit des englischen Monarchen, der ihm einen einfältigen, unbärtigen Knaben als Gesandten hätte schicken können.“ Der Admiral erwiderte: „Wenn sein Herr geglaubt hätte, die Weisheit würde nach der Länge des Bartes gemessen werden, würde er ihm am besten einen Ziegenbock gesandt haben.“ Außer sich vor Zorn über diese Unart, befahl der Dey, auf der Stelle den Admiral zu erdrosseln. Jedoch uneingeschüchtert durch diese Drohung, führte ihn der Gesandte ruhig an das Fenster und sagte, indem er auf die englische Flotte, welche im Hafen lag, deutete: „Wenn es ihm Vergnügen mache, ihn hinrichten zu lassen, so befänden sich Engländer genug auf den Schiffen, die ihm die Ehrenschüsse in die Grube nachsendeten.“ Der Dey war weise genug, den Wink zu verstehen; der Admiral wurde wohlbehalten entlassen und vollständige Genugthuung gewährt.

VI.

Pferderennen bei den Kalmücken.

Skizze von W. von Overdal.

Das Pferderennen gehört zu den Hauptlustbarkeiten bei den Kalmücken. Ich sah ein solches mit an, wo die Vornehmsten der Geistlichkeit und des Adels Zuschauer waren.

Des Abends zuvor hatten sich fünfzig Preisbewerber mit den schnellsten Pferden, die sie auftreiben konnten, versammelt. Damit die Pferde desto leichter wären, hatte man sie die ganze Nacht fasten lassen. Nach der mäßigsten Schätzung mußten dieselben zwischen 30 bis 40 Werste (also etwa zwischen drei und drei Viertel und fünf und einer Viertelmeile) durchlaufen. Mit der ersten hereinbrechenden Morgenröthe gab man das Signal zum Wettlauf. Man fing im Schritt an, trabte dann einige Werste und jagte zuletzt im gestreckten Galopp dem Ziele entgegen. — An Weg und Steg war hier nicht zu denken, sondern es ging über eine ungebahnte Flur, wo man sich blos nach der Himmelsgegend richtete.

Harrend und schauend saßen die Zuschauer, und bald wurden die scharfen Augen der Kalmücken einige Pferde gewahr. Erst einige Minuten nachher sah ich die Staubwolken, welche die Annäherung der Wettrennenden ankündigten. Der zuerst Ankommende, der Sieger, war ein zehnjähriger Priesterknabe, welchen die beiden Söhne des Vicechans empfingen und zum Ziele begleiteten. Des Knaben Antlitz glänzte vor Freude, doch brach seine Freude nicht ausgelassen hervor. Von den andern 49 Pferden erreichten blos 45 innerhalb einer Stunde das Ziel, viedar von waren umg-

fallen. Das Siegerroß war aber so wenig von seinem Laufe ermüdet, daß man weder Schaum, noch selbst Schweiß an demselben bemerkte. Es schnaubte ein paar Mal und benahm sich dann, als hätte es sich gar nicht angestrengt. Sämmtliche Reiter hatten den Weg ohne Mütze und einige sogar mit nacktem Oberleibe zurückgelegt.

Ehedem, als noch vor der Flucht der 70,000 Filzhütten, die sich unter Chinas Schutz begaben, (im Jahre 1771) Chane an der Wolga herrschten, suchte man zu einem solchen Wettrennen 500 Pferde aus. Damals waren auch die Belohnungen weit glänzender als jetzt, wo sie allein auf Willkühr beruhen. Der erste Sieger erhielt sonst 500 Schafe, der zweite 400, der dritte 300, der vierte 200 und der fünfte 100. Jetzt erhielt der erste Sieger blos ein Stück Seidenzeug zum Leibrock. Auch unter den Kalmücken ist Alles theurer geworden und die Schafe standen in einem weit höhern Preis, als ehedem. Für die gefallenen Pferde war an keinen Ersatz zu denken.

Nach geendigtem Rennen wurde ein Frühstück in der Hütte des Chans gegeben; alle Welt kam benebelt und taumelnd aus derselben heraus.

Es ist übrigens kein Glück, unter den Kalmücken mit seinem Pferde gesiegt zu haben. Gefällt ein solches Pferd dem Chan, so nimmt er es ohne Umstände. „Ich will das Pferd haben," sagt der Chan, und mehr ist nicht nöthig, denn die Chans dürfen ziemlich Alles nehmen, was ihnen gefällt. Dennoch drängen sich die Kalmücken immer darnach, um Ehre von ihren Pferden zu haben.

Man sieht, daß es hier zwar Wettrennen gibt, so gut wie bei den Engländern, aber daß man keine Wetten dabei anstellt, durch welche in England Mancher wohl außerordentlich reich, aber auch Mancher mag arm geworden sein.

Erheiterungs-Salon.

Zwei Handwerksgesellen geriethen mit einander in einen Wortstreit. Der eine kam in Hitze, und gab dem andern eine Ohrfeige. Dieser sagte: „Soll das Spaß oder Ernst sein?" — Jener antwortete: „Ernst." — Dieser erwiderte: „Dies ist Dein Glück; denn solchen Spaß verstehe ich nicht."

Ein Mann, Namens Tod, hatte ein besonders schönes Kraut auf dem Felde stehen, das er vor seinen Freunden sehr zu rühmen pflegte. Als er eines Morgens auf das Feld kam, um sein Auge an dem Anblicke des Krautes zu weiden, war all sein schönes Kraut gestohlen; und auf dem Felde hing an einer Stange ein Zettel mit folgender Inschrift: „Für den Tod ist kein Kraut gewachsen."

Eine Wittwe bat den Fürsten, er möchte ihren Sohn vom Soldatenstande loslassen; der Fürst sagte zu ihr: „Mein Kind, Euer Sohn bleibt Soldat; meine Prinzen müssen auch dazu." — Sie erwiderte ihm: „Das ist ganz was anders; die Prinzen haben nichts gelernt; aber mein Sohn kann ein Handwerk."

Jemand begegnete einem alten Manne, und war unedel genug, ihn auf die Seite zu stoßen mit den Worten: „Ich gehe keinem Narren aus dem Wege." — Der Alte sprach: „Aber ich," — und ging seines Weges.

Einem Missethäter wurde freigestellt, sich eine Todesart zu wählen; da sprach er: „O meine Herren, so lassen Sie mich vor Alter sterben!" — Dieser Einfall gefiel so wohl, daß man ihn begnadigte.

Ein Bauer ward im Vorzimmer einer Gerichtsstube von einigen Schreibern, die ihn neckten, genöthiget, sich zu setzen, obschon weder Bänke noch Stühle da waren. Der Bauer sagte zu den Unartigen: „Meine Herren, hier sieht es so aus, wie in meiner Scheuer; da sind auch weder Stühle, noch Bänke, — aber desto mehr Flegel."

Jemand, der einen Bart trug, las in einem Buche, ein breiter Bart zeige einen Dummkopf an. Schnell nahm er das Licht, um seinen Bart im Spiegel zu sehen; aber aus Ungeschicklichkeit verbrannte er sich dabei den Bart zur Hälfte. Zornig darüber schrieb er sogleich auf dasselbe Blatt: „Es ist ganz richtig."

Zwei Miethkutscher fuhren an einander, und sie prügelten sich tüchtig. Eine Frau rief ihnen aus dem einen Wagen zu: „Machen Sie, daß Sie fertig werden, meine Herren; denn ich bezahle zwei Gulden für die Stunde."

Ein Schäfer verließ an einem Sonntage seine Heerde, um in der Kirche dem Gottesdienste beizuwohnen. Auch sein getreuer Hund schlich ihm nach; und so war jetzt die Heerde ganz verlassen. Der Pfarrer predigte über das Evangelium vom guten Hirten. Als der Schäfer eine Weile zugehört hatte, sagte er zu seinem Hunde: „Komm, Phylax; der Pfarrer stichelt auf uns zwei."

Ein Gassenjunge schrie: „Feuer! Feuer!" — Man fragte ihn: „Wo?" — Und er sagte: „Ei, das möchte ich selbst wissen; denn mich friert sehr."

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Aus allen Zeiten und Zonen.

VII.

Ein Gegengeschenk.

Unter dem Ministerium Walpole's kam man in Großbrittanien zuerst auf die Idee, die große Zahl der Verbrecher, die sich bei der immer mehr und mehr um sich greifenden Verderbniß der Sitten schreckhaft vermehrte und durch die reichlichen Todesurtheile zu Tyburn nicht beschränkt werden konnte, nach Nordamerika zu deportiren, um sie los zu werden.

So menschlich und human auch diese Maßregel, besonders bei der Strenge des Buchstabens der englischen Strafgesetze auch erschien, so wenig erbaut waren die Colonisten darüber. Sie erhielten den Auswurf der Europäer, der seiner Ortsveränderung halber nicht aufhörte, der Gesellschaft gefährlich zu werden und aus Mangel an Existenzmitteln und Liebe zum Müßiggang, im neuen Welttheil das fortsetzte, was ihn hinüber geführt hatte.

Franklin, dieser große Mann, schrieb daher an den Minister Walpole und dankte ihm im Namen seiner Landsleute für die mütterliche Sorgfalt, welche England für seine Colonien an den Tag lege. Zum Beweise der Dankbarkeit der Amerikaner übersende er ihm eine kostbare Sammlung ausgesuchter Klapperschlangen und rathe ihm wohlmeinend, sie in die königlichen Gärten zu Kew zu versetzen und Sorge zu tragen für ihre beste Fortpflanzung. Gewiß werden sie für die europäischen Staaten Seiner Majestät ebenso vortheilhaft sein und werden, als nur immer die deportirten Engländer für Amerika werden könnten und müßten.

Erheiterungs-Salon.

Ein Hessisches Blatt enthält folgende Todesanzeige, die so erschütternd komisch ist, daß wir es uns nicht versagen können, sie unsern Lesern mitzutheilen: „Das Muster ehelicher Zärtlichkeit, das Weib, wie es sein sollte und noch keineswegs gewesen ist, die holde Gattin ist nicht mehr. Sie starb an den Folgen der unerforschlichen Wege der Vorsehung im noch nicht einmal vollenden 59. Lebensjahre. Es giebt Leiden, von denen sich die Begriffe keine Vorstellung machen können, zu denen gehört meine dahingeschiedene Ehegenossin, deren Herzensgüte rücksichtslos und deren Wandel beispiellos war. So war auch unsere Ehe kinderlos, da wir bis jetzt noch nicht mit Nachkommen gesegnet sind. Wer diesen Verlust in seinem ganzen Abscheu zu würdigen weiß, wird der Hingeschiedenen noch im Grabe eine getreue Kunde bleiben und die von ihr betriebene Putzhandlung nicht im Stiche lassen, da ich diese mit vier jungen Putzmacherinnen fortsetzen werde."

Ein Irländer wurde vor Gericht gestellt, weil er nicht, was besonders bei Seeleuten vorkommt, zwei, sondern ein halbes Dutzend Frauen geheirathet hatte. — „Aber," sagte der Richter, „wie konntet Ihr nur so gottlos sein und sechs Frauen täuschen?" — „Mit Vergunst," meinte der Irländer, „ich habe es ehrlich gemeint. Ich wollte sicher gehen und mir eine recht gute Frau aussuchen, deshalb nahm ich sechs auf ein Mal."

Saphir hatte von einem Banquier eine Anleihe von zweihundert Thalern bewilligt erhalten. Als nun der Dichter eines Tages in dem Geschäftslocal seines modernen Mäcen erschien, rief dieser ihm entgegen: „Ach, Saphir! Sie kommen gewiß um die zweihundert Thaler." „Wer, ich?" erwiderte dieser. „Nein, Sie!"

Ein Laternenputzer strich mit seiner unsauberen Oelflasche an einen wohlgekleideten, hageren Menschen an, und als dieser ihm seine Unvorsichtigkeit bewies, betrachtete der Schwarze die hagere Figur und meinte: „Na, na, ein bischen Fett wird Ihnen nicht schaden."

Ein Schiffskapitän fragte einen seiner Matrosen, mit dem er sehr zufrieden war: „Was willst Du trinken, Jack — Schnaps, Grog oder Punsch?" — „Nun," entgegnete der Matrose gemüthlich, „ein Schnäpschen, und bis der Punsch fertig ist, ein Glas Grog."

Ein alter Herr von vierundachzig Jahren führte ein junges sechszehnjähriges Mädchen zum Altare. Der Geistliche sagte zu ihm: „Das Taufbecken ist am andern Ende der Kirche." — „Was habe ich mit dem Taufbecken zu schaffen?" lautete die Antwort des Greises. „Ich bitte um Verzeihung," antwortete der witzige Geistliche, „ich glaubte, Sie wollten dieses Kind da taufen lassen."

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.
Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

rin hier immer die Hauptnahrung besteht, zu neuen Kräften kommen zu lassen; und als er sich darauf sehr dankbar verabschiedete, schärfte ich ihm ein, sich heute besser in Acht zu nehmen, und morgen früh unfehlbar Alles für unsere Tour bereit zu halten. Ich bedauerte nur, daß man uns im Hause des Senhor Gabrielo vergeblich erwartet haben würde. Hierüber beruhigte mich der Neger jedoch, indem er behauptete, er hätte unterwegs einen Kameraden getroffen, dem er den Auftrag gegeben, den Sachverhalt auf dem Sitio seines Herrn zu melden, was derselbe ohne Zweifel ausgerichtet haben werde.

Am andern Tage gelang es in Wahrheit, uns früh genug in Bewegung zu setzen, und erreichten wir auch, obgleich erst nach einigen bemerkenswerthen Zwischenfällen, gegen 1 Uhr Mittags die sehr pittoresk gelegene, im Hochgebirge an einem Abhange hingestreckte Pflanzung des Herrn Gabrielo Ribeiro; die indessen mehr zur Viehzucht diente, als daß sie eine eigentliche Boden-Cultur aufzuweisen vermocht hätte. Die Lage war zu wenig geschützt, und der Boden zu abschüssig, weswegen kein Gedeihen der tropischen Erzeugnisse, (Kaffee, Zucker, Baumwolle) zu hoffen gewesen, und so hatte man sich auf Rindviehzucht beschränken müssen, die auch, wegen der geringen Menge ähnlicher Etablissements solcher Art in dieser Gegend, ganz gut rentirte. Größere Heerden werden sonst nur auf den großen Ebenen des Innern, 100 bis 150 Meilen landeinwärts, gehalten, und das meiste Fleisch dort gleich an der Sonne gedörrt, um es dann in solchen, uns Europäern stets sehr widrigen Zustande, zum Verkauf zu bringen.

Der Weg, den wir zurückzulegen hatten, zog sich im Ganzen immer steigend und sehr oft sogar recht steil, bis zur halben Höhe des imposanten Jaguarao empor.

(Fortsetzung folgt.)

Erheiterungs-Salon.

Der Jude nnd der Strick. Zwei Verbrecher, von denen der eine ein Christ, der andere aber ein Jude war, wurden zum Strange verurtheilt. Der Christ wurde zuerst gehangen und der Jude in dem Augenblicke, als ihm der Scharfrichter den Strick um den Hals gegeben hatte, und im Begriff war, ihn aufzuknüpfen, begnadigt. Der Scharfrichter wollte ihm den Strick wieder abnehmen, aber der Jude hielt ihn fest und sagte: „Wai? wous wällen Se machen? der Strick gehört mir — jech hab ihn verdient, un er is mir zugesprochen worden von Rechtswegen — den kriegen Se nich, jech heb' mer ihn auf fer ä andermal."

Gute Entschuldigung. Bei einer starken Rekrutirung wurde auch ein Jude ausgehoben und unter das Maß gestellt. Man fand ihn groß genug und er mußte sich nun ausziehen, um visitirt zu werden. „Gestrenge Herrn! jech bin zu kaanen Süldaten geeignet," sprach er. — „Warum nicht?" — „As jech hab gelernt dous Sailerhandwerk, do bin jech gewöhnt worden, nie vorwäres, sondern immer rückwärts zu gaihen, un deus darf doch der Süldat nich thun."

Ein Miethkutscher bemerkte während des Fahrens, daß ein junger Bursch hinten auf seinem Wagen saß. Da hieb er mit der Peitsche zurück und rief: „Spitzbube! steig von dem Wagen hinab; es sitzen ohnehin schon vier darin!"

Ein Geisterbeschwörer wurde vor Gericht angeklagt und gefragt, ob er Geister beschwöre und citire. „O ja," sagte er, „sie kommen aber nicht."

Als der vortreffliche Schauspieler Ochsenheimer in Wien auftrat, und die Zuschauer entzückte, sagte ein schlechter Schauspieler voll Bewunderung: „Ach, wäre ich doch nur die Hälfte von dem großen Künstler!" Ein witziger Mann erwiderte ihm: „Seien Sie ruhig, die ersten vier Buchstaben von ihm sind Sie ja schon."

Ein Fräulein fuhr eines Tages auf einem See. Da erhob sich aber ein gewaltiger Sturm. Voll des Schreckens rief das Fräulein aus: „Ach, haltet doch an! Ich will aussteigen."

„Wie kann man so vom Pferde fallen," sagte ein Stallmeister zu seinem Schüler, als er mit blutiger Nase auf der Erde lag. „Nun," versetzte dieser zornig, „in der Luft kann ich doch nicht hängen bleiben."

Eine Bauersfrau klagte, daß ihr Flachs, den sie gesäet hatte, sehr kurz gerathen sei. Da fing ihre kleine Tochter an und sagte, auf Kinderhemdchen ist er doch auch lang genug.

Ein Schulmeister fragte einen Schüler: „Warum hat unser Stammvater Adam in den Apfel gebissen?" Und der Knabe antwortete: „Weil er kein Messer hatte."

Jemand, der sehr viele Schulden hatte, wurde gefragt, wie er noch ruhig schlafen könne. „Nun," sagte er, „das ist nicht schwer, aber wie es meine Gläubiger können, das begreife ich nicht."

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.
Stereotypendruck von **Hermann Oeser** in Neusalza.

Pai Antonio erkannte, sondern in seiner hocherhobenen Hand auch einen Brief, dessen Identität mit dem von Nazaria verlorenen mir keinen Augenblick zweifelhaft schien. Ich machte den Senhor Gabrielo aufmerksam, und da derselbe sich dann gleich zurückzog, um das Schreiben zu lesen, weil es in der That von seiner Tochter an ihn gerichtet war, vermochte ich, der Donna Felizbella die Bitte um Begnadigung der Negerin vorzutragen, die den gewünschten Erfolg hatte, vielleicht auch, weil ich nicht unterließ, zu erwähnen, daß ich die Sitte, nach welcher die Herrschaft einer solchen Fürbitte stets Gehör zu schenken habe, wohl kenne und hoch schätze. Nach und nach legte sich der Tumult und mein Zimmer wurde nochmals einsam. So hatte ich Muße genug, über das eben Erlebte nachzudenken. Die grausamen Consequenzen der Sklaverei traten mir wiederum mit aller Kraft vor die Seele; denn zu was für unheilvollen Conflicten mußte eine solche Ungerechtigkeit nicht immer führen, sobald sich das gewöhnlichste menschliche Gefühl dagegen erhob? —

(Schluß folgt.)

Erheiterungs-Salon.

Ein Mann, der eine sehr große Nase hatte, wünschte sich, mehr Bart zu haben. Er fragte eines Tages einen Arzt: „Warum habe ich denn so wenig Bart?“ Der Arzt gab zur Antwort: „Der Bart kann nicht reichlich wachsen, weil er zu sehr im Schatten steht.“

Ein Mann ritt nicht ohne Stolz auf einem Esel. Da machte ein Knabe große Augen; der Mann aber sprach zum Knaben in einem etwas barschen Tone: „Hast Du nie einen Esel gesehen?“ Der Knabe antwortete ihm: „Ja wohl; aber nie sah ich zwei Esel auf einander.“

Ein Gelehrter saß einst bei einem Concert neben einem Mädchen, welches wenig Sinn für die Musik verrieth, da es sehr oft gähnte; und weil es dabei die Hand nie vor den Mund hielt, so verdroß diese Unartigkeit den Gelehrten, und er sagte endlich zum Mädchen: „Nun, fressen Sie mich nur nicht!“ — Auf diese eben auch nicht artige Aeußerung erwiderte das Mädchen: „O nein, Herr, das thu ich gewiß nicht; ich bin eine Jüdin, und esse kein Schweinefleisch.“

Ein Spieler wurde in London vom zweiten Stocke des Hauses, in welchem er falsch spielte, zum Fenster hinausgeworfen. Er beschwerte sich darüber bei dem Richter; dieser sagte zu ihm: „Spielen Sie künftig zu ebener Erde, um diesen Unannehmlichkeiten auszuweichen.“

An einem Tage, an dem ein Glatteis war, kam ein Knabe sehr spät in die Schule; der Schullehrer fragte ihn um die Ursache und der Knabe gab zur Antwort: „Ich kam deßwegen so spät, weil ich stets zwei Schritte rückwärts rutschte, wann ich einen Schritt vorwärts that.“ — Der Schullehrer entgegnete ihm: „Aber auf diese Weise hättest Du ja gar nicht hierher kommen können.“ — Der Knabe erwiderte: „Ich kehrte mich um, ging dem Hause meiner Eltern zu, und rutschte rückwärts hieher.“

Im Gedränge eines Schauspielhauses wurde ein Herr von Jemand ohne dessen Willen gestoßen. Ganz erbost sagte er zu ihm: „Er ist ein Bauer!“ Der Geschimpfte erwiderte ihm: „Sie irren sich; ich bin kein Bauer, aber ein Vieharzt; und gern, wenn Sie ohne mein Verschulden verwundet sein sollten, heile ich Sie umsonst.“

Ein adelicher Däne gab einst einem seiner Bauern einen Brief, den er nach Kopenhagen an den Reichskanzler bringen sollte. Als der Bauer in die Wohnung des Reichskanzlers kam und Niemand sah, so ging er die Stiege hinauf, kam endlich in ein Zimmer, und fand darin einen großen angekleideten Affen. Der Bauer meinte, es sei der Reichskanzler, und nahm seinen Hut ab. Der Affe nahm seinen Hut ebenfalls ab, setzte ihn aber wieder auf. Der Bauer überreichte ihm den Brief; aber der Affe zerriß ihn mit den Zähnen und Pfoten zu vielen Stücken. Dem Bauer wurde bange, und er eilte nach Hause, um seinen adelichen Herrn zu erzählen, wie übel der Reichskanzler den Brief aufgenommen habe.

Man zeigte in einem Schlosse einem irländischen Grafen die außerordentlich schönen und überaus hohen Zimmer. Er aber sagte: „Ich wette darauf, daß ein Mann, den ich gut kenne, in keinem dieser so hohen Zimmer gerade stehen könnte.“ — Die Wette schien so sonderbar zu sein, daß alle Anwesenden sie ihm hielten. Der Graf ging fort, und führte einen Buckeligen herein. Man gestand, er habe die Wette gewonnen.

Ein Bauer wollte in's nahe Städtchen auf den Markt; wie er aus seinem Hause fortging, sagte sein Weib, das der deutschen Sprache nicht sehr mächtig war, zu ihm noch unter der Hausthür: „Hans, kaufe mir etwas Rührendes.“ — Abends brachte er das gekaufte Rührende; es war, was sie gewollt hatte, — ein Rührlöffel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.
Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 10. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Preis pro Wochennummer 10 Pfennige. Durch die Post bezogen innerhalb des Deutschen Reiches 1 Mark 30 Pfg. vierteljährl.
Für Oesterreich-Ungarn pro Nummer 8 kr., durch die Post 1 fl. 4 kr. vierteljährlich.

Wer ist schuldig?

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Wer hat Sie dazu überredet?“ fuhr der Polizeicommissar in seinem Verhöre mit Wendel fort.

„Der jetzige Geschäftsführer auf der Fabrik, Sinell. Ich hatte ihn zufällig in einer Restauration kennen gelernt.“

„Weshalb haben Sie auf's Neue die Fabrik verlassen?“

„Ich bin entlassen worden.“

„Weshalb?“

Wendel erzählte den Streit, den er mit Sinell gehabt, er erzählte, wodurch derselbe hervorgerufen war und auch wie wenig ehrenhaft Sinell an seiner Schwester gehandelt hatte.

„Sie haben sich dann noch einmal an Herrn Loppin gewandt?“

„Es war mir Unrecht geschehen, ich verlangte, daß meine Arbeit untersucht und geprüft werde.“

„Ist dies geschehen?“

„Herr Loppin schlug es mir ab.“

„Dann sind Sie heftig gegen ihn geworden?“

„Ja, ich war erbittert, daß mein Verlangen, welches ich für durchaus gerechtfertigt hielt, abgeschlagen wurde. Ich wußte, daß meine Arbeit keinen Tadel verdiente, deshalb wollte ich denselben nicht geduldig hinnehmen, zumal von Sinell, der nur aus Gehässigkeit so gegen mich handelte.“

„Haben Sie dies Herrn Loppin nicht mitgetheilt?“

„Ich habe ihm Alles erzählt, wie ich es Ihnen jetzt mitgetheilt habe.“

„Welchen Grund führte Herr Loppin für die Ablehnung Ihres Verlangens an?“

„Er sagte, daß er Sinells Anordnungen aufrecht erhalten müsse, da derselbe Geschäftsführer sei und daß er demselben nicht zutraute, mir Unrecht gethan zu haben.“

„Sie haben eine Drohung gegen Herrn Loppin ausgesprochen?“

„Wendel schwieg einen Augenblick, als ob er nachsinne.

„Ich habe keine Drohung ausgesprochen,“ erwiderte er dann mit Bestimmtheit.

Er war im Stande, Heinrich bei diesen Worten offen in das Auge zu blicken.

„Besinnen Sie sich genau, Herr Loppin behauptet es.“

„Dann spricht Herr Loppin die Unwahrheit.“

„Wo waren Sie während der Nacht, in welcher die Fabrik abbrannte?“

„Bis neun Uhr Abends blieb ich zu Hause, dann ging ich nach dem Locale, in welchem der Ball stattfand.“

„Sie gehörten ja nicht mehr zu den Arbeitern.“

„Ich habe an dem Balle auch nicht Theil genommen

anschickten, unter jeder Art von Unsicherheit und Unannehmlichkeit zurückgelegt werden mußte. Außer dem Pai Antonio begleiteten uns übrigens noch drei andere Neger, die mit langen starken Stäben bewaffnet, den Karren stets umkreisten, und überall den Weg immer vor uns her untersuchen mußten, um jeden Unfall abzuwenden. Oft wateten sie lange im Wasser der durch den Regen gebildeten Pfützen, um die Tiefe zu erforschen, weil es zu gefährlich gewesen wäre, an manchen Stellen mit dem unbehülflichen Fuhrwerk gerade durch zu passiren, weswegen man oft einen Nebenpfad suchen mußte, der zuweilen erst mit Hacke und Schaufel herzustellen nöthig war. Die Luft hatte sich nach dem Gewitter stark abgekühlt und es wehte ein empfindlich kalter Wind, der uns bis auf die Haut durchfröstelte. Aber bei alledem war unsere Lage, obgleich in einem stoßenden, schreienden, unbequemen Karren an Abgründen hingeschleift und durch Untiefen gerissen, noch eine sehr bevorzugte, wenn man sie mit den Anstrengungen und Entbehrungen der halbnackten Neger verglich; deren Unverdrossenheit und Gewissenhaftigkeit ich übrigens auf's Lebhafteste zu bewundern Gelegenheit fand; denn ich kann versichern, daß keine Schilderung im Stande sein dürfte, nur annähernd ein Bild zu geben, von den Mühen und Fährlichkeiten einer solchen nächtlichen Reise.

Und wie langsam bewegten wir uns vorwärts. Als wir bei der Stadt Sao Paulo anlangten, fing der Tag an zu grauen und gerade um 6 Uhr Morgens erreichten wir unsere Wohnung und hielten vor der Hausthür an; also genau 24 Stunden, nachdem wir gestern früh von hier abgefahren.

Mein Mann, der uns bis spät erwartet hatte, schlief nun noch fest und es dauerte eine Weile, bevor es uns gelang, ihn wecken, und uns den ersehnten Einlaß zu gestatten.

Ich verabschiedete dann den guten Pai Antonio mit vielem Dank, belud ihn und seine Begleiter mit Lebensmitteln, damit sie sich ein ordentliches Essen bereiten könnten, schenkte ihm noch einige vintens, die er ja so reichlich verdient hatte und sah ihm förmlich mit Bedauern nach, bis er mit seinen Ochsen u. s. w. an der Straßenecke verschwand, da er wieder im Rancho seine Rast halten wollte, ehe er an die Heimkehr denken konnte.

In dem Augenblicke brach die Sonne strahlend hervor und die Fest-Glocken läuteten von allen Thürmen zur Feier des Weinachts-Tages. Ich aber zog mich in mein Zimmer zurück, welches mir heute sehr heimathlich vertraut erschien, und legte mich nieder, um nach so vielen Aufregungen neue Kräfte in einigen Stunden Schlaf zu suchen.

Oft nachher erschienen mir die Erlebnisse dieser heiligen Nacht fast wie ein Traum. Allein die Fortsetzung, die später zu meiner Kenntniß gelangte, mußte wohl die Wirklichkeit beweisen. Ich erfuhr, daß die Negerin Nazaria nach langem Prozesse doch in den Besitz der Donna Candida übergegangen sei und zwar sammt ihrem Kinde, während der Pai Antonio im Dienste des Senhor Gabrielo bleiben mußte; und später noch kam mir zu Ohren, daß der Senhor Rodrigo das ganze Vermögen seiner Frau verspielt und verwirthschaftet hatte, so daß diese Nichts behielt als ihre Sklavin Nazaria, die dann ihre Herrin durch den von ihr verdienten Tagelohn ernähren mußte, während ihr Sohn den Haushalt derselben, so gut es eben gehen wollte, zu besorgen hatte.

Die andern Töchter des Herrn Gabrielo wurden bald an wohlhabende Männer verheirathet; aber ich habe von ihren ferneren Schicksalen wenig gehört. Dagegen weiß ich, daß Senhor Rodrigo sich immer von einer befreundeten Familie zur andern begab, um sein unnützes Leben auf Kosten Anderer zu fristen, was ihm freilich gelang, jedoch ohne ihm von irgend Jemand zur Ehre angerechnet zu werden. Glücklicherweise fand ich mich nie in die Nothwendigkeit versetzt, ihm freundlich zu begegnen; aber oft genug machte der Pai Antonio es möglich, mir einen kurzen Besuch abzustatten, um mir von seinen und der Familie des Senhor Gabrielo Erlebnissen Bericht zu geben, da er wohl wußte, wie gern ich ihn stets mit einem guten Essen bewirthete, was er durch allerlei kleine Dienste zu vergelten suchte, ohne je unbescheiden oder zudringlich zu erscheinen.

IX.

Der Oelprinz.

Ein Abenteuer aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Karl May.

„Zounds, merkt Ihr nicht auch das Parfüm, Sir, welches meine Nase inficirt, als hätte mich ein dreielliger „Stune" angespritzt? Das ist nicht Truthahn-, Bussard-, auch nicht Boudinsgeruch, Kammas-O'deur noch weniger; ich weiß wahrhaftig nicht, was ich aus diesem Veilchenduft machen soll. Ist er vielleicht Euch bekannt?"

Der, welcher diese Worte sprach, war Sam Hawkens, mein Begleiter, einer der verwettertsten Trapper zwischen dem Mississippi und dem stillen Oceane. Ich wußte, daß er den Geruch, welcher seit einiger Zeit die Luft durchschwängerte, recht gut kannte und mit seiner Frage mich nur einer kleinen Prüfung unterwerfen wollte.

„Möglich, Sam, daß es mir bekannt ist, habe aber als Green-baak keine Lust, so einen alten Woodsmann zu belehren, wie Du bist. Mach' die Nase ein Wenig besser auf; sie ist ja groß und derb genug für diese unvergleichliche Atmosphäre!"

„Habt Recht, Sir," antwortete er, indem er seinen fabel-

haften Riecher mit beiden Händen erfaßte und zärtlich liebkos'te. „Die Nase, welche dem Sohne meiner Mutter in das Gesicht gewachsen ist, hat wirklich etwas Imponirendes. Aber ich muß Euch offen gestehen, daß ich mich hier in dieser Himmelsgegend noch gar nicht recht auskenne. Der Oelgeruch ist da, aber ich sehe Prairie, nichts als Prairie, und diese muß doch ein Ende haben, wenn das Petroleum zu seinem Rechte kommen soll!"

Er richtete seine Gestalt auf dem Rücken der kameelbeinigen Stute, welche er ritt, so hoch wie möglich empor und suchte mit den kleinen klug blickenden Aeuglein die vor uns liegende Gegend sorgfältig ab.

„Der Teufel hole Euren Young-Kanawha, oder wie Ihr das Wasser nennt, zu dem Ihr wollt; ich sehe keine Spur davon!"

„Ist von hier aus auch nicht gut möglich, Sam Hawkens! Der Fluß wird wohl einen „Bluff" durchlaufen und ich wette meinen Arrow gegen Deine Mary, wir halten vor dem Thale, ehe wir es uns verseh'n."

„Das wäre sehr zu wünschen, denn ein wenig Wasser würde uns und auch den Pferden wohlthun; aber geht mir mit Eurer Wette! Euer Arrow ist das beste Pferd, welches jemals einen echten und rechten Westmann getragen hat, das muß man sagen, doch meine Mary hat auch ihre fünfundzwanzig Eigenschaften. Die Haare sind ihr zwar abhanden gekommen und an der Gestalt des braven Thieres wäre vielleicht auch noch Dieses oder Jenes auszusetzen, aber sie hat mich nun fast an die zwanzig Winter ehrlich getragen und es ist außer Eurem Mustang wohl kaum ein Thier zu finden, welches trotz dieses Alters die Beine so zu werfen versteht, wie sie. Ich gäbe sie nicht hin für alle Biberfelle und Indianerhäute, die ich von den Bälgen gezogen habe!"

Er klopfte zärtlich den langen, dürren Hals seiner Rosinante und sank dann in jene unbeschreibliche Haltung zurück, welche er auf ihrem scharfen Rücken einzunehmen pflegte. Ich kannte das alte, zuweilen recht obstinate, sonst aber wirklich ausgezeichnete Thier und mußte darum seine Anhänglichkeit für dasselbe billigen. Wer da weiß, welchen Werth ein gutes Pferd für einen Prairiejäger hat, der wundert sich nicht über die ungewöhnliche Zuneigung, welche Beide für einander zu besitzen pflegen.

In kurzem Trabe ging es weiter und bald zeigte es sich, daß meine Vermuthung die richtige gewesen war. Wir hielten vor einer jener Schluchten, welche das sonst vollständig ebene Terrain rinnenförmig durchschneiden, meist irgend einem Flüßchen als Bett dienen und „Bluffs" genannt werden. Das vor uns liegende, scharf und steil in die Tiefe fallende Thal bildete eine schmale Pfanne, welche der tiefe, schwarzwellige Young-Kanawha durchströmte, um sich unten zwischen nahe zusammentretenden Felsenmassen rauschend und schäumend einen gefährlichen Ausweg zu suchen. Die ganze Sohle der Senkung war mit Anlagen, wie sie die Petroleumerzeugung erfordert, bedeckt; oben, ganz nahe am Wasser, sah ich einen Erdbohrer in voller Thätigkeit; am mittleren Laufe stand etwas vor den eigentlichen Fabrikräumlichkeiten ein trotz des Interims ganz stattliches Wohngebäude und wo das Auge nur hinblickte, waren Dauben, Böden, Reifen und fertige Fässer, theils leer, meist aber mit dem vielbegehrten Brennstoffe gefüllt, zu sehen.

„Heigh-day, Sir," meinte Sam, „da ist ja Alles, was wir uns nur wünschen können! Ist das nicht ein Store, das dort am Flusse steht?"

„Jedenfalls ist es so ein Ding: Laden, Restauration, Destillation, Herberge und alles sonst noch Mögliche gleich beisammen. Steig' ab, Sam; wollen wir nicht den Hals riskiren, so müssen wir diesen steilen Weg zu Fuß zurücklegen!"

„Meine es auch, Sir! Der Hals ist zuweilen das Beste, wofür der Sohn meiner Mutter zu sorgen hat."

Er folgte meinem Beispiele und stieg vom Pferde. Erst jetzt war die Gestalt des Mannes, dem ein Unbekannter wohl kaum den kühnen Riflemen angesehen hätte, in der rechten Weise zu erkennen. Unter der wehmüthig herabhängenden Krempe eines Filzhutes, dessen Alter, Farbe und Façon selbst dem schärfsten Denker einiges Kopfzerbrechen verursacht hätte, blickte zwischen einem dichten Walde von verworrenen schwarzgrauen Barthaaren die riesige Nase hervor, welche jeder beliebigen Sonnenuhr als Schattenwerfer hätte dienen können. In Folge des gewaltigen Bartwuchses waren außer diesem so verschwenderisch ausgestatteten Riechorgane von den übrigen Gesichtstheilen nur die zwei Aeuglein zu bemerken, welche eine außerordentliche Beweglichkeit zeigten und unter dem Ausdrucke schalkhafter List unruhig hin und wider blitzten. Der kleine Körper stak in einem alten ledernen Jagdrocke, welcher augenscheinlich für eine bedeutend stärkere Person angefertigt war und dem ehrlichen Hawkens ganz das Aussehen eines Kindes gab, das sich zum Vergnügen einmal in den Schlafrock des Großvaters gesteckt hat. Aus dieser Umhüllung gukten zwei dürre, sichelkrumme Beine hervor; die ausgefranzten Leggins, mit denen sie bekleidet waren, hatte das Männchen sicher schon vor zwanzig Jahren ausgewachsen und gestatteten einen Blick auf ein Paar Indianerstiefel, in welchen zur Noth der ganze Besitzer während eines Regengusses hätte Platz und Schutz finden können.

Wie er, seine Mary am Zügel führend, langsam und vorsichtig vor mir so den schmalen Schluchtpfad hinabstieg, glich er mehr einer Carricatur als dem, was er wirklich war; ich aber wußte, daß es wohl selten einen Trapper oder Scatter gab, vor dem mein kleiner Sam die Augen niedergeschlagen hätte. Unten im Thale angekommen, bestieg er das Pferd wieder und deutete nach dem Store.

„Vorwärts, Sir! Ich habe einen Hunger, daß ich gleich einen Büffel verschlingen möchte, und der Durst ist nicht minder groß. Wem gehört denn eigentlich dieses Oil-work hier?"

„Dem reichen Josias Alberts, wenn ich nicht irre. Er kam vom Oil-creek im Venango-County hierher und wird zu den ersten Oelprinzen der Union gezählt. Vielleicht bekommen wir ihn zu sehen!"

„Sehn' mich nicht nach ihm! Ein saftiges Stück Buf-

falo-Lende ist dem Sohne meiner Mutter jetzt lieber als zehn solcher Geldsäcke, die in ihrer Oelbrühe immer mager bleiben.

Nach wenigen Augenblicken hielten wir vor dem kleinen Hause, an dessen Läden mit Kreide die Worte „Store and boarding — house" geschrieben waren. Noch waren wir nicht abgestiegen, so traten einige Männer aus der Thür, deren Einer sich sofort als Wirth und Irländer kennzeichnete. Seine vertrunkenen Gesichtszüge ließen vermuthen, daß er gewohnt sei, den Inhalt seiner Flaschen einer fleißigen Probe zu unterwerfen. (Fortsetzung folgt.)

Erheiterungs-Salon.

„Ist es nicht abscheulich," rief ein Prediger auf der Kanzel, „daß wir trotz der vielen Wohlthaten Gottes noch immer sündigen?" Und bei diesen Worten gab er sich selbst ein paar tüchtige Ohrfeigen. Alsbald ahmten die Zuhörer sein löbliches Beispiel nach und die Kirche erschallte von viertausend Ohrfeigen.

Ein Engländer, der bei dem Fürsten Kaunitz zu Tische war, warf aus Unvorsichtigkeit ein Glas um. Der Fürst fragte, ob das so Brauch in England sei! „Das nicht" erwiderte der Engländer, „allein wo es geschieht, fragt wenigstens Niemand darnach. —

Ein Zimmermann sollte sein Gutachten über einen alten Galgen abgeben. Er schrieb: „Ich habe ihn genau untersucht, und finde ihn schon etwas lebensgefährlich."

Ein feindlicher Offizier fragte einen Gutsbesitzer, auf dessen Gut Husaren verlegt waren, die unter dem Befehle dieses Offiziers standen: „Wie betragen sich denn meine Leute?" — Der Gutsbesitzer antwortete ihm: „O, sie sind wie Kinder; Alles, was sie sehen, wollen sie haben."

Ein Mann, welcher einen sogenannten Pferdefuß hatte, wurde von Jemand mit den Worten geneckt: „Wahrhaftig, Ihr Fuß kann von einem wirklichen Pferdefuß kaum unterschieden werden." — „Ich kann Ihren Pferdeverstand nur bewundern," antwortete ihm dieser.

Ein junger Mensch, der zwar studirt, aber dennoch nichts gelernt hatte, prahlte gegen einen schlichten Landmann mit Kenntnissen, die er nicht einmal besaß, und da jener eine etwas ungläubige Miene machte, versicherte er, auf zwei Universitäten studirt zu haben. Trocken erwiderte der Bauer: „Ich hatte auch einmal ein Kalb, das soz an zwei Kühen und wurde doch nur ein Ochse."

Ein Hasenfuß in H. war in der Nacht beim Nachhausegehen beraubt worden. Als man ihm rieth, für die Zukunft Pistolen zu sich zu stecken, antwortete er: „So, damit sie mir auch noch genommen werden! Ich bedanke mich dafür."

In einem Städchen war während eines kalten anhaltenden Winters viel Schnee gefallen. Der Magistrat ließ an die Bürgerschaft den Befehl ergehen, den erstaunlich hohen Schnee auf der Straße wegschaffen zu lassen. Ein Bürger erbot sich, diese schwere Arbeit gegen eine kleine Vergütung allein zu übernehmen, wenn man ihm bis — Johannis Zeit lassen wolle.

Ein Mädchen sagte zu einem dicken Herrn: „Ich wette mit Ihnen, daß Sie auf einem Fuße nicht stehen können." — Er versetzte ihr: „Bisher habe ich mit Gänsen noch keine Wette versucht."

„Denkst Du, Schlingel, Du wärst mir gleich?" schalt ein Herr seinen Bedienten. — „O nein," antwortete der Diener, „da müßte ich ja ein recht dummer Esel sein."

Ein englischer Student der Gottesgelahrtheit wurde in einer Prüfung, in der sich der Anfragende auch von seiner Kunde der biblischen Geschichte überzeugen wollte, gefragt: „Unter welchen Umständen erbaute Hiel von Bethel die Mauern des zerstörten Jericho von Neuem?" — Der Student, der auf diese Frage nicht zu antworten wußte, rückte an seinem Halstuche, nahm eine vornehme Miene an, und sagte: „Mein Herr, Sie vergessen, daß ich kein Maurer, sondern ein Edelmann bin."

Eine Frau trank emsig und ohne Mäßigung den Wein aus ihrem Becher, auf dessen Grunde ein Bild der heiligsten Dreifaltigkeit war. Der Mann schalt sie wegen ihres unmäßigen Weintrinkens; sie aber, die immer nur aus diesem Becher trank, sagte: „Gott immer vor Augen haben, kann nicht Sünde sein; vielmehr ist es gut, recht gut." — Endlich nahm ihr der Mann den frommen Becher weg, und gab ihr einen Becher, auf dessen Grund der Teufel zu sehen war. Aber dessen ungeachtet trank sie aus diesem Becher ihren lieben Wein nicht weniger emsig. Der in seiner Hoffnung getäuschte Mann schalt sie nun gewaltig; aber sie erwiderte ihm: „Dem Teufel Abbruch zu thun, ist heilige Pflicht; und diese Pflicht erfülle ich, indem ich ihm den Wein wegtrinke."

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.
Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Good dey," grüßte Hawkens. „Seid Ihr der Landlord hier in diesem Palais, Mann?"

„Denke es!" nickte der Gefragte.

„Habt Ihr vielleicht ein Weniges, was ein Hungriger zwischen die Zähne nehmen kann, und einen Schluck, um es glücklich hinabzuspülen?"

„Denke es!" lautete die Wiederholung.

„So setzt Eure Beine auseinander, sonst falle ich verschmachtend über den Haufen!"

„Hm, der Haufen scheint nicht übermäßig groß zu sein!" antwortete der Wirth, uns mit einem halb geringschätzigen, halb mißtrauischen Blicke musternd. „Habt Ihr denn auch eine Zahlung bei der Hand?"

„Das ist nicht Deine, sondern unsere Sache! Oder hältst Du uns etwa für armselige Yambowiko's?" frug Hawkens mit blitzenden Augen, das höfliche „Ihr" sofort in „Du" verwandelnd.

„Hoho, Männchen, thu' nicht so wichtig hier," nahm ein anderer von den Männern das Wort, welcher in meine Nähe getreten war und mit Kennermiene meinen Arrow betrachtet hatte. „Hier ist nicht Savannenland und wer die Höflichkeit vergißt, dem wird sie einfach einstudirt!"

Hawkens drehte sich herum und maß den Sprecher mit einem seiner unvergleichlichen Blicke.

„Lack-a-day! Da seid wohl auch Ihr wegen dieses Studiums hier?"

„Mensch, nimm Deine Zunge in Acht, sonst kostet sie Dich ein blaues Leder!"

„Thut Nichts, Mann! Mein Leder hat schon öfter blau gesehen. Aber sag' mir doch einmal, wie Dein Name lautet, Du großer Riese Du?"

„Den kann ein Jeder hören. Er lautet Josias Alberts und wer ihn kennt, der hat Respekt vor ihm."

„So, da sind wir ja von ganz gleichem Holze: Ich bin Sam Hawkens und wer mich kenut, der hat Respect vor mir. Nur meine ich doch, daß es einen kleinen Unterschied giebt: Oel kann ein Jeder finden, der mit der Nase hineinfällt. Die meinige wäre lang genug dazu, ich mag sie aber dennoch nicht in Deine Sauce stecken. Mach' Dich von dannen, Master Petroleum, und bekümmere Dich nicht um Dinge, die nur zwischen dem Wirthe und mir abzumachen sind!"

Die blasse Yankephisiognomie Alberts wurde bei diesen Worten des furchtlosen Kleinen blutroth; der Zorn reckte seine Gestalt in die Höhe und mit geballten Fäusten trat er um einige Schritte auf den Sprecher zu.

„Nehmt mir doch einmal den Zwerg von seinem Ziegenbock herunter!" gebot er den Andern, welche bei ihm standen. „Wir wollen ihm die Nase doch grad einmal mit Pittsöl einreiben."

Die Angeredeten machten sofort Miene, dem Befehle Folge zu leisten, hatten sich aber in meinem Sam verrechnet. Einige Sätze seiner alter Mary, welche vor Freude über den zu erwartenden Streit mit den langen Ohren wedelte und den haarlosen Schwanzstummel in die Höhe hob, brachten ihn in eine rückenfreie Stellung, und im Nu hatte er die Büchse aus dem Sattelriemen gezogen. Das räthselhafte Schießinstrument stammte jedenfalls noch von Anno Poccahontas her und ich getraute mir nur mit der größten Vorsicht es anzufassen, aber jeder Schuß, den Sam Hawkens aus dem rostigen, verlaufenen Rohre that, pflegte ein Meisterschuß zu sein. Er legte an.

„Stopp, Ihr Leute, sonst bekommt Ihr Löcher in die Haut! Hier ist allerdings nicht Savannenland und es mögen drum im Thale Eure Rechte gelten; noch aber bin ich bei Euch nicht abgestiegen und werde also nach den Woodlandsgesetzen handeln: Wer mir auf weniger als zehn Schritte nahe kommt, der schmeckt die Kugel."

Mein Begleiter war jedenfalls in seinem Rechte und zwei erfahrene Prairiemänner brauchten sich vor einem Häuflein Oelarbeiter nicht eben sehr zu fürchten; aber welchen Nutzen konnte uns ein Kampf bringen? Das monatelange Herumschweifen im wilden Westen hatte uns hart mitgenommen und unser Aeußeres glich darum ganz denjenigen von Leuten, welche ein Store besuchen, ohne die Zeche bezahlen zu können. Ich drängte deshalb Arrow zwischen die Streitenden und versuchte hierauf, die Sache in Güte beizulegen.

„Will ein Gentleman, wie Master Josias Alberts, wirklich zwei müden Jägern, die ihm Nichts zu Leide thaten, die Einkehr versagen? Bitte, ruft Eure Leute zurück, Sir! Wir sind gekommen, uns Munition zu kaufen und mit einigem Proviante zu versehen und werden Alles bis auf den Penny bezahlen!"

„Geht mich Nichts an!" antwortete er mit einem lauernden Blicke. „Der Kleine hat mich beleidigt und muß mir Buße thun. Doch will ich ausnahmsweise Nachsicht üben, wenn Ihr mir einen Wunsch erfüllt."

„Welchen?" frug ich, fast neugierig gemacht.

„Ich habe Euer Pferd schon von Weitem gesehen und Gefallen an ihm gefunden. Verkauft es mir!"

„Dieser Wunsch bleibt Euch leider unerfüllt; das Thier ist mir nicht feil."

„Ich gebe Euch hundertfünfzig Dollars."

„Ich verkaufe es nicht."

„Hundertfünfundsiebenzig!"

„Zwei Hundert!"

„Nicht für so viele Tausende! Es ist ein Geschenk und darum, wie gesagt, mir nicht feil."

„Ich will es aber haben und wenn Ihr es nicht verkauft, so wird es Euch belieben müssen, dasselbe mir zu schenken!"

„Good lack, Sir, klingt das sonderbar!" rief ich lachend. „Glaubt Ihr wirklich, einen Westmann zwingen zu können, sein Pferd, ohne welches er verloren ist, zu verschenken?"

„Ich gebe Euch ein anderes dafür!"

„Behaltet, was Ihr habt. Mich gelüstet nicht im Geringsten nach Euern Mauleseln!"

Jetzt war ich mir über sein Verhalten vollständig klar. Mein trefflicher Mustang, welcher allerdings seines Gleichen suchte, hatte ihm in die Augen gestochen und er war schon bei unserem Nahen entschlossen gewesen, ihn auf jeden Fall in seinen Besitz zu bringen. Darum hatte er den Streit mit Sam vom Zaune gebrochen und hegte jetzt jedenfalls die Absicht, das Ansehen, welches er genoß, zu dem angegebenen Zwecke in Verwendung zu bringen. Ein Oelprinz läßt sich — noch dazu im fernen Westen — nicht leicht einen Wunsch versagen. Das sollte ich jetzt auch sofort sehen.

„Mauleseln! Soll das eine Beleidigung sein?"

„Sind Eure Pferde so gentlemenlik, Sir, daß man sie beleidigen kann? Macht Euch von dannen, sage nun auch ich; wir haben mit Euch nichts zu schaffen!"

Und zu dem Wirthe gewendet, fuhr ich fort:

„Wir brauchen Pulver, Blei, Taback — — —"

„Halt," fiel Alberts mir schnell in die Rede. „Gebt Euch keine Mühe; Ihr bekommt ohne meine Erlaubniß Nichts von Alledem was Ihr wollt! Am Young-Kanawha bin allein nur ich der Herr. Steigt ab und geht mit mir. Wenn Ihr mit Euch handeln laßt, sollt Ihr auch mit mir zufrieden sein!"

„Macht Euch nicht lächerlich und geht Eurer Wege! — Landlord, bekommen wir, was wir brauchen? Ja oder nein!"

„Nein!" antwortete ängstlich der Gefragte, der sich von einem scharfen Blicke Alberts bedroht sah.

„Gut! Du sollst Deinen Willen haben und erfahren, was es heißt, dem Westmanne die Lebensbedürfnisse, die er bezahlen will, zu versagen. Ein Store ist ein offenes Haus; Du weisest uns zurück und hast also Deinem Rechte entsagt. Es wird verschlossen, bis wir erhalten, was wir wünschen!"

„Oho!" rief Alberts. „Ich möchte sehen, wie Ihr dies anfangen wollt!"

„Wird gleich zu sehen sein, Sir. Wir legen einfach den Block um das Haus!"

Ein Wink genügte für Sam Hawkens; im nächsten Augenblick war er hinter dem Gebäude verschwunden, um den dortigen Ausgang zu bewachen. Ich nahm den Henrystutzen aus der Schleife und lockerte die beiden sechsläufigen Revolver. Der Irländer erschrack; er mochte gehört haben, was es bedeutet, wenn ein zurückgewiesener Prairiejäger den „Block um das Haus" legt.

„Das sollte Euch nicht wohl bekommen!" antwortete der Oelprinz.

„Wartet's ab, Sir! Jetzt aber hört, was ich Euch zu sagen habe: Wer sich dieser Thür nähert oder binnen zwei Minuten nicht sich bis auf hundert Schritte vom Hause entfernt hat, wird einfach weggeputzt. Nun thut, was Euch beliebt!"

Die Waffe in der einen Hand, zog ich mit der andern die Uhr hervor. Ich konnte diese drohende Haltung annehmen, da der Gegner nur wenige waren und Keiner von Ihnen mit Messer und Schießgewehr bewaffnet war. Der Erfolg war ganz wie ich vorausgesehen hatte, Die Leute wußten, daß man ohne zu laden aus einem Henrystutzen fünfundzwanzig Kugeln zu geben vermag; zu diesen kamen zwölf Revolverschüsse; ich war also wenigstens in diesem Augenblicke ein Mann, mit dem man es nicht aufzunehmen vermochte, und kaum waren die zwei Minuten verstrichen, so befanden Sam und ich uns im alleinigen Besitze des Terrains. Wir wußten nicht, ob sich noch irgend Wer im Hause befand; war dies der Fall, so konnten es nur Personen sein, die wir nicht zu fürchten brauchen, wie Weib und Kinder des Irländers. Sie mußten auf alle Fälle Zeugen unserer feindseligen Verhandlung gewesen sein, ließen sich aber jetzt vor Angst weder hören noch sehen. Natürlich hüteten wir uns wohl, das Innere des Hauses zu betreten; wir hätten uns damit einer gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht; vielmehr begnügten wir uns mit der Beobachtung dessen, was von Außen her gegen uns vorgenommen wurde.

Das war nun allerdings für jetzt wenig oder gar nichts. Der Sohn des Westens pflegt, wenn er zur Waffe greift, mit seinen Drohungen niemals Scherz zu treiben. Alberts wußte das; selbst für den Fall, daß er eine genügende Mannschaft zusammenbrachte, uns zu überwältigen, mußte er einen verhältnißmäßig großen Verlust vorausfehen, so lange das Tageslicht uns ein sicheres Zielen gestattete. Er war mit den Seinen verschwunden und es stand zu vermuthen, daß er auf den Abend uns einen überschleichenden Besuch machen werde. Bis dahin war es nicht mehr weit; die Sonne war schon hinter dem Rande der Schlucht und die Schatten der Dämmerung breiteten sich allmählig über das tiefe Thal. Hunger und Ermüdung machten sich immer mehr geltend bei uns, doch wir beschlossen, wacker auszuharren, um den ungastlichen Bewohnern von Young-Kanawha die beabsichtigte Lehre zu geben.

Es wurde dunkel und dunkler; hier und da tauchte ein

flimmerndes Licht auf; da vernahmen wir in der Gegend, aus welcher wir gekommen waren, sich nähernde Schritte. Einer unserer Gegner konnte es nicht sein, er hätte sich Mühe gegeben, jedes Geräusch zu vermeiden. Sam war auf einen Augenblick herüber zu mir gekommen und versuchte, die Büchse im Anschlage, die Dunkelheit zu durchdringen. Seine kleinen Aeuglein hatten Etwas von den Eigenschaften der Katzenaugen; er vermochte mit ihnen auch des Nachts bis auf eine leidliche Entfernung zu sehen.

„Behold, Sir, es ist kein Mann, sondern ein Frauenzimmer, ob jung oder alt, das kann ich noch nicht erkennen. Sie hat das Kleid emporgeschürzt und will an uns vorüber. Soll ich sie niederschießen? Das Weiberzeug taucht doch zu weiter Nichts!"

„Laß sie vorüber, Sam! Wer weiß, wer es ist; jedenfalls aber gehört sie nicht zu Denen, die uns übel wollen."

„Pah, Sir, die Weiber wollen uns alle übel und der Sohn meiner Mutter könnte — — —"

Er wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblicke ertönte ein gewaltiger Donnerschlag und es war uns, als sei die Erde unter uns mitten auseinander geborsten. Der Boden erzitterte und als ich das Auge erschrocken seitwärts wandte, sah ich im oberen Theile des Thales, da, wo der Bohrer thätig gewesen sein mußte, einen glühenden Feuerstrom wohl fünfzig Fuß in die Höhe steigen, welcher flackernd oben breit auseinanderfloß und wieder zur Erde niedersinkend, mit reißender Schnelligkeit das abfallende Terrain überschwemmte. Zugleich drang ein scharfer, stechender, gasartiger Geruch in die Athmungswerkzeuge und die Luft schien von leichtflüssigem, ätherischen Feuer erfüllt zu sein.

Ich kannte dieses furchtbare Phänomen, denn ich hatte es im Gebiete Venango in seiner ganzen Schrecklichkeit gesehen: Der Erdbohrer war auf Oel getroffen und da es in der Nähe unvorsichtiger Weise Licht gegeben hatte, so war der aufsteigende Petroleumstrahl und mit ihm die nahe, mit leichten Gasen geschwängerte Atmosphäre in Brand gerathen.

„Das Thal brennt!" rief Sam, zu seinem Pferde eilend. „Vorwärts, Sir, sonst sind wir verloren!"

Er sprach die Wahrheit. Die an den verschiedenen Arbeitsplätzen brennenden Lichter gaben den flüchtigen Oeltheilen immer neue Entzündungspunkte. Die Fluth des hochaufsprühenden Brennstoffes breitete sich mit unglaublicher Raschheit über das ganze obere Thal aus und hatte jetzt den Fluß erreicht.

Wir dachten nicht mehr an unsern „Block um das Haus", es galt, Alles einzusetzen, für das nackte, bloße Leben. Schon hatte ich den einen Fuß im Bügel, als ich einen klagenden Weheruf vernahm. Da, wo sie sich befunden hatte, als der Donnerschlag ertönte, lag die Frauengestalt, die an uns vorübergeschritten war, in den Knieen; der Schreck hatte sie niedergeworfen, und das Entsetzen lähmte ihre Bewegungen.

Mit einem raschen Sprunge war ich bei ihr, zog sie empor, eilte mit ihr zu Arrow zurück und schwang mich in den Sattel. Soeben schoß Sam Hawkens auf seiner Mary thalabwärts in die glühend erleuchtete Nacht hinein; mein Mustang folgte in rasendem Laufe; sein Instinkt machte die Führung des Zügels und den Gebrauch der Sporen vollständig überflüßig. Der Bergpfad, welcher uns herabgeführt hatte, war uns verschlossen, denn der Gluthstrom war schon an ihm vorübergefluthet. Wir mußten die Höhe zu gewinnen suchen und konnten nur abwärts Rettung finden; aber ich hatte am Tage Nichts einem Wege Aehnliches bemerkt und im Gegentheile gesehen, daß die Felswände so eng zusammentraten, daß der Fluß sich nur schäumend den Ausweg erzwingen konnte.

Die alte, langbeinige Mary lief zum Verwundern; mein Hengst konnte sie nur um wenige Kopflängen überholen. Die braven Thiere fühlten die Gefahr, welche sich mit jeder Sekunde vergrößerte. Der glühende Strom hatte die Lagerräume erreicht; die Fässer sprangen mit Kanonenschußähnlichem Knalle und ergossen ihren sofort in heller Lohe brennenden Inhalt in das auf diese Weise immer mehr anwächsende und immer rascher vorwärtsschreitende Feuermeer. Die Luft war zum Ersticken heiß; ich hatte das Gefühl, als koche ich in einem Topfe siedenden Wasser und doch wuchsen Hitze und Trockenheit mit solcher Rapidität, daß ich endlich innerlich zu brennen meinte. Die Sinne wollten mir schwinden, aber es galt nicht blos mein Leben, sondern auch dasjenige des Wesens, welches vollständig besinnungslos vor mir quer über dem Sattel lag.

Die Flammen beleuchteten die Felswände hell genug, um erkennen zu lassen, daß diesseits des Flusses kein Pfad empor zur Höhe führte. Wir mußen hinüber auf die andere Seite. Ein leiser Schenkeldruck — ein Sprung des gehorsamen Thieres und hochauf schlugen die Wellen über uns zusammen. Ich fühlte neue Kraft, neues Leben durch die Adern pulsiren, aber das Pferd war unter mir verschwunden. Doch das war jetzt gleich, nur hinüber, immer hinüber! Ich schwamm wie noch nie, nie in meinem ganzen Leben, mit einer Angst, die nicht zu beschreiben war. Hawkens war mir gefolgt; ich hörte sein Stöhnen hinter mir.

Als ich das Ufer erreichte, schnaufte es an meiner Seite — Arrow, Du Treuer, Wackerer, bist Du es? — Ich schwang mich mit meiner Bürde von Neuem auf. Fast wahnsinnig vor Aufregung und Ueberanstrengung ging es wieder vorwärts; ich wußte nicht mehr, was ich that, ich ließ dem Pferde freien Willen und fühlte nur, daß es in rasendem Laufe vorwärts schoß, dann in weiten Sätzen über Risse und Sprünge setzte, ferner mit keuchenden Schnauben von Kante zu Kante, von Fels zu Fels kletterte und endlich freudig wiehernd stille stand.

Es dauerte lange, ehe ich mich so erholt hatte, daß ich meine Lage überblicken konnte. Der Himmel glänzte blutig roth und der Brodem des entfesselten Elementes cumulirte in dichten, schwarzen, von purpurnen Lichtern durchbrochenen Ballen über dem Heerde der Verwüstung. Wie es dem Pferde gelungen war, ich weiß es heut noch nicht, aber es hatte seine doppelte Last die steile Steinwand, an der kein Pfad zur Höhe stieg, emporgetragen und auch dem

braven Hawkens zum Führer gedient, denn dieser lag in meiner unmittelbaren Nähe, zwar bewegungslos, jedenfalls aber nicht ohne Leben.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit natürlich auf Diejenige zunächst, welche der treue Arrow mit mir aus der Gluth gerettet hatte. Es war ein Mädchen; sie lag vor mir so bleich, so kalt und starr. War sie in der fürchterlichen Hitze erstickt oder später in den Fluthen des Wassers ertrunken? Das leichte Gewand war durchnäßt und auf dem bewegungslosen Angesichte spielten die düstern Reflexe der über den Rand der Ebene emporsprühenden Feuerstrahlen. Ich befand mich in großer Verlegenheit, da ich nicht wußte, in welcher Weise ich ihr Hülfe bringen könnte. Da athmete es neben mir tief und schwer und die bekannte Stimme Hawkens frug:

„Heigh-ho! Bin ich denn gebraten oder gesotten? Was ist nur eigentlich mit dem Sohne meiner Mutter vorgegangen?" Sich langsam emporrichtend, gewahrte er mich. „Da seid Ihr ja, Sir! Ah, jetzt weiß ich, was es gegeben hat: Das Thal brennt, und meine Mary — 'sdeath, wo ist die Mary hingekommen? Ich habe sie im Wasser verloren und bin immer nur Eurem Arrow nachgerannt und nachgestiegen. Mary! — Mary!! — Mary!!!"

Ein kurzes Wiehern antwortete in der Ferne.

„Mary, altes Viehzeug, komm, komm zu Deinem Sam!" rief freudig der Kleine und schlang, als die kameelbeinige Stute langsam herbeigehinkt kam, die beiden Arme fast weinend um ihren hageren Hals. „Sie geht lahm, sie hat sich Schaden gethan; ich glaube gar, sie ist von den Wellen durch die fürchterliche Enge gerissen worden und dann jenseits der Felsenpforte emporgeklettert! Schaut her, Sir, sie hat sich das Knie zerschunden. Ich werde einen Fetzen vom Rocke schneiden und ihr einen recht sauberen Verband umlegen. — Wäre doch lieber ich ein Wenig geschunden worden!"

Noch lange, lange dauerte es, ehe die Lohe sich auf den oberen Theil des Thales zurückzog, wo der emporsteigende Oelstrahl ihr immer neue Nahrung bot. Das Mädchen war wieder zu sich gekommen, hatte aber den Schreck noch nicht überwunden und vermochte nur unzusammenhängende Worte zu stammeln.

Am Morgen stieg die Sonne über die Ebene empor und in ihren goldenen Strahlen erbleichte der Schein des flammenden Oeles. Als wir an den Rand der Schlucht traten, um nach der Verwüstung zu sehen, welche der fürchterliche Brand da unten angerichtet hatte, ergriff uns ein Gefühl des Entsetzens uno zugleich des Dankes für unsere glückliche und wunderbare Rettung. Alles war zerstört und vernichtet, Alles. Die Gebäude lagen in Trümmern, der Boden sah schwarz und verbrannt, keine Spur von Leben war mehr zu erkennen, kein menschliches Wesen ließ sich erblicken. Die gestern noch gelebt und frisch geathmet hatten, sie hatten Alle ihren Untergang gefunden — Alle? Bewegte sich dort nicht Etwas die Kante der Vertiefung entlang? War es ein Mensch oder ein Thier?

„Ich habe Hunger, Sir, fürchterlichen Hunger," meinte Hawkens, „und werde einmal nachschauen, ob ich zum Schusse kommen kann. Es wird wohl nichts anderes sein, als ein elender Coyote, den der Brandgeruch aus der Prairie herbeigetrieben hat; aber wenn man keine Büffel-Lende hat, so ist man auch mit einem Stücke vom Schakal zufrieden. Bleibt einstweilen bei den Pferden!"

Er nahm seine Schießmaschine zur Hand und schritt vorsichtig der Gegend zu, in welcher wir das einsam sich vorwärts schleichende Geschöpf gesehen hatten. Der gute Sam sah heute noch possirlicher aus als gestern. Grad so wie mir war ihm in der gestrigen Hitze Kopf- und Barthaar vollständig weggesenkt worden; Rock, Hose und Stiefeln, alle aus Leder gefertigt, hatten bei dem Wechsel von Gluth und Wasser ihren Zusammenhalt verloren und bröckelten ihm stückweise vom Leibe, und der alte Filz war ihm so zusammengeschrumpft, daß er ihm wie ein verbrannter Eierkuchen auf dem kahlen Scheidel lag und die unvergleichliche Nase in ihrer ganzen Dimension erkennen ließ.

Nach einer Weile kehrte er in Begleitung eines Mannes zurück, in dem ich sofort Alberts erkannte.

„Habe Unglück gehabt, Sir!" klagte Sam. „Es giebt weder eine Büffel-Lende noch ein armseliges Coyoten-Viertel. Das Thier, welches ich schießen wollte, war dieser edle Master hier, der nach seiner Tochter sucht und jammert, die er verloren hat. Laßt ihn doch einmal Eure Miß ansehen!"

Die Veränderung, welche mit dem stolzen Manne vorgegangen war, wirkte so ergreifend, wie die Scene, welche nun erfolgte. Das Mädchen war seine Tochter. Sie hatte, wie wir nun erfuhren, gestern am Nachmittage einen kleinen Ausflug unternommen und bei dem Heimwege durch meinen Arrow Rettung vor dem sonst unvermeidlichen Tode gefunden. Durch die entsetzliche Katastrophe war dem Oelprinzen Alles verloren gegangen, was er in Young-Kanawha sein Eigen nannte. Von allen lebenden Wesen waren nur wir Vier, die wir bei einander standen, dem Untergange entflohen, und zwar Alberts nur in Folge des Umstandes, daß er sich im Augenblicke der Detonation an einem oberhalb des Bohrloches gelegenen Orte befunden hatte, während der Feuerstrom seinen vernichtenden Weg thalabwärts nahm. An dieser Stelle hatte er Diejenigen versammelt und abgeschickt, welche uns überfallen sollten. Die Unglücklichen hatten den Strom gar nicht erreicht, sondern waren unterwegs von dem Brande erfaßt und getödtet worden.

„Behold, Master Petroleum," bedeutete ihm der noch immer auf ihn zornige Sam, „es ist immer ein gefährliches Ding, einen gewissen Hawkens die Nase mit Pittsöl einreiben zu wollen. Noch Keiner hat es fertig gebracht und auch Ihr hättet besser gethan, Eure eigne Nase in das Oel zu stecken, dann hättet Ihr vielleicht noch rechtzeitig gerochen, daß es aus dem Loche wollte. Doch das ist nun vorüber und wir wollen nicht weiter daran denken; Ihr seid bestraft genug! Verschafft uns zunächst ein Weniges zu essen, dann werden wir ja sehen, ob auch wir Euch in irgend einer Weise dienen können."

Alberts schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Es ist Nichts da, gar Nichts, kein Schluck, kein einziger Bissen; bis zur nächsten Niederlassung ist es weit und wir müssen nur verhungern, wenn Ihr Euch unserer nicht erbarmt."

Hawkens sah mich fragend an. Ich wußte, daß er trotz seiner eigenthümlichen Art und Weise ein gutes Herz besaß und sicher keinen Hülfsbedürftigen im Stiche ließ. Deshalb antwortete ich:

„Das ist schlimm, Sir, sehr schlimm! Das Wasser des Flußes ist ungenießbar, weil Euer Oel hineinläuft und aus eben demselben Grunde wird es im Bluff und unterhalb desselben keinen Fisch mehr geben. Wir müssen darum stromaufwärts gehen, um etwas zu fangen, und dann werden wir ja sehen. Meinst Du nicht auch, Sam?"

„Es wird wohl das Richtige sein! Die Miß mag sich auf meine Mary setzen. Ihr wechselt auf dem Arrow, und der Sohn meiner Mutter spaziert zu Fuß dabei her. Am Wasser wird wohl einiges Futter für die Pferde zu finden sein, und haben wir Jeder ein Gericht Fische in dem Dinge, welches mir jetzt wie ein leerer Tabaksbeutel im Leibe hängt, so müßte es mit dem Kukuk zugehen, wenn wir nicht gesund und heiler Haut irgend wohin kämen, wo Menschen zu finden sind und ein Stück saftige Büffel-Lende dazu!"

Gesagt, gethan. Der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Als wir von dem Orte schieden, an welchem unser „Block um das Haus" auf eine so gräßliche Weise aufgehoben worden war, blieb Alberts für kurze Zeit hinter uns zurück. Er wollte stillen und traurigen Abschied nehmen von dem Grabe eines gewiß sehr großen Theiles seines Reichthumes. Es bedurfte jedenfalls großer Opfer und einer gewaltigen Anstrengung, den mächtigen Oelstrahl in Fesseln zu zwingen und die Verluste zu decken, welche eine einzige Nacht gebracht hatte. Ich mußte Sam Hawkens Recht geben, welcher sich dem reichen Oelprinzen gleichgestellt hatte. Die beiden zurückgewiesenen Westmänner waren jetzt respectable Leute, von deren Ausdauer und Erfahrung das Schicksal des Millionärs und seines Kindes abhing. Der Geist der Savanne duldet nicht die Macht des gleißenden Metalles, und in den „dark and blooty grounds" wiegt Jeder grad so schwer wie die Gefahr, der er die kühne Stirn zu bieten wagt. —

Erheiterungs=Salon.

Ein alter Soldat lag auf dem Todbette. Der Arzt fühlte ihm den Puls, und zuckte bedenktlich die Achseln. Der Kranke sagte zu ihm: "Herr Doktor, wissen Sie keinen Kunstausdruck dafür, wie mein Puls geht?" Der Arzt gab ihm zur Antwort: "Nein, eigentlich nicht." - - Da erwiderte ihm der Soldat: Nun, so will ich die Wissenschaft mit einem Kunstausdruck bereichern: mein Puls schlägt der Todtenmarsch."

Ein Lieferant begab sich einst in vollem Zorne zum General, und sagte zu ihm: "Einer Ihrer Soldaten hat mich "Betrüger" genannt." - - Der General erwiderte ihm: "Die Soldaten sind grob, sie nennen Alles bei seinem wahren Namen."

Der Sohn eines conservativen Deputirten, ein sehr tapferer Offizier der Armee von Algier, hatte sich in einem Scharmützel mit Abd=el=Kader befunden und ihn nicht angegriffen. Einige Zeit nachher warf man ihm vor, diesen schönen Fang versäumt zu haben. "Auf sechs Schritte," sagte man ihm, "konnten Sie ihn wenigstens durch einen Pistolenschuß tödten." .. "Ich würde mich davor wohl gehütet haben," antwortete er, "ich war damals Unterlieutenant; hätte ich den Abd=el=Kader getödtet, so würde der Krieg zu Ende gewesen sein und ich wäre jetzt nicht Capitain."

Ein schwäbisches Bäuerlein war einem Kaufmann in der Stadt schuldig. Eines Tages kam das Bäuerlein nach langer Zeit wieder in die Stadt: der Kaufmann sah ungesehen vom Fenster herab das Bäuerlein und rief ihm sogleich zu: "Männlein kommt einmal herauf; ich habe Euch etwas zu sagen. Aber das Bäuerlein zog recht artig das Käpplein und erwiderte ganz höflich: "Herr, ich bin nicht neugierig, sagt es einem andern." - - Nach diesen Worten ging das Bäuerlein weiter.

Ein Sternkundiger nahm einst ein Fernrohr, um den Mond zu betrachten. Aber im Fernrohr steckte eine Maus. Sogleich schrieb er zu seinen Beobachtungen auch dies, er habe im Mond ebenfalls Mäuse entdeckt.

Der Schauspieler Unzelmann pflegte sehr zerstreut zu sein. Als ihm eines Tages der Schneider zu einem Mantel das Maaß nahm, sagte er zum Schneider: "Lieber Freund, machet mir den Mantel nicht zu knapp; sonst bekomme ich Hühneraugen."

Ein armer Knabe kam zu einem Pfarrer, und der Pfarrer fragte ihn: "Liebes Kind, wem gehörst Du?" - - Der Knabe antwortete ihm. "Ich gehöre einer Tenne voll Bettler."

huldigen, die hübsch gelegenen Edelsitze durch reizende Anlagen verschönern, dabei uneingeschränkte Gastfreundschaft gegen Solche üben, die durch anregende Unterhaltung oder künstlerische Produktion die Reize des Daseins erhöhen — alles Das lernte der Graf durch seine Gemahlin. Dazwischen reisten die Glücklichen häufig nach dem Ausland und galten an mehreren Höfen als durchaus gern gesehene Gäste.

Graf Felix hatte sich gar nicht vorgestellt, daß er mit der Griechin so sehr glücklich sein würde. Oft glaubte er zu träumen und seine Anhänglichkeit wurde immer inniger. Er wußte gar nicht mehr, wie er ihr seine Dankbarkeit beweisen sollte; er kam auf den Gedanken, seine Gefühle nach Art der Könige des Alterthums durch eine neue, originelle und kolossale Idee für die Nachwelt zu verewigen.

Zwischen den Städten Tultschin und Uman hatte er ein großes Besitzthum, das theils in Podolien, theils im Gouverment Kiew gelegen war. Ein munteres Flüßchen, das an einer Stelle einen bedeutenden Wasserfall bildet, bewässerte dieses Land. Hier beschloß der Graf Felix eine Art Feenschloß und einen Park anzulegen, die beide in Bezug auf Schönheit der Lage und künstlerische Ausstattung ihresgleichen suchen sollten. Zehn Jahre arbeitete der Graf an der Ausführung dieser Lieblingsidee. Er beschäftigte nicht nur die renommirtesten Architekten, Bildhauer, Maler, Gartenkünstler, die er erlangen konnte, er ließ selbst Versuche mit Anpflanzungen südländischer Baumsorten machen; mancher Versuch ward in der schon ziemlich südlich gelegenen Gegend mit Erfolg gekrönt. Das Ganze nannte er seiner Gemahlin zu Ehren. Sophiowka, und in der Mitte des Parkes erhob sich ein gewaltiger Obelisk mit der neugriechischen Inschrift: „Die Liebe für Sophie." Der polnische Dichter Trembecky (starb 1812) besang die Kunstschöpfungen und die Naturschönheiten von Sophiowka.

Nach fünfzehnjähriger glücklicher Ehe starb Felix Potocky im Jahr 1805. Er vermachte alle seine Besitzungen der Gräfin Sophie und diese führte achtzehn Jahre lang ihr Regiment mit milder, aber fester Hand. Sieben Jahre nach ihrem Tode brach die polnische Revolution aus; die Erben, an welche die Güter des Grafen Felix inzwischen gefallen waren, betheiligten sich, im Gegensatz zu dem Systeme des Letzteren, sehr eifrig an der Empörung gegen den Zaren. Die Konfiskation des gewaltigen Besitzes ward die unmittelbare Folge und Sophiowka wurde eine Domäne des russischen Reichs, unter Veränderung des bisherigen Namens in Zaritsyn-Sad, das heißt: Garten der Kaiserin.

Aus allen Zeiten und Zonen.

X.

Die Gum.

Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May.

1.

Assad Bei, der Heerdenwürger.

Zwischen dem Gebiete des Mittelmeeres und der eigentlichen Sahara, also zwischen dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit, der Civilisation und dem Zeichen der Unfruchtbarkeit, der Barbarei, liegt die nordafrikanische Steppe, welche vom atlantischen Oceane bis zum indischen Meere reicht. Eine breite Reihe von Hochebenen und nackten Höhenzügen bildend, deren kahle Berge aus den unbelebten Gewässern salziger Seen emporsteigen, ist sie im Sommer von den Zelten und Heerden wandernder Araberstämme bedeckt, während sie im Winter öde und verlassen unter der Decke des auch hier fallenden Schnee's liegt.

Die Cultur hat es nicht vermocht, hier eine bleibende Ruhestätte aufzuschlagen; auf diesen Höhen bringt höchstens die Gerste ihre Körner zu einer nothdürftigen Reife, und die hungernden Heerden nagen jede Erscheinung aus dem Pflanzenreiche mit gierigem Zahne bis an die Wurzel ab. Kein Haus, kein Baum bietet dem umherschweifenden Auge einen wohlthätigen Ruhepunkt; Kieselbruch und Geröll bedeckt den Boden, oder wandernde Dünen schleichen sich, von dem fliegenden Sande genährt, Schritt um Schritt über die traurige Fläche, und wo sich irgend ein Wasser zeigt, da liegt es in seinem Becken wie eine todte Masse, aus der jeder lebendige, blaue Ton verschwunden ist, um einem unbelebten schmutzigen Grau zu weichen.

Ich hatte die Küstengegend verlassen, um einen Ausflug in die trübe Einsamkeit dieser Strecke zu machen und dann über Augila und Siwah Egypten zu erreichen. Nur mein Diener Mahmud begleitete mich. Er war weit im Oriente herumgekommen, sprach ein wunderliches Mischmasch aller arabischen und türkischen Dialecte, hatte zuletzt als Fremdenführer in Algier fungirt und war in seine gegenwärtige Stellung getreten, um endlich einmal zu wissen, wem er angehöre. Er hatte eine wahrhaft riesige Goliathgestalt, wie sie bei den meist schlank gebauten Arabern höchst selten ist, und besaß eine dem entsprechende Muskelkraft, die mich eigentlich veranlaßt hatte, ihn zu engagiren. Seine Stärke konnte mir bei den gefahrvollen Wanderungen durch die Wüstenländer von Nutzen sein. Leider machte ich aber bald die Erfahrung, daß seine Muthlosigkeit ebenso groß war,

wie seine ungewöhnliche Körperstärke; er war trotz seiner Gnacksfigur ein Hasenfuß und wurde von mir nur deshalb beibehalten, weil er die Verhältnisse des Landes genau kannte und ein munterer, lebhafter Gesellschafter war, mit dem man sich die Zeit verkürzen konnte.

Er ritt ein zwar sehr ausdauerndes aber kleines, dürftiges beduinisches Pferdchen, so daß seine lang herabhängenden Füße fast die Erde schleiften, hatte seine respectgebietende Gestalt mit allen möglichen Waffensorten behangen und besteckt und verstand es trefflich, seinem Gesichte einen so martialischen Ausdruck zu geben, daß er mir bei geeigneter Gelegenheit recht gut als Abschreckungsmittel zu dienen vermochte.

Wir waren den ganzen Tag geritten. Jetzt neigte sich die Sonne dem Horizonte näher, und einige durch die dünne Luft schießende Schwalben, welche der poetische Araber „Thiuhr el Djinne, Vögel des Paradieses" nennt, bestätigten uns das Nahen der abendlichen Ruhezeit.

„Hamdulillah, Preis sei Gott, Sihdi," seufzte Mahmud und warf die Kapuze seines Burnus, welche sein Gesicht vor dem Sonnenstrahl geschützt hatte, in den Nacken zurück. Dieser Burnus war früher ein Mal weiß gewesen, sah jetzt aber aus, als habe er ein halbes Jahrhundert in der Feuereſſe gehangen und sei darauf mit einer fetten Speckschwarte ganz tüchtig eingerieben worden. „Mahmud el kebihr, Mahmud der Große, wie Dein tapferer Diener von Allen, die ihn kennen, genannt wird, ist müde wie eine Wachtel, die über das Meer geflogen kommt. Wann werden wir vom Pferde steigen?"

Ich mußte lächeln, daß Mahmud der Große es nicht verschmähte, sich mit einer Wachtel zu vergleichen. Ich machte den Versuch, ihn zu trösten:

„Der Mueddihn ruft sein: „Hai aal el sallah, ja rüste Dich zum Gebete," erst wenn die Sonne in das Sandmeer taucht. Und auf das Gebet folgt die Ruhe!"

„Mahlesch, das ist Nichts, o Herr! Jetzt ist ja erst das „Assr", die Zeit des Karawanenaufbruchs, zwei Stunden vor dem Abende. Dein Knecht Mahmud Ben Mustafa Jussuf Jaakub Ebn Baschar fällt vom Pferde, wenn er noch so lange reiten soll. Sein Serdj, der Sattel, brennt ihm zwischen den Beinen, als hätte er einen abgerissenen Zipfel von der Hölle unter sich! Hab Erbarmen mit ihm und laß ihn auf die Erde steigen!"

Statt aller Antwort setzte ich meine Berberstute in Galopp. Er mußte folgen und ich that, als ob ich die aus allen orientalischen Sprachen zusammengesuchten Kraftwörter, welche er in den Bart murmelte, nicht vernehme.

Ich hatte nämlich bemerkt, daß mein Pferd die Nüstern aufbließ; es mußte feuchte Luft schmecken, und vielleicht war eines jener oben erwähnten Wasser, welche „Birket el fehlate, todte See" genannt werden, in der Nähe. Wir ritten eine sanft abfallende, sandige Höhe hinab, welche sich unten zu einer ziemlich ausgestreckten Ebene ausbreitete, und als ich mein Glas hervornahm, um dieselbe abzusuchen, gewahrte ich eine Reihe von Zelten, in deren Nähe Schafe und Rinder weideten. Wir hatten ein arabisches Wanderdorf vor uns und konnten sicher sein, eine gastfreundliche Aufnahme zu finden.

In kurzer Zeit hatten wir den trüben See erreicht, in dessen Nähe es lag und hielten unsre Pferde gleich beim ersten Zelte an. Es wäre eine ganz unverzeihliche Beleidigung für den Besitzer desselben gewesen, wenn wir in einem der folgenden Aufnahme gesucht hätten. Der Bewohner der Wüste ist ein geborener Dieb und Räuber, aber das Gastrecht hält er so hoch, daß er es nie verletzt.

Das alte, vielfach zerfetzte Tuch, welches den Eingang bedeckte, wurde bei Seite geschoben, und es trat ein alter Mann hervor, der uns mit neugierigen und verwunderten Blicken musterte. Sein sonngebräuntes Gesicht war voller Falten und seine ausgedorrte Gestalt tief gebeugt; er mochte wohl an die neunzig Jahre zählen.

„Sallam aaleïkum!" grüßte ich, die Hand zur Brust erhebend. „Hast Du ein Wenig Raum für uns, wo wir das Haupt zur Ruhe legen können?"

„Marhaba ia Sihdi, Du sollst willkommen sein, o Herr!" antwortete er einfach, trat zu meinem Pferde heran und faßte es beim Zügel, damit ich absteigen möge.

Ich that es. Es ließ sich ringsum keine Menschenseele erblicken, und nur einige wißbegierige Frauenköpfe blickten durch die leise zurückgezogenen Thürvorhänge.

„Wo sind die Männer, denen diese Zelte gehören?" frug ich.

„Das will ich Dir sagen," antwortete er und trat darauf mit plötzlich sehr ernst gewordener, geheimnißvoller Miene an mich heran. Er hielt die zwei hohl ausgebogenen Hände an mein Ohr, legte den Mund an sie und flüsterte so leise, daß ich es kaum verstehen konnte:

„Kennst Du Assad, den Aufruhrerregenden? Kennst Du Assad-Bei, den Heerdenwürger?"

Ich nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Er ist unserer Heerde gefolgt schon lange Zeit, raubt uns die besten Thiere und hat sich erst in der vergangenen Nacht wieder ein Rind geholt, aaïb aaleihu, Schande über ihn!"

Ich konnte den leisen Flüsterton begreifen. Der Araber hat einen außerordentlichen Respect vor dem Löwen; so lange das gewaltige Thier noch lebt, nennt er es mit den hochtrabendsten Namen, um es ja nicht zu beleidigen und so zur Rache herauszufordern; ist es aber getödtet worden, so bewirft er es mit den demüthigendsten Schimpfworten, deren die Sprache seines Landes eine überaus reiche Zahl besitzt. Er läßt sich lange Zeit die besten Stücke seiner Heerde rauben, ehe er sich zu einem Angriffe entschließen kann, denn dieser kostet stets wenigstens ein, meistens aber mehrere Menschenleben.

(Fortsetzung folgt.)

Erheiterungs-Salon.

Ein Herr hatte einen Bedienten, der nicht so dumm war, als er zu sein schien. Eines Tages sagte der Herr zu ihm: „Du bist der König der Narren!“ Aber der Bediente versetzte ihm: „Ich wünsche sehr, es möchte dies wahr sein; denn ich wäre dann gewiß der größte König auf Erden, weil ich die meisten Unterthanen hätte.“

Ein Mann fügte seinem Briefe, den er an einen Freund schrieb, folgende Nachschrift bei: „Beinahe hätte ich vergessen, daß meine Gattin vor zwei Stunden gestorben ist.“

Als einst Englands König mit der Königin nach London zurückkehrte, versammelten sich Kinder um seinen Wagen; und unter diesen Kindern war ein kleiner schöner Knabe, der eben an diesem Tage die ersten Beinkleider bekommen hatte. Der König bemerkte das schöne Kind, fragte es, wer sein Vater sei, und sagte, es solle niederknieen und der Königin die Hand küssen. Aber der Knabe erwiderte ihm: „Das lasse ich wohl bleiben; ich mag meine neuen Hosen nicht schmutzig machen.“ — Der König und die Königin konnten sich des Lachens über diese Worte nicht enthalten, und beschenkten den Kleinen reichlich.

Ein Schullehrer fragte ein Kind: „Wie lange dauert die ganze Ewigkeit?“ Schnell antwortete das Kind: „Noch ein Mal so lange, als die halbe.“

Ein Bauer verwandte nach und nach seine ganze Wirthschaft auf seinen studirenden Sohn. Da er am Ende sah, daß dieser nichts gelernt hatte, seufzte er: „Ach, wie viele Kühe habe ich weggegeben für diesen einzigen Ochsen!“

Ein Richter fragte einen Menschen, der in Untersuchung war: „Was ist er?“ Dieser antwortete: „Alles, Euer Gnaden; aber Speckknödel am liebsten.“

Ein eitler junger Mann hatte sich durch Protectionen bis zum Hauptmann emporgeschwungen. In einer Gesellschaft unterhielt er eines Tages die Anwesenden durch fade Witze und lachte über seine eigenen Einfälle stets sehr laut, um Gelegenheit zu geben, seine schönen Zähne zu bewundern. Eine Frau, die da zweifelte, ob der Sprecher je eine Tapferkeit gezeigt habe, fragte eine andere Frau: „Hat er Pulver gerochen?“ — Diese antwortete: „O, ja, Zahnpulver.“

Ein Stutzer quälte ein Mädchen mit Lobeserhebungen. Sie aber unterbrach ihn mit den Worten: „Meine schönste Tugend vergessen Sie — nämlich meine Geduld.“

Ein Missethäter wurde zum Tode geführt. Als er schon nahe am Richtplatze stand, drängte sich eine alte Base noch einmal zu ihm, verwies ihm seine vielen und schweren Verbrechen auf's Neue, und schloß mit der Ermahnung: „Guter Jacob, laß Dir Dein Ende zur Warnung dienen.“

„Lieber Sohn,“ sprach ein Vater, „bedenke doch, was für ein Zeitverlust das Spielen ist!“ „Ja,“ erwiderte der Sohn, „besonders das Kartenmischen.“

Ein Bauer verspielte an einem Sonntage sein Geld in Karten. Als er nach Hause kam, schrie sein Weib: „Siehst Du, das ist die Strafe, weil Du den Gottesdienst versäumt hast.“ Zornig erwiderte er ihr: „Der mein Geld gewonnen hat, war auch im Wirthshause.“

Ein Dieb stahl dem Fischer einen Fisch und verbarg ihn unter dem Mantel. Der Fischer sah den Fisch unten hervorschauen und rief dem Diebe zu: „Guter Freund, ein anderes Mal traget einen längeren Mantel oder nehmet einen kürzeren Fisch.“

Mit dieser Nummer gelangt die erste Prämie:

„Gräfin Potocka“

nach dem berühmten Berliner Original-Gemälde, hochfein in Oeldruck ausgeführt, zur Vertheilung.

Die äußerst geringe Nachzahlung beträgt pro Blatt, Größe 36/46 Cmtr., uneingerahmt Mk. 1,50 und fertig in eleganten 6 Cmtr. breiten Goldleistenrahmen Mk. 3,25.

Außerhalb Dresdens ist für jedes eingerahmte Bild 25 Pfennige Bringerlohn noch zu entrichten.

Dresden u. Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Bruno Radelli.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

„Es soll halt a schön's Ländle gewesen sein," sagte der damalige deutsche Kaiser bei Abtretung des Elsaß. Ein Habsburger verlor diesen Juwel aus der deutschen Kaiserkrone; unter Führung eines Hohenzollern holten ihn die deutschen Legionen zurück und die ganze deutsche Nation jubelte, daß das schöne Land wieder deutsch geworden. Wie dies gelang, so wird auch von den deutschen Behörden und dem deutschen Volke nach und nach sicher die Aufgabe gleichfalls gelöst werden, auch die Herzen der Bewohner des Reichslandes dem deutschen Vaterlande zurück zu gewinnen.

Aus allen Zeiten und Zonen.

X.

Die Gum.

Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May.

(Fortsetzung.)

Der sonst so tapfere Sohn der Wüste wagt es nämlich nie, wie es der kühne europäische Jäger zu thun stets vorzieht, den Löwen allein anzugreifen; es treten die sämmtlichen waffenfähigen Männer des Dorfes zusammen, suchen das Lager des Thierkönigs auf, locken ihn durch lärmendes Brüllen, Rufen, Pfeifen und Schießen aus demselben hervor, und jagen ihm, sobald er erscheint, aus ihren langen, unsicher treffenden Flinten so viel Kugeln wie möglich auf den Leib. Der Löwe stürzt nie sofort. Selbst wenn er zum Tode verwundet ist, besitzt er noch so viel Kraft, sich auf Einen oder auch Mehrere zu werfen und den an ihm verübten Mord blutig zu rächen.

Die Furcht, welche man vor ihm hegt, geht sogar so weit, daß man bei dem Entschlusse eines Angriffes nur leise spricht; man meint, er könne es hören. Darum theilte mir der Alte die Nachricht auch nur heimlich mit und warf dabei ganz besorgte Blicke nach der Gegend, in welcher das Abenteuer stattfinden sollte. Assad-Bei, der Löwe, hätte ja seine Worte vernehmen können!

Bei seiner Mittheilung war alle Müdigkeit in mir verschwunden. Im „wilden Westen" von Amerika hatte ich so mancher wilden Bestie gegenüber gestanden und dabei dem Tode in das Auge geschaut; jetzt war ich nach Nordafrika gekommen, um den Löwen zu sehen; aber dieser Wunsch war mir trotz aller Mühe bisher unerfüllt geblieben. Heut nun war ganz ohne alle Erwartung seine Erfüllung möglich; sollte ich furchtsam zaudern?

„Nimm unsre Thiere auf," bat ich. „Ich werde gehen, um den „Sihdi el salssali, den Herrn des Erdbebens" aufzusuchen!"

Ich wußte, daß der Löwe wegen der Macht seiner Stimme so genannt wird.

„Sprich leise!" bat der Alte ängstlich. „Wenn er es hört, so bist Du verloren. Er kommt herbei und reißt Dich in Stücke."

„Allah akbar, Gott ist groß!" lamentirte Mahmud, der Goliath. „Bist Du toll, Herr, daß Du Dein Fleisch zerreißen und Deine Knochen zermalmen lassen willst von der fürchterlichen Katze, die mehr Kraft hat als zehn Scheidans, als hundert Teufel zusammen genommen?"

„Hat Mahmud el kebihr Angst und Furcht im Herzen?" frug ich ihn.

„Ich? Sihdi, wenn mich ein Anderer so fragte, so würde ich ihn auf der Stelle erwürgen. Mahmud Ben Mustafa Jussuf Jaakub Ebn Baschar hat niemals Angst und Furcht, das weißt Du ganz genau; aber er ist nicht jung und auch nicht fett genug; der Löwe mag ihn gar nicht fressen!"

„Er soll Dich auch nicht fressen: Du bleibst bei den Pferden!"

Niemand war froher über diesen Befehl, als er; um auch mich abzuhalten, erging er sich in der kräftigsten Schilderung der Gefahr, welche mich erwartete. Es half ihm Nichts; ich zog meine Doppelbüchse hervor. Es war ein „Bärentödter", gekauft in Front-Street, St. Louis; sie hatte mich niemals im Stiche gelassen, und jede der aus ihr geschossenen konischen Kugeln war ihrer Schuldigkeit nachgekommen. Ich wußte, daß sie mir nicht versagen würde und das war die Hauptsache.

„Hamdulillah, Preis sei Gott," meinte der Alte mit frohem Gesichte. „Allah ist barmherzig und gnädig; er hat Dich zu uns gesendet und wird Deine Waffe segnen!"

Er hatte mich als einen Europäer erkannt. Der Morgenländer hält jeden Franken, der ein Gewehr trägt, für einen ausgezeichneten Schützen und hat Respect vor ihm, denn er weiß, daß der Franke den Muth besitzt, jedem wilden Thiere ganz allein entgegen zu treten.

Nachdem ich zu meiner Erquickung nach dem angestrengten Ritte einen Schluck Wasser aus dem dargereichten Schlauche genommen hatte, ließ ich mir den Ort bezeichnen, an welchem die Seinen zu finden seien. Vom See aus zog sich eine immer breiter werdende Vertiefung den Hügel hinan; es war eines jener Thäler, welche, Wadi genannt, sich bei den seltenen, dann aber desto stärkeren Regengüssen plötzlich mit Wasser füllen, sonst aber ausgetrocknet und nur an ihren Rändern mit einem dürftigen Pflanzenwuchse bestanden sind.

„Ganz oben in diesem „battn el hadjar in diesem Bauch der Steine" hat der „Herr mit dem dicken Kopfe" sein Lager," flüsterte der Alte, auf die mit Steingerölle besäete Schlucht deutend. „Er wird bald hervortreten, denn die Sonne geht zur Rüste, und dann soll er in die Tschehenna, in die Hölle gehen! Lauf schnell. Du bist berühmt unter den Söhnen der Jagd und wirst ihn tödten!"

Es war spaßhaft, mit welcher Schmeichelei er es zu bewerkstelligen suchte, daß der Löwe mich statt einen der in das Dorf Gehörigen verspeisen möchte. Ich gab Mahmud dem Großen noch einige kurze Verhaltungsmaßregeln und ging dann fort.

Hatte der Löwe sein Lager wirklich in der Schlucht, so befand es sich jedenfalls in dem oberen Theile derselben. Um diesen so bald wie möglich zu erreichen, vermied ich die Windungen, welche sie machte, und schritt von den Zelten aus gleich direct nach der Richtung, in welcher ich das Ziel vermuthete.

Ich hatte richtig gerechnet, denn kaum befand ich mich in der Nähe des oberen Wadi, so vernahm ich einen ganz entsetzlichen Lärm, welcher aus der Tiefe scholl. Rasch eilte ich dem vor mir liegenden Rande zu und konnte dann die Situation vollständig überblicken.

Grad mir gegenüber zog sich ein stacheliges Mimosengebüsch die steile Böschung hinan, welches von den schreienden Arabern vollständig umzingelt war. Es mußte den Löwen verbergen, denn die oberhalb des Gestrüppes Befindlichen rollten große Steine in dasselbe, um das Thier herauszutreiben. Ich empfing einen eigenthümlichen Eindruck von dieser untaktischen Art und Weise, ein Wild zu jagen, welches sich am Besten des Nachts, Auge in Auge und ohne allen Lärm erlegen läßt. Die Männer schwangen die Flinten und Messer, tanzten dabei vor Aufregung und suchten sich durch kreischende Zurufe zu ermuthigen.

Da bemerkte ich eine leise Bewegung inmitten des Gebüsches; sie wurde stärker, und in wenigen Augenblicken trat er hervor, nicht schnell, nicht nach Katzenart springend und schnellend, sondern langsam, mit sicheren, majestätischen Schritten. Die reiche, dunkle Mähne hing ihm wirr um Kopf und Vorderleib; den starkbequasteten Schwanz zog er langgestreckt hinter sich her; es war ein wirklich prachtvoller Anblick, das edle Thier so selbstbewußt und ruhig inmitten der schnell auf seinen Leib gerichteten Gewehre stehen zu sehen, und es wollte mir wirklich scheinen, als bemerke ich ein verächtliches Funkeln der großen rollenden Augen.

Da blitzte es aus allen Läufen auf; die Schüsse krachten. Mich packte die Jagdlust, und mehr gleitend als steigend fuhr ich in die Tiefe hinab. Man bemerkte mein Kommen gar nicht. Der Löwe war von mehreren Kugeln, aber nur leicht getroffen worden und mit zwei weiten Sätzen auf den nächststehenden seiner Feinde losgesprungen. Er hatte diesen niedergerissen, ihm die beiden Vordertatzen auf die Brust gesetzt und hob nun den Kopf zu einem Brüllen, wie man es niemals in einer Menagerie, sondern nur aus der Kehle des wirklich freien Thieres zu hören vermag. Im nächsten Momente mußte der Mann zerrissen sein.

Ich bekümmerte mich nicht um die Andern, welche theils entflohen waren oder mit leeren Flinten und vor Schreck bewegungslos dastanden, sondern eilte grad auf den Löwen zu. Dieser bemerkte mich und trat, ein Umstand, welcher nur außerordentlich selten vorzukommen pflegt, von seinem Opfer zurück. Ich knieete nieder und legte an. Es war nicht Furcht und nicht Angst, was ich empfand; es gibt keine Bezeichnung für das Gefühl, welches in diesem Augenblicke jede Faser in mir anspannte. Die rollenden Augen glühten mir vernichtend entgegen, der Schwanz krümmte sich verrätherisch; die kraftvollen Pranken zogen sich zum Sprunge zusammen; ein kurzes Zucken ging über den sich niederduckenden Leib. Ich drückte los, und der zweite Schuß traf das Thier, als es schon in der Luft schwebte.

Zurückspringend riß ich das Messer aus der Scheide. Der Löwe war mitten im Sprunge gestürzt, wälzte sich zuckend noch einige Male hin und her und hatte dann verendet.

„Hamdulillah, Allah akbar, Preis sei Gott, der Herr ist groß!" erscholl es aus allen Kehlen. „Hasa nessieb, das hat Gott geschickt, der kelb, der Hund, der Sohn von einem Hunde, der Enkel von einem Hundesohne ist todt; er ist schmachvoll gefallen, gestürzt und gestorben ohne Ruhm und Ehre. El Thibb, der Schakal und el Tabäa, die Hyäne mag ihn fressen, el Büdj, der gewaltige Bartgeier mag ihm das feige Herz zerhacken, und el Rhassahl, die Gazelle mag ihn und seine Väter verschimpfen, ihn, der ohne Blut und Kampf und Gegenwehr aus dem Lande der Lebendigen gegangen ist. Holt die Hariri, die Musikanten herbei; sie werden ihm auf der Rababa seine Schmach vorpfeifen!"

So klang es jubelnd und verhöhnend von allen Seiten. Man trat den todten Körper mit Füßen, man schlug ihn mit den Fäusten, stieß ihn mit den Kolben und spieh ihm verächtlich in das Gesicht. Die Spannung hatte mich verlassen; es war mir, als sei ich einer unvermeidlichen Todesgefahr entgangen oder aus einer langen, langen Gefangenschaft befreit, und tief athmend sah ich dem Treiben der sanguinischen Söhne einer gluthüberflutheten Länderstrecke zu.

„Ama die bacht, welch ein Glück, daß Du zur rechten Zeit gekommen bist!" klang es da neben mir.

Es war Derjenige, welcher unter dem Löwen gelegen hatte. Von langer, hagerer aber sehniger Figur, besaß er ein Gesicht, welches von der Sonne fast schwarz gebrannt war. Seine großen, scharfen, dunklen Augen hatten ein eigenthümliches Licht. Ein zorniger Blick aus ihnen konnte auch einen beherzten Mann aus dem inneren Gleichgewichte bringen; das war ihnen leicht anzumerken.

„Nicht ich, sondern Allah hat es gethan," antwortete ich. „Ihm allein die Ehre!"

„Ja, ihm die Ehre und Dir den Dank!" berichtigte er, indem sein Auge scharf und forschend über mich glitt. „Du bist rhaschihm, fremd unter den Kindern der Wüste?"

„Ich komme aus Frankhistan, um Assad-Bei, den Heerdenwürger zu tödten."

„Du hast ihn getödtet; Allah gab Dir Heil und Gnade. Sei mein Gast. Ich bin der Bei el Urdi, der Herr des Lagers, welches da unten am Wasser steht; Du hast mir das Leben gerettet und sollst Gnade und Vergeltung finden."

Ich sah ihm bei diesen räthselhaften Worten erstaunt in das Gesicht. Er bemerkte es.

„Die Haut des „Herrn mit dem dicken Kopfe" ist Dein Eigenthum; Du wirst sie erhalten. Laß diese Männer hier; komm mit, ich will Dich leiten!"

Ohne sich nach den Andern umzusehen, schritt er davon. Ich folgte ihm in das Wadi hinab. Am Ausgange desselben, da, wo es sich gegen den See öffnete, war eine bedeutende Anzahl von Kameelen angepflockt. Es waren nicht die gewöhnlichen Lastthiere, wie man sie für 400 Piaster bekommt, sondern ohne Ausnahme Reitkameele, echte Hedjihn, wie man sie in solcher Anzahl selten findet und mit mehreren Tausend Piaster bezahlt. Er blieb stehen.

„Du willst in das „Bahr billa ma," in das „Meer ohne Wasser," welches Ihr Sahara nennt?"

„Ja."

„Hast Du schon ein Djemmel, ein Kameel, wie Du es brauchst?"

„Nein!"

„So sieh dieses Thier hier an! Es ist ein Hedjihn, ein Bischarinhedjihn, wie es in der ganzen Sahel kein zweites gibt. Es ist Dein, ich schenke es Dir!"

Ich wollte widersprechen, denn ich hatte von dem Werthe eines Bischarin gehört, er aber winkte mit einem so gebieterischen Blicke zum Schweigen, daß ich meinen Einspruch für später aufhob, und setzte, mir voranschreitend, seinen Weg fort.

Warum waren diese Kameele hier in dem Bereiche des Löwen versteckt? Woher hatten diese augenscheinlich armen Hirten diese Menge so kostbarer Thiere? Aus welchem Grunde waren es lauter Reit- und keine Lastthiere? Weshalb hatte er von Gnade und Vergebung gesprochen, wo er mir doch nur Dank schuldig war? Der Mann hatte ein böses Auge: ich konnte mir diese Fragen nicht beantworten und beschloß, vorsichtig zu sein. —

2.

Hedjahn-Bei, der Karavanenwürger.

Die Karavane hatte vor längerer Zeit Augila verlassen, und nach meiner Berechnung konnten wir längst Siwah erreicht haben. Der alte Schech el Djemali, wie der Aelteste der Kameeltreiber genannt wird, wollte mir gar nicht gefallen; sein finsteres, schroffes Wesen war nicht Vertrauen erweckend. Schon vorgestern hatte er uns versichert, daß Siwah nahe sei und doch sahen wir heute noch keine Spur, welche auf die Nähe einer Oase oder, wie der Araber sagt, einer „Uah," deutete. Der letzte Tropfen Wasser war verzehrt, die Schläuche dorrten zusammen; wir mußten das widerliche Durrha-Mehl trocken essen, so wie es in dem Beutel war, und dazu lag die Atmosphäre wie flüssiges Erz um unsre Glieder und die Erde brannte wie glühendes Eisen.

Da plötzlich kam freudige Bewegung in die langsam dahinschleichende Reihe der Wanderer, denn über dem dichtumflorten Horizonte hoben sich die scharfen Umrisse der erwünschten Uah empor. Auf schlanken Säulen bauten sich die stattlichen Wipfel der Dattelpalmen über einander und ihre leichten, vollen Fliederkronen wehten in dem frisch sich erhebenden Wüstenwinde. Zwischen grünen Hainen schimmerte es wie das Wellengekräusel eines lieblichen See's, und die Luft schien sich von der Ausdünstung des Wassers zu feuchten. Die Palmenkronen spiegelten sich in der glitzernden Wasserfläche und Kameele wateten in der Fluth, ihren langen Hals herunterstreckend, um das belebende Naß zu schlürfen.

„Hamdulillah, Preis sei Gott!" rief es. „Das ist Siwah; der Herr hat uns errettet, ihm sei Lob und Dank!"

„Hauehn aaleihu ia Allah, hilf ihnen, o Gott," bat Mahmud der Große, welcher an meiner Seite ritt; „sie haben vor Hitze und Durst den Verstand verloren und sehen die Fata morgana, die gefährliche Spiegelung für Wirklichkeit an!"

Er zog die Flasche hervor, welche schon vor vier Tagen leer geworden war und setzte sie zum tausendsten Male vergebens an den Mund, um ihr noch einen Tropfen des mit Zibib gewürzten Wassers zu entlocken.

„Sie bleibt leer," klagte er seufzend. „Mahmud Ben Mustafa Jussuf Jaakub Ebn Baschar wird an seiner trockenen Kehle sterben!"

Er hatte Recht; es war eine Fata morgana. Ich zog die Karte und den Compas hervor, wie ich schon öfters gethan hatte. Meine Berechnung brachte mich immer wieder zu der Ueberzeugung, daß wir uns nicht mehr auf dem rechten Wege befanden. Ich ritt zum zehnten oder zwanzigsten Male vor an die Spitze des Zuges zum alten Schech el Djemali und machte ihm Vorstellungen. Er hörte sie schweigend an, gab keine Antwort und ritt weiter.

„Ist Dein Ohr taub geworden," frug ich ihn, „oder willst Du nicht hören?"

„Allah kerim, Gott ist gnädig, aber die Geduld eines Menschensohnes hat ein Ende," ließ er sich endlich vernehmen. „Wer ist der Bei, der Oberste hier, Du oder ich?"

„Keiner von Beiden. Du bist der Führer; wir haben uns Dir anvertraut, und Jeder darf Dich nach dem Wege fragen!"

„So geh, wenn Du einen bessern weißt! Ich bin ein Hadschi, der Gott gefällt, Du aber bist ein Giaur, ein Ungläubiger, den Gott zur Hölle fahren läßt. Geh fort, Du machst mich unrein!"

Im nächsten Augenblicke fuhr meine Kameelpeitsche durch die Luft und ihm so kräftig über das Gesicht, daß

ihm sofort eine dicke Schwiele in dasselbe schwoll. Er riß die lange Flinte von der Schulter und legte auf mich an.

„Kelb, Hund, stirb!"

Er drückte nicht los. Der Revolver, welchen ich ihm entgegenstreckte, hielt ihn davon ab, aber kaum war eine Minute vergangen, so hatte die Karavane einen für mich drohenden Kreis um uns gebildet.

„Er hat einen Gläubigen, einen Hadschi geschlagen; er muß sterben!" rief der Schech. „Ich war zwölf Mal in Mekka, der Stadt des Propheten, drei Mal in Medina, der Ruhmbedeckten und habe zu Dschidda gebetet, wo Eva, die Mutter der Menschheit begraben liegt, fünfhundert Fuß lang und zwölf Fuß breit. Was aber hat er gethan, und an welchem gottgefälligen Orte ist er gewesen? Er ist ein Franke, welcher Isa Ben Marryam, Jesus, den Sohn Mariens anbetet, und hat mich in das Gesicht geschlagen. Er muß sterben!"

Ich wußte, daß ich unter gewöhnlichen Umständen mit dem raschen Hiebe mein Leben gewagt hätte, aber ich hatte nicht Lust, mich, wie leider so viele europäische Reisende, von einem bigotten und unwissenden Menschen nur allein deshalb ungestraft beleidigen zu lassen, weil ich ihm und den Seinen allein gegenüber stand. Der Angehörige einer civilisirten Nation hat die Ehre derselben unter allen Umständen zu vertreten und ich brauchte mich vor den halb verschmachteten Leuten wenig oder gar nicht zu fürchten. Ich war verhältnißmäßig noch gut bei Kräften und hatte für nur meine Person, Mahmud gar nicht mitgerechnet, mehr sichre Kugeln zu versenden, als sie aus allen ihren langen und ungefährlichen Schießgewehren.

„Mach Deinen Mund zu, Du Ausbund aller Frömmigkeit," antwortete ich daher, „sonst werde ich Dir ihn schließen! Du bist ein Hadschi, ein Pilger, der nur von Augila nach Mekka und von Mekka nach Augila gewandert ist, ich aber bin in allen Ländern der Erde gewesen und habe Städte und Menschen gesehen, deren Namen Du nicht einmal kennst. Glaubst Du, ein Franke fürchtet sich vor Dir? Ein einziger Mann aus Frankhistan ist weiser und klüger als hundert Schechs el Djemali, denn er hat einen Geist bei sich, der ihm alle Orte nennt und alle Wege führt, auch wenn er sie noch nie betreten hat. Schau her, Du Inbegriff aller Klugheit! Siehst Du, wie der Geist bebt vor Zorn darüber, daß Du uns einen falschen Weg geführt hast?"

Ich zeigte ihm den Kompaß vor, auf den er sein Auge mit unendlichem Staunen richtete. Der Orientale ist im höchsten Grade abergläubisch und liebt es, sich in vulminanter Weise auszudrücken. Ich wußte daher, was ich that, wenn ich hier ein Eigenlob gebrauchte, für welches ich in der Heimath herzhaft ausgelacht worden wäre. Darum fuhr ich fort:

„Sieh her! Diese zwei Revolver, von denen Du noch niemals gehört hast, fressen zwölf Männer auf, diese Büchse nimmt zwei von ihnen weg und dieser Henry-Stutzen, dessen Namen noch kein einziges Mal an Dein Ohr gedrungen ist, kostet fünfundzwanzig Gläubigen das Leben, wenn Ihr es wagt, mich anzutasten. Gott erhalte Dir Deinen Verstand und gebe Dir Besserung, sonst versammle ich Dich zu Deinen Vätern, obgleich Du zwölf Mal in der Stadt des Propheten gewesen bist. Ein Schech el Djemali, der seinen Weg nicht kennt, ist schlimmer für den Wanderer als der Smum, der giftige Wüstenwind. Nimm Deine Flinte weg, sonst schieße ich Dich von dem Rücken Deines Djemmels herunter, welches klüger ist und weiser, als sein Herr!"

Diese Worte hatten eine sofortige Wirkung. Er warf das Gewehr wieder über den Rücken und machte Miene, den unterbrochenen Weg wieder aufzunehmen.

„Halt, ia Ibn Suleiman, Du Nachkomme Salomo's; wir sind noch nicht fertig! Du sagst, wir seien auf dem richtigen Wege. Wann werden wir Siwah erreichen?"

„Morgen noch vor Sonnenuntergang."

„Gut! Wir werden Dir noch folgen; aber wenn wir die Uah bis morgen beim Niedergang der Sonne noch nicht sehen, so geht die Sonne Deines Lebens unter, ich schwöre es Dir bei dem Barte Eures Propheten und bei Jesus, dem Gekreuzigten, den Ihr Isa Ben Marryam nennt!"

Ich drehte mein Kameel herum und lenkte es an das Ende des Zuges zurück. Die Gefahr war für den Augenblick von mir abgewendet, aber sie konnte wiederkehren. Ich wußte, daß der Schech Alles thun werde, den an ihm begangenen Schimpf zu rächen. Seine Mitgläubigen fühlten diesen Letzteren, als sei er ihnen selbst angethan worden, aber einestheils waren sie von der Anstrengung und Entbehrung kraft- und muthlos geworden und anderntheils hatte ich durch die Behauptung, daß wir in falsche Richtung geführt worden seien, ihr Mißtrauen gegen ihn rege gemacht. Schweigend und finster folgten sie ihm. Er war ein Moslemin; sie hätten ihm gern vertraut; aber sie kannten auch die Ueberlegenheit europäischer Bildung und durften es daher mit meiner Anklage nicht so leichthin nehmen. Jedenfalls waren sie still entschlossen, jetzt nicht Partei zu ergreifen, sondern den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten.

Die gewöhnliche Lagerzeit war noch nicht herangekommen, aber die allgemeine Ermüdung hatte einen solchen Grad erreicht, daß bald Halt gemacht werden mußte. Die Kameele wurden entlastet und angepflockt, die Zelte errichtet und das mehr als spärliche Mahl gehalten. Einige legten sich dann zur Ruhe, während die Andern sich in der durch das Unterschlagen der Beine erreichten Stellung, welche der Türke „Rahat oturmak, Ruhm der Glieder" nennt, im Kreise hockten, um ihrer trüben Stimmung Ausdruck zu geben. Es war eine schreckliche Befürchtung in ihnen wach geworden. Schon öfters hatten Karavanen, welche von Augila nach Siwah gingen, ihr Ziel nicht erreicht; sie waren von dem berüchtigten Hedjahn-Bei mit seiner „Gum," wie die Räuberkaravane heißt, überfallen und vernichtet worden. Aber niemals hatte man die Gebeine der Ermordeten auf dem Wege, sondern weit abseits in der Wüste gefunden. Die Unglücklichen waren entweder von dem Räuber aus der Richtung gelockt oder von einem bestochenen Führer in das Verderben geleitet worden. Wie nun, wenn wir einem glei-

chen Schicksale entgegengingen? Es war ein gräßlicher Gedanke, denn man wußte, daß der Hedjahn-Bei keinen Menschen leben ließ und nannte ihn darum nicht anders, als den „Karavanenwürger."

Die traurige Unterhaltung währte nicht lange; die Erschöpfung machte sich geltend und bald schlief außer den aufgestellten Wachen Alles den Schlaf der Gerechten. Auch ich streckte mich auf meine Decke, konnte aber zu keiner Ruhe kommen, denn die Sorge über unsre Lage öffnete mir immer wieder die müden Augen.

Da hörte ich aus der Ferne Laute an mein Ohr dringen, die mich sofort vollständig munter werden ließen. Zwar durch die Entfernung gedämpft, dem geschärften Gehör aber doch vernehmbar, klang es wie das bellende „J-au" des Schakals und dazwischen hinein brummte das tiefe, heisere „Ommu" der Hyäne. Ich horchte mit Anstrengung, bemerkte, daß ich mich nicht getäuscht habe, und sprang auf. Es mußte Wasser in der Nähe sein, denn diese Thiere bedürfen täglich desselben, wenn sie nicht verschmachten sollen, und wagen sich daher nie weit in die wasserleere Wüste hinein.

Ich schlug den Vorhang des Zeltes zurück und trat hinaus. Mahmud der Große stand draußen; die Laute hatten auch ihn aufmerksam gemacht.

„Hörst Du die Djinns, die bösen Geister der Wüste, Sihdi?" frug er leise. „Sie locken den Wanderer in das Verderben, aber Mahmud Ben Mustafa Jussuf Jaakub Ebn Baschar läßt sich nicht betrügen. Er hört, daß die Stimmen nicht vom Schakal und von der Hyäne kommen und bleibt in seinem Zelte liegen."

Er kroch wieder unter das niedrige Leinwanddach, welches er sich errichtet hatte; ich aber blieb horchend stehen. Wieder erklangen die Laute, aber ich vernahm jetzt auch, daß es nicht natürliche waren. Doch weit entfernt, sie bösen Geistern zuzuschreiben, war ich vielmehr überzeugt, daß sie irgend einer menschlichen Kehle entsprangen.

Was hatte dies zu bedeuten? Wir waren vom richtigen Wege abgelenkt worden, und ich mußte an den Hedjahn-Bei denken. Ich nahm die Waffen zu mir und schritt nach dem Zelte des Schech el Djemali. Er war nicht zu finden. Ich suchte die nächste Wache auf. Der Mann war vor Ermüdung niedergesunken und schlief.

„Be issm lillahi radjal, um Gottes willen, auf, Ihr Männer!" rief ich. „Der Hedjahn-Bei, die Gum ist in der Nähe!"

(Schluß folgt.)

Erheiterungs-Salon.

Ein Schneidermeister hatte einst einen schweren Traum: es kam ihm nämlich vor, er stehe vor dem Richterstuhle Gottes, und da sehe er eine Fahne, die zusammengesetzt war aus allen jenen Tuchstücken, die er gestohlen hatte, und Gottes Richterblick deute auf diese Fahne hin. Nun erwachte er, und nahm den Traum so sehr zu Herzen, daß er den festen Vorsatz faßte, nie wieder ein Stück von einem Tuch zu stehlen. Am folgenden Tag erzählte er seinen Gesellen den Traum, und fügte bei: „Ich hatte in Wahrheit bisher die böse Gewohnheit, daß ich, wenn ich ein schönes Tuch im Schnitte hatte, gern einen Rest für mich behielt. Diese Gewohnheit will ich mir nun abgewöhnen; und ich ersuche Euch daher, daß Ihr, wenn ich etwa wieder in Versuchung gerathe, einen Rest für mich zu behalten, mir die Worte zurufet: „Meister, die Fahne!" Die Versuchung kam oft; und jedesmal unterließ er auf den Zuruf der Gesellen: „Meister, die Fahne!" den Diebstahl. Als er aber eines Tages ein ganz vorzüglich schönes Tuch, wie er noch nie eines unter den Händen gehabt hatte, zum Verarbeiten bekam, schnitt er für sich ein bedeutendes Stück herunter; da riefen ihm die Gesellen zu: „Meister, die Fahne!" — aber dieser Zuruf hatte diesmal keine Wirkung; denn der Meister sprach: „Von dieser Farbe war gar kein Stück in der Fahne."

Ein witziger Mann, der aber den großen Fehler hatte, daß er ein Trunkenbold war, kam eines Abends ziemlich spät an seine Hausthür, die aber verschlossen war; er hatte ein Paar Würste bei sich, um sie seinem Weibe zu geben; er rief: „Weib, thu mir die Thür auf; ich bringe Dir Würste." Sie aber rief zum Fenster heraus: „Ich thue Dir nicht auf; Du bist ein lüderlicher Mann!" — Nun ging er wieder in's Wirthshaus und sagte zum Wirthe: „Ich wollte meinem Weibe ein Paar Würste heimbringen; jetzt läßt sie mich aber nicht ins Haus; nun gut, morgen in der Frühe bringe ich ihr eine ganze Sau heim."

Ein Jude weinte bitterlich während der langen Nacht, als der Rabbi den Bußpsalm in der Synagoge sang und zu der Stelle kam: „Du bist von Staub und wirst zu Staub." — „Schmuel, was weinste?" tröstete sein Nebenmann. „Wärste von Guld und müßt zu Staub werden, müßtest verlieren hundert Percent. So biste von Staub und werst Staub, gewinnst nischt und verlierst nischt!"

Ein Bauer ging betrunken nach Hause. Als er den Vollmond erblickte, rief er ihm zu: „Schau mich mal an: Du bist alle Monate ein Mal voll, und ich bin's alle Tage!"

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

Thätigkeit, desselben unsichtbaren Baumeisters begegnen, dem mächtige Kreidegebirge ihre Entstehung verdanken.

Fast alle Küsten des Mittelmeeres sind anders geworden, als sie zur Zeit des trojanischen Krieges waren; selbst im Binnenlande fanden sich viele Buchten und Seeen, die seitdem ausgefüllt sind.

Was jeden Zweifel an der Thätigkeit der Infusorien niederschlägt, ist die Thatsache, daß Professor Ehrenberg diese Thiere bei dem Prozeß des Ausfüllens von Wasserbecken belauscht hat. Als er einige Teiche des Thiergartens in Berlin mikroskopisch untersuchte, fand er am Boden derselben Massen von Kiesel-Thierchen, aus denen sich in einem Tage ein halber Centner Kieselerde bereiten ließ. Die Dammerde eines Teiches, der behufs der Vertiefung ausgestochen wurde, erwieß sich als ein Lager lebender Infusorien zu zwei Drittheilen rein aus Thieren bestehend, die durchschnittlich zwischen $^1/_{30}$ und $^1/_{50}$ Millimeter maßen. Diese Thiere verriethen eine unerwartete Lebenszähigkeit. Nachdem der Schlamm einen ganzen Sommer über an der Luft gelegen hatte, lebten die Thiere noch, obgleich sie während dieser Zeit keine andere Feuchtigkeit erhalten hatten, als was ihnen durch die Atmosphäre zugeführt wurde.

Der Verlauf dieses Zuschlämmens stehender Gewässer durch organische Wesen ist folgender:

Anfangs bildet sich an der Oberfläche ein schleimiger Ueberzug. Entfernt man denselben, so wird er in wenigen Tagen ersetzt, sowohl durch die beispiellose rasche Vermehrung der Thiere, wie durch das Aufsteigen neuer Infusorien vom Boden des Teiches. Entfernt man den Ueberzug nicht, so sinken die Panzer der absterbenden Thierchen zu Boden und es bildet sich Lage über Lage. Zu den Leichen gesellen sich aber ganze Schichten lebender Thiere, die von den oberen Massen herabgedrückt worden waren. So lange oben noch Wasser befindlich ist, dauert das Leben dieser Thiermassen fort, wenn auch in geringerem Grade. Wenn dann die Masse trocken ist, so verhärtet sie sich, woraus mürbes, oder festes Gestein entsteht.

Aber noch kennen wir lange nicht das ganze umfangreiche Wirken der Infusorien; Physik und Physiologie haben hier noch ein weites Feld zu Forschungen, die uns das Räthsel des Mikrokosmus erschließen müssen.

Aus allen Zeiten und Zonen.

X.

Die Gum.

Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May.

(Schluß).

Im Nu war das Lager belebt und Alles drängte sich zu den Kameelen, um die augenblickliche Flucht zu ergreifen. Ich widerstrebte den Unbesonnenen. Sie mußten ja zu Grunde gehen, wenn sie sich von ihrer Furcht in die todte Oede zerstreuen ließen. Nur nach langem Mahnen und Bitten brachte ich sie zum Bleiben; aber sie hatten eine solche Furcht vor dem „Karavanenwürger," daß sie nur widerstrebend zu den Waffen griffen. Die Ruhe, welche ich mir zu bewahren suchte, imponirte ihnen endlich doch; sie gehorchten meiner Mahnung und kehrten in ihre Zelte zurück, um sich unter deren Deckung zu vertheidigen. Mir aber ließ es hinter der Leinwand keine Ruhe; es trieb mich hinaus, um mich zu überzeugen, ob ich mit meiner Vermuthung das Richtige getroffen habe. Ich steckte nur das Messer und die Revolver zu mir; die langrohrigen Waffen konnten mir nur hinderlich sein.

Es war finstere Nacht, doch spendeten die Sterne des südlichen Himmels immerhin ein Licht, bei welchem man einen nicht zu kleinen Gegenstand noch auf einige Entfernung hin erblicken konnte. Alles Geräusch vermeidend, schlich ich mich der Richtung zu, in welcher ich das Bellen gehört hatte. Noch war ich nicht gar weit gekommen, so vernahm ich leise nahende Schritte. Ich warf mich zu Boden. Zwei Männer nahten und blieben nahe bei mir halten. Ich hatte mich in den Prairieen Nordamerika's oft in einer ähnlichen Lage befunden, nur daß ich hier statt der Rothhäute zwei Araber beschlich. Ich machte mich auf einen Angriff gefaßt und zog das Messer.

In dem Einen erkannte ich den Schech el Djemali. Wer war der Andere? Ich sollte es gleich erfahren.

„Ein Franke ist dabei, sagst Du? Ist er stark und tapfer?"

„Er hat Muth und viele Waffen, auch besitzt er einen guten Geist, der ihm die Wege zeigt. Du aber wirst ihn bezwingen, o Hedjahn-Bei!"

„Schläft er?"

„Er schläft und alle Männer schlafen. Wenn Deine Gum die Kameele verläßt und sich heimlich zu Fuße naht, so kann Euch Keiner entgehen. Eure Zahl ist größer als die unsrige, aber der laute Ueberfall würde Euch doch wohl Mehrere kosten."

„Dein Mund sagt die Wahrheit. Komm, zeig mir das Lager; dann kehre ich zurück und hole die Würger der Karavanen herbei!"

Der Schech el Djemali konnte ihm nicht folgen. Ich sprang empor, faßte ihn beim Nacken und stieß ihm das

Messer bis an das Heft zwischen die Schultern. Es war in's Herz gedrungen. Der Verräther stieß nur einen kurzen, hauchenden Laut aus und stürzte dann zu Boden.

Der Hedjahn-Bei hatte das Geräusch vernommen und drehte sich um. Das sofort wieder aus der Wunde gezogene Messer in der Faust, warf ich mich auf ihn. Unter dem unvermutheten Anpralle schlug er zu Boden. Ich kniete über ihm, faßte mit der Linken seine Kehle und hielt ihm die scharfe Klinge nahe vor die Augen.

„Hedjahn-Bei, der Tod wird Dich verschlingen, wenn Du nur ein einziges Glied rührst!"

Der Schreck hatte den gefürchteten Mann ergriffen. Er lag vollständig bewegungslos unter mir.

„Ich bin der Franke, von dem der Schech zu Dir gesprochen hat. Mein Messer hat ihm den Lohn gegeben und wird auch Dein Herz zerschneiden, wenn Du mir nicht gehorchst!"

„Was willst Du?" gurgelte er aus der zusammengepreßten Kehle.

„Höre mich an! Ich trachte nicht nach dem Tode eines menschlichen Bruders, und Du kannst Deine Seele retten, wenn Du thust, was ich von Dir begehre! Du kennst den Weg der Karavanen nach Siwah?"

„Ja," antwortete er. Ich ließ ihm nur am Schlusse jeder meiner Fragen so viel Luft, als er zur Antwort bedurfte.

„Du wirst uns ungehindert und unberaubt ziehen lassen?"

Er schwieg und machte eine Anstrengung, sich zu befreien. Sofort setzte ich die Spitze des Messers auf seine Brust.

„Willst Du sterben, Hedjahn-Bei?"

Er gab den Versuch auf; es war mir Ernst mit der Drohung, das sah er.

„Also Du lässest uns unberaubt ziehen? Antworte, ich warte nicht drei Secunden!"

„Ja."

„Du begleitest und beschützest uns mit Deiner Gum, bis wir nicht mehr irren können?"

Es wiederholte sich das vorige Manöver; aber er mußte sich fügen.

„Ja."

„Und versiehst uns mit Speise und Trank aus Euren Beuteln und Schläuchen?"

„Ja," knirrschte er.

„Und machst keinen Versuch, Dein Wort zu brechen?"

„Keinen!"

„Schwöre mir, daß Du hältst, was Du versprichst!"

Er hatte jedenfalls gehofft, daß ich ihn ohne Schwur loslassen werde, und dann hätte er sich um das Versprochene natürlich nicht gekümmert. Als er sich getäuscht sah, vereinigte er alle seine Kräfte zu einem Stoße, der mich fast abgeworfen hätte. Jetzt faßte ich ihn um so fester und setzte ihm die Spitze des Messers etwas fühlbarer auf die Gegend des Herzens.

„Schwörst Du es?"

„Ich schwöre," flüsterte er ingrimmig, da er keinen Ausweg sah.

„Beim Barte des Propheten?"

„Beim Barte des Propheten!"

„Gut! Erhebe Dich, Hedjahn-Bei und komm mit mir zum Lager. Du stehst unter meinem Schutze, und es wird kein Haar Deines Hauptes gekrümmt werden!"

Er stand vom Boden auf. Es war vielleicht das erste Mal, daß der „Karavanenwürger" unter einem Feinde gelegen hatte, und die außerordentlichen Zugeständnisse, mit denen er sein Leben erkauft hatte, mußten ihm im höchsten Grade demüthigend vorkommen. Er stand unter dieser Last eine Weile fast regungslos vor mir; als ich aber frug:

„Fürchtest Du Dich, mit mir zu gehen?" erklang ein kurzes, barsches:

„Komm!" und er schritt an meiner Seite ruhig den Weg zurück, den ich gekommen war.

Meine Vermuthung, die mich vorhin zur Recognition getrieben hatte, war also vollständig bestätigt. Der Schech el Djemali hatte im Dienste des Hedjahn-Bei gestanden, und die Thierstimmen waren für ihn ein verabredetes Zeichen gewesen.

Als wir bei meinem Zelte ankamen, blieb der bezwungene Räuber überrascht stehen. Mein Kameel hatte sich aus seiner liegenden Stellung erhoben, und seine hohe Gestalt zeichnete sich sehr deutlich gegen den sternenreichen Horizont ab.

„Ein Bischarin — ein Bischarinhedjihn? Der Araber verkauft kein solches Thier! Wie ist es in Deine Hand gekommen, Franke?"

Er hatte laut gesprochen. Bei dem Klange seiner Stimme hob das Thier schnaubend den Kopf und kam so weit auf ihn zu, als es der Strick, welcher es am Pflocke hielt, erlaubte. Rasch trat er herbei und faßte es am Halfter.

„Bei allen Scheidans, die in der Hölle wohnen, das ist ja mein Bischarin, welches ich — —" er unterbrach sich und trat auf mich zu, um mich genauer zu betrachten, als es bisher geschehen war. „Du bist es — Du bist es wahrlich! Hasa nessieb, das ist Gottes Schickung, denn nun ist die Schmach, daß ich Dir unterlegen bin, von mir genommen. Der Hedjahn-Bei braucht sich nicht zu schämen, wenn er einen Mann begleitet und beschützt, der das heilige Gastrecht bei ihm genossen und den „Herrn mit dem dicken Kopfe" getödtet hat. Er wird sein Wort jetzt gern und willig halten!"

Auch ich erkannte erst jetzt den Bei el Urdi, welcher damals unter dem Löwen gelegen hatte und durch mein Einschreiten vom Tode errettet wurde. Ich war mehrere Tage bei ihm geblieben und hatte bei meinem Abschiede das Kameel mitnehmen müssen. Erst jetzt vermochte ich mir die Fragen zu beantworten, welche ich mir an jenem Tage auf dem Gange durch das Wadi vorgelegt hatte. Also darum hatte er von Gnade und Vergebung gesprochen, weil es gefährlich war, sein Lager zu betreten. Und darum besaß er lauter schnellfüßige Reitthiere, weil der Wüstenräuber keine

langsamen und schwerfälligen Lastkameele gebrauchen konnte, und er hatte sie in das Wadi versteckt, um einen etwaigen Besucher seines Dorfes nicht auf sein eigentliches Handwerk aufmerksam zu machen.

Meine Rückkehr veranlaßte Mahmud den Großen, unter seinem Dache hervorzukriechen.

„Sihdi, sag, wen bringst Du hier?"

„Sieh Dir ihn an!"

Er that es.

„Allah akbar, Gott ist groß! Das ist ja der edle Bei el Urdi, bei dem Mahmud Ben Mustafa Jussuf Jaakub Ebn Baschar das fetteste Schaf erstochen und verzehrt hat, das ihm jemals vorgekommen ist!"

„Er ist es," bestätigte ich, über die Erinnerung des hungrigen Dieners lächelnd. „Er liegt mit seiner Karavane ganz hier in der Nähe und wird uns nach Siwah bringen!"

„Bismillah, das ist gut! Dann bekomme ich auch wieder Etwas in meine Flasche; sie ist vom bosch, ganz leer!"

Ich rief die Männer herbei und theilte ihnen mit, so viel ich für gut befand. Von ihnen ungesehen wurde der Körper des Schech el Djemali beseitigt. Sie erfuhren von dem Vorgefallenen Nichts, ich mußte es dem Bei el Urdi versprechen, und hielten den Schech für entsprungen, weil er uns falsch geleitet hatte. Allerdings hätte es ein ungeheures Aufsehen erregt, wenn man in Siwah erfahren hätte, daß der Hedjahn-Bei gezwungen gewesen sei, den Beschützer Derer zu machen, auf deren Untergang er es vorher abgesehen hatte, aber ich konnte mich gern zur Schweigsamkeit verstehen, weil ich froh sein mußte, der uns überlegenen Gum so leichten Kaufs entgangen zu sein.

Der mit dem Messer erzwungene Schwur wurde gehalten. Wir erhielten alles Nöthige und gelangten wohlbehalten in Siwah an. Eine halbe Tagereise vorher aber verabschiedete sich unsre, unter andern Umständen so gefährliche Begleitung. Ihr Anführer liebkoste zum letzten Male sein Bischarinhedjihn und meinte dann mit ernstem Gesichte:

„Rabbena chaliёk, Gott erhalte Dich! Du hast zwei große Bei's bezwungen, Assad-Bei, den Heerdenwürger und Hedjahn-Bei, den Karavanenwürger. Schieß auf den „Herrn mit dem dicken Kopfe" so viel Mal Du noch willst, aber hüte Dich in Zukunft vor der Gum, denn Allah giebt nur selten zu, daß einer seiner Gläubigen dem Fremdling unterliegt. Sallam aaleïkum, Friede und Heil sei mit Dir!"

XI.

Ein Abenteuer auf Ceylon

von Karl May.

1.

Ich stand auf dem Leuchtthurm von Point de Galle, versunken im Genusse des herrlichen Panorama's, welches sich unten zu meinen Füßen ausbreitete. Im Hafen lagen eine Menge Fahrzeuge vor Anker; ein- und auslaufende Schiffe belebten die Scene; es waren unter ihnen alle Größen und Gattungen vom größten und prachtvollsten europäischen Dampfer bis herunter zur erbärmlichen chinesischen Dschonke vertreten. Kleine Felseninseln, von Kokospalmen und Pandanen bestanden, ragten aus den schimmernden Fluthen empor. Zwischen ihnen zogen sich Korallengärten hin, zwischen denen wundervolle rothe und blaue Fische schwammen; Haifische zerrten an dem Kadaver eines todten Hundes; vielgliedrige Krabben krochen die Steilung der Felsen hinan. Die Häuser und Hütten der Stadt lagen schalkhaft unter dem Kronen der Palmen versteckt, und wo die reinlichen Straßen sich dem Blicke offen zeigten, da war eine Menge von Lebenserscheinungen, weidende Zebuochsen, schwarze Schildwachen, luftwandelnde Ladys, durchsichtig weiße englische Kinder mit braunen singhalesischen Ammen, tabakrauchende eingeborene Kinder, behäbig und stolz einherschreitende Muselmänner, schachernde Juden, bezopfte Malaylas, Betel kauende Ratschputen, Buddhapriester im langen, schwefelgelben Gewande, Kopf und Bart nackt abgeschoren, englische Midschipmen in rother Jacke und mit schwerem Säbel, malerisch schöne Hindumädchen, Nase, Ohren, Stirn, Arme und Beine mit Gold und Edelsteinen behangen, zu erkennen. Ueber dem Allen lag der bezaubernde Duft des Südens ausgegossen. Die Sonne schickte sich an, in die Wogen des Meeres zu steigen, und warf ihre Reflexe vom tiefsten Purpur bis zum leuchtendsten Flammengold über die ruhelos bewegte Meeresfläche hin. Es war ein Anblick, in den man sich stundenlang versenken konnte, ohne seiner müde zu werden.

Neben mir lehnte Sir John Emery Walpole. Er bemerkte von Alledem, was ich sah, nicht das Geringste. Die herrlichen Tinten, in denen der Himmel glühte, das strahlendurchblitzte Krystall der See, das erquickende Balsam der sich abkühlenden Lüfte, die bunte, interessante Bewegung auf dem vor uns ausgebreiteten kostbaren Fleckchen Erde, sie gingen ihm verloren, sie waren ihm gleichgültig, sie durften es nicht wagen, seine Sinne auch nur einen Augenblick lang in Anspruch zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Willst Du den Menschen imponiren —
Sei rauh!
Willst Du im Leben reüssiren —
Sei schlau!
Soll Dir das Schicksal freundlich lachen —
Sei dumm!
Willst Du Dein Glück nach oben machen —
Sei krumm!

Mancher junge Ehemann hat darüber zu klagen, daß seine holde Gefährtin nicht nur ein sehr einnehmendes, sondern auch ein sehr ausgebendes Wesen besitzt.

Ein Pfennig, zur Zeit Christi zu 5 Prozent auf Zinseszinsen verborgt, würde jetzt in runder Summe zu einem Capitale von 2,500000,000000,000000,000000,000000,000000 Thalern angewachsen sein. Legt man diese Thaler dicht neben einander, so könnte man mit ihnen die Oberfläche unsrer Erde 4000,000000,000000,000000 Mal bepflastern.

Auf dem Erdballe leben ungefähr 1,290,000,000 Menschen, welche 1000 verschiedenen Religionen angehören und 3,642 Sprachen reden. Von ihnen sterben jährlich 33,333,333, alle Tage 91,554, alle Stunden 3,730, alle Minuten 62 und alle Sekunden also 1 Person. Der achte Theil aller Menschen ist — — — Soldat.

Das Wörtchen „und" kommt in der Bibel 46,227 Mal vor, nämlich im alten Testamente 35,543 Mal und im neuen Testamente 10,684 Mal.

Anecdoten.

Ein junger, flüchtiger Sausewind, der zahllose Liebschaften gehabt hatte, heirathete endlich. „Nun, hoffe ich," sagte ihm eine Dame, „werden Sie sich doch bessern." „Madame," antwortete er, „verlassen Sie sich darauf, das war mein letzter dummer Streich."

Ein Wundarzt wurde zu einem Verwundeten gerufen. Als der den Schaden besehen, rief er, lauft schnell in die Apotheke. Der Patient fragte, ob es so gefährlich sei; „nein," erwiderte der Arzt, „wenn er aber nicht bald zurückkommt, so heilt die Wunde."

Buchstabenräthsel.

Mit W bin ich in jedem Haus,
Mit R ist mit mir Alles aus,
Mit B hat mich die Liebe gern,
Mit L siehst Du mich nah' und fern,
Mit S glüh' ich im Sonnenbrand,
Mit H drückt mich gar manche Hand.

Eingesandt von Fräulein Anna Wild in Halle.

Scherzhafte Rechenaufgabe.

Mein Leser, sage mir geschwind,
Wie man das Ganze nennt,
Daß, wenn man ein Siebentel davon nimmt,
Ein Achtel übrig bleibt!

Eingesandt von Herrn W. Erler in Breslau.

Briefkasten.

Herrn **O. F.** in Berlin. Wie sie sehen, erfüllt sich in der heutigen Nummer Ihr Wunsch nach einem Briefkasten für die „Frohen Stunden". Sie nennen sich einen Wißbegierigen, der eine solche Einrichtung mit Dank und Anerkennung begrüßen und benutzen würde. Gut, Sie edler Spreejestadler, fragen Sie man fleißig zu!

Herrn **W. P.** in Chemnitz. Sie verlangen partout einen Briefkasten? Hier ist er, und mit ihm die Beantwortung Ihrer drei „gelehrten Fragen": Buchnera und Buchia sind zwei sehr verschiedene Pflanzen. Die Erstere wurde nach Andreas Buchner genannt und gehört zur Familie der Scrophularineae, die Letztere hat ihren Namen von Leopold v. Buch und gehört zur Familie der Verbenaceae-Lippieae. Celsius wurde 1701 in Upsala geboren und starb nicht 1764, wie Sie meinen, sondern 1744. Goldpurpur wurde zuerst von Cassius in Leyden dargestellt, und zwar 1683.

Frau **Ottilie G.** in Stettin. Sie schreiben: „Also bitte einen großen Kasten mit liebenswürdigen Antworten!" Der Wunsch einer Dame ist uns Befehl. Sehen Sie also hier den liebenswürdigen Kasten mit großen Antworten!

Herrn **A. T.** in Erfurt. Sie werden in den folgenden Nummern Alles finden, was Sie wünschen.

Fräulein **Thekla E.** in Stettin. Wir danken Ihnen für das geschenkte Vertrauen und billigen Ihr Verfahren vollständig. Schreiben Sie uns immerhin wieder; die Antwort wird sehr gern ertheilt!

Herrn **Fritz R.** in Brünn. Sie fragen, woher die Redensart stammt: „Jetzt geht mir ein Licht auf!" Jedenfalls stammt sie von dem Seifensieder, der schon Manchem aufgegangen ist und vielleicht auch Ihnen noch aufgehen wird.

Durch Errichtung eines Briefkastens und Aufnahme von eingesandten Räthseln ꝛc. entsprechen wir einem vielseitig an uns ergangenen Wunsche unserer geehrten Abonnenten. Jede franco an uns gerichtete Frage findet im Briefkasten der nächstauszugebenden Nummer ihre Beantwortung, und die Verfasser der ersten zehn an uns gelangenden richtigen Lösungen werden namhaft gemacht. Indem wir eine lebhafte Betheiligung erwarten, bitten wir, alle Zuschriften an die Redaction der „Frohen Stunden," Dresden, große Kirchgasse 1 erste Etage zu richten.

Die Redaction.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

Die Erde und ihre Entstehung.

Werfen wir Abends bei einem sternenhellen Himmel einen Blick in den Weltenraum mit seinen Milliarden von Sternen, wie unermeßlich erscheint er uns da! Wie viel unermeßlicher noch, wenn wir bedenken, daß wir selbst auf einem solchen Sterne leben, daß aber unsere Erde zu winzig ist, um von den meisten jener Himmelskörper, die wir über uns erblicken, gesehen zu werden. Und doch haben trotz Alledem die meisten Menschen keine Ahnung von der Größe dieser Himmelskörper, von der Unendlichkeit des Alls. — Was wissen wir von ihm? Viel, wenn wir bedenken, was den Astronomen mit Hülfe der Mathematik möglich geworden ist; die Entfernungen der Himmelskörper, ihre Bewegung, ihre Größe und ihre Schwere kennen zu lernen, und das Viele ist doch eigentlich so gering, daß es im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen, Nichts zu nennen ist. Was aber wissen die meisten Menschen von der Erde, auf der sie wohnen? — Die Erscheinungen, welche die Natur in den verschiedenen Jahreszeiten darbietet, so weit die Heimath reicht, kennt Jedermann, Vielgereiste kennen sie auch weit darüber hinaus, und Schiffsleute, die in alle Welttheile gelangen, kennen sie wohl überall auf der Erde. Wer aber kennt die Erde selbst, d. h. ihre Entstehung und Entwickelung bis dahin, daß jene Erscheinungen auf ihr möglich wurden? Verhältnißmäßig nur Wenige. Die Meisten begnügen sich noch immer mit der Schöpfungsgeschichte Moses. Es erscheint ihnen zwar unbegreiflich, wie die Welt — und nicht die Erde nur — in 6 Tagen habe geschaffen werden können, allein dafür ist der liebe Gott allmächtig, meinen sie. — Es liegt auf der Hand, daß, wie man sein eigenes Haus inwendig und auswendig, womöglich bis auf den letzten Stein kennen will, auch Mancher Verlangen darnach trägt, zu erfahren, wie es denn unter dem Keller, unter dem Fundamente des Hauses aussieht, um sich gern, wenn die Welt nun einmal doch nicht in 6 Tagen geschaffen ist, eines Bessern unterrichten zu lassen. — Wenn wir nun mit einem Versuch beginnen, unseren Lesern eine möglichst klare Vorstellung von dem Entstehen und der Entwickelung der Erde zu verschaffen, so verkennen wir die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens nicht, die für uns um so größer ist, als wir nur auf einen engen Raum angewiesen sind. Es versteht sich von selbst, daß wir uns streng an die Ergebnisse der Wissenschaft halten werden, und darum eben so wenig, wie wir auf die Dichtung Moses Rücksicht nehmen, auch den Geistern und Gnomen, welche die menschliche Fantasie bei der Erklärung unbegreiflicher Erscheinungen in der Natur so gern zu Hülfe rief, und denen eine Menge Gedichte und Bilder gewidmet wurden, irgend welche Beachtung schenken.

Folgen wir der Wissenschaft, der von vielen Dichtern und Künstlern als trocken gehaßten, auf ihren geheimen Wegen, auf denen sie in eine Schöpfung gelangt, die viele Millionen Jahre hinter uns liegt, so erscheinen der Schöpfer wie das Geschaffene uns in einer Größe, zu der schwerlich die verwegenste Fantasie hinaufreichen möchte. — Man kann und wird nun fragen: Woher kennt die Wissenschaft diese Wege? Darauf antworten wir: Aus dem Archiv, das in der Erde selbst ruht und ihre Geschichte enthält. Die Gesteinlager, über der ganzen Erde in gleichmäßiger Reihenfolge verbreitet, von dem jüngsten, in seiner Entstehung der Gegenwart am nächsten stehenden, bis da hinab, wo die uranfänglichen Massen beginnen, sind das Archiv, jede einzelne Gesteinschicht ist ein Riesenbuch, in dem durch darin ruhende versteinerte Thiere und Pflanzen, oder darin aufgefundene Abdrücke solcher mit Riesenschrift die Geschichte ihrer Zeit geschrieben steht.

Die Gestalt und die Existenz der Welt ist durch bestimmte Kräfte bedingt. Eine derselben, die Attraction oder Anziehung, ist diejenige Kraft, von deren relativer Größe die Form der Körper abhängt, d. h. ob sie fest, flüssig oder luftförmig erscheinen. Sie ist jedem Körper eigen.

Die Weltkörper oder die Sterne, zu denen auch die Sonne und der Mond zählen, zerfallen in 4 Klassen: Fixsterne, Planeten, Monde und Kometen. Der letzten thun wir, als in das Bereich unserer diesmaligen Besprechung nicht gehörend, heute weiter keine Erwähnung. Von den Fixsternen trennen sich die Planeten, wie wir weiter unten sehen werden, und von den Planeten die Monde.

In einer Zeit, wo es noch keine Sterne, wie wir sie heute erblicken, gab, und es kann nach dem Gesagten nur von Fixsternen die Rede sein, — wo sie noch unendlich mehr als in Gasform vertheilt den Weltraum erfüllten, war es die Attraction, welche ihre Atome zusammenzog, und so schieden sich diese Weltkörper allmählich als ungeheure Gaskugeln von einander. Auf diese Weise trat auch die Sonne selbstständig auf, die nichts weiter als ein Fixstern ist, wie, mit Ausnahme der wenigen Planeten der Sonne, sämmtliche Sterne. Jeder Fixstern geräth bei fortgesetzter Verdichtung, wahrscheinlich auch durch die Attraction, in eine Bewegung um seine Axe, d. h. um sich selbst, wodurch, nebenzu bemerkt, auch seine abgeplattete Kugelform bedingt ist. Es trennen sich nun von ihm oder können sich trennen in Folge dessen nach und nach die äußersten noch immer luftförmigen Schichten des Sterns als Ringe, die nun ein selbstständiges Ganzes bilden und durch eigene fortgesetzte Bewegung bald eine Kugelgestalt annehmen, und bei denen, eben so wie bei den Fixsternen durch Attraction eine Verdichtung eintritt, und wobei eine ähnliche Absonderung von Ringen stattfinden kann, wie bei jenen. So entstanden aus der Sonne ihre verschiedenen Planeten, wie Venus, Mars, Jupiter, Merkur ꝛc., und auch unsere Erde, die ein Planet der Sonne ist, und aus der Erde ihr Trabant, unser Mond.

Die Erde hatte sich als gasförmiger Ring von der Sonne getrennt, und trat, nachdem sie noch den Mond ausgeschieden hatte, nach und nach aus der Gaskugel in eine

Dunstkugel zusammen. Es ist ein Naturgesetz: Je näher ie Theile eines Körpers an einander kommen, um so größer wird ihre Anziehungskraft, und ein zweites Naturgesetz ist: aß jeder Körper bei seiner Verdichtung sich erwärmt. Mit er weiter fortschreitenden Annäherung der Theilchen der Erde, die immer noch Luftgestalt hatte, wuchs also auch die nziehungskraft ihrer Theilchen, und als ihre Verdichtung eiter vorgeschritten war, stellte sich eine allmähliche Erwär nung ein, die sich zu einer Hitze steigerte, wodurch die Theil hen in glühenden Fluß geriethen und zu einem Klumpen usammenschmolzen.

Diese Entstehungsart ist allerdings nicht zu beweisen ie ist immer nicht mehr als eine wahrscheinliche, allein es timmen in ihr nicht nur die Ansichten ausgezeichneter Ge ehrten zusammen, noch fortwährend werden mit Hülfe un eheurer Ferngläser am Himmel ähnliche Erscheinungen wahr enommen und die Beschaffenheit der Erde selbst läßt keinen Zweifel an der Einwirkung einer Schmelzhitze zu.

Durch die Luft sowohl, wie durch den ihn umgebenden Dunstkreis mußte nun ein allmähliches Abkühlen jenes glühen den Klumpens, unserer Erde, erfolgen. Wie viel Zeit da über hingegangen ist, bevor die Temperatur derselben so niedrig wurde, um das Leben von Pflanzen und Thieren uf ihr möglich zu machen, wer weiß das! Alexander v. Humboldt fand in Südamerika den im Jahre 1759 aus einer reichen Ebene bis zu einer Höhe von 1550 Fuß auf gestiegenen Vulcan Jorullo noch 44 Jahre nachher so wenig abgekühlt, daß man in den Ritzen an der glühenden Lava noch eine Cigarre anzünden konnte. Danach zu schließen bedurfte die Erde zur Abkühlung vieler Millionen Jahre, um ein Leben auf sich zuzulassen. Nach einer Berechnung von Bischoff in Bonn waren dazu 353 Millionen Jahre nöthig.

Nach den Gesetzen der Schwere bilden die Metalle den Kern der Erde. Möglich also, daß ihr Innerstes, der Kern aus Platina und Gold — bekanntlich die schwersten Me talle — besteht, auf dem die minder schweren lagern, die wiederum den im Gewicht jetzt folgenden Mineralien, die sich je nach ihrer Schwere noch flüssig um den flüssigen Kern gruppirten, als Unterlage dienen.

Ein anderes Naturgesetz ist, daß jeder sich abkühlende Körper sich zusammenzieht, und so zog sich beim Erkalten auch die den übrigen noch glühenden Theil umschließende Erdrinde zusammen. Dadurch mußten natürlich Risse entstehen, aus denen ein Theil des zusammengepreßten flüssigen Kerns hervorquoll. Auf diese Weise entstanden die Berge. In demselben Grade nun, wie die Erde sich mehr und mehr abkühlte, und die Erdrinde dicker wurde, waren solche Ausbrüche öfter und heftiger und weil die Kruste allmählig eine große Widerstandskraft erlangte, nahmen sie bestimmte Wege und wurden mehr örtlich. So entstanden die feuerspeienden Berge. — Es leuchtet ein, daß mit den Bergen sich gleichzeitig Vertiefungen bildeten, in denen sich der bei weiterer Abkühlung in Strömen zufließende Regen zum Meere ansammelte. Hin und wieder traten blasenförmige Erhebungen zu Tage, die aus dem Wasser hervorkamen und die Inseln bildeten.

Waren durch den Sauerstoff der Luft die Metalle, aus denen zum allergrößten Theil der flüssige Erdkörper bestand, an der Oberfläche oxydirt und so die Mineralien entstanden, so ging durch die fortgesetzte Einwirkung desselben, so wie durch die Kohlensäure und das Wasser der Luft, die unaufhörliche Zersetzung weiter, so daß der Boden zum Gedeihen von organischem Leben nach und nach tauglich wurde.

Die Temperatur der heutigen Erde hat zwei Ursachen, die eine die eigene innewohnende Wärme, die andere die Sonne. Von der eigenen Wärme giebt sie fortwährend an den kalten Weltenraum Etwas ab. Sie erhält nun aber gerade so viel Wärme von der Sonne, als sie eigene ausströmt, ein Verhältniß, was seit 3000 Jahren kaum um den zehnten Theil eines Grades anders geworden ist. Ist dies der Fall, so ist die Sonne jetzt die einzige Quelle der Wärme für die Erde und es muß diese auch nach ihrer Stellung der Erde zur Sonne verschieden sein, so am Aequator, dem Mittelpunkt zwischen dem Nord- und Südpol, der der Sonne am nächsten ist, am stärksten und an den beiden Polen, wo das Gegentheil stattfindet, am schwächsten auftreten — was denn in der That ja auch der Fall ist. Das war aber nicht immer so. Bei der Abkühlung der Erde, die im Anfange so heiß war, daß sie keine Wärme von der Sonne aufnahm, gab es eine Zeit, wo die Wärme, die sie von der Sonne erhielt, im Vergleich zur eigenen nicht in Betracht kommen konnte. Es versteht sich von selbst, daß darum auch keine von der Sonne, wie eben angeführt, abhängige Wärme über die Erde verbreitet sein konnte, daß vielmehr eine gleichmäßige Wärme über die ganze Erde hin lag. Dazu kam noch die damalige sehr feuchte Atmosphäre, die eben jetzt nur den Ländern am Aequator eigenthümlich ist.

Haben wir es versucht in dem Vorangegangenen, wenn auch sehr oberflächlich, weil das Nähere später an passender Stelle erörtert wird, die allmähliche Gestaltung der Erde in geognostischer Hinsicht klar zu machen, so müssen wir doch bekennen, daß wir die Entstehung des Urstoffs, woraus die Fixsterne gebildet sind, nicht nachweisen können, und eben so wenig über den ersten Anfang organischen Lebens, d. h. desjenigen der Pflanzen und Thiere wissen. Wie auf ein allmächtiges »Werde« ist es auf einmal da.

Das Studium der gegenwärtigen Gebirge, sowohl hinsichtlich ihrer Form als ihrer Masse, hat die allmähliche Gestaltung der Erde in Perioden ergeben, deren Produkte man Gebirgsformationen nennt und die in bestimmter und überall gleicher Reihenfolge auftreten. Man muß deshalb mit der größten Gewißheit annehmen, daß sie in dieser Reihenfolge nach einander gebildet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XI.

Ein Abenteuer auf Ceylon

von Karl May.

(Fortsetzung.)

Und warum? Wunderbare Frage! Was war denn eigentlich dieses Ceylon? Ein Eiland mit einigen Menschen, einigen Thieren und einigen Pflanzen darauf und rund herum von Wasser umgeben. Was ist das weiter? Etwas Wunderbares oder gar Sehenswerthes gewiß nicht! Was ist Point de Galle gegen London, was ist der Gouverneur zu Colombo gegen die Königin Victoria, was ist Ceylon gegen Altengland, was ist die ganze Welt gegen Wolpole-Castle, wo Sir John Emery geboren worden ist?!

Der gute, ehrenwerthe Sir John war ein Engländer im Superlativ. Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, hatte er noch nie daran gedacht, sich zu verehelichen, sondern war einer jener schweigsamen, zugeknöpften Englischmens, welche alle Winkel der Erde durchstöbern, selbst die entferntesten Länder unsicher machen, die größten Gefahren und Abenteuer mit unendlichem Gleichmuthe bestehen und müde und übersättigt endlich die Heimath wieder aufsuchen, um als Mitglied irgend eines berühmten Reiseclubbs einsilbige Bemerkungen über die gehabten Erlebnisse machen zu dürfen. Er hatte den Spleen in einem solchen Grade, daß seine lange, schmächtige, dabei aber außerordentlich kraftvolle Persönlichkeit nur in höchst seltenen Augenblicken einen kleinen Anflug von Genießbarkeit zeigte, besaß dabei aber ein sehr gutes Herz, welches stets gern bereit war, die kleinen und großen Seltsamkeiten, in denen er sich zu gefallen pflegte, wieder auszugleichen.

Nachdem er aller Herren Länder bereist hatte, war er zuletzt nach Indien gekommen, dessen General-Gouverneur ein naher Verwandter von ihm war, hatte es in den verschiedensten Richtungen durchstreift, war auch schon einige Male auf Ceylon gewesen und im Auftrage des Gouverneurs jetzt wieder hergekommen, um sich wichtiger Botschaften an den Statthalter zu entledigen. Ich hatte mich ihm angeschlossen, weil seine Erfahrungen und Connexionen mir von großem Nutzen sein konnten und war ihm so lieb und befreundet geworden, daß er trotz seiner scheinbaren Unnahbarkeit eine wahrhaft brüderliche Zuneigung für mich an den Tag legte.

Jetzt also lehnte er, völlig unberührt von den uns umgebenden Naturreizen, neben mir und beschielte den goldenen Klemmer, welcher ihm vorn auf der äußersten Nasenspitze saß, mit einer Ausdauer, als wolle er an dem Sehinstrumente irgend eine wichtige weltgeschichtliche Entdeckung machen. Da fiel mir ein Zug von eingeborenen Soldaten auf, welcher sich einem weit in die See hinaustretenden Felsen näherte. An seiner Spitze schritt, von zwei Bewaffneten sorgfältig bewacht, ein an den Händen gefesselter Mann, seiner Kleidung nach ein Singhalese. Jedenfalls lag hier eine Execution vor und da ich das lebhafte Interesse, welches mein Gefährte für so Etwas hegte, kannte, so machte ich den Versuch, ihn aus seiner welterschütternden Betrachtung aufzustören.

„Wollt Ihr nicht einmal dort hinüber schauen, Sir Wolpole? Ich glaube, es wird Einer in's Wasser geworfen?"

„Well. Laßt ihn ruhig ersaufen, Charley!"

Er hatte das Auge nicht von dem Klemmer gewandt und studirte mit unverändertem Eifer an demselben weiter.

„Was muß der arme Teufel nur verbrochen haben? Es sind ihm die beiden Arme zusammengeschnürt."

„Gefesselt ist er?" frug Sir John, dessen Theilnahme durch die letztere Bemerkung erregt wurde. „Pfui, das ist feig und elend! Das würde man in Altengland nicht thun."

„Ihr habt sehr Recht; der Britte ist in jeder Beziehung nobel! Wenn er Einen hängt, so läßt er ihn wenigstens mit freien Gliedern sterben. Die Barbarei aber kennt solche menschliche Rücksichten nicht. Seht nur, welche Menge von Wächtern den armen Kerl begleitet!"

Er warf jetzt wirklich einen Blick über das Brillengestell hinüber nach dem Orte, den ihm meine ausgestreckte Hand bezeichnete. Ich erwartete eine seiner gleichgültigen Bemerkungen, hatte mich aber diesmal getäuscht, denn seine Rechte fuhr empor, um den Klemmer näher an das Auge zu bringen und als das Gesicht durch die Manipulation noch nicht die gewünschte Schärfe erhielt, öffnete er das über seiner Brust hängende Etui, zog das darin befindliche Fernrohr hervor und richtete es auf den Deliquenten. Es mußte ihm irgend Etwas an demselben aufgefallen sein.

„Wollen wir wetten, Charley?" frug er nach einiger Zeit, während welcher seine Mienen eine immer größer werdende Spannung angenommen hatten. Der Engländer liebt das Wetten und Sir John war sogar leidenschaftlich für dasselbe eingenommen. Schon unzählige Male hatte er versucht, mich zu einer Wette zu bringen, leider aber immer vergebens.

„Worüber?"

„Daß sich dieser Mann nicht ertränken läßt."

„Ah!"

„Nicht wahr, das klingt unmöglich? Ich setze hundert Souvereig'ns!"

„Ihr wißt, Sir, daß ich nicht wette."

„Ja, das ist wahr! Ihr seid ein prächtiger Kerl, Charley, aber bis zum vollkommenen Gentleman habt Ihr's doch

noch nicht gebracht, sonst würdet Ihr Euch nicht weigern, einmal einen guten Einsatz anzunehmen. Ich werde Euch aber doch beweisen, daß ich die Wette gewinnen würde!"

Der Zug war jetzt auf dem Felsenvorsprunge angekommen. Der Engländer steckte zwei Finger in den Mund und ließ einen scharfen, durchdringenden Pfiff erschallen, welcher weithin zu vernehmen war. Auch der Verurtheilte hörte ihn. Mit einer raschen Bewegung hob er den tiefgesenkten Kopf und blickte nach dem Leuchtthurm herauf. Walpole riß den weißen Ueberwurf von der Schulter, schwenkte ihn durch die Luft und stieß einen zweiten Pfiff hervor.

Die Wirkung war eine augenblickliche und überraschende. Der zum Tode des Ertrinkens Verurtheilte schnellte sich durch die ihn umstehenden Soldaten bis an den Rand der Klippe und stürzte sich in die Fluthen des Meeres hinab.

„Seht Ihr's, Charley, daß ich gewinnen würde? Es ist Walawi, mein früherer Diener, der beste Taucher und Schwimmer auf dieser langweiligen Insel, was aber der brave Mudellier, der ihn verurtheilt hat, nicht zu wissen scheint. Er muß übrigens etwas verteufelt Schlimmes begangen haben, denn diese Districtverwalter lassen jeden Eingeborenen durchschlüpfen, wenn es nur irgend möglich zu machen ist. Sie sind ja selbst ausschließlich Singhalesen. Seht, jetzt taucht er empor; die gebundenen Arme geniren ihn nicht; er schwimmt auf dem Rücken; er kommt grad auf den Leuchtthurm zu!"

Der sonst so wortkarge Mann war mit einem Male außerordentlich lebendig geworden. Er verfolgte jede Bewegung des Schwimmenden mit ungewöhnlicher Spannung, focht mit den Händen hin und her, als könne er ihm dadurch behüflich sein und machte mir dabei die nothwendigen Erklärungen.

„Wie er stößt, wie schnell er vorwärts kommt! Er wird verfolgt. Aber ehe die Soldaten den Umweg von der Klippe bis zum Leuchtthurm gemacht haben, ist er längst hier. Ich kenne ihn. Wir sind mit einander über den Kalina-Ganga, über den Kalu-Ganga und sogar über den reißenden Mehavella-Ganga geschwommen. Er war früher Perlfischer auf den Bänken von Negombo und ist nur mir zu Liebe mit in das Innere der Insel gegangen. Ich erkannte ihn gleich und werde ihn retten. Da, da hat er das Ufer erreicht! Es ist ein Glück, daß kein Haifisch in der Nähe war, sonst hätte er wegen der gefesselten Arme einen schweren Stand gehabt. Kommt, Charley, wir gehen ihm entgegen! Er hat mich erkannt und kommt herbei."

Es war so. Walawi war ans Land gestiegen und kam zu der Plattform, auf welcher sich die schlanke Säule des eisernen Thurmes erhob, eiligen Laufes heraufgesprungen. Wir stiegen schnell die Treppe hinab und stießen unten an der Thür mit ihm zusammen.

„Wischnu segne Euch, Sihdi," grüßte er athemlos. „Ich war dem Tode nahe; sie wollten mir die Beine noch fesseln und die Augen verbinden. Ihr aber seid ein Radscha, ein Herr, ein Maharadscha, ein großer Herr und werdet Walawi, Euren treuen Diener retten!"

„Ja, das werde ich thun!" antwortete Wolpole, indem er sein Messer hervorzog und die Baststricke, mit denen der Singhalese gebunden war, durchschnitt. „Was hast Du verbrochen?"

„O Nichts, Nichts, Herr, fast gar Nichts. Mein Kris war sehr scharf und spitz und ist Einem in's Herz gefahren, weil er mir mein Weib, die Blume und das Glück meines Lebens, rauben wollte."

„Alle Teufel, Mensch, das ist schon Etwas mehr als Nichts! Hast Du ihn getödtet?"

„Ja."

„Was war er?"

„Er hieß Hong-Tsche und war ein Chinese."

„Blos ein Chinese? Das ist gut! Wollte er Deine Frau für sich?"

„Nein, sondern für seinen Kapitän, der sie am Strande gesehen hat. Er lag mit seiner Dschonke im Hafen; ich sehe sie nicht mehr; sie muß abgesegelt sein!"

„Ich weiß genug! Du kennst das Hôtel Madras?"

„Wie sollte ich nicht? Ihr habt ja zweimal daselbst gewohnt!"

„Ich wohne wieder da. Verbirg Dich jetzt; dort kommen schon Deine Verfolger. In einer Stunde aber suchst Du mich auf!"

„O Sihdi, Herr, wie soll ich Euch danken? Ich habe mein Leben wieder und darf mein Weib umarmen. Wischnu, der Gütige, möge Euch lohnen!"

Er faßte die Hände des Engländers und drückte sie an seine Stirn. Dann sprang er mit der Geschmeidigkeit einer Katze davon.

Es war die höchste Zeit für ihn, denn die Soldaten befanden sich schon in der Nähe und eine Menge Volkes, welches auf die Flucht aufmerksam geworden war, kam herbeigelaufen. Ich war einigermaßen besorgt über den Verlauf, den die Sache nehmen werde. Wolpole aber trat den Verfolgern, deren Anführer uns jetzt erreicht hatte, mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe entgegen.

„Was wollt Ihr hier?"

Der Mann stutzte bei dem barschen, befehlshaberischen Tone dieser Frage.

„Wir suchen den Mann, der uns entlaufen ist. Der große Mudellier hat ihn zum Tode verurtheilt, Ihr aber seid ihm zur Flucht behülflich gewesen. Ich muß Euch verhaften!"

Der gute Sir John Emery lachte, daß ihm die Thränen in die Wimper traten.

„Verhaften? Mich, einen Gentleman aus Altengland verhaften? Hier auf Ceylon? Mensch, Du bist verrückt! Der Mann, den Ihr sucht, war mein Diener; er gehört mir, und Niemand darf ihm ohne meinen Willen ein Haar krümmen!"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Schätze das Geld, doch schätze nicht nach dem Gelde!

Die Frauen sind wie Nägel, welche man einschlägt. Je besser sie nachgeben, desto fester sitzen sie.

Willst Du jung sein, wenn Du alt bist, so lebe, wenn Du jung bist, grad'so, als ob Du alt sei'st!

Der Schah Azad ad Doulah in Persien war ein gar kluger und gütiger Herrscher. Als unter seiner Regierung im Jahre 996 n.Chr. eine furchtbare Hungersnoth ausbrach und kein Mittel half, dem Elende seiner Unterthanen zu steuern, erließ er den Befehl, daß für jeden Armen, welcher Hungers stürbe, der nächstwohnende Reiche erhängt werden solle, und siehe da, es half.

In der guten Stadt London wird auch gegessen und getrunken, wie es scheint. Stellte man die dort in einem Jahre geleerten Bierfässer auf einander, wo würden sie 1000 Säulen bilden, deren jede eine englische Meile hoch ist. Koppelte man die dort zum schlachten und verzehren bestimmten Rinder zu je zehn und zehn nebeneinander, so bildeten sie eine 300 Meilen lange Prozession. Das Geflügel und Federwildpret würde mit ausgebreiteten Schwingen eine Fläche von 60 Morgen Landes verfinstern. Hasen und Kaninchen zu 1000 Stück neben einander würden einen 2 1/2 Meilen langen Schadron geben. Von den Brotlaiben könnte man eine Pyramide bauen, welche an ihrer Basis 560 Fuß ins Gevierte mißt und drei Mal so hoch ist als die dortige Paulskirche. Aber etwas schwer würde es wohl sein, die 550 Millionen Austern und 4 Milliarden Fische, welche verbraucht werden, in den 90 Millionen Quart Milch, die zum Trinken bestimmt ist, schwimmen zu lassen.

Anecdoten.

In einer Männergesellschaft wurde gefragt, was die Weiber am liebsten thäten. Heirathen, sagte der Eine; lieben, der Andere; tanzen, der Dritte; sich putzen, der Vierte; tändeln, der Fünfte. "Das ist Alles wahr," rief endlich ein alter Herr, der vier Weiber gehabt hatte, "das Alles thun die Weiber gern, aber das Liebste ist ihnen das Commandiren."

"Höre, Sturm, hast Dich wohl gezankt, sieht ja ganz zerfetzt und geschunden aus?" "Nein, Edwin, das ist vom Rasiren" "Welcher Tölpel ist denn das gewesen?" "Ich rasire mich selbst."

Scherzhafte Rechenaufgabe.

Welcher von unsern Lesern vermag den arithmetischen Beweis zu liefern, daß der Storch 31 Beine hat ?

Eingesandt von Herrn B. Lesser in Berlin.

Arithmogriph.

1.6.3.ein geistlicher Vorsteher.
2.1.7.8.1.ein Mädchenname.
3.7.8.6.1.5.eine Kopfbedeckung.
4.2.6.1.ein deutscher Strom.
5.4.9.1.8.eine Menschenrace.
7.8.5.4.ein Behältniß
8.7.6.4.2.eine Münze.
9.1.8.3.4.5.2.1.7.6.eine Zeitschrift.

Die Anfangsbuchstaben dieser 9 Wörter geben von oben nach unten gelesen den Namen einer deutschen Residenzstadt.

Eingesandt von Herrn M. Braun in Ems.

Briefkasten.

Fräulein M.B. in Swinemünde. Oskar von Rewitz ist der Dichter der Strophen, welche man Ihnen allerdings falsch abgeschrieben hat. Sie lauten richtig:

Ich will ja doch nicht besser scheinen
Und will mein Unrecht gern gesteh n
Doch jeder müßte mit mir weinen
Wenn in mein Herz er dürfte seh'n.

Frau A.v.X. in München. Ihre Bitte soll erfüllt werden, wie wir überhaupt bestrebt sind, den Wünschen unserer Leser gerecht zu werden.

Herrn. C.H. in Bonn. "Ire Zeitschrift ist ser gut, doch wäre si noch besser, wen si die neie Ortografi anemen wollte", schreiben Sie uns! -- Die "Froen Stunden" verzichten auf das Glik durch di neie Ortografi beser zu werden!

Herrn H.W. in Berlin. Sie schreiben à la "Zwüdauer:

Meune lieben, frohen Stunden
Ich hab die Lösung glüch gefunden
Macht Tenne Räthsel etwas schwerer,
Damüt man nachdenkt etwas sehrer!"

Hier unsre Antwort:

Meun lüber H.W. in Berlün
Dü Redaction hat große Müh'n;
Mach, hr das Leben doch nicht schwerer.
Sonst stürbt sü früher und auch sehrer.

Herrn M.D. in Chemnitz. Es ist schwerer als Sie denken. Wir wünschen gute Erfolge!

Herrn O.G. in Bautzen. Sie fragen, ob der Coloradokäfer auch in die Krautfelder und in den Haidegrütze geht. Nein, aber in die Köpfe scheint er zu gehen, und dann ist es aus mit dem Grütze!

Herrn S.P. in Zwickau. Wir sagen besten Dank. Schreiben Sie bald wieder!

Die Erde und ihre Entstehung.

(Fortsetzung.)

Diese Gebirgsformationen sind zum größten Theil durch Ablagerung von Mineralien, die in dem kohlensäurereichen Wasser des Meeres aufgelöst waren, (das Meer verlor mit der Zeit einen Theil Kohlensäure an die Luft, und die in dem nun an Kohlensäure weniger reichen Wasser nicht mehr auflöslichen Mineralien fielen zu Boden) oder durch eine solche Ablagerung, verbunden mit einer Anschwemmung zertrümmerter Mineralien durch das Meer, entstanden. Mehre dieser Formationen faßt man zu Bildungsperioden zusammen, die gewissermaßen Altersstufen der Erde genannt werden können.

Indem wir jetzt zur Besprechung der einzelnen Perioden übergehen, erinnern wir daran, daß man, um viele Erscheinungen begreiflich zu finden, sich wiederholt sagen muß: wir haben es nicht mit einzelnen Jahren, ja nicht mit tausenden, sondern mit hunderttausenden und fast immer mit millionen zu thun. — Wir führen ferner hier an, daß die bisherige Ansicht, wonach das gänzliche Verschwinden von ganzen Pflanzen- und Thiergattungen, wie wir sogleich sehen werden, entweder ungeheuren Ueberschwemmungen oder vulkanischen Verheerungen zugeschrieben wurde, nach der Ansicht jüngerer Gelehrten nicht die richtige ist. Beide Fälle sind nach diesen nur Ausnahmefälle, und der normale Weg eines solchen Aufhörens die Folge des Aussterbens sich überlebt habender Gattungen — eine Erscheinung, der man noch heutigen Tages bei Thieren und Pflanzen begegnet —.

Die erste Periode, die Uebergangsperiode, ist die, wo außer den Spitzen der Urgebirge, welche als Inseln erschienen, die ganze Erde noch mit Wasser bedeckt war. Ausbrüche von Flammen aus dem Innern der Erde, Wolkenbrüche aus den dicken Wolken, die den Himmel verdunkelten, gehörten zu den Alltäglichkeiten, und eine ungeheuere Menge von Kohlensäure erfüllte die Luft. Selbstverständlich konnten in einer solchen Atmosphäre Thiere, die zum Einathmen des Sauerstoffs der Luft bedürfen, nicht existiren, wohl aber Pflanzen, denen die Kohlensäure das ist, was Sauerstoff den Thieren und Menschen. Lebten, und zwar nur im Wasser, Thiere der niedrigsten Art, an die nur einzelne unserer Infusions-Thierchen (gallertartige, durchsichtige, den unbewaffneten Augen nicht erkennbare Thierchen) erinnern, so standen die Pflanzen im Anfange dieser Periode kaum auf einer höheren Stufe. Es waren Algen und Fucusarten, die ebenfalls im Meere ihr Leben fristeten. Ihre Ueberreste finden sich versteinert in den ersten Gesteinsschichten, im Kalksandstein, in Kalkgebilden und ebenso auch in der sogenannten Grauwacke, einem Mineral.

Wo sie in großer Menge sich verkohlt finden, da bilden jene Fucusarten Graphit, das Material zu unsern Bleistiften. — Schon im Laufe dieser Periode hob sich durch die gewaltige Kraft der durch das Erdfeuer entstandenen Gase das Land aus dem Meere hervor, jedoch immer nur vereinzelt, hier und da ein Stück Insel, und es konnten, da die Zeit außerdem noch sehr regenreich war, nur Sumpfpflanzen entstehen, unter denen vorzugsweise riesige Schachtelhalme zu nennen sind. Zugleich erschienen Polypen, Strahlthiere, Schnecken, niedere Krebse und niedere Fische. In der letzten Zeit der Periode entstanden Flechten und Moose, die an den nackten Felsen Nahrung genug fanden. Durch die Verwesung dieser und der aus dem Meere an das Land geworfenen Algen und Fucusarten bildete sich nun eine Humusdecke (unser gewöhnliches Garten- und Ackerland), es konnten nun Landpflanzen gedeihen, von denen Farrenkräuter, Zapfenbäume, Sigillarien vorzugsweise zu nennen sind, und jetzt treten, wenn auch höchst selten eidechsenartige Thiere auf. Versteinerte Ueberreste aus dieser Periode finden sich im Kohlenkalk.

Die zweite Periode, die Steinkohlenperiode, zeigt, bei immer fortdauernden Steigen des Landes über den Ocean, uns doch ebenso nur einzelne Inseln, die aus dem Meere hervorragten. Die gegenwärtigen Steinkohlenlager weisen meistens die Lage dieser Inseln nach. Sie waren über die ganze Erde verbreitet, doch befanden sich die meisten zwischen dem nördlichen Polarkreise und dem Wendekreise des Krebses, wie die Kohlenlager Englands, Belgiens, Deutschland, Frankreichs, Spaniens, Rußlands und Sibiriens nachweisen. Die größten lagen in Amerika, wo das Kohlenlager des Alleghengebirges einen Flächenraum von 3000 Meilen, und ein zweites, zwischen dem Missouri und Ohio, einen Flächenraum von 2650 Meilen umfaßten. Die einförmigen Inseln waren fast ganz von Sümpfen bedeckt, und nur hier und da je nach der Höhe über dem Meere in üppiges Land umgewandelt. Da erfreute noch schon überall die niedere Pflanzenwelt, Algen und Moose, eines üppigen Lebens, und Torfmoose und Schachtelhalme bedeckten schon ungeheure Flächen. Die Urwälder bestanden aus palmartigen Farren, Zapfenbäumen, Araucarien, Palmuten, Stigmarien, Sigillarien ꝛc. So dicht die Wälder waren, so wunderbar ihre außerordentliche Wärme, so war doch die Zahl der Gattungen ihrer Pflanzen gering. Wenn Europa allein jetzt 11,000 Pflanzenarten zeigt, so gehörten der Steinkohlenperiode etwa 800 an. Trostlos war der Eindruck, den diese Einförmigkeit machte, um so mehr, als die tiefste Stille herrschte. Selten und geisterhaft krochen nur einzelne lichtscheue Amphibien dahin, darunter aber schon der Archegosaurus, von der Größe unserer Crocodille. Kein Vogel sang, kein Käfer summte. — Das Uebereinstimmende in der Steinkohlenflora auf der ganzen Erde zeigt, daß zu jener Zeit die innere Wärme der Erde, wie früher bemerkt, vorzugsweise die Quelle der zum Wachsthum nöthigen Wärme gewesen ist. Sobald nun diese Erdwärme nachließ, und das Land sich immer mehr erhob, so mußte auch das Klima dem eines Festlandes immer näher kommen, und die Inselflora daran zu Grunde

....gehen. Es ist aber eine Gewißheit, daß dies nicht überall die Ursache von dem Ende der Steinkohlenperiode gewesen ist, und gerade hier sprechen mannichfache Beweise dafür, daß eine Fluthenerhebung, durch vulkanische Kräfte herbeigeführt, das Ende der Periode veranlaßt habe. - - Die Thierwelt ist, mit Ausnahme der eidechsenartigen Ungeheuer von den Thieren, wie sie die vorige Periode gegen Ende aufzuweisen hatte, nicht wesentlich verschieden. Die Ueberreste dieser Periode finden sich versteinert, aber auch Abdrücke aus ihr in den Steinkohlenlagern. - - ber die Bildung der Steinkohlen bemerken wir noch, daß sie unter Wasser vor sich geht, und zwar findet eine Zersetzung ihrer Urbestandtheile, Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff statt. Die beiden Ersten nämlich bilden Wasser und der Kohlenstoff scheidet sich als Kohle aus. Sie kann aber auch durch unterirdisches Verbrennen vor sich gehen, wobei Steinöl, Asphalt etc. als Nebenproduckte an die Oberfläche der Erde kommem.

In der dritten Periode, der permischen, beginnt die niedere Pflanzenwelt (Algen, Moose, Flechten, Farren, mehr und mehr zu verschwinden. Bei dem fortschreitenden Ansteigen des Landes tritt das Mineral Porphyr zu Tage, und bildet zertrümmert und gewaschen die beiden Gebirgschichten: das Rothliegende und den permischen Sandstein. Aber auch die Ablagerung des Kupferschiefergebirges begann, kalkige, mergelige und sandige Schichten setzten sich ab. Die zahlreichen Fischabdrücke darin das Vorkommen von erdharzigen Substanzen im sogenannten Stinkkalk und Mergelschiefer zeigen uns die Ablagerung im Meere nach. Diese ganze Gebirgsbildung trat besonders an den Inseln des heutigen Rußlands auf, in Deutschland vorzugsweise an den Inseln Thüringens, des Harzes, des Kyffhäusers etc. Die Pflanzen dieser Zeit sind von denen der vorigen Periode nicht eben verschieden, sondern eigentlich eine Fortsetzung derer, und wir finden darum die früheren Arten wieder. Die Zeit ist aber, im Vergleich zu dem Reichthum der Steinkohlenperiode arm, was von Manchem als ein Beweis angesehen ist, daß diese Periode das letzte Aufflackern der Steinkohlenperiode gewesen sei. Ebenso kommen in ihr keine neuen Thiere zur Erscheinung. Versteinerte Ueberbleibsel und Abdrücke aus dieser Zeit trifft man, wie in der vorigen Periode, in den Steinkohlenlagern an.

Die vierte Periode, die Triasperiode, ist in so fern von ganz besonderer Wichtigkeit, als wir in ihr zuerst dem Festlande begegnen. Das Land war bis jetzt immer nur inselartig aufgetreten, und es konnte also von hohen und zusammenhängenden Gebirgsketten keine Rede sein.. War das feuchte, gleichförmige Inselklima die Urasche von der unendlichen Länge der Steinkohlenperiode, so mußte mit dem Erscheinen des Festlandes mit seiner mannigfaltigen Erdoberfläche, das auf Wolken, Winde, Wärme und Luft den wesentlichsten Einfluß hat, auch eine größere Mannigfaltigkeit der Thiere und Pflanzen entstehen. Nach der Bildung des Rothliegenden und des Kupferschiefergebirges der vorigen Periode, beginnt diese mit der Ablagerung dreier neuer Gebirgsarten im Urmeere: des bunten Sandsteines, des Muschelkalkes und des Keupers, nach welcher Dreiheit die Periode ihren Namen erhalten hat. Durch den ersten wurden z.B. die Inseln des südwestlichen Theiles von Deutschland, die Vogesen, der Schwarzwald, Hundsrück und Odenwald zu einem festen Lande vereinigt. Andere erlitten, wenn auch nicht in dem Maße, eine ähnliche Erhebung durch den bunten Sandstein, der hier und da 1000 Fuß mächtig auftrat, und bedeutende Gebirgsrücken über dem Meere hervorzauberte. Es fanden sich nun auch die ersten wirklichen Bäume ein. Zu einigen wenigen Ueberbleibseln kamen Nadelbäume und Zapfenpalmen. Noch größere Fortschritte, da die reiche amphibische Zeit in ihr beginnt, machte das Thierreich. Gewaltige eidechsenartige Ungeheuer, der Mastodonsaurus und Chirosaurus durchschlichen dieselbe Küste, die heute die Gebirgsrücken des Harzes und des Thüringerwaldes etc. ausmachen und eine Art riesiger Meereidechsen, mit Schwanenhals und Flossenfüßen, durchfurchte das Meer, und eine Menge langschwänziger Krebse, Muscheln, Austern, Ammoniten und Fische, worunter schon haarige Knorpelfische, die Hybedonten waren zu finden. Es sei hier auch angeführt, daß man im bunten Sandstein Fußspuren aus dieser Periode gefunden hat, die denen von Vögeln gleichen und nach der Weite des Schrittes und dem Umfang der Spur, wenn sie wirklich Vögeln angehören, auf eine Größe, weit bedeutender als die des Straußes, schließen lassen. Wir bezweifeln das Dasein eines Vogels mit rothem warmen Blut und Federn wie die unsrigen die ohne Ausnahme erst drei Perioden später sich zeigen. Versteinerungen an Muschelkalk und Abdrücke im bunten Sandstein sind die Zeugen jener Zeit.

Die fünfte Periode, die Juraperiode, führte fort, was die vorige begonnen, besonders in den Zapfenpalmen, den Vorläufern der wirklichen Palmen, die sich immer herrlicher entfalteten schlanke Säulen, die oben den gefiederten Wedel trugen, während die Farren mehr und mehr verschwanden. Hier ein Baum aus der ausgestorbenen Cykadeengattung mit stolzen breiten und gefiederten Blättern von der Wurzel auf daneben ein Baum aus der Gattung der Zapfenkolben mit ähnlichem Laube wie der vorige und zapfenförmigen Früchten im Gipfel, dort wieder die sich auf majestätischen Säulen erhebenden Wipfel der Pandangs, da auf hohen stelzenartigen Wurzeln die Bandanus-Arten und zwischen durch die Menge der Zapfenpalmen und Nadelbäume.

Das bildet den Wald. Am Ufer sonnen sich neue crocodillartige Amphibien von ungeheurer Größe, der Ichthyosaurus, in Gesellschaft von Schildkröten und Eidechsen. Aehnlich wie in der vorigen Periode schießen die Pleriosauren die Seedrachen, die riesigen eidechsenartigen Geschöpfe mit ihrem furchtbaren Schwanenhals auf dem Meere dahin. Aber auch in der Luft erblicken wir zum ersten Male geflügelte Geschöpfe. Es sind jedoch keine Vögel, sondern Eidechsen mit Flügeln, ähnlich denen unserer Fledermäuse, Pterodactylen. Das ist eine Landschaft der damaligen Zeit.

(Schluß folgt)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XI.

Ein Abenteuer auf Ceylon

von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Warum blieb der Mann jetzt nicht bei Euch, wenn er Euer Diener ist?“ frug der Anführer der Soldaten den Engländer.

„Ich schickte ihn fort, weil es mir so gefiel. Du aber eilst sofort zum Mudellier und sagst ihm, daß ich zu ihm kommen werde, um mit ihm zu sprechen!“

„Ihr werdet mit ihm reden, denn ich muß Euch verhaften und zu ihm führen. Den aber, welchen Ihr Euren Diener nennt, werde ich verfolgen lassen und sicher wieder fangen!“

„Versuch's, ob Du es fertig bringst!“ antwortete Walpole belustigt, indem er zwei riesige Drehpistolen hervorzog.

Ich folgte natürlich seinem Beispiele. Der Cevlonese kam in eine schauderhafte Verlegenheit. Die Pflicht stritt in ihm mit der Furcht, welche ihm unsre Waffen einflößten. Die Letztere schien zu siegen.

„Könnt Ihr mir beweisen, daß Ihr wirklich aus Anglistan seid,“ frug er besorgt, „und werdet Ihr auch in Wahrheit zum Mudellier gehen?“

Walpole liebkoste lächelnd seinen Cotelettenbart. Der Zwicker war ihm wieder auf die Nasenspitze vorgerutscht und der Blick, welcher über denselben hinwegblitzte, leuchtete vor Vergnügen.

„Ich bin ein Maharadscha aus Anglistan und dieser Sihdi hier ist ein noch viel größerer Maharadscha aus Germanistan. Ich werde Dir es beweisen!“

Er griff in die Tasche und zog die Speisekarte hervor, welche er im Hôtel Madras zu sich gesteckt hatte.

„Hier, lies!“

Der gute Mann ergriff das Blatt, führte es respectvoll an die Stirn, betrachtete es dann mit wichtiger Kennermiene und bewegte dabei die Lippen, als ob er lese. Dann schlug er es sorgfältig wieder zusammen, drückte es an die Brust und gab es zurück.

„Ihr habt die Wahrheit gesagt, denn hier steht es geschrieben. Ihr werdet zu dem Mudellier gehen, und ich darf Euch also freilassen!“

Er wandte sich grüßend ab und schritt mit seinen Kriegshelden der Stadt zu.

2.

Noch war keine volle Stunde verflossen, so saßen wir in einem unsrer Zimmer des Hôtels und warteten auf Walawi. Unser Besuch beim Mudellier war ein kurzer gewesen. Der hohe, mit Zopf und Kamm geschmückte Beamte hatte uns mit finstrer Miene empfangen, war aber, als Walpole ihm seine Papiere vorlegte und ihn gar über seine Verwandtschaft mit dem Generalgouverneur der indischen Colonien unterrichtete, fast kriechend freundlich geworden und hatte den eigentlichen Zweck unserer Anwesenheit bei ihm erst im Augenblicke des Abschiedes in Erwähnung gebracht. Walawi brauchte Nichts mehr zu befürchten; Lord Walpole, der große Maharadscha aus Anglistan, hatte die Freiheit seines ehemaligen Dieners zum Geschenk erhalten.

Endlich erschien dieser. Er wußte noch Nichts von dem glücklichen Ausgange, welchen seine kühne Flucht genommen hatte und war daher nur auf Schleichwegen und unter Anwendung der größten Vorsicht herbeigekommen. Die Botschaft, daß er vollständig frei sei, brachte nicht die freudige Wirkung hei ihm hervor, welche ich erwartet hatte. Wir sollten den Grund sogleich erfahren.

„Sihdi, Ihr seid ein großer Herr, und ich wußte, daß Ihr mich retten würdet; aber was soll ich mit dem Leben thun, wenn mir die Blume desselben geraubt worden ist!“

„Geraubt?“ frug Sir John Emery erstaunt. „Ich denke, der Raub ist mißlungen, weil Du den Räuber niederstießest!“

„Mein Kris traf ihn zu Tode, ja; aber während ich gefangen war, kam ein Zweiter und nahm sie des Nachts mit sich fort. Ich war bei meiner Hütte und habe Alles erfahren. Die Dschonke ist heut abgesegelt und Kaloma, die Schönste unter den Frauen der Vayisa's wird unter der Umarmung eines chinesischen Rattenfressers sterben. Dein Diener aber, Sihdi, stürzt sich in's Meer, da, wo es von Haien wimmelt und läßt sich von ihnen verschlingen!“

Walpole saß einige Zeit schweigend und sinnend da. Endlich frug er:

„Hast Du sie wirklich so lieb, Walawi?“

„So lieb wie der Baum das Licht und wie das Gras den Thau. Ich kann ohne sie nicht leben!“

„Wollen wir wetten, Charley?“

„Worüber?“

„Daß Walawi seine Kaloma wieder bekommt. Ich setze tausend Guineen!“

„Ihr wißt, Sir, daß ich nicht wette.“

„Ja, das ist wahr! Ihr seid ein ganz prächtiger Kerl, Charley, aber bis zum vollkommenen Gentleman werdet Ihr es doch niemals bringen, wenn Ihr Euch fort und fort

weigert, auf eine gute Wette einzugehen. Ich werde Euch aber doch beweisen, daß ich Euch die tausend Guineen abgewinnen würde!"

Er erhob sich und klingelte.

„Zwei Palankins nach dem Hafen!" befahl er, als der dienstbare Geist erschien. Dann wandte er sich wieder zu dem Singhalesen.

„Kennst Du die Dschonke?"

„Ja. Es ist der „Jao-dse"; ich werde ihn gleich an dem geflickten Segelwerk erkennen."

„Der Jao-dse; gut! Wohin geht er?"

„Ich habe mich vorhin nach dem Hafen gewagt und gefragt. Er geht quer über das indische Meer nach Canton."

„Ah! Weißt Du das gewiß?" frug er überrascht.

„Ganz gewiß!"

„Dann muß der Schiffer einen ganz besonderen Grund zur Eile haben. Der Passat ist ihm entgegen und die Fahrt mit großen Gefahren verbunden, wenn sie statt in einer späteren Jahreszeit schon jetzt unternommen wird. Die Dschonke kann noch nicht weit sein; wir dampfen ihr nach!"

Dieser Entschluß wurde von dem Diener mit echt südländischem Jubel aufgenommen. Ich gönnte ihm gern die Freude, welche durch die neue Hoffnung in ihm erweckt wurde und mußte zugleich über die Selbstverständlichkeit lächeln, welche Walpole in Beziehung auf meine Begleitung voraussetzte.

Der reiche Sohn Albions besaß eine jener wundervollen Dampfyachten, welche, auf den schottischen Docks am Clyde gebaut, durch ihre ungemeine Schnelligkeit berühmt sind und meist von wohlhabenden Privatleuten gekauft werden, um von ihnen zu schnellen Seereisen benutzt zu werden. Er war auf ihr um das Cap herum nach Indien gekommen und hatte sie auch jetzt benutzt, um Ceylon schneller als mit einer andern Gelegenheit zu umkreisen. Die Rechnung wurde berichtigt und dann bestiegen wir die Palankins, um nach dem Hafen getragen zu werden.

Unsere Ankunft brachte auf der Yacht die feiernden Hände in rührige Bewegung. Die Abreise von Point de Galle war für den morgenden Tag festgesetzt gewesen, und so hatte man keinerlei Vorbereitung getroffen. Doch dauerte es nicht lange, so zischte das Wasser in dem rasch erhitzten Kessel, die Ankerwinde knarrte, die Schraube bohrte sich in die widerstrebende Fluth, und das schmucke Fahrzeug strebte zwischen den im Hafen liegenden Fahrzeugen hindurch in graziösen Windungen dem Ausgange zu. Wir stachen in See.

Es war vollständig Nacht geworden, aber es lag eine Helle auf dem Wasser, wie sie die Sterne des Nordens nicht zu spenden vermöchten. Ich stand neben Walpole auf dem erhöhten Quarterdecke. Er war längst schon wieder der schweigsame Mann geworden, rief nur hier und da eines seiner kurzen, scharfen Commandoworte über das Deck hinweg und trat, als Alles sich in gehöriger Fahrt befand, zu dem Manne am Steuer.

„Du hältst den jetzigen Cours, scharf Ost bei Süd. Sobald wir Cap Thunder-Head doubliren, lässest Du mich wecken!"

„Verry well, Sir! Darf ich vielleicht fragen, nach welchem Platze wir bestimmt sind?"

„Weiß es selbst noch nicht. Es gilt eine Jagd."

„Eine Jagd?" frug der alte Schiffer erfreut. „Auf wen, Sir, wenn ich fragen darf?"

„Auf die Dschonke Jao-dse, bestimmt nach Kanton."

„Ah — —!" dehnte der Frager. „Auf diesen dicken Wassermolch? Hab mir ihn angesehen und nicht viel Wohlgefallen an ihm gefunden. Muß eine eigene Fracht haben, eine sehr eigene! Sie luden des Nachts und waren ganz außerordentlich still und vorsichtig dabei. Zimmt, Kaffe oder Zucker wird es wohl nicht gewesen sein!"

„Werden es schon noch erfahren! Wir werfen wenigstens vier Mal mehr Knoten hinter uns als der Chinese und sind am Morgen jedenfalls auf gleicher Länge mit ihm. Dann steuern wir erst Nord bei Ost, dann Nord an Nord, und ich denke, daß wir ihm auf diese Weise ganz sicher schräg auf die Segel dampfen."

„All right, ganz meine Meinung, Sir! Ist die Jagd scharf?"

„Möglich, daß sie es wird. Laß Kartätschen und Kugelpatronen klar machen! Gute Nacht!"

„Wird besorgt. Good night, Messieurs!"

Wir suchten die Cajüte auf und legten uns zur Ruhe. Es gab ja für den Augenblick Nichts vorzunehmen, und um der blosen Unterhaltung willen den Schlaf zu opfern, dazu war der gute Sir John Emery niemals bereit zu finden.

Als wir geweckt wurden, war es schon längst heller Morgen. Cap Thunder-Head mit seinen berühmten Tempelruinen lag bereits weit hinter uns, so daß ringsum nur Himmel und Wasser zu sehen war. Zahlreiche Segel belebten den Gesichtskreis; sie gehörten Fahrzeugen an, welche entweder von Trinkomalo und Batticalao oder aus Indien, China und Japan kamen, um vor dem günstigen Passat nach West zu steuern. Wir kümmerten uns nicht um sie; der Jao-dse war jedenfalls nicht unter ihnen. Die brave Yacht schnitt, leicht zur Seite geneigt, mit halbem Gegenwinde immer Nord bei Ost durch die Fluthen, und warf sich erst um die Mittagszeit auf Nord bei Nord herum. Walpole, welcher selbst als Kapitän fungirte, ließ jetzt alle Segel beisetzen, und es war zum Erstaunen, mit welcher Schnelligkeit wir nun trotz des widrigen Passates genau der geographischen Länge folgten.

Jetzt war die Zeit gekommen, einen Mann in die Masthuth zu schicken, um auf die Fahrzeuge, deren Cours wir durchschnitten, scharfen Ausguck zu halten.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Man hat berechnet, daß sich in der Hautoberfläche des Menschen ungefähr 2,270,000 Poren befinden.

Das Rückenmark sendet in die Körpertheile des Menschen 24 Paar Aeste aus, welche in Summa aus 1,320,000 einzelnen Nervenfäden bestehen.

Auf dem gesammten Eisenbahnnetze der Erde giebt es jetzt 58,200 Lokomotiven, 106,900 Personenwaggons und 1,376,000 Güterwagen. Diese Transportmittel kosteten ungefähr 9000,000000 Mark.

In Europa werden jährlich ca. 14000 Millionen Pfund Fleisch verbraucht. Wir wünschen gesegneten Appetit!

In Großbrittanien schreibt durchschnittlich und jährlich die Person 30 Briefe, in den Vereinigten Staaten 19, in Deutschland 15. In Frankreich 10, in sterreich 8 und in Italien 5. Aus diesen Ziffern läßt sich gar Manches schließen.

Ein passionierter Schnupfer nimmt alle 10 Minuten eine Priese, welche durch das Hervorholen Oeffnen und Schließen der Dose, durch das Wischen der Nase pp durchschnittlich wohl eine Minute Zeit in Anspruch nimmt. Die schlaflose Tageszeit zu 16 Stunden gerechnet, raubt ihm das Schnupfen also täglich 96 Minuten, was für das Jahr einen Zeitverlust von 36 1/2 Arbeitstagen ergiebt. Von seinem 20. bis 60. Jahre hat er also 1160 Tage verloren, welche der Arbeit gewidmet waren.

Anecdoten.

Drei Deputirte einer kleinen Stadt hatten ihren Landesfürsten mit einer Rede zu empfangen, worin sie sich wegen zu einfachen Empfangs zu entschuldigen hatten. Als der Fürst erschien, hob der Eine also an: Ew. "Durchlaucht zu begrüßen, sind wir hier erschienen .... wir hätten unseren Fürsten mit Kanonendonner empfangen sollen; wir konnten dies nicht, aus achterlei Gründen; der erste ist: weil wir keine Kanonen haben ...." Da unterbrach sie der Fürst sogleich mit den Worten: "Genug davon! Der erste Grund ist so wichtig, daß ich Euch die anderen sieben schenke."

Ein Richter sagte zu einem Advokaten: "Sie sind noch sehr jung." - - "Ja," gab er zur Antwort. "ich bin jung, aber ich habe alte Bücher gelesen."

"Ich frage, ob das nicht wirklich ein vortreffliches Getränk ist?" sprach ein Wirth zu seinem Gaste, der eben die Flasche Bier versuchte, die er sich hatte bringen lassen. - - "Man muß gestehen," erwiderte dieser: "das Wasser läßt nichts zu wünschen übrig, aber etwas mehr Bier hätten Sie darunter mischen sollen."

Scherzfrage.

Was ist die beste Pension für junge Mädchen?

Eingesandt von Fräulein L.Wild in Gera.

Briefkasten.

Fräulein A.W. in Frankfurt a.O. Sie sind 16 Jahre alt? So! Ein Gedicht haben Sie gemacht? So!! Es hat 960 Zeilen So!!! Und ist außerordentlich schön? So!!!! Sie wollen es uns schicken? Au!!!!!

Herrn V.E. in Weimar. Auch Sie haben ein Gedicht gedichtet und schicken es uns zur Verwendung für die "Frohen Stunden". Statt aller Antwort geben wir Ihnen hiermit die ersten Strophen Ihres Meisterstückes gedruckt zu lesen:

Mein liebes Kind, ich liebe Dich
Ganz ungeheuer fürchterlich.
Mein liebes Kind liebst Du auch mich
Ganz fürchter-ungeheuerlich?

Herrn R.O. in Schleßchemnitz. Das "Großmütterchen" ist von Gustav Langer (Opus 20) componirt und für 50 - - Pfennige bei L.Hoffarth, Dresden zu haben.

Herrn A.L. In München. Sie haben nach der Hochzeit bemerkt, daß Ihre junge Frau ein falsches Gebiß trägt und möchten gern wissen, wie Sie sich ihr gegenüber zu verhalten haben? Sehr einfach, das Fleisch lassen Sie Ihrer Frau, die Knochen aber verspeisen Sie. Hätten Sie sich vor der Hochzeit einmal beißen lassen, so wären Sie noch zur rechten Zeit zwischen das große Geheimnis gekommen.

Fräulein Milda Fride Gesela L. in Berlin. Einen guten Rath wünschen Sie, weil er Nichts von Ihnen wissen will, da Sie 11 Jahre älter sind als er? Nehmen Sie die Beißzange und kneipen Sie von Ihren 40 Jahren die Hälfte herunter!

Herrn H.M. in Mainz. Sie wollen wissen, welches der allein richtige Glaube ist? Jedenfalls der, daß Sie das Pulver nicht zu erfinden brauchen.

Herrn P.St. in Goslar. Robespierre war ursprünglich Advokat. In Beziehung auf Piron irren Sie sich. Dieser französische Dichter ist niemals Mitglied der Academie gewesen. Er hatte sich eben deshalb folgende Grabschrift gesetzt:

Ci gil Piron, qui ne fut rien
Pas meme académicien"
(Hier ruht Piron. War er Etwas? Nie;
Selbst nicht einmal Mitglied der Acádemie.)

Herrn R.D. in Breslau. Der Mann, nach welchen Sie fragen, heißt Schiller und soll ein ganz leidlicher Dichter gewesen sein. Haben Sie wirklich noch Nichts von ihm gehört?

Die Erde und ihre Entstehung.

(Schluß.)

Das Meer belebte sich mit neuen Fischgattungen, mit Belemniten, verschiedenen Krebsen, Ammoniten, Seesternen, und Seeigeln, und eine große Art der Korallenthiere auf dem Meeresgrunde trug schon durch Bildung von Korallen-inseln und Korallenriffen zur Erhöhung des Bodens im Meere bei. Es kommen sowohl Ueberreste dieser und der beiden nun folgenden Perioden versteinert vor, als sich auch Abdrücke aus ihnen finden.

Die sechste Periode, die Kreideperiode, brachte, was auch die vorige nicht gekonnt hatte, durch ihre Ablagerung von Kreide und Quadersandstein, das Festland fast in dem gegenwärtigen Umfange zu Tage. Der Quadersandstein war Schlamm verwitterter Gebirge, die Kreide hingegen entstand zum größten Theil aus dem Kreidemeer. Wenn in der Juraperiode winzige Polypen mächtige Korallenriffe aus der Meerestiefe aufbauten, so arbeiteten jetzt eben so winzige Meeresthiere an dem Bau unserer Erdrinde. Und so unglaublich es immer klingen mag, so verdanken doch die ungeheueren Kreidefelsen Englands, Rügens ꝛc. jenen Meeresthierchen ihr Dasein. Kleine, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbare Schalthiere sind es, von denen zu einem Pfunde Kreide 10 Millionen beitragen müssen. Durch die, jede Vorstellung weit hinter sich lassende Leichtigkeit in der Fortpflanzung erfüllten diese Thierchen, die man Schneckenkorallen nennt, das Meer. Starben sie, so senkten sie sich auf den Boden nieder, und häuften sich so an. Mit der Mächtigkeit ihrer Schichten wuchs ihre Schwere, mit der Schwere der Druck auf die zarten Schalen der unteren Schichten, die nun in Pulver zerfielen. In der Pflanzenwelt erschienen jetzt die ersten wirklichen Palmen, jedoch schwerlich jene majestätischen schlanken Gestalten, wie die Gegenwart sie aufzuweisen hat. Außer den Farren, die in neuen Arten in dieser Periode wieder auftauchen, Zapfenpalmen, Nadelhölzern und Palmen, welche die Ufer des Kreidemeeres umgaben, erschienen aber auch die Erstlinge der Laubbäume, die uns an unsere Weiden-, Ahorn- und Nußbäume erinnern, neben ihnen das erste Kraut, Credneria, an Gestalt dem heutigen Rhabarber und den großblättrigen Amperarten ähnlich. Die Thierwelt hatte die mannigfachsten Weichthiere, Belemniten, Scaphiten und Hamiten, langschwänzige Krebse, neue und zahllose Fische, Schildkröten, zum ersten Male mit Panzer versehen, krokodillartige Eidechsen, die Bewohner der Küste, die in der Gestalt an unser Chamäleon erinnern.

Die siebente Periode, die tertiäre Periode, gab der Erde ihre gegenwärtige Gestalt. Hatten schon früher unterirdische Feuer die fortwährenden Hebungen der Erdoberfläche veranlaßt, so erreichte doch erst jetzt die vulkanische Thätigkeit ihre größte Ausdehnung. Schaarenweis entstanden Vulkane, begleitet von einer Erhebung der Erdoberfläche, wodurch die Berge in's Leben gerufen wurden. Für Europa begann dieser Schöpfungsact im Westen mit den Pyrenäen, dann folgten die Karpathen in Ungarn, die Apenninen in Italien, und die Alpen der Schweiz und Tyrols. In Deutschland ist es nur das Riesengebirge, was sich ebenbürtig an jene Riesen anschließt. Diese neuen Gebirgssysteme wurden begreiflich durch die Mannigfaltigkeit der Erdrinde die Veranlassung neuer organischer Schöpfungen; aber was bei weitem wichtiger ist, sie wiesen den Flüssen und dem Meere nach und nach ihre Betten an. Auch im Pflanzenleben mußten diese ungeheueren Veränderungen der Erdoberfläche von den größten Folgen sein. Die Stämme der Bäume wurden knorrig und ästig und erhielten die sogenannten Jahresringe, die Blätter wurden breiter und selbstständig, erhielten Rippen und netzförmige Verzweigung, und wie die Sonne am blauen Himmel ihr klares Antlitz zeigte, da kamen auch die Blumen, von denen wir die Schmetterlingsblumen als die ersten begrüßen. Die Pflanzenwelt dieser Periode ist die Wiege der unsrigen. Neben den Nadelhölzern, die sich ganz allein von der Zeit ihrer Entstehung, der vierten Periode, durch alle Perioden erhalten haben und immer prächtiger zur Erscheinung kamen, standen Palmen, aber auch schon Eichen, Buchen, Pappeln, Kastanien, Wallnußbäume, Birken, Linden, Weiden, Eschen und Hainbuchen, Platanen, und eben so wohl Lilien- und Tulpenbäume und jene stolzen Araucarien, die uns an den Urwald des heutigen Brasiliens erinnern. Ein liebliches Unterholz aus Lorbeer, Myrthen, Cappernsträuchern, Acacien, Cassien, Goldregen, Perrückengesträuch u. s. w. schmückte die Wälder, und Heidelbeergewächse, Rhododendron-Arten, Haidekräuter vertraten den Strauch. Von den Blumen jener Zeit nennen wir als hervorragend die Rose und ihre Namensschwester die Wasserrose. Ebenso waren auch Gräser verhanden. Das Charakteristische in der Thierwelt ist das Auftreten der Säugethiere, der Vögel und Insekten. Die riesigen Eidechsen waren verschwunden. Das Thier und die Pflanzen hoben ihre Häupter frei zum Himmel. Wie fast sämmtliche Pflanzentypen der Gegenwart in jener Zeit vertreten waren, so fand man auch neben dem edlen Pferde das Rhinoceros, den Hirsch, eine Art Elephant, das ungeheuere Mastodon, den Löwen, den Leoparden, die Hyäne; das Meer hatte seine Wallfische und Delphine. Nach der Steinkohlenperiode ist diese, die den Grund zur Braunkohle legte, die einzige, die hinsichtlich des Reichthums an Producten und ihrer Zeitdauer ihr gleichkommt.

Die achte Periode, die Diluvialperiode, ist die, wo sich das Klima zu dem gegenwärtigen umänderte, und wodurch die Möglichkeit für die nachfolgende, für die Gegenwart gegeben war. Es ist nicht zu leugnen, daß mit der tertiären Periode das Morgenroth der heutigen Schöpfung anbrach, und dennoch war sie keine bleibende, und hierzu trug vielleicht allein die Umänderung des Klimas bei, was in der ersten Hälfte der tertiären Periode noch ein fast heißes gewesen sein muß. Die Umänderung des Klimas war ohne

Zweifel die Folge der veränderten Erdoberfläche, und nicht, was die Uebergänge der früheren Perioden verursachten, die weitere Abkühlung der Erde. Betrachtet man die Braunkohle und schließt daraus auf die damalige Gestalt der Erde, so überzeugt man sich bald, daß viel geschehen sein mußte, um das Meer in sein gegenwärtiges Bett zurückzudrängen. Nach Leopold von Buch's Untersuchung entstanden die Braunkohlen dadurch, daß Bäche und Ströme Bäume in die Tiefen mit hinab führten, wo sie von neuen Erdschichten begraben worden. Diese Bäume waren, wie die Braunkohlenlager nachweisen, z. B. in ganz Deutschland eine Anzahl derjenigen, die heute nur in tropischen Ländern fortkommen. Ihnen wurde durch die mächtige und zerstörende Auflösung der Basaltgebirge der Untergang bereitet. — Jetzt erst gab es ein geordnetes Klima, ein kaltes, gemäßigtes, warmes und heißes. Das Erste hatte die Bildung von Gletschern zur Folge, die um so bedeutender wurden, als das Meer auch damals noch weiter verbreitet war und zur Bildung dieser sehr wesentlich beitrug. So kam es, daß die Gletscher bis an das Meer herabstiegen, dort schmolzen, und die mit sich führenden Erdschichten, nicht selten mit gewaltigen Granitblöcken, fallen ließen. Daher rühren auch die vielen Granitblöcke in der norddeutschen Ebene. Die Pflanzen der Diluvialperiode waren von denen der Gegenwart kaum verschieden. Diejenigen der heißen Zone, eben so wie die Thiere dieser, erlagen dem kalten Klima. Die Ungeheuer dieser Zeit, wir nennen nur das Mammuth, das Mastodon, beide zum Geschlecht der Elephanten gehörend, und einen Riesenhirsch, aber starben schwerlich in Folge des Klimawechsels, sondern die Gattungen hatten sich ohne Zweifel überlebt und starben aus. Die Ueberreste von Thieren dieser Periode werden als noch erhaltene Knochen aufgefunden, die Ueberreste der Pflanzen sind theils zu Braunkohle, theils zu Torf geworden.

Die neunte Periode, die Periode der Gegenwart, ist vorläufig die letzte. Wir sagen vorläufig, denn wer kann wissen, ob der Schöpfer die Erde und ihre Geschöpfe nicht einer noch größeren Vollkommenheit zuführen will! — Welche Zeit und welchen Aufwand an den ungeheuersten Kräften bedurfte die Erde, um die Gestalt zu gewinnen, in der wir sie heute erblicken! Wir haben in jeder Periode ein gewaltiges Ringen nach einem fernen Ziele gesehen, und doch müssen wir alle vorhergehenden Perioden, als das volle Resultat der Schöpfungskraft der damaligen Natur, in ihrer Art für eben so vollkommen gelten lassen, wie die gegenwärtige. Sie waren z. B. eben so vollkommen, als die heutigen Pflanzenschöpfungen der Polargegenden in Bezug auf ihr eisiges Klima. Wir haben verfolgt, wie sich die physikalischen Bedingungen zu diesem großen Ziele immer harmonischer gliederten. Wir bemerkten, daß die Reihenfolge der Geschöpfe mit der Entwickelung der Erde Hand in Hand ging. Wir fanden bei den Pflanzen sowohl wie bei den Thieren, daß die Gattungen derselben, in den ersten Perioden von geringer Zahl, mit der Zeit zu einer ungeheueren Menge heran wuchsen. — Um den Menschen so werden zu lassen, wie er heute ist, war es nöthig, daß die Erde so wurde, wie wir sie heute erblicken. Nach Carl Ritter's Ansicht ist es ohne alle Zweifel, daß der Eindruck der Natur eben so auf das Gemüth und den Geist der Menschen, wie auf seine körperliche Entwickelung überall und zu jeder Zeit den allergrößten Einfluß ausüben. Der nomadisirende Araber in der Wüste, mit der in die Weite schweifenden Fantasie, verdankt ohne Frage seine Gedanken- und Märchenwelt, mit denen er die unermeßlichen Räume seiner Erde, wie seines ewig klaren Himmels zu beleben weiß, der Natur seiner Heimath, worin sein feuriger Geist und Leib sich Alles erst erjagen muß. Der Hindu, in sich gekehrt und mit der üppigsten Natur gewissermaßen verwachsen, hat seine phantastisch-religiösen Anschauungen dem ungeheuren Reichthum der wunderbaren und kolossalen Pflanzen und Thiere, deren Heimath er theilt, zuzuschreiben. Ueberall blicken Götter aus Ranken, Blumen und Bäumen hervor, überall wandern Menschenseelen in Thieren. Umgeben von eben so reizenden als schrecklichen Gestalten, über die er, erdrückt von der großen Natur, sich geistig nicht erheben kann, wird er der Natur unterthänig, die ihre Gewalt in den Bergen und Strömen, in den Thieren und Pflanzen so entschieden ausspricht, und er ist der Unterjochung preißgegeben. Diese Gepräge werden eben so mannigfach sein, als die landschaftliche Natur der Erde in wesentlich verschiedenem Charakter auftritt, und auf Thal-, Berg-, Land- und Wasserleben, Ansiedelung und Nomadenleben, Krieg und Frieden, Einzelleben und geselliges, Sitten und Rohheit ꝛc. einwirkt. — Durch die Pflanzenwelt war das Leben der Menschen vorbereitet, theils, indem sie ihm seine Heimath herrichtete, theils, daß sie, als Vermittlerin zwischen der starren Erde und der Thierwelt, sein Leben überhaupt möglich machte. Es war eine der größten Thaten des Schöpfers, als er die Pflanze schuf. Sie allein versteht es, der Erde eine lebendige Zelle abzuringen, d. h. aus den Bestandtheilen der Erde zu erzeugen. Sie ist die ursprüngliche Ernährerin alles Thierlebens, denn die Thiere, die ihre Nahrung nicht aus der Pflanzenwelt nehmen, erhalten sie von Thieren, bei denen dies der Fall ist. — Und so nun konnte er kommen, für den Alles vorbereitet war, damit er Besitz nähme von der ganzen Erde. Und er kam: der Mensch! Sein aufrechter Gang, sein freier Blick zum Himmel verkündeten seine Herrschermacht. — Wenn man ihn aber darum das Ebenbild Gottes nennt, wenn Dichter und Künstler sich darin gefallen, den Schöpfer, den nie alternden, als einen alten Mann — und das Alter führt immer die Schwäche mit sich — darzustellen, so ist das zum Mindesten sehr seltsam. — Wie viel vollkommnere Geschöpfe, als der Mensch, vermag der Schöpfer ins Leben zu rufen! Und sie werden einst, nach Millionen Jahren, wenn sich die Menschheit überlebt hat, wenn sie ausgestorben ist, auf der Erde wandeln, bis sie wieder noch vollkommneren Wesen Platz machen müssen. Und wie weit wird auch der Letzte noch von dem Ebenbilde Gottes entfernt sein!

Aus allen Zeiten und Zonen.

XI.

Ein Abenteuer auf Ceylon

von Karl May.

(Schluß.)

Walawi bat, den Posten übernehmen zu dürfen, und Walpole gab ihm die Erlaubniß dazu. Er konnte versichert sein, daß der Singhalese seine Sinne auf das Aeußerste anstrengen werde, um die Dschonke zu entdecken.

Diese war jedenfalls wenigstens unter den Segelschiffen das einzige, welches nach Osten ging; es war gar nicht möglich, daß sie uns entschlüpfen konnte, und doch verging der Nachmittag und wir hatten die Breite von Cap Palmyra hinter uns, ohne den Chinesen in Sicht zu bekommen. Ich suchte Walpole auf, welcher ungeduldig längst der Reyling hin und her spazierte.

„Ich denke, der Jao-dse hat dem Hafenmeister falsches Ankerziel gesagt und treibt an einem Küstenpunkte irgend ein verschleiertes Geschäft. Habt Ihr nicht Lust, zu wenden, Sir John Emery?"

Er warf die ausgerauchte Cigarette über Bord und schielte mir über den vorgerutschten Klemmer ironisch in das Gesicht.

„Was Ihr für ein gewaltiger Admiral seid, mein lieber Charley! Ihr seid ein ganz prächtiger Kerl, aber bis zum vollkommenen Gentleman habt Ihr es doch noch nicht gebracht, und vom Seemann steht Ihr auch noch weit entfernt. Ob der Chinese an einem Punkte der Küste angelegt hat oder nicht, das bleibt sich für uns ganz gleich. Wir können ihn nur auf offener See abfangen. Da wir nicht wissen, wo er ankert, so müßten wir jede Bucht und Bai der Küste mühevoll absuchen, und dabei ginge er uns auf und davon, ohne daß wir ihm good bye sagen könnten. Ich werde allerdings wenden, aber nur um zwischen Süd und Nord zu kreuzen."

„So haltet Euch wenigstens Etwas näher an das Land und gebt mehr auf das Lee acht, denn ich glaube nicht, daß ein Frauenräuber, der dieses Geschäft vielleicht im Großen betreibt, sich in die belebten Wasser von Batticaloa wagt. Er ist jedenfalls nur zwischen ihnen und der Breite von Dowandara zu finden."

„Charley, Ihr seid doch nicht ganz so unrecht, wie ich dachte, denn Eure Ansicht scheint mir viel für sich zu haben. Ich werde Euch folgen und der Yacht einige Knoten mehr geben!"

Er nahm das Sprachrohr zur Hand, befahl die Leute an die Brassen, und bald beschrieb das Schiff einen Bogen von Nord über West und legte dann auf Südwest ein. Jetzt legte sich der Passat straff in das Leinen; die Maschine arbeitete mit voller Kraft, und wir flogen vor dem Winde wieder auf Cap Thunder-Head zurück, welches wir am frühen Morgen doublirt hatten.

Noch immer saß Walawi auf dem Maste; er war nicht dazu zu bringen, sich ablösen zu lassen, und blieb um so fester auf seinem Posten, als wir kurz nach Mitternacht südlich von Batticaloa Küstenwasser erreichten. Heut ging keiner von den Männern, welche sich auf der Yacht befanden, zur Ruhe, eine Ausdauer, die auch ihre Belohnung fand, denn es ertönte vom Ausguke der Ruf:

„Feuer grad in West!"

„Schnell an die Reffs; zieht alle ein!" befahl sofort Walpole. „Maschinist, halbe Kraft! Mann am Steuer, dreh um auf Ost bei West!"

Im Nu waren sämmtliche Segel eingezogen und die Yacht ging langsam und geräuschlos grad auf die Küste zu. Je näher wir ihr kamen, desto mehr wurde das Feuer auch Denen sichtbar, welche sich auf dem Decke befanden. Der Himmel röthete sich immer stärker, und endlich waren die Flammen, welche von der Erde emporloderten, deutlich zu erkennen.

„Ein Schiff in Sicht, grad vor dem Bug!" rief Walawi von oben herab.

„Geht es vorüber oder liegt es fest?" frug Walpole.

„Es hat beigelegt gehabt, zieht aber jetzt die Leinwand auf."

„Fahr es an, Mann am Steuer, fahr es an und dreh bei an seinem Luv!"

Als wir dem Fahrzeuge näher kamen, erkannten wir es als eine chinesische Dschonke.

„Konstabel, leg Kartätschen ein!" commandirte Walpole. Er hatte also nicht die Absicht, es durch den gewöhnlichen blinden Schuß zum Flaggenziehen zu bewegen. Der Steuermann schloß dies aus dem Commando und drängte die Yacht so nahe an die Dschonke, daß diese mit der Stimme angesprochen werden konnte.

„Stopp, Maschinist; fertig mit den Waffen!"

Es war ein eigenthümliches Gefühl, welches mich in diesem Augenblicke erfaßte. Wir waren im Ganzen nur elf Mann auf der Yacht; die Bemannung des Chinesen mußte uns weit überlegen sein. Walawi war zu uns herabgekommen und hatte den blitzenden Kris in der Faust.

„Wollt Ihr hinüber, Sihdi?" frug er. „Es sind nur wenig Leute drüben; die Andern stoßen eben vom Lande."

„Laß erst sehen! Verstehst Du Chinesisch?"

„Was ein Schiffer wissen muß."

„Ruf die Dschonke an!"

Der Singhalese that es. Statt der Antwort flog drüben eine leuchtende Rakete in die Höhe.

„Sie geben das Warnungssignal; es sind Räuber und Mordbrenner. Hoihoo! Leg hart an zum Entern und stoß dann allein weit ab!"

Die Yacht gehorchte dem Befehle und legte Seite an Seite mit der Dschonke. Nur der Steuermann und der Maschinist blieben zurück, wir andern Neun sprangen hinüber. Der Chinese hatte nicht Anker geworfen, sondern nur beigedreht und nicht mehr Leute an Bord, als zur Ueberwindung der Abtrifft unbedingt nöthig waren. Sie waren nach kurzer Gegenwehr überwältigt und wurden schnell gefesselt. Das Schiff war der Jao-dse, welchen wir suchten.

Die vom Lande abgestoßenen Kähne waren mittlerweile näher gekommen. Ihre Insassen hatten das Signal und ebenso auch den Dampfer bemerkt, welcher sich trotz seiner Kleinheit nicht vollständig hinter der Dschonke zu verstecken vermochte. Da er aber weit von derselben abgetrieben war, so glaubten sie ihn nur in Verhandlung mit den Ihrigen und ahnten nicht, daß wir an Stelle der Letzteren sie in Empfang nehmen würden.

Als sie den Jao-dse erreichten, warfen wir das Fallreep und die Leitern hinab. Sie legten die Boote an die Taue und kamen, ihre Ladung einstweilen im Stiche lassend, rasch auf Deck geklettert, um vor allen Dingen zu wissen, was es mit der Yacht für eine Bewandtniß habe. Sie wurden nach Kräften empfangen. Es entspann sich ein Kampf, der uns zwar einige Wunden kostete, aber doch mit unserm Siege endete. Wir hatten ihn dem glücklichen Umstande zu verdanken, daß die Boote nicht zugleich, sondern ein's nach dem andern anlangten und wir also Zeit behielten, die Feinde einzeln zu überwinden.

Sie wurden ebenso wie die Vorigen gefesselt und dann sammt und sonders nach der Yacht übergeführt. Während dies geschah, stieg ich mit Walpole in die Kähne hinab. Wir fanden sie voll gefangener Frauen und Mädchen, von denen wir erfuhren, daß ihr Dorf von den Chinesen überfallen worden sei. Die erschrockenen Männer waren einfach davongelaufen, die Frauen aber hatte man, so viel ihrer habhaft wurden, zusammengebunden und mitgenommen, nachdem die primitiven Hütten des Ortes in Brand gesteckt worden waren.

Die Töchter Eva's erhoben ein wahrhaft betäubendes Jubelgeschrei, als sie hörten, daß sie ihre Freiheit zurückerhalten würden. Walpole machte ihrem Danke ein schnelles Ende. Nachdem wir ihre Bande zerschnitten hatten, gebot er ihnen, an das Land zurück zu rudern. Sie kamen diesem Befehle schleunigst nach, denn die Kähne, welche auf diese Weise in ihrem Besitze blieben, waren jedenfalls mehr werth, als die sämmtlichen Schilf- und Basthütten ihres niedergebrannten Dorfes.

Nun wurde die Ladung des Jao-dse untersucht. Sie bestand aus Zimmt, Reis, Tabak, Ebenholz, Kaffee und — geraubten Frauen. Diese Letzteren waren sämmtlich in der Gegend von Point de Galle aufgegriffen worden, und unter ihnen befand sich auch Kaloma, die „Schönste unter den Frauen der Vayisa's", wie sie von Walawi, ihrem zärtlichen Gatten, genannt worden war. Das Glück der beiden Leute war unermeßlich und ebenso unbeschreiblich klangen die Ausdrücke, in denen sie dem großen Maharadscha aus Anglistan ihren Dank ausdrückten.

Als es Morgen wurde, war alle nothwendige Arbeit vollbracht. Die Dschonke zog einiges Segelwerk auf und wurde von der Yacht in's Schlepptau genommen. Wir doupliirten Cap Thunder-Head zum zweiten Male, nur jetzt im entgegengesetzten Course und langten gegen Abend wieder in Point de Galle an, wo unser Erscheinen nicht wenig Aufsehen erregte. Es stand ja fast beispiellos da, daß ein kleiner Privatdampfer sich an einen wohlbemannten „Girl-robber", wie sie von China aus die dortigen Gewässer zuweilen unsicher machen, gewagt hätte. Das größte Erstaunen aber erregte diese Nachricht bei dem Mudellir, welchem wir unsre Gefangenen zur Bestrafung und den Jao-dse zum Rechtsspruche überlieferten. Er hatte das Schiff für ein unschädliches Handelsfahrzeug und den Schiffer für einen rechtschaffenen Mann gehalten und daher auch — jedenfalls aber in Folge eines ansehnlichen Geschenkes — unsern armen Walawi zum Tode des Ertränkens verurtheilt, weil dieser einen jedenfalls nur zufälliger Weise an seine Hütte verirrten Matrosen des Chinesen kurzweg erstochen hatte.

Er benahm sich außerordentlich freundlich gegen uns und bat Walpole, der mächtigen Königin in Anglistan von seiner Weisheit und Gerechtigkeit zu erzählen. Dieser versprach es ihm, warf ihm dabei aber über den mächtigen Klemmer einen Blick zu, in welchem etwas ganz Anderes als die Anerkennung der gerühmten Weisheit und Gerechtigkeit lag.

Wir kehrten in das Hotel Madras zurück, wo wir dieselben Zimmer wieder bekamen, welche wir vorher bewohnt hatten. Als wir auf dem Divan Platz nahmen, um unser Abenteuer in der Erinnerung noch einmal zu durchleben, meinte der gute Sir John Emery:

„Seht Ihr nun, daß ich meine beiden Wetten richtig gewonnen hätte?"

„Ich sehe es, aber eben deshalb wette ich nie."

„Das ist kein Grund, denn Ihr könnt doch einmal glücklich sein und gewinnen. Ihr seid ein ganz prächtiger Kerl, Charley, aber wenn Ihr Euch so vor dem Verlieren fürchtet, werdet Ihr es in Eurem ganzen Leben nicht bis zum vollkommenen Gentleman bringen. Ich habe Euch lieb und muß Euch daher von ganzem Herzen bedauern. Gebt Euch Mühe und werdet endlich einmal besser!" — — —

XII.

Die Kriegskasse.

Eine kleine Episode aus einer großen Zeit von E. Pollmer.

1.

Der Obermüller konnte den Niedermüller nicht leiden, und der Niedermüller war dem Obermüller nicht gut, das hatte seine guten Gründe. Die Obermühle war bis vor zehn Jahren die einzige Mühle im Thale gewesen, und ihr Besitzer hatte sich recht gut dabei gestanden; da war der jetzige Niedermüller gekommen, hatte seine neumodische Klapper an den Bach gesetzt und dem Obermüller die Mahlgäste weggenommen. War das etwa schön von ihm? Der Obermüller wenigstens hielt es ganz für das Gegentheil, zumal er den theuern Prozeß verlor, den er anstrengte, um sich seines Concurrenten zu erwehren. Dieser aber war ein durchtriebener Pfiffikus, lachte sich Eins in's Fäustchen und hatte seine Freude über den Aerger seines nun mehr und mehr verarmenden Berufsgenossen.

Doch die zwischen den beiden Männern herrschende Antipathie hatte noch einen andern Grund. Der Obermüller war nämlich ein ächtes, braves Rheinlandskind und konnte es nicht verwinden, daß unser schönes Vaterland unter dem Drucke der französischen Herrschaft seufzte, seiner besten Kräfte beraubt wurde und seine reichen Hilfsquellen nach und nach versiechen sah. Der Niedermüller aber war von der obermoseler Gegend herabgekommen, wo man heimlich nach Frankreich hinüber zu schielen pflegte, und kannte keinen andern Herrgott, als den großen Bonaparte, der den Muth gehabt hatte, seine gewaltige Hand nach ganz Europa auszustrecken. Zwar hatte er eine Tochter, der wegen ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Herzensgüte, vielleicht auch wegen des zu erwartenden Erbes die Jungburschen alle im Wege herumliefen, aber das machte doch die Sache nicht anders, vielmehr steigerte sich die Abneigung des Obermüllers um ein Bedeutendes, als er bemerkte, daß sie es seinem Franz auch angethan hatte, der des Abends um die Niedermühle strich und am Tage vor lauter Zerstreuung statt des zu mahlenden Getreides den Kartoffelsack in den „Rumpf" ausleerte.

Auch heut hatte er allerlei Ungebürlichkeiten, die sonst gar nicht in seiner Art lagen, begangen, und als es nun Abend geworden war, fuhr er mit den Armen in das Sonntagsnachmittagswamms und schickte sich zum Fortgehen an.

„Wo willst Du hin, Franz?" frug der Vater mit jenem unzufriedenen Tone, der jetzt öfters bei ihm zu hören war.

„Hinunter in's Dorf; es giebt heute Tanz."

„Wirst aber wohl nicht ganz hinunterkommen!"

„Warum?"

„Weil Dir die Niedermühle im Wege liegt."

„So gehe ich an ihr vorbei."

„Oder bleibst ein Wenig stehen, bis die Anna herauskommt."

Franz erröthete.

„Soll ich etwa vor ihr ausreißen, Vater?"

„Nein, das ist nicht nothwendig; aber Du weißt, daß ich das fremde Volk da unten nicht leiden mag. Der Niedermüller ist ein Franzosenfreund; er hat uns um unser Brod gebracht und ist schuld, daß wir Tag für Tag unser Leben wagen müssen, wenn wir nicht verhungern wollen. Die Anna mag gut sein, aber Du kannst schon noch eine Andere bekommen!"

„Aber ich mag keine Andere, Vater! Wir haben uns lieb, und Du würdest ihr gewiß auch gut sein, wenn Du sie so kenntest, wie ich sie kenne. Sie spricht gar herzig von Dir und der Mutter und möchte gern an Euch gutmachen, was ihr Vater Ungutes an Euch gethan hat."

„So!" meinte der Müller nachdenklich und seine Stimme klang um ein Beträchtliches milder. „Sie hat mich allerdings immer freundlich gegrüßt, wenn ich ihr begegnet bin, weiter aber kenne ich sie nicht. Was sagt denn ihr Vater dazu?"

„Der weiß noch Nichts davon. Er will, sie soll den Douanenlieutenant Jambrien nehmen, der in St. Goar stationirt ist."

„Siehst Du! Wenn die Anna so denkt, wie Du sagst, so möchte es meinetwegen möglich sein, daß ich einmal Ja sage, aber der Alte wird es nimmermehr zugeben, daß sie den Sohn seines Todfeindes heirathet. Such' Dir also eine Andre! Du bist durch ganz Deutschland gewandert und auch mehrere Jahre in Frankreich gewesen, und wer so viel gesehen und gelernt hat, der bekommt schon eine Frau!"

Der Sohn antwortete nicht, sondern nahm die Mütze zur Hand und schritt nach der Thür. Er hatte dieselbe schon geöffnet, als hinter ihm die Weisung ertönte:

„Punkt Elf bist Du wieder daheim! Es giebt heut ein gutes Geschäft, und um Zwölf müssen wir über das Wasser sein. Wir haben Neumond, so daß uns nicht leicht Jemand sehen wird, und wenn uns der Zufall nicht die ganze Zollwache auf den Hals führt, so stecken wir ein schönes Geld in die Tasche. Mit Einem oder Einigen nehmen wir es schon auf."

„Ists viel, was wir zu laden haben?"

„Mehr als gewöhnlich, und darum wird auch die Gesellschaft voll beisammen sein. Vielleicht wird es gar an Fahrzeugen fehlen."

„So nehmen wir den Kahn des Niedermüllers dazu. Anna wird mir den Schlüssel dazu geben."

„Weiß Sie denn, daß — — —?"

„Ja, sie weiß es. Sie ist ganz zufällig dahinter gekommen, und ich konnte nicht leugnen. Aber Ihr Andern braucht keine Sorge zu haben; ich habe es ihr nur von mir gestanden!"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Von Allem, was des Menschen Brust
Auf Erden kann erfreu'n,
Giebt es fast keine größere Lust
Als — Compagnon zu sein.

Doch eine Lust, bei meinem Bart,
Ist noch zehnmal so groß:
Wenn Einer wird auf gute Art
Den — Compagnon bald los!

Wenn Alles vollkommen in der Welt wäre, so könnte mein Karo mir Gänseeier legen.

Wohlthun trägt Zinsen, Dickthun bringt oft noch mehr ein.

In einer Geschichtsurkunde des chinesischen Reiches heißt es: „Im dritten Jahre der Regierung des Kaisers Sungniau-dse wurde die Welt erschaffen." Zur größten Deutlichkeit ist eine Abbildung beigefügt, welche einen Mandarin in den Wolken zeigt, der durch ein Fernrohr der Erschaffung zusieht.

Ein orientalisches Sprichwort sagt: Die vereinigte Schlauheit von vier Türken ist erforderlich, um einen Franken zu betrügen, von fünf Franken, um einen Griechen zu übertölpeln, von sechs Griechen, um einen Juden zu prellen, von sieben Juden, um einen Armenier zu übervortheilen. Ein einziger Amerikaner aber genügt, um sie Alle blau anlaufen zu lassen.

Die Dienstmädchen feierten früher ihr goldenes Dienstjubiläum, wenn sie fünfzig Jahre bei einer und derselben Herrschaft ausgehalten hatten, jetzt aber feiern sie es, wenn sie bei fünfzig Herrschaften gewesen sind.

Ein Franzose hat berechnet, daß, wenn das Wachsthum der Menschen so abgenommen hat, wie in neuerer Zeit, Adam 66 Ellen und Eva 59 Ellen gemessen haben müsse.

Scherzfragen.

Warum ist der Tod der beste Doctor?

Welche Beamten sind die Theuersten?

Welche Namen sind die Besten?

Welche Zeiten sind die Besten?

Wer hat es bequemer, der Kaffee oder der Thee?

Räthsel.

Das Erste ist rund; das Zweite ist rund; das Dritte ist rund, und das Ganze ist rund und wird gern gegessen. Was ist es?

Eingesandt von Fräulein Emma Wild in Halle.

Rebus.

N N N
N N N
N
N N N
N N

Eingesandt von Herrn Otto Uhle in Görlitz.

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 14.

Wand — Rand — Band — Land — Sand — Hand.

Lösung der scherzhaften Rechenaufgabe in № 14.

Wachtel — Achtel.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein H. Wirth in Chemnitz, A. Wolf in Glauchau, Frau M. Horn in Leipzig und den Herren F. Bolzer in Berlin, H. Erler und C. Held in Dresden, M. Albert und C. Holfart in Wien, D. Franke in Stettin und G. Krauße in Torgau.

Briefkasten.

Fräulein **E. Y.** in Erfurt. Allerdings wird Ihr Name genannt, wenn Ihr Räthsel Aufnahme findet.

Frau **W. S.** in Sagan. Wir können uns einer ausführlichen Antwort überheben, da in einer der nächsten Nummern eine Arbeit über den räthselhaften Mann veröffentlicht wird.

Frau **B. G.** in Borna. Sie wünschen sehr angelegentlich zu wissen, ob Bismark wirklich blos noch drei Haare habe? Er hat deren mehrere, die meisten aber auf den Zähnen.

Herrn **F. P.** in Leipzig. Leider müssen wir Ihre Frage zurückweisen. Unser Briefkasten hat nicht Raum für die Protection von politischen oder kirchlichen Parteiinteressen.

Gymnasiast **H. K.** in Zwickau. Sie finden keinen Tabak, der Ihnen munden will? Wir beklagen Ihr trauriges Schicksal. Versuchen Sie es doch einmal mit Zehnmännertabak, der so gut ist, daß man sich von zehn Schmiedegesellen halten lassen muß, wenn man ihn raucht, sonst fällt man um. Er wächst auf jeden Kartoffelfelde.

Herrn **T. R.** in Danzig. Ihr Räthsel stammt von Anno Noah her und hat schon zu Jerobeams Zeiten im Ameisenkalender gestanden. Neues ist immer willkommen.

Herrn **W. U.** in Halberstadt. Sie schreiben: „Ich bin 17 Jahre alt, habe sehr viel gelernt und möchte berühmt werden. Wie fange ich dies an?" Reisen Sie sofort per Extrazug nach Bremerhafen und schlagen Sie Purzelbäume über den großen Ocean hinüber bis nach Rio de Janeiro. Probatum est!

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XII.

Die Kriegskasse.

Eine kleine Episode aus einer großen Zeit von E. Pollmer.

(Fortsetzung.)

„So! Und sie hat Nichts verrathen? Das ist brav von dem Mädchen!“ sagte der Vater. „Ich sehe nicht ein, warum die Einen den Zucker und Kaffee theurer bezahlen sollen als die Andern, und zwar blos deshalb, weil Herr Napoleon einen Grenzstrich zwischen sie gezogen hat.“

„Soll ich also den Kahn nehmen?“ fragte der Sohn.

„Ja; nur nimm Dich in Acht, daß der Alte Nichts merkt! Du brauchst da gar nicht wieder zur Obermühle zu kommen, sondern kannst gleich hinüber rudern. Du weißt ja, wo wir zu treffen sind!“

Franz ging. Er war ein rüstiger, straffer und auch hübscher Bursche, dem ein Mädchen schon gut sein konnte; das wußte die Anna am Allerbesten, und darum lehnte sie bereits seit einer Viertelstunde am Gartenzaune und horchte in die stille Nacht hinaus, ob sich der bekannte Schritt des heimlich Geliebten nicht bald vernehmen lassen wolle. —

2.

Es war zwölf Uhr des Nachts. Im Douanenhaus zu St. Goar saß der Lieutenant Jambrieu bei der Lampe und schrieb an einem Berichte, welchen er morgen in der Frühe an seine Vorgesetzten nach Bacharach abgehen lassen wollte. Das Schreiben ging ihm heute gar nicht recht aus der Hand; seine Gedanken waren alle auf der Niedermühle, wo es ja Eine gab, die dem leckeren Franzosen in die Augen gestochen hatte.

„Morbleu!“ murmelte er, die Feder zur Seite legend, „ich bringe parlourt keinen gescheidten Satz fertig, weil mir das verteufelte Mädchen im Kopfe liegt. Ich bin so nervös und unruhig. Sollte das vielleicht eine Ahnung sein? Ich habe gehört, sie schamerirt mit dem Franz aus der Obermühle. Vielleicht steckt sie grad jetzt mit ihm in einer Ecke und läßt sich das rothe Mäulchen von ihm küssen. Wenn ich so Etwas bemerkte, ich stäche dem armseligen Coion den Degen durch den Leib! Coion, ja, so hat der Kaiser gesagt und so ist es auch wahr; Coions sind sie alle, diese Deutschen, und Brigands und Spitzbuben dazu, welche zu ganzen Schaaren und Banden den Schmuggel betreiben, ohne daß man ihnen beikommen kann!“

In diesem Augenblicke hörte er eilige Fußtritte dem Hause nahen, und einige Secunden später trat ein langer, hagerer Mann in das Zimmer, dem der Schweiß in großen Tropfen auf Stirn und Mund stand.

„Verzeihung, Herr Lieutenant, daß ich so spät störe,“ entschuldigte er sich; der Angeredete ließ ihn aber den beabsichtigten Satz nicht beginnen, sondern erwiderte, sich erhebend, mit dem Tone eines Gönners:

„Ihr seid es, Niedermüller? Ihr stört mich nicht und wenn Ihr mitten in der Nacht mich aus dem Schlafe weckt! Was führt Euch zu mir? Ihr seid ja ganz außerordentlich echauffirt!“

„Es ist auch die Sache darnach, Herr Lieutenant, und ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so gelaufen wie jetzt, um noch zur rechten Zeit zu kommen!“

„Zur rechten Zeit? Diable! Das klingt ja fast, als hättet Ihr mir eine wichtige Botschaft zu bringen. Setzt Euch und sprecht!“

Der Müller nahm auf dem dargebotenen Stuhle Platz und begann:

„Sie kennen den Obermüller, Herr Lieutenant?“

„Ja.“

„Und seinen Sohn, den Franz?“

„Auch ihn. Warum fragt Ihr?“

„Sie wünschen die Schmuggler zu fangen, die Ihnen bisher so geschickt entgangen sind?“

„Ob ich will? Sacre nom du dieu, ich habe keinen heißeren Wunsch, als sie einmal auf frischer That zu ertappen. Sie schaffen nun seit Jahren die kostbarsten Waaren im Werthe von vielen tausend Franks über die Grenze, ohne daß es gelungen ist, ihrer habhaft zu werden. Aber was hat dies mit dem Obermüller zu thun?“

„Er ist ein Mitglied der Bande oder gar ihr Anführer.“

„Helas! Ist das möglich! Woher wißt Ihr es?“

„Das sollen Sie gleich hören! Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß die Anna zu einer gewissen Abendstunde in den Garten geht; es ist mir aufgefallen, und ich beschloß, ihr einmal nachzugehen, um zu sehen, was sie zu so ungewöhnlicher Zeit da draußen zu thun habe. Heut' bin ich ihr nachgeschlichen, und was denken Sie, was ich gesehen habe?“

„Nun?“

„Sie stand mit dem Franz am Zaune, und verhandelte allerlei ungereimte Dinge mit ihm. Ich stand schon im Begriffe, mich zu erkennen zu geben, als er von ihr den Schlüssel zu meinem Kahn verlangte, auf welchem ich den jenseitigen Kunden das Mehl zu bringen pflege.“

„Weiter, weiter!“ drängte der Douanenoffizier.

„Weiter? Ich bin fertig. Das Uebrige können Sie sich denken!“

„Denken? Hm, ja. Also der Franz schamerirt mit Eurer Tochter. Das habe ich mir schon längst gedacht! Ich hoffe aber, daß — — —"

„Keine Sorge, Herr Lieutenant! Nun ich weiß, was hinter meinem Rücken vorgeht, werde ich dafür Sorge tragen, daß es nicht wieder geschieht."

„Natürlich! Aber Ihr könnt doch unmöglich mit Eurer Geschichte fertig sein?"

„Ich bin fertig, denn das Andre hat für Sie kein Interesse," meinte der vorsichtige Müller, welcher seine Tochter nicht in Gefahr bringen wollte. „Nur das habe ich zu sagen, daß der Bursche mit meinem Kahn hinüber ist; sein Vater fuhr später auch ab, und etwas weiter unten bemerkte ich ebenfalls einige Boote, welche vorsichtig hinüber steuerten. Man hatte die Ruder mit Lappen umwunden. Es gilt jedenfalls ein Unternehmen, und ich bin daher Hals über Kopf nach St. Goar gelaufen, um Ihnen Nachricht davon zu bringen."

„Ich danke Euch, Niedermüller; es wird Euer Schade nicht sein!" antwortete Jambrieu und begab sich nach der Thür, um den im Vorraume befindlichen Zollwächter herbei zu rufen. Nachdem er diesem die nöthigen Befehle ertheilt hatte, schnallte er sich den Degen fester, steckte die geladenen Pistolen bei und warf den Mantel über.

„So, jetzt bin ich armirt, und nun allons, Niedermüller, Ihr geht ruhig nach Hause; es braucht Niemand zu wissen, wem ich die Kunde verdanke; ich aber begebe mich nach dem rendez-vous, an welchem ich meine Leute erwarten werde."

Die beiden Männer verließen das Haus und schritten am Ufer abwärts, bis sie die Stelle erreicht hatten, wo nach der Aussage des Niedermüllers Franz mit dem Boote abgestoßen war. Der Erstere verabschiedete sich hier, um nach seiner Wohnung zu gehen, der Lieutenant aber begab sich nach einer in der Nähe liegenden Stelle, wo er bereits einige seiner Untergebenen vorfand, welche er durch den schnell abgesandten Boten an diesen Ort befohlen hatte. In kurzer Zeit stießen noch Mehrere hinzu, und bald waren die Wächter in einer Anzahl versammelt, welche genügend war, auch einen größeren Trupp, als die Schwärzer gewöhnlich zu bilden pflegten, siegreich in Empfang zu nehmen.

Der Offizier vertheilte seine Leute nach ab- und aufwärts in einer Weise, daß eine bedeutende Strecke des Stromes von ihnen beobachtet werden und ihre Vereinigung auf das gegebene Zeichen doch leicht und schnell erfolgen konnte, und bald lag tiefe Stille auf der Gegend, welche in jedem Augenblicke der Schauplatz eines blutigen und erbitterten Kampfes werden konnte.

Die Zeit verging. Mitternacht war längst vorüber. Es schlug Eins und Zwei. Da endlich ließ sich unterhalb des Ortes, an welchen Jambrieu sich befand, ein klagender Unkenruf vernehmen. So rasch und geräuschlos wie möglich eilte er vorwärts und traf fast zu gleicher Zeit mit den Anderen bei dem Douanier ein, welcher das Signal gegeben hatte.

„Was giebt es, Sombrier?" frug er ihn. „Hast Du Etwas bemerkt?"

„Bücken Sie sich nieder, Herr Lieutenant," lautete die Antwort, „daß Ihr Auge in gleicher Linie mit dem Wasser kommt, und blicken Sie hier hinüber!"

Der Offizier folgte der Weisung und suchte das nächtliche Dunkel in der Richtung zu durchdringen, welche ihm der erhobene Arm des Sprechers angab. Der leise, phosphorische Schimmer, welcher die Oberfläche des Wasser kennzeichnete, ließ einige schwarze Punkte erkennen, welche auf dem Strome sich bewegten und bei ihren Nahen sich mehr und mehr vergrößerten.

„Voilà, da sind sie! Tretet zurück; laßt sie ruhig aussteigen und die Boote befestigen. Dann aber rasch auf sie los!"

Er hatte sich in seiner Voraussetzung verrechnet; die Schmuggler waren klüger und vorsichtiger als er dachte. In sicherer Entfernung vom Ufer ließen sie die Boote halten, und bald zeigte ein leises Plätschern, daß Einer von ihnen in das Wasser gesprungen war, um an das Land zu schwimmen und daselbst zu recognosciren.

Mit kraftvollen Armen theilte er die Fluth, stieg leise und langsam die Dammböschung empor und blieb hier horchend stehen. Da klang ein leiser Ton durch die Nacht, so leise, daß er einem Anderen vielleicht entgangen wäre; er aber hatte ihn vernommen und griff zum Messer.

„Sacré," murmelte Jambrieu zwischen die Zähne, „muß ich auch jetzt grad an den verteufelten Säbel stoßen! Ich werde dem Kerl den Rückzug abschneiden, damit er nicht zurück in das Wasser kann!"

Er hatte einen höchst unklugen Entschluß gefaßt. So leise er auch aufzutreten versuchte, der Schmuggler vernahm doch das Geräusch seiner Schritte und wandte sich nach dem Strome um. Jedenfalls war es seine Absicht, die Boote schwimmend wieder zu erreichen; er konnte sie aber nicht ausführen, denn noch hatte er keinen Fuß im Wasser, so fühlte er sich von dem Offizier gepackt und zurückgehalten.

„Zurück!" rief er mit laut schallender Stimme; „die Zollratten sind da!" und machte zu gleicher Zeit eine Anstrengung, von dem Lieutenant loszukommen.

Es gelang ihm nicht, denn es hatten sich zahlreiche Hände ausgestreckt, die ihn packten, und während er mit den überlegenen Gegnern rang, zog Einer derselben die geöffnete Blendlaterne unter dem Mantel hervor und ließ ihm den hellen Schein derselben in das Gesicht fallen.

„Der Franz," rief es; „der Franz aus der Obermühle!" Und „Bindet ihn!" fügte der Offizier hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Der Springbrunnen auf dem Markte in Ellenbogen in Böhmen trägt in lateinischer Sprache die fromme Inschrift: „Heilige Dreifaltigkeit, bitte für uns!“ Leider ist nicht gesagt, bei wem die heilige Dreifaltigkeit ihre Bitte anzubringen hat.

In Schwyz steht ein Schlosserhaus, an dessen Thürstein folgende Inschrift eingegraben ist:

„Wenn an jedes böse Maul
Ein Schloß gelegt müßt' werden,
Dann wär' die edle Schlosserei
Die beste Kunst auf Erden!“

Bei allen alten Völkern hatte die Frau einen geringeren Werth als der Mann. Moses schätzte den Mann auf 60, die Frau aber auf 30 Säckel Silber. Homer singt: Ein blühendes Weib ist der Kampfpreis, geschätzt vier Rinder im Werthe. Den alten Isländern galt laut ihrem Strafgesetze eine Frau gleich drei Mark, und das Volksrecht der Alemanen schätzte eine Jungfrau auf 200, eine verheirathete Frau auf 80 Gulden.

Räthsel.

Das erste Wort, ach, fänds in Deinem Herzen
Den kleinsten Raum, wie glücklich würd' ich sein!
Das zweite, sieh, das ist des Lebens Leben,
Der Quell des Glück's, der Urquell größter Pein.
Das dritte, nein, das kann ich nie vergessen,
Denn ewig, ewig sucht es ja mein Blick;
Um dieses könnt' ich tausend Welten opfern,
Und tausend Himmel blieben mir zurück.
Wenn mir das Ganze bald Dein Mund verkündet,
Ist meines Lebens Seligkeit begründet.

Eingesandt von Fräulein Agnes Wild in Berlin.

Rebus.

richt
Selbst

Eingesandt von Herrn Edmund Kolbe in Graz.

Auflösung des Arithmogriph in № 15.

Abt, Laura, Turban, Elbe, Neger, Ball, Urne, Rubel, Gartenlaube = Altenburg.

Richtige Lösungen gingen ein von den Fräuleins Emma Welde in Gernsdorf, Milda Stiller in Hamm, Frau Laura Jahn in Leipzig und den Herren E. Schreiter in Dresden, Franz Albert in Donauwörth, August Folger in Wien, M. Schertz in Dresden, Karl Ebert in Görlitz, Levi Goldmann in Frankfurt a. O. und Ferdinand Schöne in Hohenstein.

Lösung der scherzhaften Rechenaufgabe in № 15.

Kein Storch, also in Zahlen 0 Storch hat 29 Beine.
Ein „ „ „ „ 1 „ „ 2 „
Summa: 1 Storch hat 31 Beine.

Briefkasten.

Fräulein **A. D.** in Stuttgart. Wir werden Ihnen stets und gern die erbetene Auskunft ertheilen. Ja, es giebt ein Mittel, verdorbenes Fleisch wieder gut zu machen: Es wird in kochendem Wasser, von welchem man den Schaum fleißig abnimmt, mit einer festen, geglühten und nicht mehr rauchenden Holzkohle so lange in Berührung gebracht, bis diese allen üblen Geruch des Fleisches und der Brühe an sich gezogen hat. Auch etwas alte Fische lassen sich in dieser Weise verbessern.

Fräulein **M. P.** in Hamburg. Kaufen Sie die rothe. Sie wird besser kleiden als die blaue. Meist ist es nur der Contrast, welcher die von Ihnen erwähnte günstige Wirkung hat.

Frau **E. G.** in Brandenburg. Ihr Mann ist „entzückt“ über Ihre Gedichte? Sie Glückliche! Es giebt manchen Mann, welcher statt entzückt „verrückt“ werden möchte über die Gerichte, Geschichte und — Gedichte seiner bessern Hälfte. Geben Sie die „herrlichen Strophen“ ja niemals aus der Hand, sie möchten sonst ihre Wirkung verlieren!

Frau **C. H.** in Bonn. Sie fragen uns nach einer genauen Uebersetzung des Wortes Chignon. Die allergenaueste ist folgende: Haarwulstwellenpuffenwickelfriseurwollenaffenschwanzringelnestschmachtlockenherzundsinnbethörungsungeheuer.

Herrn **O. K.** in Erlangen. Die Beantwortung Ihrer Fragen erfordert keine so außerordentlich bedeutende „numismatische Klugheit“, wie Sie annehmen. Schon vor der Entdeckung des Silbergebirges zu Goslar im Jahre 968 (nicht 948 wie Sie meinen) hatten die Deutschen Solidi (Schillinge) und Denarii (Pfennige). Der Name Heller stammt von einer kleinen, im Jahre 1228 zu Halle ausgeprägten Münze. Die ersten Groschen (Grassos, Grossos) münzte im Jahre 1286 Wenzel II., König von Böhmen. Die Florini oder Gulden erschienen zuerst 1252 in Florenz. Die ersten Dukaten, geprägt von Rogerius, König von Sicilien, erhielten ihren Namen von dem Herzogthum (Ducato) Apulien. Die Thaler prägte zuerst Graf Schlick zu Joachimsthal in Böhmen, und zwar im Jahre 1519. Fast um dieselbe Zeit trat in Baiern der Batzen auf. Kreuzer kannte man im Jahre 1403, von dem Sie sprechen, ganz bestimmt noch nicht.

Herrn **A. Cl.** in Berlin. Um mattgewordene Glasfenster wieder hell zu machen, reibt man dieselben vermittelst eines Leinwandlappens mit fein geschlämmter Walkerde trocken ab. Sollte dies noch nicht helfen, so wäscht man die Scheiben mit verdünnter Salpetersäure und spült sie mit Regenwasser gehörig ab.

Herrn **P. W.** in Dresden. Wir glauben sehr, daß Sie selbst die Schuld an der unglücklichen Ehe tragen. Wer eine Xantippe nicht zu bemeistern weiß, soll sich keine nehmen.

Herrn **O. F.** in Chemnitz. Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt. Es liegt im Interesse unserer Leser, jeder schriftlichen Zusendung an uns eine vollständige Angabe des Namens und der Wohnung beizufügen.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

strahlt der Ikonostas von Vergoldung, während in den reichen Tempeln die Pracht der mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Heiligenbilder und der übrigen Zierrathen oft eine wahrhaft blendende ist.

Die Beleuchtung wird der Kirche durch sehr schmale, hoch in den Seitenmauern oder im Innern der Kuppeln angebrachte Fenster ertheilt. Wegen dieser spärlichen Beleuchtung mit Tageslicht sind aber für festliche Gelegenheiten eine Menge großer Kronleuchter angebracht, wie überhaupt die Lichter im griechisch-katholischen Gottesdienste eine große Rolle spielen. Der Segen wird der Gemeinde z. B. mit zwei übers Kreuz gehaltenen Leuchtern gespendet. Auf dem einen derselben brennen zwei, auf dem andern drei Kerzen, deren symbolische Bedeutung sich auf die Doppelnatur Christi und auf die Dreieinigkeit bezieht.

Das Aeußere der russischen Kirchen hat nach den Ornamenten und Farben der Façaden sich im Laufe der Zeiten ziemlich umgestaltet. Früher fand man ganz nach orientalischer Weise häufig die Kirchen mit grellen Farben bemalt. Dies hat sich jedoch allmälig verloren. Ueber den mit Halbkreisen geschlossenen Thüren befindet sich gewöhnlich das Bild des Heiligen, dem die Kirche gewidmet ist und der Obertheil der Façaden ist statt eines horizontalen Gesimses meist mit kreis- oder olivenförmigen Giebeln geschmückt, das Dach aber ist am häufigsten mit Blei, Eisen oder Kupferblech bedeckt. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit aber empfängt das Aeußere der russischen Kirche durch die zahlreichen Kuppeln, welche über das Dach emporragen und diese Kuppeln sind entweder als Halbkugeln oder ganz kreisförmig gestaltet; nach und nach ist auch die Zwiebel- und Birnform dabei üblich geworden und man hat zugleich, in sehr bizarrer Weise, eine Menge kleinerer Thürmchen angebracht.

Die meisten der russischen Kirchen haben auch noch einen alleinstehenden Thurm, auf welchem die Glocken hängen. Diese werden jedoch nicht wie unsre Kirchenglocken geläutet, sondern ähnlich den auf den deutschen Eisenbahnstationen befindlichen Abgang und Eintreffen der Züge meldenden Glocken nur angeschlagen. Die Glocke hängt nicht, sondern ist befestigt und nur der Klöppel wird mittelst eines daran befestigten Riemens in Bewegung gesetzt. Von einem melodischen Geläute ist daher selbstverständlich gar keine Rede; das russische Läuten ist meistens und wo nicht Glockenspiele vorhanden, nichts als ein wüstes Töne-Conglomerat. Ist es schon an Sonn- und Feiertagen nichts weniger als ein Ohrenschmaus, so wird es doch gerade zur Marter des menschlichen Trommelfelles, wenn die Osterzeit herannaht und vom Palmsonntag Abend bis Ostersonntag zum Beginn des Gottesdienstes Tag und Nacht ununterbrochen sämmtliche Glocken der Stadt angeschlagen werden. Je mehr Glocken eine Kirche hat und je größer erstere sind, desto mehr Respect hat der gemeine Russe vor der betreffenden Kirche. Protestanten und Katholiken (meistentheils Deutsche), welche in vielen russischen Gemeinden Kirchen besitzen, dürfen daher auch nur eine einzige ganz kleine Glocke führen, auch keinen Glockenthurm erbauen. Das ist aber auch die einzige Einschränkung, welche man dem Cultus Andersgläubiger in Rußland auferlegt, dessen Bewohner durchgängig höchst tolerant sind.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XII.

Die Kriegskasse.

Eine kleine Episode aus einer großen Zeit von E. Pollmer.

(Fortsetzung.)

Franz war erkannt; gelang es ihm nicht, zu entkommen, so war sein Loos die Galeere. Der starke Bursche fühlte bei diesem Gedanken seine Kräfte sich verdoppeln: wie der Löwe die Hunde, so schüttelte er die kleinen, schmächtigen Franzosen von sich ab; sie stürzten um ihn zur Erde, und nur Jambrien hielt so fest, daß nicht von ihm loszukommen war.

„Laß los, Bonapartenpudel, sonst magst Du sehen, wie es Dir geht!"

„Meinst Du, Coion? Zeig' doch, was Du kannst!"

„Sollst's gleich sehen!" antwortete es.

Der blasse Schimmer einer blanken Messerklinge leuchtete auf den Offizier nieder; er stieß einen kurzen, schrillen Wehelaut aus, fuhr zuckend mit dem Armen in die Luft und brach dann zusammen.

Mit einigen Sprüngen brachte Franz sich aus dem Bereiche seine Feinde und war im nächsten Augenblicke in der Finsterniß verschwunden. Ein fernes Plätschern bewies, daß die Boote den Warnungsruf beachtet hatten und schleunigst davonruderten. Der erwartete Fang war den unachtsamen Häschern entgangen. — — --

3.

Es war um Weihnachten. Der Winter war über das Land gegangen und hatte seine Schneeflocken auf Feld und Flur gestreut. Deutschland lag unter der drückenden, erwartungsvollen Stille, wie sie dem Sturme vorherzugehen pflegt; am Rheine war die politische Schwüle am drückendsten, und

der heilige Christ, welcher sonst so fröhliche Gesichter findet, begegnete gar manchem ernstblickenden Auge, welches von Dingen redete, die der Mund nicht auszusprechen wagte.

Auch auf den beiden Mühlen ging es außerordentlich ruhig zu. Von Franz hatte man seit jener Nacht Nichts wieder gehört. Jambrieu war von der erhaltenen Messerwunde vollständig genesen und wohnte jetzt in der Niedermühle. Er schien sich in St Goar nicht mehr ganz sicher zu fühlen und hatte dieses Logis gewählt, weil er bei dem zu erwartenden Rückzuge gern einen reichen Vogel mitgenommen hätte.

Anna sträubte sich zwar nach Kräften gegen die von dem Vater ihr aufgezwungene Verbindung, aber das Drängen des Lieutenants wurde von Tag zu Tag nachhaltiger, und es war vorauszusehen, daß er den Müller endlich zu einem rücksichtslosen Machtspruch bewegen werde.

So war der zweite Feiertag gekommen; die Familie saß noch spät in der von dem brennenden Tannenbaume hell erleuchteten Stube und horchte auf die ruhmredigen Berichte, welche Jambrieu zum hundertsten Male von seinem Kaiser vortrug. Da klopfte es an die Thür, und auf das laute „Herein" des Müller trat ein Mann herein, dessen zerfetzte Kleidung auf überstandene schwere Strapazen deuteten. Er trug den linken Arm in der Binde und ein Heftpflaster über das Gesicht, welches sich von der Nase bis fast an das Ohr erstreckte. Hätten ihn nicht schon diese Blessuren als Krieger gekennzeichnet, so wäre es sicher durch das Kreuz der Ehrenlegion geschehen, welches seine breite Brust schmückte.

„Kut' Apend!" grüßte er in gebrochenem Deutsch. „Kann ein arm' Soldat 'ab' un peu ßu eff', ßu trink' hund ßu schlaf'?"

Der Douanenoffizier erhob sich sofort und zog den beklagenswerthen Mann an den Tisch. Es verstand sich von selbst, daß ihm das Begehrte reichlich vorgesetzt wurde, und ebenso zahlreich waren auch die Fragen, welche er während des Essens zu beantworten hatte. Er gehörte zu der großen französischen Armee, welche aus Rußland retirirt war, in Deutschland geschlagen wurde und ihre versprengten Theile als Bettlerkolonnen heim in das gelobte Frankreich sandte. Im Laufe des Gespräches fand es sich, daß er ein Müller sei, und dieser Umstand bewog den Hausherrn zu der Frage, ob er auf der Niedermühle bleiben wolle, bis er sich von den ausgestandenen Beschwerden erholt habe. Er willigte mit Freuden ein und ward nach vollendetem Abendbrode bedeutet, sich von der Tochter des Hauses zur Ruhe weisen zu lassen.

Anna ergriff eines der Lichter, um ihn zu begleiten; es zitterte in ihrer Hand, aber sie brachte ihre Angst nicht eher zum Ausdrucke, bis sie in der Kammer stand, wo kein Lauscher zu befürchten war.

„Franz!"

Nur das eine Wort sprach sie aus, aber der Ton sagte mehr, als alle Worte es vermocht hätten.

„Anna! So hast Du mich erkannt?"

„Nicht gleich, aber endlich doch. Um Gottes Willen, geh' fort von hier; wenn es herauskommt, wer Du bist, so bist Du verloren!"

Er nahm das falsche Haar vom Kopfe, entfernte den struppigen Bart aus dem Gesichte und warf die Binde fort, die seinen Arm gehalten hatte.

„Ich bleibe hier, Anna; ich muß hier bleiben, und Niemand wird mich erkennen!"

„Nein, Du mußt fort; ich würde sonst vor Angst sterben!"

„Es geht nicht; ich muß, Anna, und damit laß es gut sein! Wie steht es mit dem Jambrieu?"

„Ich muß ihn nehmen, wenn keine Hilfe kommt."

„Sie wird kommen, und zwar bald. Deswegen bin ich hier. Wie geht es meinen Eltern?"

„Sie sind gesund und wohl. Was ist's hier mit dem Pflaster? Geht das auch herunter?"

„Nein, der Hieb ist nicht falsch; ich habe ihn wirklich erhalten."

„Einen Hieb? Sag', wo!"

„Das werde ich Dir später erzählen. Jetzt geh' hinab, damit Niemand Verdacht schöpft!"

Er schlang die Arme um sie, gab ihr einen herzlichen Kuß und schob sie dann zur Thür hinaus. Nachdem er die Letztere verriegelt hatte, öffnete er das Fenster. Es führte auf den Damm des Teiches, welchen der Bach hier bildete und an welchen sich die hintere Seite des Hauses lehnte. Mit einem gewandten Sprunge stand er draußen und gelangte auf einem Umwege zu dem Pfade, welcher längs des Wassers hinauf zur Obermühle führte. Dort angelangt, fand er die Thür verschlossen und alles Licht erloschen. Die Eltern, welche er sehen wollte, waren schlafen gegangen. Sollte er sie in ihrer Ruhe stören? Nach kurzem Besinnen beschloß er, umzukehren. Er mußte mehrere Tage bleiben und konnte sie also ja morgen aufsuchen.

Langsam schritt er den Weg, welchen er gekommen war, wieder hinab und stand, als er die Niedermühle erreicht hatte, eben im Begriff, seine Kammer aufzusuchen, als er Schritte vernahm, welche sich von vorn dem Hause näherten.

Er blieb lauschend stehen. Es wurde geklopft, und als nach einiger Zeit der Müller aus dem geöffneten Fenster blickte, frug eine Stimme in fremdländischem Accent nach dem Lieutenant Jambrieu.

Franz schlich sich näher und versteckte sich hinter einem Haufen Reißholz, welcher in der Nähe der Thür aufgeschichtet lag. Der Lieutenant erschien nach einiger Zeit; aber kaum hatte der späte Gast einige Worte zu ihm gesprochen, so faßte er ihn am Arme und zog ihn von der Thür hinweg bis in die nächste Nähe des unberufenen Lauschers.

Dieser vernahm jedes Wort der hastig geführten Unterhaltung und erhob sich, als die beiden Männer sich mit raschen Schritten entfernt hatten, mit einem tiefen Athemzuge aus seiner gebückten Stellung.

Es währte eine lange Zeit, ehe sie wiederkehrten, aber nicht zu Zweien, sondern zu Dreien. Sie trugen einen schwe-

ren Gegenstand, machten einen möglichst weiten Bogen um die Mühle und verschwanden in dem Gesträuch, welches den Teich von drei Seiten umgab. Nach wenigen Minuten knirrschte es wie zerbrochenes Eis und es wurde ein kurzes Plätschern hörbar, als werde ein fester Gegenstand in das Wasser gesenkt und fahre, von den haltenden Händen losgelassen, mit kräftigem Schlage zu Boden.

Am nächsten Morgen fand der Müller statt des einen Franzosen, den er gestern aufgenommen, noch zwei, welche durch den Lieutenant hier ein Obdach gefunden hatten und für einige Tage hier zu bleiben erklärten. Und zu derselben Zeit traf man bei St. Goar auf einen alten Wagen, vor welchen ein alter, abgetriebener Gaul gespannt war, der traurig und hungrig den Kopf zur Erde senkte. Das Geschirr war aus irgend einem Grunde von seinem Führer verlassen worden.

4.

Das Neujahr 1814 war gekommen. Draußen in der Welt bereiteten sich große Dinge vor, und auch in der Niedermühle schien ein Sturm im Anzuge zu sein. Es konnte nicht verschwiegen bleiben, daß die Sache Napoleons auf schlimmen Füßen stehe, sämmtliche Douaniers hatten Ordre bekommen, sich marschfertig zu halten, aber der Befehl zum Rückzuge zögerte von Stunde zu Stunde. Der Glaube an die Allmacht des großen Corsen war so stark, daß man an den erlittenen Niederlagen zweifelte und aller Augenblicke den Bericht erwartete, er sei an der Spitze seiner Legionen erschienen und habe den Feind mit einem seiner gewaltigen Schläge für immer zu Boden geworfen.

Die vier Franzosen, welche jetzt die Mühle mitbewohnten, waren sehr darüber einig, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, und der Eine von ihnen, welcher Müller war und das Kreuz der Ehrenlegion trug, übertraf sogar den Lieutenant an Eifer, für seinen glorreichen Kaiser auch mit der Zunge zu fechten. Er schien ihm auch in anderer Beziehung den Vorrang ablaufen zu wollen, wenigstens bemerkte der eifersüchtige Jambrieu, daß zwischen ihm und Anna trotz seines nichts weniger als ansprechenden Aeußeren eine immer wachsende Sympathie stattfinden müsse, und schon zu wiederholten Malen hatte er daher im Begriff gestanden, sein vermeindlich besseres Recht nunmehr zur Geltung zu bringen.

Der Müller fühlte sich nirgends wohler, als in der Gesellschaft dieser vier Männer, welche den gleichen Abgott mit ihm hatten und — es sich an seinem Tische trefflich schmecken ließen. Jemehr er grad jetzt um seines politischen Bekenntnisses willen von den Nachbarn gemieden wurde, desto fester hielt er dasselbe, und die Gerüchte, welche über den Vormarsch der Verbündeten im Umlauf waren, machten so wenig Eindruck auf ihn, daß er die Verlobung Anna's mit Jambrieu auf den heutigen Abend festgesetzt hatte.

Er hatte erwartet, bei der Tochter den kräftigsten Widerstand zu finden und wunderte sich nicht wenig, als sie sein Machtwort mit der gleichgültigsten Miene hinnahm und die nothwendigen wirthschaftlichen Vorbereitungen zu dem Familienfeste ohne besondere Anweisung traf. Er glaubte, sie sei endlich einmal klug geworden; ein Douanenoffizier ist ein schwerwiegendes Menschenkind, und wenn eine Müllerstochter ihn zum Manne bekommt, so hat sie von einem Glücke zu sagen.

Es waren für den Abend wenig Gäste geladen; aber der Kreis der Verwandten und Hausgenossen war ein so zahlreicher, daß sich bald eine lebhafte Unterhaltung entwickelte, welche gegen Mitternacht hin, wo das bindende Verlöbniß stattfinden sollte, in Folge des reichlich genossenen Weines außerordentlich animirt wurde.

Nur Jambrieu theilte nicht die frohe Laune der Anderen; er bemerkte gar zu wohl die Blicke, welche möglichst verstohlen zwischen Anna und dem Legionär gewechselt wurden; so gern er den Letzteren in den ersten Tagen gehabt hatte, so wenig konnte er ihn jetzt leiden, und es schwebte von Minute zu Minute ein scharfes Wort auf seinen Lippen, welches er nur zurückhielt, weil das schöne Mädchen ihm doch jedenfalls nun sicher war. Er gab sich Mühe, seine Eifersucht zu überwinden und ergriff das gefüllte Glas, um einen Toast auf seinen Kaiser auszubringen. Alles stimmte in das „vive l'empereur!" ein, und nur der Legionär bückte sich unter den Tisch, als sei ihm irgend Etwas zur Erde gefallen.

Jetzt erhob sich auch der Müller zu einem Toaste. Er spöttelte über die kleinen Feinde Napoleons und forderte auf, die Gläser auf den baldigen Untergang derselben zu leeren. Alle folgten dieser Weisung außer wieder dem Legionär, welcher, sein Glas zwischen den Fingern drehend, ruhig sitzen blieb.

„Helas," meinte Jambrieu, „bist Du an den Stuhl gewachsen? Was soll das heißen, daß Du Dich gar nicht rührst?"

„Das soll 'eiß, Napoleong sein perdu, Napoleong sein futsch, Napoleong sein kaput, sakt die Kossak," antwortete er in seiner gebrochenen Sprache.

Diese Worte brachten ein ungeheueres Aufsehen hervor; eine solche Versündigung an dem gewaltigen Herrscher war unerhört, und Jambrieu machte Miene, sich auf den Verbrecher zu stürzen, als plötzlich die Thür hastig aufgerissen wurde und ein Douane mit Sack und Pack hereintrat, um dem Lieutenant einen verschlossenen Brief zu überreichen.

Jambrieu besah das Couvert. Das Schreiben kam von seinem Vorgesetzten. Er las es und tiefe Bläße breitete sich über seine erschrockenen Züge.

„Der Feind ist da," rief er; „wir müssen fort. Rasch vorwärts in die Berge, bis der Kaiser sie wieder packt und vernichtet!"

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Nach zuverlässigen statistischen Berichten leben in Deutschland jetzt 357,426 Personen welche den Namen Müller führen.

Ein berühmtes Weinhaus erhielt kürzlich die einem Hôtelwirthe gemachte Sendung mit dem höflichen Bemerken zurück:

„Wer Bier verfälscht und Weine tauft,
Ist werth, daß er sie selber sauft!"

Eine gewöhnliche Uhr tickt in jeder Stunde 17,160 Mal; das giebt täglich 411,840 und jährlich 150,424,560 Schläge. Die Uhr ist von hartem Metalle gefertigt und doch nützt sie sich sehr oft schnell ab. Das menschliche Herz, aus einem viel weicheren Stoffe bestehend, schlägt oft 60, 70, ja 100 Jahre ununterbrochen fort, obgleich es durchschnittlich 5000 Schläge in der Stunde, das sind 120,000 Schläge im Laufe eines Tages, giebt. Für das Jahr würde dies 43,836,000 und für 100 Jahre 4,383,600,000 Schläge betragen. Ist es ein Wunder, wenn dieses Herz endlich einmal müde wird und sich nach Ruhe sehnt?

Ein italienisches Sprüchwort sagt: Wären die Weiber mit den Füßen so geschwind wie mit der Zunge, so könnten sie Blitze genug haschen, um ihre Kochfeuer anzubrennen.

Ein berühmter Prediger sagte einst: „Wir werden uns im Himmel über drei Dinge wundern. Erstens darüber, daß wir Manche dort finden, die wir nicht drin erwartet hätten; zweitens darüber, daß wir Andre nicht darin sehen, die wir sicher anzutreffen dachten; drittens aber und am allermeisten darüber, daß wir selbst im Himmel sind.

Arithmogriph.

1. 10. 4. 5. 3. ein Reitergeneral Napoleons I.
2. 7. 3. 6. 11. ein wieselartiges Raubthier.
3. 4. 6. 9. 11. 3. eine Stadt am adriatischen Meere.
4. 9. 10. 3. 12. 4. ein plattdeutscher Dichter.
5. 7. 1. 5. ein Mädchenname.
6. 7. 8. 9. 4. ein Nebenfluß der Donau.
7. 6. 1. 5. eine Stadt in Peru.
8. 2. 3. 12. 4. ein Maß.
9. 1. 11. ein berühmter Badeort.
10. 4. 5. 7. ein Fluß in Rußland.
11. 2. 5. 1. ein Reich in Hinterindien.
12. 10. 8. 9. ein Nachtvogel.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen geben den Namen eines Geschützes.

Eingesandt von Herrn O. Petzold, Wien.

Charade.

Die Ersten sind die Kinder
Der freundlichen Natur;
Die Letzte lebt im Süden
In Steppe, Wald und Flur.
Das Ganze zart geordnet,
Birgt stiller Sehnsucht Sinn.
Verstehst Du seine Sprache?
O, nimm es freundlich hin!

Eingesandt von Fräulein Anna Eger in Freiberg.

Scherzfragen.

Warum darf ein Pferd kein Schneider werden?

Was thut der Haushahn, wenn er auf einem Beine steht?

Welches Fleisch schmeckt am Besten?

Welche Affen haben mit Menschen die größte Aehnlichkeit?

Eingesandt von Herrn Otto Manz in Halle.

Beantwortung der Scherzfrage in № 16.

Der Käse (junge Maden).

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein E. Haubold, Bautzen, Fräulein B. Wolf in Zittau, Frau L. Albert in Danzig, Frau W. Bach in Goslar und den Herren Ypsilanti in Dresden, W. Zettel und F. Scheibe in Berlin, H. Gutmann in Weimar, A. Wirth in Offenbach und G. Voigt in Linzen.

Briefkasten.

Fräulein **A. H.** in Wien. Die uns übersandte Probe ist bleihaltig. Sie würden sich durch den Gebrauch sehr schädigen.

Herrn **H. Fechner** in Magdeburg. Nach der uns übersandten Zeichnung erreichen Sie die Carambolage nur dann, wenn Sie den Rothen von der obern Bande links mit rechts Tiefstoß nehmen.

Herrn **Ypsilanti** in Dresden. Sie fragen: „Wie gewinnt man sich an besten das Herz eines mit der Liebe noch gänzlich unbekannten jungen Mädchens, welches eben erst dem Backfischalter entwachsen ist?" Nur innerer Werth und ehrliche Absichten verdienen eine Beantwortung dieser Frage, die zu ertheilen uns leider unmöglich ist, da wir weder Sie und die betreffende Dame noch Ihre beiderseitigen Verhältnisse kennen, was doch nothwendig wäre, um einen aufrichtigen und erfolgreichen Rath ertheilen zu können. Von einer satyrischen Erwiderung haben wir abgesehen, weil Ihre Zuschrift nicht den Eindruck auf uns machte, als sei sie von einem problematischen Character verfaßt.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

doch entzog sie Niemand dem schrecklichen Loose, das sie sich selbst dictirt!

Von diesem Augenblicke an war es für alle Zuschauer klar, daß ihr Muth bei dem Gedanken an den Abschluß dieses grauenhaften Schauspiels wankte.

Als die Braminen, welche der Ceremonie vorstanden, sahen, daß es Zeit sei, ihre Vollendung zu beschleunigen, damit die Wittwe den Muth nicht ganz verliere, so forderten sie die Verwandten auf, sich von dem Scheiterhaufen zu entfernen und das Opfer blieb mit ihren Opferern allein. Als man aber auch das Kind ihren Armen erbarmungslos entriß, da erschien die Wittwe wahrhaft groß in ihrem Schmerze. Sie verhehlte ihren inneren furchtbaren Kampf nicht; sie warf sich auf die Kniee, richtete die Augen gen Himmel und rang in stummer Verzweiflung die Hände.

Zwei Braminen schmückten sie mit Blumen und besprengten sie mit wohlriechendem Wasser, allein sie schien nichts davon zu fühlen. Als man sie aber zum Scheiterhaufen führen wollte, widersetzte sie sich und die Verzweiflung lieh ihr solche Kräfte, daß die Priester allein nichts gegen sie vermochten. Aber in diesem Augenblicke kamen Mehrere herbei, die unglückliche Frau wurde ergriffen, zum Holzstoße gebracht und an den in der Mitte desselben befindlichen Pfahl gebunden.

Darauf wurde das Holz des Scheiterhaufens mit „Ghi" (geschmolzener Butter) begossen, um die Verbrennung zu beschleunigen. Die unglückliche Frau begann zu schreien, aber sogleich wurde auf einen Wink der Braminen ihre Stimme durch den Schall der Tom-Toms, der Blas-Instrumente und das Geschrei von einigen Hundert Fanatikern übertönt, die sich versammelt hatten, um Zeugen dieses Actes barbarischer Frömmigkeit zu sein.

Alle Anstrengungen des armen Weibes waren vergeens. Man legte ihr den mit Blumen geschmückten Kopf ihres Mannes auf den Schoos und steckte das unter dem Holze aufgehäufte Stroh an. Augenblicklich schlug die Flamme von allen Seiten empor, umgab die schöne Indierin und entzog sie für immer den Blicken ihrer Mitmenschen. Der fanatische Gesang der Menge und der Lärm der Instrumente aber dauerte fort, bis das Opfer ihr Leben ausgehaucht hatte."

„Aber warum," höre ich die Leser fragen, „fügt sich eine Wittwe diesem barbarischen Gebrauche, da sie zum Feuertode doch nicht gezwungen wird?"

Die Schuld fällt allein auf die Braminen, jene fanatischen, mächtigen Priester, die sich rühmen, aus dem Gehirn Brama's (der höchste Gott der Indier) entsprungen zu sein. Sie, vor deren Zorn selbst die Könige zittern, deren Flüche, wie man glaubt, stets in Erfüllung gehen, setzen einer Wittwe so lange mit Drohungen zu, bis sie sich endlich dem barbarischen Gebrauche fügt und hat sie, sei es auch nur aus Uebereilung, zugesagt, so ist ein Rücktritt unmöglich. Was hat denn auch die Arme zu erwarten, die sich den Braminen widersetzt?

Zunächst trifft sie der Fluch des Priesters; sie ist infolge dessen ausgestoßen aus der Gesellschaft und geht als Sklavin an den nächsten männlichen Erben ihres verstorbenen Gatten über. Was Wunder, wenn ein solch unglückliches Weib die kurze, wenn auch fürchterliche Qual dem lebenslänglichen Sklaventhum vorzieht?

O, welch ein Feld für christliche Mission ist Indien! Wie dankbar würden die Frauen unsere Civilisation begrüßen! Aber die Macht der Braminen läßt sich nur langsam brechen und gar mancher Missionär, der von den edelsten Absichten beseelt dahin zog, wurde durch die von den Braminen fanatisirte Menge ermordet. Möge recht bald die Zeit kommen, in welcher auch dort der Ruf ertönt: „Es werde Licht!"

Aus allen Zeiten und Zonen.

XII.

Die Kriegskasse.

Eine kleine Episode aus einer großen Zeit von E. Pollmer.

(Schluß.)

Jambrieu eilte zur Thür, prallte aber dort um einige Schritte zurück, denn vor derselben stand die hochaufgerichtete Gestalt des Legionärs, welcher ihm die Pistole entgegen hielt.

„Wart' Sie not ein klein Weilt, 'err Lieutenant," meinte er lächelnd; „Sie 'ab' verkeß', mitßunehm' Ihr Braut!"

„Was soll das heißen?" frug der vollständig verblüffte Offizier.

„Es soll 'eiß', daß Franzis sein kaput und die 'err Lieuenant sein auk kaput!"

„Kaput? Ich?!"

„Oui, kaput, ßerr kaput!"

„Zurück, Schurke; laß Deinen dummen Witz! Ich habe keine Zeit, ihn anzuhören."

„Ah, die 'err Lieutenant muß lauf', lauf' über die Berg vor der Cuchons, die freß' all' Franzos' und all' Douaniers. Hêlas, die 'err Lieutenant muß bleib' in diese chamber bis komm' der Cuchons!"

Jambrieu wollte ihn fassen; der Legionär aber stieß ihn zurück, riß die Perrücke vom Kopfe, den Bart vom Ge-

sichte und warf das alte Camisol, welches er getragen hatte, vom Leibe. Ein Schrei des Schreckens entfuhr der aufgeregten Versammlung, denn statt des verwundeten Franzosen stand Franz vor ihnen, der dem Douanenoffizier mit einem raschen Griffe den Degen entriß. Er trug eine schwarze, roth vorgestoßene Litewke, von welcher die goldgelben, halbmondförmigen Achselstücke sich glänzend hervorhoben; das dunkle Lederzeug stak voller Waffen, und seine ganze Haltung war eine solche, daß keiner der Franzosen sich auf ihn zu werfen wagte, zumal Alle die fürchterliche Uniform kannten, welche er trug: er war ein Lützower.

Den Degen Jambrieu's hinter sich an die schnell verriegelte Thür lehnend, zog er eine zweite Pistole hervor. Die Hähne knackten, ein leiser Druck der Finger und die tödtlichen Schüsse mußten krachen.

„Kennen Sie mich jetzt, Herr Lieutenant?" frug er ernst. „Sie wollten einst den Schmuggler fangen, jetzt hat er Sie im Sacke. Und nun paßt auf, Ihr Leute: Wer nicht sofort thut, was ich befehle, den schieße ich auf der Stelle nieder!"

Man sah es ihm an, daß er Ernst machen werde, und als ein kurzes, barsches

„Setzt Euch!"

erscholl, suchten Alle außer Jambrieu die verlassenen Sitze wieder auf.

„Herr Lieutenant, ich schieße. Setzen Sie sich! Eins — zwei — —"

Der eingeschüchterte Offizier wartete die verhängnißvolle „Drei" nicht ab.

„Aber was wollen Sie denn eigentlich von uns?" frug er kleinlaut, indem er sich ruhig auf dem Stuhle niederließ. „Wir werden Ihnen nicht das Geringste zu Leide thun, sondern ganz ruhig unseres Weges gehen!"

„Ich habe noch Mehreres mit Ihnen zu verhandeln!" lachte der muthige Lützower. „Zunächst sage ich Ihnen meinen Dank für den Unterricht, welchen Sie mir über die Stellung der Ihrigen so — so naiv gegeben haben. Ich bin stets des Nachts fortgewesen, um das Vernommene an gehöriger Stelle zur Meldung zu bringen."

„Mille tonnerre!" fluchte der blamirte Douanier zwischen die Zähne.

„Ferner muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie im Eise des Mühlteiches ein so deutliches Zeichen angebracht haben. Ich hätte sonst nicht so leicht die Stelle gefunden, wo der eiserne Kasten von Ihnen versenkt wurde."

„Sacré bleu!" rief er aufspringend. „Ich muß fort; der Kerl weiß Alles! En avant, Ihr Leute; schlagt ihn nieder; wir müssen die Kriegskasse retten!"

Er kam nicht weit, der drohende Lauf der Pistole hielt ihn zurück.

„Niedergesetzt!" erklang es drohend. „Für die Kasse werden bessere Leute sorgen, als Sie!"

Des Leutenants Augen blitzten wüthend auf, aber er mußte gehorchen, wenn er sein Leben nicht verlieren wollte.

Franz wandte sich jetzt zum Niedermüller.

„Jetzt kommt an Euch die Reihe! In wenigen Minuten ist Euer Haus von den siegreichen Cuchons besetzt. Wißt Ihr, wie Ihr stets von ihnen gesprochen und was Ihr ihnen erst vorhin noch gewünscht habt?"

Der Müller erbleichte; er vermochte nicht zu antworten.

„Euer Schicksal hängt von Eurem gegenwärtigen Verhalten ab. Ich habe keine Zeit zu langen Reden. Antwortet mir also kurz und bündig: Ist Eure Tochter noch frei?"

„Ja," erwiderte er zitternd und zögernd.

„Ihr habt Euch auf eine Verlobung eingerichtet. Der Herr Lieutenant wird entsagen müssen. Anna, komm her!"

Das Mädchen, welche eine angstvolle Zeugin des ganzen Vorganges gewesen war, trat zu ihm. Er faßte ihre kleine, bebende Hand.

„Herr Niedermüller, Ihr wißt, daß wir Beide uns lieb haben. Gebt mir die Anna zur Frau!"

Der Müller schwieg.

„Antwortet! Ja oder nein?"

Der Gefragte blickte rathlos im Kreise umher. Da erklang lautes Pferdegetrappel und ein lauter Kommandoruf vom Hofe herauf in die Stube; die Hausthür wurde aufgerissen, und fragende Stimmen ließen sich hören.

„Nun! Macht schnell, die Cuchons sind da!"

„Ich — habe — — Nichts dawider!" lautete die seufzende Antwort, während Jambrieu sich mit einer protestirenden Armbewegung erhob. Franz zog das Mädchen an sich und drückte einen schallenden Kuß auf ihre Lippen.

„So ist's recht," erklang es da hinter ihm; „nur drauf, immer drauf, wer Glück und Sieg begehrt!"

Es war ein Greis, der diese Worte sprach. Er mochte seine siebzig Jahre zählen, aber seine Haltung war eine noch ungemein rüstige. Ein langer Mantel fiel von seinen Schultern, eine leichte Interimsmütze bedeckte den graubehaarten Kopf; der dichte, weiße Schnurrbart stand ihm gar martialisch zu Gesichte, und wie er so dastand, die Linke am Degengriffe, in der Rechten die kurze, qualmende Pfeife, und mit dem großen, scharfen Auge die Versammlung überfliegend, hätte es wohl Keiner gewagt, ein Wort zu sprechen, ohne von ihm gefragt zu sein. Er hatte sofort die Situation vollständig begriffen.

„Aha, eine Verlobung auf dem Degenknopf! Oder nicht?"

„Zu Befehl, Excellenz, ja!" antwortete Franz mit salutirender Handbewegung.

„Gratulire! Der Alte dort wird Wort halten müssen!" Und auf Jambrieu deutend, fuhr er fort: „Ist das der Zöllner, dem wir Deine Nachrichten verdanken, mein Sohn?"

„Zu Befehl, ja!"

„Er wird uns die Monneten lassen müssen! Wo stecken sie?"

„Im Teiche, Excellenz."

„Fi donc," lachte der alte Feldmarschall, welcher vor kaum einer Viertelstunde bei Caub über den Rhein gegangen war, „die Napoleons im kalten Wasser! Wir müssen sie erretten; zeige uns den Ort, mein Sohn!"

Er kniff Anna freundlich in die Wange und schritt hinaus; ein Wink an die Draußenstehenden genügte, die in der Stube befindlichen Personen unter sichere Wache zu bringen. Franz folgte ihm und nahm unten im Hofe eine Hacke zur Hand.

Eine Schaar Lützower hielt vor dem Hause. Die berühmten Freischärler hatten den Rheinübergang eröffnet und waren von Blücher zur Begleitung nach der Mühle befohlen worden. Die Offiziere schlossen sich dem Feldherrn an. Beim Teiche angekommen, deutete Franz auf eine tiefe und hartüberfrorene Stelle, welche unweit des Ufers lag.

„Hier ist's, Excellenz! Sie haben den Kasten an Stricken befestigt, deren Enden so im Eise angebracht sind, daß sie mit eingefroren sind."

„Schön; so haben wir leichte Arbeit. Hack' zu; ich habe nicht viel Zeit!"

Mit wenigen Schlägen war die Scholle herausgehauen; die Stricke wurden gefaßt, und bald lag der Kasten am trockenen Ufer des Teiches.

„Uebernehmen Sie die Chatulle, Horwitz," wandte sich Blücher an einen der Offiziere, „und rapportiren Sie mir am Morgen über ihren Inhalt. Die Douaniers werden sofort mitgenommmen! — Du aber, mein Sohn, hast zwei volle Tage Urlaub. Ich werde dafür sorgen, daß Deine Verdienste nicht vergessen werden!"

Nach wenigen Minuten ertönte wieder lautes Pferdegetrappel, und bald lag die Niedermühle einsam wie zuvor im nächtlich dunklen Thale. In der Stube aber, wo der Feldmarschall die Küssenden überrascht hatte, ging es noch lange Zeit munter und lebendig her. Obermüllers waren geholt worden; Franz saß jetzt an der Seite Anna's auf demselben Stuhle, welcher vorhin den Douanierleutenant getragen hatte; Toast auf Toast erklang, und als der Niedermüller, welcher vor dem jungen Manne einen ganz gehörigen Respekt bekommen hatte, den Seinigen ausbrachte, klang derselbe ganz anders als der vorige und hatte nicht den großen Napoleon zum Gegenstand, sondern diente zur Verherrlichung des wackeren, alten Marschall „Vorwärts." — — —

XIII.

Aqua benedetta.

Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.

1.

In Versailles.

Ludwig der Fünfzehnte ging im Parke von Versailles spazieren. Während die bevorzugten Herren und Damen seines Hofes in respectvoller Entfernung folgten, hielt sich die Marquise von Pompadour, seine allmächtige Geliebte und eigentliche Gebieterin Frankreichs, dicht an seiner Seite, und die lebhaften Gestikulationen der beiden hohen Personen bewiesen, daß der Gegenstand der Unterhaltung ein für sie außerordentlich interessanter sein müsse.

„Kennen Sie seine Abstammung, Madame?" frug der König.

„Sie ist ein Geheimniß, Sir, über welches er die tiefste Verschwiegenheit beobachtet, und ich glaube, daß selbst Ew. Majestät Fragen hier ohne Erfolg sein würden."

„Dann hat er Gründe, seine Vergangenheit zu verbergen. Er ist aber trotzdem ein sehenswerther Abenteurer."

„Der dem Staate von unendlichen Nutzen sein kann," fügte die Favorite angelegentlich hinzu. „Es scheint sicher zu sein, daß ihm die Fabrikation edler Steine und Metalle wenig Schwierigkeiten verursacht; er hat während der kurzen Zeit seines Hierseins die bewundernswerthesten Kuren vollbracht und besitzt ein Elexir, welches die Einwirkungen des Alters vollständig aufhebt."

„Also ein Adept, ein Wunderdoctor!"

„Mehr, viel mehr als dies, Sire! Er zeichnet und malt genial, ist Virtuos verschiedener musikalischer Instrumente und spricht außer französisch, englisch, deutsch, italienisch, spanisch, portugiesisch und den sämmtlichen alten Sprachen auch türkisch, arabisch, persisch und chinesisch. Der Mann ist ein Mirakel!"

„Und zwar eins von denen, deren Bewunderung in Enttäuschung übergeht."

Die Marquise war sichtlich bemüht, die Zweifel des Königs zu beseitigen.

„Gestatten Ew. Majestät, die Gräfin von Gergy zu rufen!" bat sie, und ohne die Antwort abzuwarten, wandte sie sich um und winkte einer Dame, welche sich im Gefolge befand.

Der längst verstorbene Graf von Gergy war vor fünfzig Jahren Gesandter in Venedig gewesen; die Dame war seine Wittwe.

„Seine Majestät wollen das Nähere über Ihr Zusammentreffen mit dem Grafen von St. Germain in Venedig wissen, meine Liebe. Wollen Sie Ihren Bericht kurz wiederholen!"

Die Gräfin verneigte sich zustimmend.

„Darf ich fragen, wie alt mich Ew. Majestät schätzen?" frug sie.

Der König lächelte über diese Frage, welche eine Dame nur in der sicheren Erwartung eines Complimentes auszusprechen pflegt. Er befand sich bei angenehmer Laune und beschloß, die Gräfin durch eine hohe Ziffer zu ärgern. Er schätzte sie fünfzig, antwortete aber schnell und kurz:

„Sechzig!"

Jetzt war es die Frau von Gergy, welche lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Was ein amerikanisches Hotel zu bedeuten hat, zeigen folgende wahrheitsgetreue Angaben. Das Metropolitanhotel in New-York verbrauchte im Jahre 1876 an Nahrungsmitteln:

Kälber	192	Stück.
Schöpse . . .	4,100	„
Rindfleisch . . .	448,000	Pfund.
Fische und Seekrebse .	121,000	„
Austern	657,000	Stück.
Federvieh und Wildpret .	192,000	„
Schinken und Schweinefleisch	104,000	Pfund.
Butter und Käse . .	71,000	„
Eier	894,000	Stück.
Milch und Sahne . .	231,000	Quart.
Weizen- und Roggenmehl .	3,970	Faß.
Obst und Gemüse für .	42.000	Dollar.
Branntwein und Liqueure .	7,244	Gallonen.
Champagner . . .	26,470	Flaschen.
Weine, diverse . . .	94,120	„
u. s. w.	u. s. w.	

8 Omnibus und 26 Wagen waren fortwährend unterwegs, die daselbst logirenden Reisenden zu- und abzufahren.

Von 1000 Frauenzimmern haben durchschnittlich geheirathet:

32	im 14.—15.	Jahre,
101	„ 16.—17.	„
219	„ 18.—19.	„
233	„ 20.—21.	„
165	„ 22.–23.	„
102	„ 24.—25.	„
60	„ 26.—27.	„
40	„ 28.–29.	„
18	„ 30.—31.	„
14	„ 32.—33.	„
8	„ 34.—35.	„
2	„ 36.—37.	„
1	„ 38.—39.	„
Also 995	in Summa.	

Fünf von diesem Tausend bekommen keinen Mann. Unter 1000, die 39 Jahre alt sind, bekommt nur eine Einzige einen solchen. Die meiste Hoffnung darf ein Mädchen im Alter von 20—21 Jahren haben, wonach zu achten, Sela!

Wer gar nicht lacht, der ist ein Schlimmer:
Drum sorg, das Du ihm ferne bist.
Wer über Alles lacht und immer,
Zeigt Dir, daß er ein Dummkopf ist.

Anecdote.

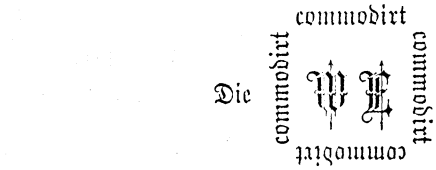
Ein Advokat vermachte noch bei seiner Lebenszeit sein Vermögen den Narren, und sagte: „Diese Hunderttausend habe ich ja von solchen Leuten."

Räthsel.

Getrennt ist's heilig,
Vereint abscheulich.

Eingesandt von Herrn Bruno Held in Leipzig.

Rebus.



Eingesandt von Herrn Franz Lauterbach in Giesen.

Auflösung des Rebus in № 17.

Elfenbein (11 N bei N).

Richtige Lösungen gingen ein von den Fräuleins Emma Wolf und Bertha Gaßmann in Wien, den Damen Laura Müller in Aachen, Emma Holder in Liegnitz und Anna Uhlig in Dresden und den Herren Max Stürmer in Berlin, Karl Tannert und August Claus in Potsdam, Ernst Kießling in Hannover und Heinrich Steyer in Breslau.

Briefkasten.

Fräulein **M. L.** in Königsberg. Wir rathen Ihnen nicht Genf, sondern Vevey.

Frau **O. L.** in Brandenburg. Versuchen Sie es immerhin. Die Macht einer braven Frau ist, in der rechten Weise zur Geltung gebracht, nicht zu unterschätzen.

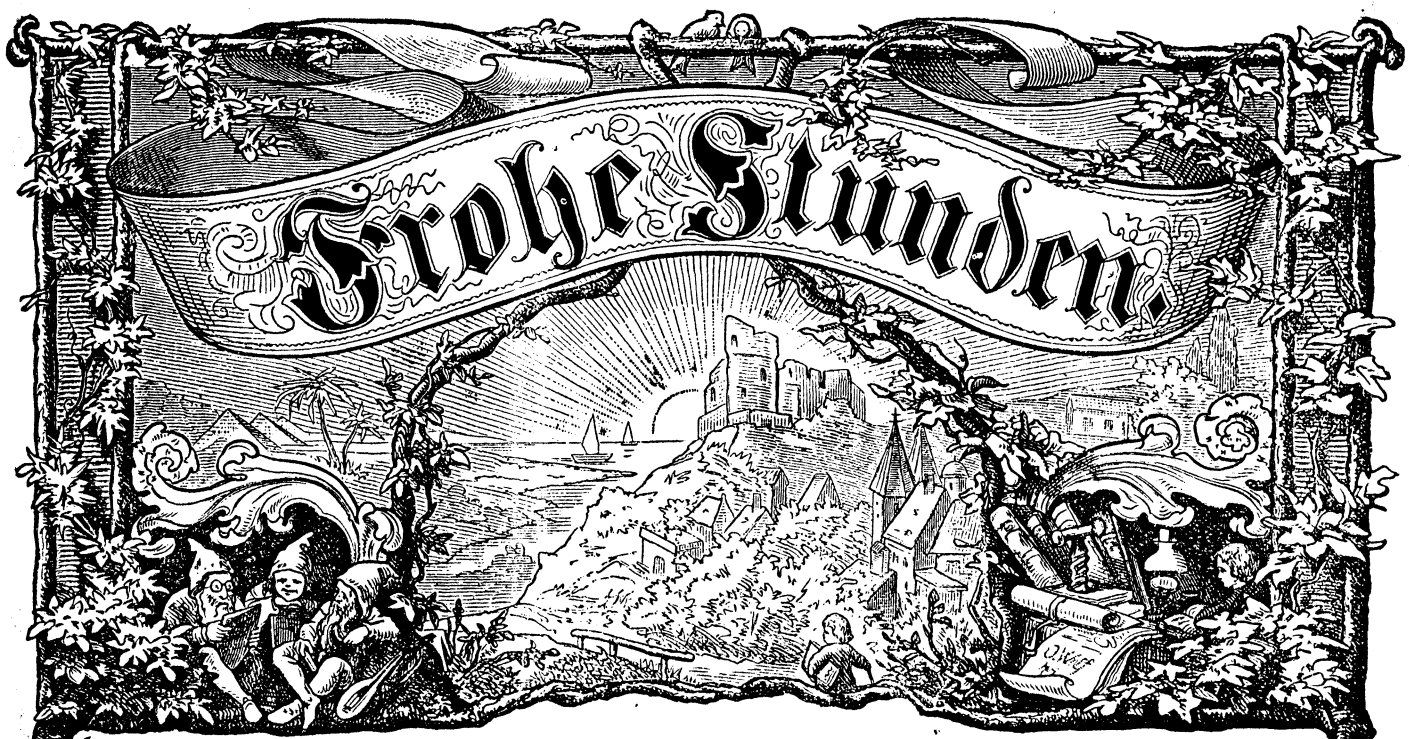
Herrn **D. W.** in Berlin. Auf eine verständige Frage geben wir stets auch eine verständige Antwort. Düpiren freilich, wie Sie es beabsichtigen, werden Sie uns nicht.

Herrn **P. Sch.** in Torgau. Auch Sie haben vergebens auf Antwort gewartet? Ihre Frage lautete: „Meine Frau dantzt so gerne; und ich kans nicht leiten, wie werde ichs ihr abgewehnen?" Es giebt nur eine einzige Antwort, und diese konnten Sie sich selbst am Besten denken: Lassen Sie Ihre Frau nach Ihrer Orthographie und Interpunktion tanzen. Sie wird's bald satt haben!

Herrn **B. E.** in Nürnberg. Das Wort wird „Minareh" ausgesprochen und nicht, wie der Franzose es schreibt: Minaret.

Herrn **H. U.** in Münster. Sie sagen: „Ich bin 54 Jahre alt und sehr gut musikalisch. Ich kann noch Nichts spielen und möchte gern noch was blasen lernen. Für welches Instrument rathen Sie mir?" — Lernen Sie Dudelsack oder Brummeisen!

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.



№ 21. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf hoher See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

1.

Beim „alten Knaster."

Der Reiteroberst a. D. Prinz Otto Victor von Schönberg-Wildauen stand am geöffneten Fenster, gehüllt in eine undurchdringliche Tabakswolke, die sich unter den kräftigen Zügen, welche er aus der langen, holländischen Thonpfeife that, immer vergrößerte, so daß sie endlich das ganze Zimmer erfüllte und das Erkennen der in demselben befindlichen Gegenstände wirklich und allen Ernstes erschwerte. Durch diese Rauchmasse, welche die liebste Atmosphäre des alten, wackeren Degenknopfes war, ertönte zuweilen ein kurzes, grimmiges Knurren, dem bald ein anhaltendes, mehrmaliges Räuspern und endlich ein lauter, zorniger R.[r] folgte:

„Heinz!"

Es erschien Niemand.

„Heeeeeeeeiiiiiiiinz!!"

Kein Mensch wollte hören.

Der Prinz trat zur Thür, ergriff den Klingelzug und schellte in einer Weise, als ob das ganze Schloß in Brand gerathen sei. Da erhob sich draußen auf dem Corridore ein Lärm, als sei ein ganzes Heer von Holzpantoffeln in Bewegung gesetzt worden, es stampfte und donnerte näher, und unter dem geöffneten Eingange erschien ein Mann, dessen steifgewichste und rabenschwarzen Schnurrbarthälften wie zwei unter der Nase befestigte Lanzenspitzen zu beiden Seiten des außerordentlich gutmüthigen Gesichtes hinausragten. Er hatte nur ein Bein; das andere wurde durch einen Stelzfuß ersetzt, und in der Hand hielt er den derben Knotenstock, mit dessen Hilfe er sich das beschwerliche Gehen erleichterte. Es war der Leibdiener des Prinzen, Heinrich, von Letzterem aber kurzweg Heinz genannt. Beide hatten die Befreiungskriege mitgemacht und seit jener Zeit nicht wieder von einander lassen können.

„Heinz!"

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Ich bin nicht Durchlaucht, sondern Offizier! Weißt Du das?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!" antwortete der Angedonnerte mit einem besorgten Seitenblicke, der es aber nicht vermochte, den consistenten Tabaksqualm zu durchdringen. Er wußte, daß sein Herr und Gebieter stets bei schlimmer Laune war, wenn er von dem Prinzen Nichts wissen wollte und an dessen Stelle den Offizier herauskehrte.

„Wo steckst Du denn in aller Welt? Ich habe gerufen, daß mir die Lunge platzen möchte, Du aber hörst es nicht!

Wo bleibt denn die Jungfer Adeline wieder einmal mit dem Kaffee?"

„Die Krakehline, Dorchlaucht? Ich war soeben bei ihr und habe ihr ganz gehörig den Marsch geblasen. Die Sahne ist ihr wie gewöhnlich übergelaufen; nun riechts auf Wildauen wie in einem Rinderstalle, und der gnädige Herr Oberst müssen auf den Kaffee warten. Soll ich ihr vielleicht Eins mit dem Stocke geben?"

„Das laß' nur sein, denn Du verdienst es selber! Wo sind die Pfeifen, die Du mir zu stopfen hast?"

„Sie liegen ja alle in Reih' und Glied hier auf dem Tisch, Herr Oberst!"

„Ach so!" klang es etwas besänftigter. „Die Luft hier ist so dick und gesund, daß man die Pfeifen wahrhaftig fast nicht sehen kann. Steck' mir eine neue an!"

Der Diener folgte dieser Aufforderung, nahm die ausgerauchte Holländische in Empfang und reichte dem Prinzen dafür eine in den Brand gesetzte entgegen.

„Heinz!"

„Was denn, Dorchlaucht?"

Der neue Tabak hatte einen so trefflichen Geruch und einen solchen Wohlgeschmack, daß der Unmuth des Rauchers gleich bei den ersten Zügen zu schwinden begann, darum war er mit dem Titel, den er vorhin nicht hören wollte, jetzt vollständig einverstanden.

„Weißt Du, was heute für ein Tag ist?"

„Was denn für einer, Dorchlaucht?"

„Sinne einmal nach!"

„Hm, Dorchlaucht, das Denken und Sinnen ist meiner Gesundheit niemals zuträglich gewesen; ich habe nicht die rechte Uebung darin. In meinem ganzen Leben hat es nur eine einzige kurze Zeit gegeben, wo ich zuweilen nicht gewußt habe, wohin mit all' den Gedanken, die ich mir machte; das Draufgehen und Dreinschlagen ist mir sonst immer lieber gewesen. Diese Gedanken hatte ich nämlich damals anno Vierzehn, als Sie mit mir in Frankreich standen. Wir lagen bei einer jungen Wittfrau in Quartier, die ganz verteufelt hübsch war und ein Auge auf mich geworfen hatte. Ich habe von dem Weibsvolke Niemals viel gehalten, und die Jungfer Krakehline ist die Schlimmste von Allen, aber damals war ich doch nahe daran, den dummen Streich zu machen und mich zu verschameriren. Denn eines schönen Tages stehe ich unter der Thür und putze grad' mein Lederzeug, — der Herr Oberst waren damals noch Lieutenant und eben auf Ordonanz geritten, — da kommt sie die Treppe herunter und stellt sich mit einer Miene vor mich hin, daß — — —"

Er wurde unterbrochen. Es klopfte mit höflich auseinander klingenden Schlägen an die Thür.

„Herrrein!" befahl der Prinz.

Der Eingang wurde vorsichtig geöffnet, und unter demselben erschien eine weibliche Person, deren Leibesumfang ein so bedeutender war, daß es zu ihrem Einlaß eigentlich einer ansehnlich breiteren Thür bedurft hätte. Als es ihr glücklich gelungen war, sich hereinzudrängen, rauschte sie, das wohlgeordnete Kaffeebret in den fetten Händen, mit wehendem Morgenkleide und fliegenden Haubenbändern auf den Prinzen zu.

„Guten Morgen, gnädiger Herr! Ich erlaube mir, Ew. Durchlaucht den Kaffee zu serviren."

„Laß' Sie nur Ihre „Durchlaucht" bei Seite; ich bin Offizier, und da wird Sie wohl wissen, wie Sie mich zu nennen hat!" entgegnete ihr der sich wieder auf seinen Zorn besinnende Gebieter. „Sie steht nun fast zehn Jahre in meinem Dienst, aber an die gehörige Ordnung wird Sie sich wohl niemals gewöhnen können. Ich werde mir eine andere Wirthschafterin engagiren müssen! Weiß Sie, wann Sie den Kaffee zu bringen hat?"

„Ja, Herr Oberst; um acht Uhr!"

„Ja, Herr Schuster, und ja, Herr Schneider, oder meinetwegen auch ja, Herr Kesselflicker! Einem ehrenvoll verabschiedeten Kavallerie-Obersten gegenüber gebraucht man dienstlichere Ausdrücke; Sie aber wird sich so Etwas im ganzen Leben nicht merken. Heinz, sage ihr, wie es heißt!"

„Zu Befehl, Herr Oberst, um acht Uhr!" donnerte es mit der tiefsten Baßstimme unter dem gewaltigen Schnurrbarte hervor.

„Hat Sie es verstanden, Jungfer?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Schön! Also warum kommt sie um volle fünf Minuten zu spät?"

„Weil mir der Heinz die Milch verschüttet hat und ich deshalb andere ansetzen mußte."

Der Diener stampfte um einige Schritte näher und warf der Sprecherin einen so vernichtenden Blick zu, wie er ihn nur fertig zu bringen vermochte.

„Der Herr Oberst hören jetzt deutlich, daß sie schon wieder Krakehl anfangen will! Darum darf sie nicht Adeline, sondern Krakehline heißen. Sie hat dem Briefträger einen Brief abgenommen, den nicht sie, sondern ich zu übergeben habe; ich kenne meine Pflicht und wollte ihn ihr wegnehmen, und dabei ist die Sahne umgefallen."

„Wo ist der Brief? Hat Sie ihn mitgebracht?"

„Zu Befehl, Herr Oberst! Er liegt hier auf dem Service."

„Meine Briefe gehören nicht zwischen Butter und Zwieback hinein, und nur der Heinz hat sie mir zu bringen. Sie hat ihm überhaupt in Allem, was nicht in Ihre Küche gehört, gerade so gehorsam zu sein, wie mir selbst. Jetzt kann Sie wieder gehn!"

Sie wandte sich um und rauschte an Heinz mit einem Blicke vo[illegible]r, welcher jedenfalls niederschmetternd wirken sollte, aber keine andre Wirkung hatte, als daß er ihr mit einer ironischen Verbeugung den Knotenstock zeigte und dann, vom Prinzen unbemerkt, mit demselben durch die Luft strich.

Der Letztere öffnete den Brief und begann, ihn zu lesen. Er schien sehr lang zu sein. Die Pfeife dampfte fort; der Kaffee blieb unberührt, und ein verrätherisches Hüsteln und Räuspern drang aus der immer dichter cumulirenden Tabakswolke hervor.

„Heinz!“ klang es endlich, und zwar in einem so linden und weichen Tone, wie er bei dem „alten Knaster“, wie der Prinz in der halben Armee und bei seinen sämmtlichen Bekannten vom Civil genannt wurde, höchst selten war.

„Was denn, Dorchlaucht?“ frug der Diener mit dem sanftesten Laute seiner Violonbaßstimme. Das lange Zusammenleben mit seinem Herrn hatte eine Accomodationsfähigkeit in ihm entwickelt, welche sich sogar auf die Modulation seiner Redeweise erstreckte.

„Weißt Du noch immer nicht, was heut für ein Tag ist?“

„Hm, Reiten kann ich aus dem Fundament, Fechten, Schießen und Zuschlagen auch wie nur irgend Einer, aber sagen, was für ein Tag es ist, das habe ich niemals fertig gebracht. Was nicht ist, das ist nicht, Dorchlaucht, und es kommt niemals Etwas dabei heraus, wenn man sich mit den Tagen herumärgert oder gar sich über sie kränkt und Grillen macht. Denn allzuviel Gutes haben sie noch Niemandem gebracht.“

„Hast Recht, Heinz! Auf den heutigen Tag paßt das ganz besonders. Er ist für mich der böseste im ganzen Jahre, und wenn er kommt, so wünsche ich stets, ich möchte gestorben sein. Weißt Du nun, welchen ich meine?“

„Dorchlaucht, jetzt weiß ich's gleich! Er geht nicht blos Ihnen, sondern auch dem alten Heinz zu nahe. Der junge Herr war so wacker, so hübsch und droll und auch so gut dabei; wie mag er nur jetzt aussehen!“

„Er ist Offizier bei der Vereinigten Staaten-Marine, natürlich unter anderem Namen. Da gilt es jetzt, sich tapfer zu halten; der Krieg steht drüben vor der Thür, und bei den dortigen Verhältnissen hat die Marine ganz besonderen Antheil an ihm zu nehmen.“

„Gott sei Dank, daß es endlich wieder einmal irgendwo losgeht! Ein Wenig Frieden ist gut; man kann ausruhn und neue Kräfte sammeln; aber wenn er zu lang dauert, so macht er die Menschheit abständig und träge; die Knochen werden weich und die Nerven schwach, und man fühlt sich nicht eher wieder gesund, als bis die Faust von Neuem an dem Säbel liegt. Ich habe das an mir selbst erfahren, damals anno Vierzehn, als Sie mit mir in Frankreich standen. Wir lagen bei einer jungen Wittwe in Quartier, die ganz verteufelt hübsch war und natürlich ein Auge auf mich geworfen hatte. Eigentlich habe ich niemals viel auf die Weibsvölker gehalten; sie sind kaum einen Schuß Pulvers werth, und die Krakehline erst recht nicht, aber damals wäre es mir doch beinahe arrivirt, daß ich einen dummen Streich gemacht und mich in unsre Wirthin versehen hätte. Die jungen Wittweiber haben immer etwas Reiterangriffähnliches an sich. Ich stand so eines Tages vor der Thür und putzte grad mein Lederzeug — ich glaube, der Herr Oberst waren damals noch Lieutenant und eben auf Ordonanz geritten, — da kam sie plötzlich die Treppe herab und trat mit einer Miene auf mich zu, daß — — —“

Wieder wurde er unterbrochen. Die Thür öffnete sich, dieses Mal ohne vorheriges Anklopfen, und es stürmte ein Wesen herein, welches, zwar auch ein weibliches, doch nicht die geringste Aehnlichkeit mit der schweren, wohlbeleibten Figur der Jungfer hatte. Die Schleppe des seidenen Reitkleides auf dem Arm, die schwanke Gerte in dem Händchen und das unter dem Schleier kaum sichtbare kleine Hütchen auf den reichen, tief herniederwallenden Locken, blieb sie einen Augenblick lang vor Heinz stehen und zupfte ihn mit lachenden Augen und einem so freundlichen Kopfnicken am Barte, wie es seine verteufelt hübsche Wittfrau wohl kaum zu Wege gebracht hätte; dann eilte sie leichten Schrittes auf den Prinzen zu, dem sie den Mund zum Kusse bot.

„Guten Morgen, mein lieber Onkel! Was, da steht der Kaffe noch, und Du bist im Hausrocke? Mach sehr schnell, denn ich will mit Dir ausreiten!“

„Ausreiten?“ frug er, die Pfeife wieder zwischen die passenden Lippen schiebend. „Davon habe ich ja gar Nichts gewußt!“

„Das ist keine Entschuldigung, Herr Oberst! Ein Kavallerieoffizier muß stets fertig sein, in den Sattel zu springen. Es ist heut so schönes Wetter; die Pferde stehen bereit, und wenn Du mir gehorchst, so erlaube ich Dir auch ausnahmsweise, unterwegs eine von Deinen schlimmen Cigarren zu rauchen!“

„Das wird nicht gehen, Kind, denn ich habe keine schlimmen!“

„Sie sind alle bös, eine immer böser als die andere, und Deine Pfeifen sind am häßlichsten, das merke Dir. Wenn ich Deine Frau wäre, so spazierten Alle zum Fenster hinaus! Also Du kommst mit, und zwar gleich?“

„Heut nicht, Wanda, heut nicht; der Heinz mag Dich begleiten!“

„Warum nicht heut? Hast Du so viel Beschäftigung, daß Dir kein kurzes Stündchen für mich übrig bleibt?“

„Das nicht, das nun grad nicht,“ meinte er zögernd. „Aber heut ist ein Tag, an welchem ich am liebsten zu Hause bleibe.“

Sie sah ihn forschend an. Seinem Blicke folgend, gewahrte sie den Brief, welchen er auf den Tisch gelegt hatte. Rasch ergriff sie denselben und trat damit an das Fenster. Der Prinz wollte ihn ihr entreißen; sie aber wehrte ihn ab.

„Wenn Du so schweigsam bist, so muß ich mir die Ursache selbst suchen, und ich sehe Dir es an, daß ich sie hier in diesen Zeilen finde. Laß sehen, was sie enthalten!“

Sie war die Tochter eines verstorbenen Kriegskameraden des Prinzen und als elternlose Weise seine Mündel geworden. Seit dem Tode des Vaters hatte sie auf Wildauen gewohnt und später eine Pension der Residenz besucht, von welcher sie erst vor einigen Tagen zurückgekehrt war. Sie hing mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit an dem bärbeißigen aber tief gemüthlichen Haudegen, und er vergalt ihr diese Liebe mit einer Zuneigung, welche sich selbst die kleinen Tyranneien des liebenswürdigen Wesens geduldig gefallen ließ, obgleich es sonst Niemand hätte wagen dürfen, sich etwas Aehnliches zu gestatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Krupp'sche Etablissement.

Die Eisen-Industrie, die noch vor wenig Jahrzehnten in Deutschland ziemlich primitiv vertreten war, hat einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß man den Göthe'schen Vers auf „Faust" mit einiger Umschreibung anwenden kann.

„'s ist Deutschland's Stolz; das Ausland fangt
Schon sachte an uns zu beneiden."

An der Spitze steht aber jedenfalls das einzig in seiner Art dastehende Etablissement von F. Krupp in Essen. Dasselbe wurde von Friedrich Krupp gegründet, umfaßt jetzt einen Flächenraum von über 400 Hektaren und beschäftigt in Gruben, Fabriken ꝛc. gegen 20,000 Menschen, die von 730 Beamten geleitet und beaufsichtigt werden. Die Hauptmasse der Fabrikate bilden die zum Eisenbahnbau und Betrieb erforderlichen Artikel, während die Geschützanfertigung nur den kleineren Theil der Gesammtthätigkeit in Anspruch nimmt.

Um den in so verschiedener Richtung gestellten Anforderungen entsprechen zu können, ist zur Gewinnung des Rohmaterials eine Bergwerksverwaltung in Funktion, die sich über 416 Eisengruben, mit einem Eisenfelde von mehr als 2,000,000 Quadrat-Meter Ausdehnung, erstreckt. Die 5 Hütten und 11 Hochöfen fördern jährlich gegen 140,000,000 Kilo Roheisen, aus welchen z. B. im 1872 allein 125,000,000 Kilo Gußstahl fabrizirt wurden. Den Arbeitsbetrieb vermitteln 920 Schmelzöfen, 307 Dampfkessel, 71 Dampfhämmer und 286 Dampfmaschinen. In denselben werden jährlich 625 Millionen Kilo Feuerung verbraucht, was jede Minute ca. 16 Centner beträgt. Eine über 7 Meilen lange Eisenbahnlinie durchzieht die einzelnen Theile des Etablissements und verkehren auf derselben täglich 15 Locomotiven mit 800 Wagen.

Eine Feuerwehr von 100 und ein Wachtpersonal von 200 Mann haben den Sicherheitsdienst zu versehen.

Auch Einrichtungen socialer Art, zum Besten des Arbeiterpersonals, zeichnen sich durch Fürsorge und reiche Ausstattung aus. Neben geräumigen, gesunden Wohnhäusern, sieht man Dampfmühlen, Bäckereien, Brauereien und gemeinnützige, corporative Anstalten, wie Pensions- Unterstützungs- Kranken- Sterbekasse, Consumvereine mit 3,000,000 Mark jährlicher Einnahme.

Die Arbeit der Krupp'schen Werkstätten umfaßt die Erzeugung von Cement-, Bessemer- und Puddelstahl. Aus dem Letzteren wird durch Mischung, welche Geheimniß der Fabrik ist, der Gußstahl für Kanonen hergestellt. Die dem Krupp'schen Gußstahl in hervorragendem Maße innewohnende Eigenschaft ist ungemein große Haltbarkeit. Er widersteht den Einwirkungen der Stichflamme und es kann bei Geschützröhren auch dem schwächeren Lauf durch das Aufziehen von Stahlringen jene Sicherheit gegeben werden, die der Bronze eigen ist.

Die zu den Kanonen bestimmten Gußstahlblöcke werden nach ihrer erfolgten Schmelzung, welche in großen Tiegeln stattfindet, noch im Zustande des Rothglühens unter die Dampfhämmer gebracht und einer gewaltigen Hämmerung unterworfen, die ihnen das bekannte feinkörnige Gefüge verleiht. Auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 producirte die Krupp'sche Fabrik eine bis dahin als Maximum angesehene Leistung in der Vorführung eines 40,000 Kilo wiegenden Blockes. Sechs Jahre später war es jedoch gelungen, auf der Wiener Ausstellung einen 52,000 Kilo schweren Stahlblock darzustellen. Derselbe ursprünglich in cylindrischer Form gegossen, wurde mittelst eines gewaltigen Dampfhammers geschmiedet und so in seine Form gebracht.

Das auch Amerika durch die im vorigen Jahre in Philadelphia ausgestellten Krupp'schen Fabrikate in Verwunderung gesetzt wurde, ist bereits bekannt. Gewaltiges Aufsehen erregte dort die Krupp'sche Riesenkanone, deren Rohr, bei einer Länge von 26⅔ Fuß, 126,500 Pfund, mit Lafette aber 210,300 Pfund wog. Das Gewicht der Geschosse und Pulverladungen beträgt bei diesem Koloß:

Stahlgranate	1123 Pfd.	mit 275 Pfd.	Pulver.
Hartgußgranate . . .	1153 „	„ 275 „	„
Gußeiserne Zünder-Granate	902 „	„ 242 „	„

Das für Küstenvertheidigung bestimmte Geschütz hat eine ungeheure Tragweite und seine Geschosse, welche eine Anfangsgeschwindigkeit von 1500 Fuß pro Secunde haben, sind im Stande, auf weite Entfernung eine eiserne Panzerplatte von 48 Centimeter Stärke zu durchbohren.

Die Vervollkommnungen, zu welchen die von Krupp ausgebildete und weiter entwickelte Technik führte, haben einen großen Einfluß auf das Geschützwesen gehabt. Hatte auch bereis der Feldzug von 1859 in Italien der gezogenen Kanone Geltung verschafft, so blieben diese doch in Bezug auf größere Tragweite, Präcision, Beweglichkeit, Rasanz der Flugbahn weit hinter den Krupp'schen Kanonen zurück und ihm bleibt der Ruhm, das zweckmäßigste und leistungsfähigste Artillerie-Material geschaffen zu haben.

Als Resultat desselben kann man die Thatsache bezeichnen, daß die Krupp'schen Kanonen nicht nur die englischen Schmiedeeisernen verdrängt haben, sondern auch in den meisten Europäischen wie überseeischen Staaten eingeführt sind.

Das Charakteristische an den Krupp'schen Kanonen ist, daß sie durchweg Hinterlader mit sogenanntem Rundkeilverschluß sind. Die großen Kaliber bestehen aus einer stählernen von zwei bis drei Ringen umsäumten Kernröhre, die kleineren dagegen wurden aus einem Kernstück hergestellt; jedoch auch diese sind in der letzten Zeit mit Ringen umzogen worden, um ihre Widerstandsfähigkeit mit Rücksicht auf die durch weite Entfernungen sich nöthig machende Erhöhung der Pulverladung zu erhöhen.

Neben der Erzeugung der Geschütze, ist es auch die Anfertigung der dazu gehörigen, eigenthümlichen Geschosse, welche einen wichtigen Zweig der Essener Industrie bilden. Unter denselben nehmen die Stahlgranaten zum Kampf gegen Pan-

zer-Deckungen eine hervorragende Stelle ein. Ihre Herstellung und Zusammensetzung ist ein Geheimniß der Erfinder.

Krupp hat das Verdienst, den Gebrauch des Gußstahles auf Gebiete ausgedehnt zu haben, auf welchen er bisher als Arbeits-Material unbekannt war. Durch die Richtung, welche er der von ihm geleiteten Industrie gegeben, sowie durch die vorzügliche Qualität der Erzeugnisse, hat er sein Etablissement zu einer Hauptstätte deutschen Gewerbfleißes gemacht und wie Tausende von Arbeitern seinen Namen segnen, so erndet er auch die wohlverdiente Anerkennung und Auszeichnung der höchsten Fürsten und Würdenträger in und außer Europa.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIII.

Aqua benedetta.

Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

„Sire, mein erstes Zusammentreffen mit dem Grafen St. Germain fällt um volle fünfzig Jahre zurück," antwortete Frau von Gergy, „und damals zählte ich einige Jahre über dreißig."

„Nicht möglich!" rief Ludwig, im Stillen etwas ärgerlich über die Blöße, welche er sich gegeben hatte. Ein König muß ja Alles wissen; sogar die Verhältnisse Derjenigen, welche sich in seiner Nähe befinden, soll er kennen.

„Ich habe in Bezug auf mein Aeußeres jenes Alter von dreißig Jahren ein volles Vierteljahrhundert hindurch unverändert behalten, und zwar in Folge eines Trankes, welchen mir der Graf von St. Germain damals gab, und selbst als der letzte Tropfen dieses köstlichen Elexirs verbraucht war, hat es seine Wirkung bis auf den heutigen Tag erstreckt; ich bin langsamer alt geworden als Andere."

„Und der Graf? Er selbst braucht natürlich auch diesen Zaubertrank?"

„Augenscheinlich. Er ist seit fünfzig Jahren um kein Jahr älter geworden."

„Erzählen Sie uns von Ihrer zweiten Begegnung; sie muß voller Ueberraschung gewesen sein!"

„Ich traf ihn bei Madame," begann die alte Gräfin mit einer Verbeugung gegen die Marquise, „und glaubte einen dem Vater außerordentlich ähnlichen Sohn vor mir zu sehen. Ich wagte, mich ihm zu nähern, und redete ihn an:

„„Haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob nicht Ihr Vater gegen das Jahr 1510 in Venedig war!"

„„Nein, Madame," antwortete er sehr gelassen, „es ist schon viel länger her, daß ich meinen Vater verlor; aber ich selbst wohnte zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Venedig. Ich hatte die Ehre, Ihnen dort einiges Interesse einzuflößen, und Sie waren gütig genug, einige Barcarolen meiner eigenen Composition, welche wir zusammen sangen, hübsch zu finden."

„„Verzeihen Sie, aber das ist unmöglich; denn der Graf St. Germain, den ich damals kannte, war wenigstens fünfundvierzig Jahre alt, und Sie haben jetzt höchstens erst das gleiche Alter!"

„„Madame," sagte der Graf lächelnd, „ich bin schon sehr alt."

„„Aber dann müßten Sie ja nahe an hundert Jahre zählen!"

„„Das ist nicht unmöglich!"

„Und nun erzählte er mir eine Menge kleiner, näherer Umstände, welche sich auf unsern gemeinschaftlichen Aufenthalt in den venetianischen Staaten bezogen und von denen nur ich und St. Germain wissen konnten. Sein außerordentliches Gedächtniß erinnerte sich nicht nur der unbedeutendsten Einzelnheit, sondern jedes Wortes, welches damals zwischen uns gesprochen wurde, und um mich gänzlich zu überzeugen, zeigte er mir eine kleine Narbe an seiner Hand, welche dadurch entstanden war, daß er sich einst an meiner Sticknadel blutig riß."

„Hat er Sie hier besucht?" frug der König.

„Nein, Sir; seine Zeit ist außerordentlich in Anspruch genommen. Aber er gab mir die Erlaubniß, auf eine Minute bei ihm vorzusprechen. Ich that es. Er zeigte mir seine Diamantensammlung und erinnerte mich dadurch wahrhaftig an Aladins Wunderlampe. Sie sind viele, viele Millionen werth."

„So ist er reich?"

„Ich bin davon überzeugt, obgleich man sich seinen Reichthum auf keinerlei Weise zu erklären vermag. Er hat keine Güter, keine Renten, keine Banquiers, keine feste Einnahme irgend einer Art; Karten und Würfel berührt er nie und dennoch führt er einen großen Haushalt, hat Bediente, Pferde und Wagen und eine ungeheure Menge Edelsteine von allen Gattungen und Farben. Man weiß nicht, was man denken soll!"

„Er ist ein sehr geschickter Charlatan. Man wird ihm vielleicht einmal begegnen!" meinte Ludwig. Er konnte nicht gestehen, daß er diesem „geschickten Charlatan" grad für die jetzige Stunde auf vorsichtige Weise ein Rendez-vous habe andeuten lassen.

Diese Andeutung war verstanden und befolgt worden. Eben als man um ein Bosquet bog, war ein Herr zu er-

blicken, welcher eine Rose, die er in der Hand hielt, so sorgfältig betrachtete, daß er das Nahen des Hofes nicht zu bemerken schien. Des Königs Auge glitt forschend über die Gestalt des Fremden und leuchtete dann mit zufriedenem Blicke auf. Er hatte den Erwarteten erkannt.

„Wer ist dieser Mann?" frug er dessenungeachtet mit zorniger Miene. „Es soll ja während Unsrer Anwesenheit Niemand Zutritt haben!"

„Sir," antwortete die Gräfin erstaunt, „es ist der Graf von St. Germain. Er ist gewohnt, mehr als Andere wagen zu dürfen. Gestatten Majestät, ihn vorzustellen?"

Der König nickte zurückhaltend.

„Wir sind geneigt, Uns einige Minuten von ihm unterhalten zu lassen!"

Frau von Gergy trat zu dem wunderbaren Mann, begrüßte ihn und führte ihn dann dem Könige zu. Er war von mittler Größe und elegantem Benehmen, hatte regelmäßige Züge, tiefbraune Gesichtsfarbe und schwarze Haare. Seine Kleidung war einfach, aber geschmackvoll. Der einzige Luxus, welchen er zeigte, allerdings auch ein außerordentlich ungewöhnlicher, bestand in einer großen Menge von Diamanten, welche er an allen Fingern, an der Uhrkette und statt der Knöpfe trug. Die Schuhschnallen allein würde jeder Kenner auf mindestens 200,000 Franks geschätzt haben.

Ludwig begrüßte ihn freundlich, begann aber die Unterredung ohne alle Einleitung:

„Man sagt, Sie seien mehrere Jahrhunderte alt. Ist das wahr?"

„Sire," antwortete Saint Germain mit jenem Ausdrucke in Stimme und Gesicht, welcher nur Menschen von großem Geiste eigen ist, „ich belustige mich zuweilen damit, nicht glauben zu machen, sondern glauben zu lassen, daß ich schon in den ältesten Zeiten gelebt habe."

„Doch die Wahrheit, Herr Graf, ist —?"

„Die Wahrheit ist häufig unergründlich."

„Nach der Versicherung mehrerer Personen, von denen Sie schon unter der Regierung meines Großvaters gekannt worden sind, scheint es aber doch, daß Sie über hundert Jahre zählen."

„Das wäre ein wenig überraschendes Alter; im Norden Europa's habe ich Menschen von 160 Jahren und darüber gesehen."

„Ich weiß, daß es deren giebt; aber Ihr jugendliches Aussehen ist es, welches alle Forschungen der Gelehrten über den Haufen wirft. Ich würde mich freuen, den Beweis zu erhalten, daß Sie schon im vorigen Jahrhunderte lebten."

„Das wird mir sehr leicht sein, Sir!"

Er zog ein in gothischer Art gebundenes Souvenir aus der Tasche, öffnete es und suchte eines der zahlreichen Blätter, welche es enthielt, hervor.

„Wird ein Zeugniß des großen Montaigne genügen, Majestät?"

„Vollständig. Geben Sie das Blatt der Marquise!"

Der Graf folgte diesem Befehle, und Frau von Pompadour las die Zeilen des damals als unübertroffen geltenden Philosophen vor:

„Il n'est homme de bien qui mette a l'examen des lois toutes ses actions et pensées, qui ne soit pendable six fois en sa vie; voire tel qu'il serait dommage et très injuste de punir.

à son ami, le comte de Saint-Germain.

M. Eyquem de Montaigne." *)

Der erstaunte Monarch griff nach dem Zettel und überzeugte sich, daß Montaigne ihn im Jahre 1580 mit eigner Hand geschrieben habe.

„Merkwürdig, höchst merkwürdig, Graf!" rief er, und auch der Herr von Gontout, der Herzog von Brancas und der Abbé Bernis, welche näher getreten waren, vermochten nicht, ihre Verwunderung zurückzuhalten. „Ich sehe, daß Sie an Edelsteinen nicht Mangel leiden. Vermögen Sie, aus kleinen Diamanten große zu machen?"

„Wer dieses vermöchte, Sir, der würde sicher mit seiner Kunst zurückhaltend sein," antwortete der Graf ausweichend. „Eher darf man davon sprechen, Perlen wachsen zu lassen."

„Ist Ihnen dies möglich?"

„Ja. Ich gebe ihnen fünf-, ja zehnfache Größe und verleihe ihnen dabei das schönste Wasser."

„Haben Sie schon gehört, daß es fleckige Diamanten giebt?"

Ueber die geistreichen Züge des Grafen glitt ein feines, fast schonendes Lächeln.

„Ich habe deren sehr oft selbst welche gehabt. Die Flecke lassen sich fast stets entfernen."

„Wie, Sie hätten dieses Geheimniß entdeckt, nach dessen Lösung die Kunst bisher vergebens strebte?"

„Die Lösung ist nicht schwer, Sire. Gelang sie Anderen nicht, so lag es nicht an der Kunst, sondern an den Künstlern."

„Wenn ich nun die Wahrheit Ihrer Behauptung einer Prüfung unterwerfe?"

„Ich werde sie bestehen," klang es stolz und zuverlässig.

Der König zog einen Diamanten hervor und bewies damit augenscheinlich, daß er auf das Zusammentreffen mit Saint Germain vorbereitet sei.

„Sehen Sie diesen Stein, er würde 4000 Franks mehr werth sein, wenn er rein wäre."

Der Graf betrachtete den Diamanten aufmerksam.

„Der Fleck ist etwas groß; aber ich werde ihn dennoch fortbringen. Wollen Ew. Majestät den Stein mir anvertrauen?"

„Sie dürfen ihn mitnehmen. Mein Jubelier, der ihn

*) „Es giebt keinen Menschen, der bei gesetzlicher Prüfung seiner Handlungen und Gedanken sich nicht wenigstens sechs Mal hängenswerth fände; es ist daher schade und sehr ungerecht, zu strafen.

Seinem Freunde, dem Grafen von Saint Germain.

M. Eyquem de Montaigne."

jetzt auf 6000 Franks schätzt, versichert, 10,000 für ihn zahlen zu können, wenn er den Flecken nicht hätte."

„In vierzehn Tagen gebe ich mir die Ehre, ihn vollständig rein zurück zu bringen."

„Man wird dann Grund haben, Ihre Geschicklichkeit anzuerkennen. Aber sagen Sie einmal aufrichtig, Graf; man spricht von einem Lebenselixir, von einem Aqua benedetta, welches Sie zu bereiten verstehen, und durch welches Freunde von Ihnen Schutz gegen die Einwirkungen des Alters gefunden haben."

„Die Natur ist ewig jung, Sire. Wer ihre Lebenskraft zu extrahiren und in den menschlichen Organismus überzuführen versteht, kennt kein Alter. Er kann Tausende von Jahren gelebt haben, ohne davon zu sprechen."

„Sie weichen mir aus und geben dennoch Ihr Eingeständniß. Wir finden Wohlgefallen an Ihrer Unterhaltung. Lassen Sie sich wiedersehen. Man wird Ihre Gegenwart gern bemerken!"

Mit einem huldvollen Neigen des königlichen Hauptes war der Graf verabschiedet. Er entfernte sich und schritt einer entlegenen Parthie des Parkes zu. Eben wollte er diesen durch einen dort befindlichen Ausgang verlassen, als er einem jungen Manne begegnete, welcher im Begriff stand, einzutreten. Auf dem Gesichte Beider spiegelte sich eine Ueberraschung ab, welche der Graf eher als der Andere zu beherrschen verstand.

„Ah —!" rief der Letztere, und zwar in deutscher Sprache, „da trifft man ja so ganz und gar unerwartet den Herrn Ritter von Schöning oder den Grafen Tzarogy oder wie der eigentliche Name lauten mag! Sagen Sie aufrichtich, mein Herr, mit welcher Magie operirt man in Versailles erfolgreicher, mit der schwarzen oder der weißen?"

Es klang eine unendliche Bitterkeit aus seinem Tone. Der Graf blickte ihm kalt und starr in das erregte Angesicht und frug:

„Herr Baron, wie befindet sich Ihr Vater?"

„Ich danke, sehr wohl! An dem Tage, an welchem Sie ihn ohne Abschied verließen, bemerkte er, daß er sich an den Bettelstab laborirt habe. Ihre Kunst hat ihm Nichts gelassen als die Kugel, mit welcher er besser umzugehen verstand, als mit Gaunern und Betrügern. Der Schuß gelang; es lebt ein Zeuge Ihres Talentes weniger!"

„Es war voraus zu sehen, da er meinen wohlgemeinten Rathschlägen niemals Gehör schenkte. Dennoch thut mir der Fall um Ihretwillen leid. Kann ich Ihnen hier in irgend einer Weise dienlich sein?"

„Ich muß auf Ihre Dienste verzichten, da ich Nichts besitze, um sie mit meinem Ruin bezahlen zu können!"

„Ich bin sehr nachsichtig, mein Herr, aber wahren Sie dennoch Ihre Zunge! Der Graf von Saint Germain, welcher soeben eine vertrauliche Unterhaltung mit dem Könige verlassen hat, fühlt sich keineswegs gezwungen, die grundlosen Malicen des Barons von Langenau ruhig anzuhören."

„Graf von Saint Germain? Lassen Sie mich Ihnen zu diesem neuen Titel gratuliren! Ich habe heut Einiges mit dem Könige zu besprechen und werde nicht versäumen, ihm den Grafen von Saint Germain zur Regelung seiner Finanzen zu empfehlen!"

Mit einer verächtlichen Handbewegung wandte er sich ab und schritt von dannen. Der Graf blieb stehen. Trotz seines braunen Teints war die Bläße zu bemerken, welche sein Gesicht überzog. Nach einigem Besinnen kehrte er, statt durch den Ausgang zu treten, in den Park zurück und ging nach dem Schlosse. Hier erfuhr er, daß die Marquise von Pompadour bereits ihre Gemächer wieder betreten habe. Er war schon öfters bei ihr gewesen, hatte die Erlaubniß zum beliebigen Zutritt erhalten und ließ sich anmelden. Frau von Haussет, ihre erste Kammerfrau, war bei ihr. Die mächtige Dame empfing ihn mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit.

„Willkommen, mein lieber Graf! ich vermuthete nicht, Sie so schnell wieder bei mir zu sehen."

„Durfte ich Versailles verlassen, Madame, ohne Ihrer Güte zu danken, welche mir erlaubte, den größten Monarchen unseres Jahrhunderts zu sprechen?"

„Diese Güte ist nicht ohne Eigennutz. Man profitirt bei Ihnen durch Unterricht über Außerordentlichkeiten, welche bisher für unmöglich galten. Werden Sie den Diamanten des Königs wirklich von seinen Flecken befreien?"

„Es wird ganz sicher geschehen. Sehen Sie diese Steine!"

Er zog eine Schachtel aus der Tasche und öffnete sie. Es befanden sich Topase, Smaragde, Saphire und Rubine von ganz bedeutendem Werthe in ihr. Frau von Pompadour schlug die Hände zusammen.

„Welch ein Reichthum! Graf, Sie sind wirklich ein Phänomen!"

Er nahm die Bewunderung sehr gleichmüthig hin.

„Diese Schachtel enthält nur die geheilten Patienten aus meiner Sammlung. Sie alle hatten Flecken; ich habe ihnen dieselben genommen. Sie besitzen dadurch einen doppelten Werth. Diese Kleinigkeit mag als Beweis dienen!"

Er warf ein goldenes Kreuz mit grünen und weißen Steinen auf den Tisch. Ein Schmuckhändler hätte wenigstens 1500 Franks dafür gegeben.

„Frau von Haussет, wollen Sie es als Geschenk von mir annehmen?"

„Das kann doch Ihr Ernst nicht sein!" antwortete die Kammerdame, das Kreuz dennoch nehmend und es zur Probe an den Hals haltend.

„Warum nicht? Es ist ja nur eine Bagatelle!"

„Nehmen Sie es immerhin, meine Liebe; der Herr Graf will es ja!" redete die Favorite ihr zu.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Eins bist Du dem Leben schuldig,
Kämpfe oder suche die Ruh'!
Bist Du der Amboß, sei geduldig,
Bist Du der Hammer, schlage zu.

Studentenreim.

Ein gutes Buch ist ein wahrer Schatz.
In Nöthen dient es als Versatz.

Beispiele ehemaliger Verschwendung.

Marie von Medicis trug bei der Taufe ihres Sohnes ein Kleid mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt.

Elisabeth, Gemahlin König Philipp II., trug nie ein Kleid zweimal, sondern schenkte es nach einmaligem Gebrauch ihren Hofdamen. Ihr Gemahl schickte ihr einst einen sehr kostbaren Salat: eine Schüssel voll Edelsteine. Die Topasen bedeuteten das Oel, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz und die Smaragden den grünen Salat.

Als König Sigmund in Polen 1606 mit der österr. Prinzessin Konstantia zu Krakau seine Hochzeit feierte, schenkte er seiner Braut eine Service von lauter geschlagenem Dukatengolde. Unter diesen Geräthschaften wog das Becken mit der Gießkanne 24 Pfund, und kostete allein zu verfertigen 25,000 Gulden. Die Kleidungen des Brautpaares kosteten 700,000 Thlr. Der König hatte 4 Diamanten in seinem Barret, die auf eine Million Gulden geschätzt wurden.

Das Prachtgewand, welches Herzog Karl von Burgund bei Festlichkeiten trug, wurde auf 200,000 Ducaten geschätzt.

Der Dom zu St. Veit in Prag bietet, was Kostbarkeiten betrifft, eine unendliche Menge Seltenheiten dar. Z. B. in fast unzähligen Schubladen 368 Meßgewänder, immer eines reicher und prächtiger als das andere, zum Theil aus den Hochzeitskleidern von Fürstinnen bestehend. Namentlich ist aber auch eine Stickerei da von der Herzogin Anna von Kärnthen, deren Gemahl Heinrich eine Zeit lang König von Böhmen war. (14. Jahrhundert.) Wer dieselbe sieht, kann nicht Worte genug finden, die Kunst und Mühe zu schildern, welche ein halbes Leben lang darauf verwendet worden sein mag. Es ist eine feine, weiße Leinwand, 33 Ellen lang, in welche mit Goldfäden die künstlichsten Figuren und Blumengewinde eingenäht sind, so daß sie auf beiden Seiten gleich erscheinen und sich in neuen Formen und Figuren immer eine Reihe unter der anderen wiederholen, und auf solche Art die Finger der Königin bei dieser Arbeit eine Länge von 10 Stunden Weges hin und her wandern mußten.

Logogriph.

Ich bin so schön — doch brichst Du mich,
So komm' ich ohne Kopf und quäle Dich.

Leseaufgabe für Deutsch-Lateiner.

Tarquinius superbus
A. S.
Vie. L. zup. pemi T. Austo.
U. N. D.
IX Aug. E. N.
ab. Erni E.
S. Alla T.

Scherzfragen.

Wie viel Leitern würde man brauchen, um den Himmel zu erreichen?

Welche Gatten führen ein unstätes Leben?

Welche Stadt ist die leichteste?

Welchen Rath nehmen selbst die widerspenstigsten Mädchen an?

Welcher Stahl ist verboten?

Welche Pathen sind steinreich?

Welcher Tod wärmt?

Auflösung des Räthsels in № 17.

Erd — apfel — klos.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Wolf in Kulm, Frau Dorn und Hilbert in Dresden und den Herren O. Albert, P. Tannert, H. Horn in Berlin, W. Schmidt in Wiesbaden, R. Held in Chemnitz, B. Schüler in Plauen und F. Grunert in Sagan.

Briefkasten.

Fräulein **A. W.** in Erfurt. Räthsel erhalten. Zusendung immer willkommen.

Frau **F. H.** in Chemnitz. Aus der Ferne läßt sich der erwünschte Rath nicht ertheilen. Wenden Sie sich an einen guten Rechtsanwalt.

Herrn **O. D.** in Halle. Ihr Manuscript ist leider nicht verwendbar. Geben Sie uns bez. der Rücksendung Ihre genaue Adresse an.

Herrn **W. B.** in Olmütz. Sie haben in einem amerikanischen Romane das Wort Apishamores gelesen und dieses Wort weder im Lexicon noch im Wörterbuch verzeichnet gefunden. Wir können Ihnen Auskunft ertheilen, da wir uns dieser Apishamores selbst lange Zeit bedient haben. Es sind Satteldecken aus Büffelkalbhäuten, von Indianerfrauen verfertigt. Man sieht sie nur bei Indianern und Prairiejägern.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 22. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Außer dem Obersten gab es noch Einen, der Wanda in sein altes Herz geschlossen hatte, daß er bereit gewesen wäre, sein Leben für sie hinzugeben. Das war Heinz. Sie stand ihm fast noch höher, als seine Erinnerungen von anno Vierzehn, das wußte sie und war ihm daher ebenso sehr gewogen, wie sie es verstand, in kindlichem Uebermuthe seine Ergebenheit den sonderbarsten und eigensinnigsten Proben zu unterwerfen Ihre Erziehung war unter der Aufsicht des Obersten eine solche gewesen, daß sie schon als Kind gelernt hatte, das ganze Haus zu dominiren. Aber ihre Herrschaft war eine recht erträgliche und brachte frisches und zuweilen sogar munteres Leben in den stillen Kreis der wenigen und dabei eigenthümlichen Personen, welche auf Schloß Wildauen hausten. Die kleine Tyrannin machte sich auch jetzt kein Gewissen daraus, den Brief zu annectiren, welcher wohl gar nicht für ihre Augen bestimmt war, und der Oberst, welcher an der Spitze seines Regimentes die kühnsten Chocs ausgeführt hatte und sich sicher von keinem anderen Menschenkinde imponiren ließ, stand dabei wie Einer, dem es an Muth gebricht, einen eigenen Willen zu haben.

Ihr Blick glitt langsam und mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit über die Zeilen; sie mußten Etwas enthalten, was ihre vollste Theilnahme in Anspruch nahm. Je weiter sie kam, desto ernster wurden ihre vorher so heiteren und unbefangenen Züge; ihre Hände begannen unter einer tiefen Bewegung leise zu zittern; ihr Auge wurde feucht und immer feuchter, und als sie endlich zu Ende war, stand es voll glänzender Thränen, welche unter der langen, seidenen Wimper hervor in großen Tropfen über die Wangen perlten.

„Onkel," rief sie, die Arme um den Prinzen schlingend und das Köpfchen warm und innig an seine Brust legend; „nicht wahr, er ist unschuldig, er hat den Mord nicht begangen?"

Die Pfeife knirschte in seiner Hand; er hatte sie unter den düstern Gedanken, die ihn erfüllten, zermalmt und schleuderte die Bruchstücke mit einer zornigen Bewegung durch das offene Fenster.

„Er? Ein Schönberg-Wildauen? Ein Mann, der diesen Namen trägt, begeht keinen Mord! Das Unglück hat mich damals auf das Krankenlager geworfen, so daß ich nicht anders konnte, als leiden und schweigen. Wagte es aber heut Jemand, mit der Behauptung vor mich hinzutreten, daß mein Sohn ein Mörder sei, ich — ich zermalmte ihn!"

Seine geballte Faust schlug auf den Tisch, daß es dröhnte, und vorn an der Thür, wo Heinz noch stand, ließ sich ein zustimmendes Stampfen und Stoßen vernehmen.

„Ist es denn nicht möglich gewesen, seine Unschuld zu beweisen?"

„Nein; es war Alles, Alles gegen ihn, obgleich man ihn nicht bei der fürchterlichen That betroffen haben konnte. Er wurde zum Tode verurtheilt und von dem Könige zu lebenslänglicher Gefangenschaft — begnadigt. Er hat es nicht aushalten können und ist eines schönen Tages davongegangen. Die Flucht ist ihm geglückt; er hat in der Fremde eine neue Heimath gefunden und darf es jetzt sogar wagen, dem Vater zu schreiben."

„Der arme, gute Max, und Du armer, armer, lieber Onkel!"

„Ja, arm bin ich, unendlich arm, mein Kind! Der Sohn ist mir verloren, der Name befleckt und das Leben verbittert. Ich gäbe es hin, gleich, auf der Stelle und mit tausend Freuden, wenn mir Einer sagen könnte, welche Hand den verbrecherischen Stahl geführt hat. Ich dürfte wieder stolz auf meinen entehrten Stammbaum blicken und ließ den gerechtfertigten Sohn im Triumph zur Heimath zurückbringen, um ihn noch ein Mal an mein altes, morsches Herz zu drücken und dann beruhigt zu sterben. Brächte Jemand mir diesen Frieden, ich wollte ihm lohnen mit Haufen von dem armseligen Golde, welches mir gehört, ohne daß ich seiner froh zu werden vermag!"

Er schob das Service mit dem kalt gewordenen Getränk weit von sich.

„Heinz!"

„Was denn, Dorchlaucht?" klang die gewöhnliche, stereotype Frage des Dieners, aber es war, als brächte er sie nur mit Mühe hervor. Der breite Schnurrbart zuckte gar verrätherisch um seine Lippen, und die Lider drückten sich auf die treuen, ehrlichen Augen, als müßten sie Etwas zurückdrängen, was Niemand sehen sollte.

„Ich mag den Kaffee nicht. Steck mir eine neue Pfeife an!"

„Nein, Heinz, der Onkel raucht jetzt nicht," entgegnete das Mädchen mit einer Miene, der es anzusehen war, daß kein großer Widerspruch zu erwarten sei. „Er wird doch noch mit mir ausreiten, und Du begleitest uns!"

„Laß mich heut frei, Wanda! Was soll ich draußen im Freien, wo die Sonne lacht und Alles froh und glücklich ist an dem Tage, der mir den schwersten Schlag brachte, der mich jemals betroffen hat!"

„Und was sollst Du heute hier in dem einsamen, verräucherten Zimmer an dem Tage, an welchem Du des Trostes und der Erheiterung bedarfst, mehr als an jedem anderen! Ich lasse Dich nicht los, Onkel, Du mußt mit fort, mußt mit hinaus, damit Du wenigstens für kurze Zeit den Gram vergissest, der Dir das Leben trübt!"

„Du bist ein Plagegeist, dem man nur dadurch entgeht, daß man ihm seinen Willen thut. Heinz, ankleiden!"

Das war für Wanda das Zeichen, daß sie wieder eines jener kleinen, häuslichen Gefechte gewonnen habe, in welche sie den Vormund zu verwickeln pflegte. Sie verabschiedete sich dankend und schritt hinunter in den Schloßhof, wo drei aufgezäumte Pferde standen, der Beweis, daß sie sicher gewesen war, ihre Absicht zu erreichen. Sie streichelte dem Schimmel, welcher den Damensattel trug, liebkosend den Hals und flüsterte dabei mit glücklichem Ausdrucke in dem schönen, jugendfrischen Gesichte:

„Er wird heut kommen; er hat mir es geschrieben, und ich kann es nicht erwarten, ich muß ihm entgegen. Er hat mich noch nicht reiten sehen und will nicht glauben, daß ich es kann. O, er soll sich verwundern! Er nannte mich immer seine „furchtsame Blume", weil ich mich scheute, seinetwegen gegen die Hausordnung zu sündigen. Aber ich will ihm schon zeigen, daß ich Muth besitze. Ich werde ihm gleich zum Willkommen etwas Tüchtiges vorgaloppiren und dann auch beweisen, daß ich beim Onkel für ihn kämpfen kann!"

Sie wurde sichtlich von einer ungewöhnlichen Unruhe beherrscht und konnte das Erscheinen der beiden Begleiter kaum erwarten. Als dieselben die Empfangstreppe herabgestiegen kamen, saß sie schon auf dem Thiere, welches ungeduldig mit den Hufen scharrte und von der Reiterin kaum gehalten werden konnte. Sobald die Männer aufgestiegen waren, ging es fort, den Schloßberg hinab, um das Städtchen herum und von da hinaus nach dem Bahnhofe, wo der „alte Knaster" mit seinem unvermeidlichen Heinz ein zwar nur kurze Zeit verweilender, aber fast täglicher Besucher zu sein pflegte.

Heut wurde der Weg zu Pferde in so kurzer Zeit zurückgelegt, daß man beschloß, den Spazierritt noch eine Strecke weiter auszudehnen. Erst als die Zeit nahte, in welcher der Personenzug zu kommen pflegte, welcher hier längere Zeit zu halten hatte, da er erst später Anschluß fand, kehrten sie zurück und stiegen vor der Wartehalle ab, um, die Pferde dem alten Heinz überlassend, in dem Salon eine Erfrischung zu nehmen.

Eben hatten sie Platz genommen, als der Zug einfuhr. Die Passagiere stiegen aus und suchten die Warteräume auf. Er war stark besetzt gewesen, und die Tische reichten kaum zu, die Gäste alle aufzunehmen. Es ging sehr laut unter den Letzteren her. Die Meisten kamen aus entlegenen Gegenden, hatten sich im Coupee getroffen und flossen über von Berichten über ihre Heimath, den Zweck und das Ziel ihrer Reise und die Erlebnisse, welche ihnen dieselbe geboten hatte.

Einer besonders zeichnete sich vor Allen durch eine Sprachfertigkeit aus, welche jede andere Conversation übertäubte. Er sprach einen fremdländischen Dialect und brüstete sich mit Abenteuern, die er in aller Herren Länder erlebt haben wollte. Seine aufdringlichen Erzählungen wurden den Zuhörern nachgerade unangenehm, und schon machte der Oberst Miene, den Salon zu verlassen, als ein interessantes Intermezzo ihn noch länger fesselte.

Ein junger Mann war eingetreten und hatte sich unweit der Thür niedergelassen. Ohne irgend welches Reisegepäck bei sich zu haben, war er sehr einfach gekleidet und von einer Fußwanderung, die er jedenfalls unternommen hatte, ziemlich bestäubt und in seinem Aeußern derangirt.

Wir er so da vorn am Eingange saß, schien er für den oberflächligen Beobachter gar nicht zu der Gesellschaftsstufe zu gehören, welche hier vertreten war. Und wirklich hielten auch Viele der Anwesenden die Blicke auf ihn gerichtet und mochten ihn für einen Unkundigen halten, der aus Versehen hier Zutritt genommen hatte.

Wanda hatte ihn sofort bei seinem Erscheinen bemerkt und einen stillen, lächelnden Gruß von ihm erhalten. Sie befand sich in einiger Verlegenheit. Warum kam er in dieser Weise? Auch dem redseligen Erzähler war er aufgefallen. Dieser schien die Anwesenheit des einfachen Mannes übel zu vermerken und erging sich in spitzen Bemerkungen, welche der Betreffende gar nicht zu vernehmen schien. Er hatte ein Zeitungsblatt vorgenommen und studirte es mit einem Eifer, als habe der Inhalt desselben die allergrößte Wichtigkeit für ihn. Als er damit fertig war, erhob er sich, trat an den Tisch, an welchem der Bramarbas seine Reden hielt und frug mit höflichem Tone:

„Entschuldigen die Herren! Ist vielleicht eine von den hierliegenden Zeitungen frei?"

„Nein!" wies ihn der Erwähnte mit einer Miene ab, die so geringschätzend und verächtlich wie möglich war. „Ich lese sie selbst!"

„Alle auf einmal?" Es war ein sonderbarer, räthselhafter Blick, den er dabei auf den Sprecher richtete.

„Alle!"

„Dann bitte ich um Entschuldigung!"

Er kehrte an seinen Platz zurück und vertiefte sich wieder in die bereits vorgenommene Lectüre. Nach einiger Zeit erhob er sich zum zweiten Male.

„Bedürfen Sie auch jetzt dieser Zeitungen noch, mein Herr?"

„Ich werde sie gleich vornehmen!" klang es kurz und barsch.

„So bitte, bezeichnen Sie mir Diejenige, welche Sie zuletzt lesen werden; ich möchte mir dieselbe für einige Augenblicke leihen!"

„Ich brauche sie Alle!"

„Möglich, aber wie es scheint, nicht zum Lesen. Wie ich bemerke, zögern Sie auffällig mit dem Beweise, daß Sie es überhaupt gelernt haben!"

„Kellner!" rief statt aller Antwort der auf diese Weise für seine Arroganz Bestrafte. Und als der Gerufene erschien, fügte er hinzu: „Dieser Mann hier hat sich verlaufen; bringen Sie ihn doch einmal in das Wartezimmer vierter Classe, wo er jedenfalls hingehört!"

Der dienstbereite Serviteur machte eine zustimmende Verbeugung und betrachtete den Deliquenten mit einem Blicke, welcher diesen ganz unzweifelhaft zur vierten Classe verurtheilte.

„Zeigen Sie mir einmal Ihre Fahrkarte vor, damit ich mich überzeuge, ob Sie berechtigt sind, hier Zutritt zu nehmen!"

Mit einem belustigten Lächeln griff der Aufgeforderte in die Tasche.

„Hier ist sie, mein ganz Verehrtester!"

Der Kellner warf einen Blick darauf und gab sie sofort mit einem Gesichte zurück, auf welchem sich Enttäuschung und Verlegenheit zu einem urkomischen Ausdrucke vereinigten.

„Retourbillet erster Klasse! Sie dürfen natürlich hier bleiben!"

„Ich danke Ihnen sehr, mein Gnädigster! Aber Scherz bei Seite. Jetzt fragen Sie nun auch einmal diesen Herrn nach der betreffenden Karte!"

Der Kellner mußte es thun, und der Vorwitzige sah sich zur allgemeinen Belustigung gezwungen, nun auch seinerseits der Aufforderung zu entsprechen. Er fühlte sich dadurch so verletzt, daß er sich erhob, um den Salon zu verlassen; da aber trat ihm der Andere in den Weg.

„Bitte, mein Herr, verweilen Sie noch kurze Zeit. Wir sind noch nicht fertig!"

Das Fenster öffnend, gab er einen Wink hinaus. Im nächsten Augenblicke stand ein Gendarm an seiner Seite. Jetzt forschte er noch einmal mit scharfem Blicke in den Zügen seines Gegenübers und fuhr dann in vollständig verändertem Tone fort:

„Die Gegenwart dieses Polizeibeamten, mein Herr, wird Ihnen die Situation klar machen! Ich hatte das Vergnügen, Sie einsteigen zu sehen und bemerkte dabei gewisse Gründe, mit Ihnen eine kurze Unterredung herbeizuführen. Dieselbe wäre jedenfalls unter vier Augen geschehen, wenn Sie es unterlassen hätten, mich durch Ihr Verhalten zur Oeffentlichkeit zu bewegen. Sie haben die Fragen, welche ich an Sie richten werde, ohne Weigerung und der Wahrheit gemäß zu beantworten, wenn Sie es nicht vorziehen, dieselben an einem sehr unöffentlichen Orte vorgelegt zu erhalten. Bitte also, Ihre Legitimation!"

„Aber mein Herr, ich weiß ja gar nicht — — —"

„Echauffiren Sie sich nicht! Ich will Sie durch die Mittheilung beruhigen, daß mein Verfahren nicht direct gegen Sie gerichtet ist. Also, Ihre Legitimation!"

Der Inquirirte zog ein Portefeuille hervor und entnahm demselben ein Papier, welches er auseinanderschlug und dann überreichte. Es wurde mit sichtbarer Sorgfalt geprüft.

„Dieser Paß ist gut und richtig! Sie sind ein Franzose und aus l'Havre de grace. Haben Sie Familie?"

„Ja; Frau und Kinder."

„Eltern?"

„Nein."

„Geschwister?"

„Einen einzigen Bruder."

„Dieser heißt?"

„Natürlich ebenso wie ich, Latour, Francois Latour."

(Fortsetzung folgt.)

---

wo Personen unter heftigem Lachen starben, dieses bei der vorhandenen Krankheitsanlage doch nur eine zufällige Gelegenheitsursache abgab.

Im Allgemeinen macht ein heitrer, zufriedener Sinn für das Lachen empfänglich, ist aber nicht zureichender Grund. Meist wird ein rascher, unerwarteter Uebergang einer Gemüthsstimmung in die andre dazu erfordert. Jede freudige Ueberraschung reizt daher zum Lachen; aber das gemischte Gefühl dabei läßt nicht zu, daß es zu seinem vollen Ausbruch kommt. Bei diesem Letzteren aber ist nicht die Freude das am höchsten gesteigerte Gefühl; ja der Zwang, in den der Reiz zum Lachen versetzt, kann sogar unangenehm sein. Immer unterscheidet man dabei eine Vorstellung als die das Lachen veranlassende, als Lächerlichkeit. Eine eigentliche Theorie des Lächerlichen ist aber noch nicht befriedigend aufgestellt worden.

Zufolge des einfachen Gesetzes der Sympathie und durch Zusammenwirkung der Vorstellungen theilt sich das Lachen auch Andern mit, selbst ohne daß dieselben von dem Gefühle des Lächerlichen lebhaft ergriffen sind, ja wohl selbst ohne den Gegenstand zu kennen. Das Lachen kann aber auch durch bloße körperliche Veranlassung erzeugt werden, wie z. B. durch die Einwirkung des Kitzelns. In körperlichen Schwächezuständen und bei erhöhter Reizbarkeit ist die Neigung, Alles zu belachen und des Lachens sich nicht erwehren zu können, keine ungewöhnliche Erscheinung.

Also Lachen ist eine meist angenehme, krampfartige Bewegung der zum Athemholen gehörigen Werkzeuge, eine Convulsion der Bauch- und Gesichtsorgane und ein Naturausdruck der Behaglichkeit und der Freude, wie sein Gegensatz, das Weinen, Naturausdruck der Unbehaglichkeit und des Schmerzes ist. Vergnügen und Schmerz, diese beiden Extreme und Prinzipien aller Menschenhandlungen, sind in der Natur die nächsten Anverwandten; Thränen fließen beim heftigen Lachen wie beim Weinen und deuten auf die Frucht eines gemeinschaftlichen Stammes. Schon im Paradiese stand neben dem Baume des Lebens der Baum der Erkenntniß, um den sich die Schlange wand. Novalis, der in seinem Leben nur wenig lachte, nennt das Lachen einen Absonderungs-, das Weinen einen Einschluckungsprozeß, jenes ein Flüchtigwerden, dieses ein Starrwerden, Weinen das System der Arterien, Lachen das der Venen. Deutlicher nennt ein Alter die Thräne das Blut eines verwundeten Herzens und das Lachen die Universalsprache eines fröhlichen Gemüthes.

Kindern, die noch nicht reden können, ist Lachen und Weinen Naturausdruck ihrer Wünsche und Bedürfnisse, ihres Wohlgefallens und Mißfallens. Die Thränen der Männer sind gefährlich; beim Weibe haben sie weniger zu bedeuten. Lachen und Weinen verhalten sich wie Sonnenschein und Regen. Gewöhnlich weinen die Kinder früher, als sie lachen; sie lachen, wie schon Aristoteles behauptet, nie vor dem vierzigsten Tage. Dann aber schenkt die Natur dem hülflosen Wesen das zauberische Lächeln, welches das liebliche Morgenroth der Vernunft ist, an Stelle des Schlafes und der niedrigsten Sinnlichkeit und sich dann mit der bald beginnenden Sprache weiter entwickelt.

Thiere können nicht lachen. Sie bezeichnen ihre Freude durch eigne Blicke und Sprünge, wie der Hund, welcher mit dem Schwanze wedelt; die Katze schnurrt, das Pferd wiehert und der Vogel hüpft, zwitschert und schlägt mit den Flügeln. Ob die Thiere auch nicht weinen können, ist noch unentschieden. Homer läßt die Pferde des Achilles weinen über den Tod des Patrokles; der Streithengst Aethon weinte beim Leichengang der Pallas, und richtig ist es allerdings, daß die meisten Thiere einen Thränensack haben wie der Mensch und man will ganz sicher an Pferden, Hirschen, Kameelen, Elephanten u. s. w. Thränen bemerkt haben. Wahrscheinlich aber ist, daß diese eine physische Ursache hatten und nicht von einem seelischen Affecte hervorgerufen wurden. —

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIII.

Aqua benedetta.

Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

„Sie versprachen mir bei Ihrem letzten Besuche," sprach hierauf Frau von Pompadour, indem sie sich gegen den Grafen von St. Germain wandte, „noch einmal auf Ihr Aqua benedetta zurückzukommen. Ich hoffe, daß ich keine Fehlbitte thue, denn man hat mir erzählt, daß die kleine, zehnjährige Comteß Lancy*) schon eine Probe davon bekommen hat."

„Man hat die Wahrheit gesagt. Ich begleitete einige italienische Arien, welche die Comteß sang, und war von ihr so entzückt, daß ich beschloß, ihr das glückliche Loos der Schönheit, welche sie besitzen wird, zu verlängern."

„Auch der König hörte von Ihrem Wasser; er wünscht, daß der gegenwärtige Zustand seiner Gesundheit ihm so lange wie möglich erhalten bleibe."

Der Graf brachte zwei geschliffene Flaçonetten zum Vorscheine, welche mit einer krystallhellen Flüssigkeit gefüllt waren.

*) Sie ist dasselbe Mädchen, welches später als Frau von Genlis so berühmt wurde.

„An der Erfüllung dieses Verlangens hängt das Glück einer ganzen Nation. Dieses Aqua benedetta wird Frankreich seinen Monarchen und Ihnen, Madame, Ihre Schönheit und Jugend erhalten."

Er reichte die Flaçonetten ihr entgegen. Sie griff mit sichtlicher Begierde zu und rief freudig:

„Ich danke Ihnen sehr, mein lieber Freund! Einen Grafen von St. Germain darf man nicht nach dem Preise dieses unbezahlbaren Elixirs fragen. Bestimmen Sie, was ich für Sie thun kann!"

„Der einzige Lohn, den ich begehre, ist Ihr Wohlwollen, Madame, und die Erlaubniß, mit Hülfe der Sterne über Ihnen und dem Könige wachen zu dürfen."

„Der Schutz Ihres Genius ist uns willkommen. Ich bat Sie ja schon, die Sterne über mich zu befragen. Erhielten Sie eine Antwort?"

„Ich erhielt sie, heut in der Mitternacht."

„Und wie lautet sie?"

„Sie war klar und offen, so daß ich die Geister der Weltgegenden nicht zu Rathe zu ziehen brauchte. Ich darf sie darum auch offen mittheilen."

„Nun?"

Die Marquise schien außerordentlich gespannt zu sein.

„Ich sah den Himmel Deutschlands erglänzen; ein großer Stern stieg strahlend in die Höhe, eine kleine Schnuppe flog von ihm ab, schoß über die Grenze herüber und stieß an den Stern Frankreichs. Da troff Blut herab vom Firmamente; es wurde Nacht in den Lüften, und die Erde zitterte unter dem Fußgestampf würgender Cohorden. Ich sah keine Person, ich sah keinen Namen, Madame, ich erblickte nur Thatsachen. Die Sterne haben mich noch niemals getäuscht. Die Lösung ist mir nicht gegeben; ich muß sie Ihnen überlassen."

Die Marquise war unter der Schminke leichenblaß geworden.

„O, ich weiß, wer dieser Stern in Deutschland ist! Dieser König von Sanssouci glaubt ja, er sei schon längst unter die Himmlischen zu rechnen. Aber die Schnuppe, hatte sie nicht eine Farbe, eine Gestalt, aus welcher sich etwas Sicheres schließen ließe?"

„Ich glaube die Gestalt eines L erkannt zu haben. Doch steht mir der Zutritt in die chambres diplomatiques nicht offen; ich kenne keine Persönlichkeit, auf welche ich eine Hindeutung aussprechen möchte."

„Meine Ahnung hat hat mich nicht betrogen! Ein L — ? Dieser deutsche Baron von Langenau ist mit einer geheimen Sendung betraut. Seine Physiognomie hat mir gleich vom ersten Augenblicke an einen Widerwillen eingeflößt. Er soll mit dem Könige sprechen; ich werde aber dafür sorgen, daß diese Unterredung nicht stattfindet. Ich vertraue Ihren Sternen. Er mag noch heut' in seine barbarische Heimath abreisen!" — — —

Als sich einige Viertelstunden später Baron von Langenau zur Audienz meldete, ward ihm vom diensthuenden Kammerherrn die Weisung, seine kostbare Zeit nicht nutzlos in Versailles zu verschwenden; der König werde seiner augenblicklichen Rückkehr nach Deutschland kein Hinderniß in den Weg legen.

Als er seine in Paris gelegene Wohnung betrat, überreichte ihm sein Diener ein duftendes Billet, welches soeben erst hier abgegeben worden war. Es enthielt die wenigen Worte:

„Mein Freund.

Sie werden fortgeschickt. Obgleich meine Tante von dem Urheber dieser Maßregel ein Brillantkreuz geschenkt erhielt, konnte sie es doch nicht unterlassen, mich zu benachrichtigen. Ein Wenig Aqua benedetta ist schuld, daß Ihre Sendung scheitert, und ich habe Sie lieb genug, um Ihnen das Nähere mitzutheilen, wenn Sie vor Ihrer Abreise noch einmal besuchen wollen

Ihre zärtliche

Amély Haussет."

2.

Im Haag.

Der Graf d'Affri, französischer Gesandter in den Niederlanden, hatte große Soirée. In den prachtvollen Räumen seiner Wohnung bewegten sich außer den hohen Würdenträgern der Generalstaaten und den Vertretern aller europäischen Nationen eine zahlreiche Menge berühmter oder einflußreicher Privatpersonen, deren Anwesenheit der Versammlung einen weniger diplomatischen Anstrich gab, als sie sonst besessen hätte.

Man hatte die Tafel aufgehoben, an welcher man mehrere Stunden lang den materiellen Freuden des Lebens gehuldigt hatte, und die Anwesenden suchten, in einzelnen Gruppen aufgelöst und in die verschiedenen Zimmer vertheilt, ihren persönlichen oder staatlichen Interessen mittelst einer regen, beliebig angeknüpften und ebenso leicht wieder abgebrochenen Unterhaltung nachzukommen.

Ein junger Mann in einfachem, schwarzem Anzuge durchschritt scheinbar theilnahmlos die Reihen der conversirenden Herren und Damen und gelangte in ein leeres Zimmer, welches die lange Enfilade der Gemächer beschloß. Es war nur spärlich erleuchtet. Er trat an eines der Fenster und blickte, von den weit herabgehenden Gardinen vollständig verhüllt, durch dasselbe hinaus in die abendliche Winterlandschaft.

Da vernahm er nahende Schritte. Zwei Männer traten ein und nahmen auf einem der die Wände garnirenden Sammetpolster Platz. Ganz sicher hatten sie sich zurückgezogen, um irgend einen Gegenstand, der nicht für Jedermanns Ohren war, zu besprechen. Der junge Mann stand schon im Begriffe, aus seinem unabsichtlichen Verstecke, wie es ihm die Ehre gebot, hervorzutreten, als er einen Namen nennen hörte, bei dessen Klange er zu bleiben beschloß. Er hörte, daß der eine der Männer der Graf d'Affri selbst war; der Andre war der berühmte Casanova, der sich durch seine

kühne Flucht aus den Bleikammern Venedigs Ruhm erworben hatte, und jetzt von Frankreich nach dem Haag geschickt war, um im Auftrage des Herzogs von Choiseul eine wichtige Geldangelegenheit zu betreiben.

„Ich sage Ihnen, mein lieber Casanova, daß Sie sich mit der Hoffnung, gute Geschäfte zu machen, täuschen werden," meinte der Graf. „Ich hege viel Theilnahme für Sie und wünsche Ihnen das beste Gelingen, aber der König wird schlecht bedient, die Operationen des General-Controleurs haben die Nation discreditirt und man ist, ich sage es Ihnen offen, auf einen unvermeidlichen Bankerott gefaßt."

„Das weiß ich Alles sehr genau; aber ich möchte dennoch nicht ganz an dem Erfolge meiner Sendung verzagen. Es mangelt der Regierung an Geld. Ich bin beauftragt, für zwanzig Millionen französischer Staatspapiere, welche der Minister Ihnen geschickt hat, mit einem möglichst geringen Verluste gegen besser stehende ausländische Papiere umzutauschen, eine Manipulation, deren Gelingen mir nicht unmöglich erscheint, da der Minister mir versichert hat, daß der Krieg, welcher unsre Schuldscheine drückt, sich seinem Ende nähere. Die geheimen Friedensverhandlungen sind im vollsten Gange."

„Ich will diese letztere Thatsache nicht in Abrede stellen; doch geben Sie sicherlich zu, daß ich als Gesandter über unsre politischen Hoffnungen und Befürchtungen vollständiger unterrichtet sein muß als Sie. Die Staatskasse ist geleert, die Flotte vernichtet, unsre Heere sind geschlagen. Der Friede wird kein vortheilhafter für uns sein. Wer jetzt unsre Papiere kauft, muß lange warten, ehe er hoffen darf, sie ohne Verlust verwerthen zu können, und Herr von Benis hat mich beauftragt, Ihnen die zwanzig Millionen nur mit acht Procent Minus zu überlassen. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß bei einem solchen Angebote Niemand kaufen wird."

„Ich halte trotzdem meine Hoffnung fest. Wenn der König sieht, daß seine Forderung zu hoch ist, wird er sich zu einer Reduction derselben entschließen; ich hatte heut' eine Conferenz mit Herrn Peels und sechs anderen Compagniechefs. Sie boten zehn Millionen baar, sieben Millionen in fünfprozentigen Papieren und verzichteten außerdem auf zwölfmalhunderttausend Gulden, welche die französisch-indische Gesellschaft der holländischen schuldet; das sind neun Prozent Verlust für uns. Das Gebot scheint mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr acceptabel."

„Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß der König zu diesem Handel in irgend einer Beziehung stehe. Die Politik des „Oeul de boeuf" befindet sich sehr oft und so auch grad gegenwärtig in der Lage, sich der Berechnung ihrer creditirten Vertreter zu entziehen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das ist möglich. Kennen Sie vielleicht den Grafen von St. Germain?"

„Ich habe ihn in Paris bei Frau d'Orfé gesehen. Er besitzt ganz das Aussehen eines außerordentlichen Mannes. Der König schenkt ihm sein Vertrauen und hat ihm sogar eine Wohnung in Chambord eingerichtet."

„Ah?" rief d'Affri erstaunt. „Dieser Abenteurer scheint vom Glücke bevorzugt zu werden. Wissen Sie, daß er sich hier im Haag befindet?"

„Kein Wort!"

„Er ist im „Prinzen von Oranien" abgestiegen und gerirt sich mit diplomatischer Miene, ohne mich eines Besuches zu würdigen. Ich habe die Art und den Zweck seiner Sendung nicht zu enträthseln vermocht, werde mich aber auch nicht in die Gefahr begeben, mich durch eine Empfehlung bloszustellen, wenn man sich bei mir nach ihm erkundigt."

„Im „Prinzen von Oranien"? Das ist der Gasthof, in welchem auch ich wohne!"

„Dann werden Sie vielleicht mit ihm zu sprechen kommen?"

„Auf alle Fälle, Graf."

„Darf ich Ihnen die Geschicklichkeit zutrauen, den Zweck seines Hierseins zu erfahren?"

„Ich weiß nicht, ob ich sie besitze; es kommt ja nur auf eine Probe an."

„Versuchen Sie es. Jetzt aber lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren, man würde uns sonst vermissen!"

Als die beiden Männer sich entfernt hatten, verließ der Lauscher sein Versteck und begab sich in die vorderen Gemächer zurück. Dort trat er zu einem Manne, welcher sich durch eine eigenartige, männliche Schönheit auszeichnete und allein an einem der kleinen Pfeilertischchen saß.

„Verzeihung, mein bester Herr Casanova," entschuldigte er sich, „daß ich um die Erlaubniß bitte, an Ihrer Seite Platz zu nehmen! Es treibt mich der Wunsch dazu, Ihnen nützlich sein zu dürfen."

Der berühmte Verbannte Venedigs deutete auf einen vis-à-vis stehenden Stuhl und meinte höflich:

„Die Gesellschaft des Herrn Barons von Langenau ist mir zu jeder Zeit eine angenehme! Auch ich hege den Wunsch, Ihnen dienen zu dürfen."

„So lassen Sie mich Ihnen den ersten Beweis unserer gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnung geben! Ich höre, daß Herr von Choiseul Ihnen die Ordnung einer gewissen finanziellen Angelegenheit aufgetragen hat?"

„So ist es. Ich habe keinen Grund, aus der Sache ein Geheimniß zu machen."

„Ich möchte gern das Meinige beitragen, Ihnen die Lösung Ihrer Aufgabe zu ermöglichen."

„Sie würden mich Ihnen dadurch zu lebhaftem Danke verbinden," meinte Casanova. „Sollte vielleicht wirklich eine positive Unterstützung in Ihrer Macht liegen?"

„Nicht eine positive, sondern eine negative, aber, wie ich hoffe, darum doch keine ganz und gar geringfügige. Ich bin nämlich in der glücklichen Lage, Ihnen ein bedeutendes Hinderniß, welches sich Ihrem Vorhaben entgegenstellt und von dem Sie keine Nachricht zu haben scheinen, nennen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Was verkürzt mir die Zeit? — Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang? — Müßiggang!
Was führt in Schulden? — Harren und dulden!
Was bringt zu Ehren? — Sich wehren!

Berechtigter Stoßseufzer.

Eine New-Yorker Zeitung stimmte kürzlich folgendes Klagelied an, das auch in Deutschland ganz passend erscheint: Die Jagd auf den Hippopotamus an den Ufern des Nil, auf den Alligator in der Bai von Louisiana, auf den Löwen in Numidien, auf den Gorilla in Afrika, auf den Tiger in Bengalen, den Bären in Schweden und den Wolf in den Steppen Rußlands — solche Jagd ist ein reines Kinderspiel gegen eine Jagd nach einem treuen, fleißigen und bescheidenen Dienstmädchen!

Witterungs-Vorzeichen.

Wenn der Mann Abends nach 10 Uhr nach Hause kommt und sich bei seiner Gattin nicht legitimiren kann, wo er gewesen ist, so ist selbst bei kälteren Tagen ein Gewitter im Anzuge.

Wenn der Mann der Frau ein neues Kleid abschlägt, so schlägt gewöhnlich das Wetter um, es wird auf längere Zeit trübe und kalt.

Wenn der Mann schon Mittwoch die Erfahrung macht, daß das Marktgeld für die ganze Woche zu Ende geht, dann steht ein Hagelwetter bevor.

Wenn der Winter naht, der Hausstand Holz, Kohlen, die Frau einen Mantel, Muff und einen Winterhut begehrt, so kann der Mann sicher sein, daß es ihm bald in die Bude schneit.

Was zu einem guten Gastmahl gehört.

Diese Frage beantwortet der Speisezettel des Gasthauses zum „Muthigen Ritter" in Kösen folgender Weise:

1. Ein freundlich Gesichte,
2. Viele gute Gerichte,
3. Weine von Gewichte,
4. Eine schöne Nichte,
5. Eine lustige Geschichte,
6. Hübsch hell und lichte,
7. Beim Sitzen nicht so dichte,
8. Zuletzt eine gute Verpichte.

Die größte Vogelfigur in der Welt ist wahrscheinlich der riesige Doppeladler, der auf dem Dache der Stephanskirche in Wien mit ausgebreiteten Flügeln liegt. Von einer Flügelspitze zur andern mißt er nicht weniger als 180 Fuß. Jedes seiner Augen ist aus vier vergoldeten Dachziegeln gebildet und jeder seiner Schnäbel hat nicht weniger als 36 solche große Schuppen. Wenn er sich einmal vom Dache der Kirche in die Luft erheben könnte, würde man ihn für den leibhaftigen Vogel Greif halten können.

Räthsel.

Aus einem schön gezierten Häuschen
Nehm' ich ein Schätzchen mir heraus.
Wenn ich's erfaß' mit eigner Hand,
Es selten nur sich mir entwandt.
Sie ist so schlank, so rund, so braun,
Ich kann ihr Alles anvertrau'n,
Denn was ihr meine Lippe gab,
Verbirgt sie schweigend wie das Grab.
An meine Lippen drück' ich sie
So viele Mal, sie sträubt sich nie;
Und küß' ich sie, glüht sie für mich,
Sie giebt sich ganz, sie opfert sich.
Zwar wird sie meiner Liebe Raub,
Doch lieb' ich sie bis in den Staub.
Und ist sie todt, schnell fang ich dann
Mit einer ihrer Schwestern an.

Eingesandt von Fräulein Emma Pollmer in Strießen.

Schwierige Rechenaufgabe.

Eine Gans geht vor zwei Gänsen,
Eine Gans geht zwischen zwei Gänsen,
Eine Gans geht hinter zwei Gänsen.
Wie viele Gänse sind dazu erforderlich?

Eingesandt von Herrn Albert Koch in Strießen.

Auflösung des Räthsels in № 18.

Ich liebe Dich.

Auflösung des Rebus in № 18.

Selbstunterricht.

Richtige Lösungen gingen ein von: Fräulein A. Hempel und F. Wirth in Berlin, Frau O. Gaßler und B. Stille in Brandenburg und den Herren Oscar Rudolph, Buchbinder in Neusalza, Robert Leupold und R. Zimmermann in Dresden, Franz Bohen in Zwickau, W. Henschel in Bautzen und G. Heller in Annaberg.

Briefkasten.

Herrn **R. L.** in Dresden. Ihr Erdbeerkuchen ist leider daneben gefallen. Wie schade!

Herrn **R. J.** in Dresden. Die Auflösung der in der „Illustrirten Chronik der Zeit" gegebenen Bilderräthsel ist nicht an uns, sondern, wie sich ja ganz von selbst versteht, an H. Schönlein, Stuttgart, zu senden.

Herrn **W. F.** in Lissa. Die Strophen, welche sie meinen, sind von Voltaire und lauten:

»Et il faut avouer, belle est la vie humaine;
Chacun a son lutin, qui toujours le promène
Des chagrins aux amusemens.
L'homme est fait, je le sais, d'une pâte divine,
Mais dans ce monde-ci l'âme est un peu machine.«

Und zu deutsch:

„Gewiß ist solcher Art das Menschenleben,
Daß Jeglichem ein Kobold ward gegeben,
Der ihn vom Kummer zum Vergnügen führt.
Mag auch der Mensch aus Götterstoff bestehn,
Sind doch maschinenartig die Ideen."

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 23. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Was ist Ihr Bruder?“ frug der junge Mann den Franzosen weiter.

„Er war früher Seemann; jetzt privatisirt er.“

„Wo?“

„In den Vereinigten Staaten. Ich erhielt die letzte Zuschrift aus Boston von ihm.“

„Wann war dies?“

„Vor ungefähr einem Monate.“

„Wo befindet sich dieselbe?“

„Zu Hause in l'Havre. Sie liegt bei den andern Briefen, welche ich von ihm bekam.“

„Haben Sie eine Photographie von ihm?“

„Ja.“

„Wo?“

„Sie hängt in meinem Zimmer.“

„Ich danke Ihnen. Nun nur noch Eins: War dieser Bruder jemals in Deutschland?“

„Längere Zeit.“

„Auch in der Residenz unseres Landes?“

„So viel ich mich erinnere, ja. Er hat von dort aus öfters geschrieben; die Briefe sind noch da.“

„Ich danke nochmals. Wir sind jetzt fertig.“

Der Verhörte war durch die Wendung, welche das kleine Ereigniß genommen hatte, so vollständig verblüfft, daß er die ihm vorgelegten Fragen mit fast naiver Treue und Ausführlichkeit beantwortet hatte. Er mochte ein ganz unbescholtener Mann sein, aber es war ihm dennoch Angst geworden. Der Schweiß stand auf seiner Stirn, und er öffnete den Rock, um das Taschentuch hervorzuziehen. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Uhrkette von so vorzüglicher Arbeit sichtbar, daß sie die Aufmerksamkeit des Kenners sofort erregen mußte. Auch der junge Mann bemerkte sie, und der Anblick brachte eine eigenthümliche Wirkung hervor.

„Halt, warten Sie noch einen Augenblick!“

Er ergriff die Kette, ließ sie prüfend durch die Hand gleiten und zog dann die an ihr befestigte Uhr hervor. Nachdem er sie geöffnet hatte, untersuchte er die Stelle, an welcher gewöhnlich die Chiffre des Verfertigers angebracht ist, und ließ sie dann wieder in die Tasche zurückgleiten.

„Diese Uhr gehört Ihnen?“

„Ja.“

„Wie kamen Sie in den Besitz derselben?“

„Ich erhielt sie als Geschenk.“

„Von wem?“

„Von meinem Bruder.“

„Von demselben, von welchem wir vorhin sprachen?“

„Ja.“

„Uhr und Kette zusammen?“

„Ja.“

„Auf welche Art und Weise und von wem hat er Beides erworben?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wann machte er Ihnen das Geschenk?“

„Als er aus Deutschland kam.“

„Und ehe er nach Amerika ging?“

„Ja.“

„Besaß er eine größere Anzahl ähnlicher Sachen, vielleicht Ringe und sonstige Schmuckgegenstände?“

„So viel ich weiß, nein!“

Der Frager flüsterte dem Gensd'arm einige Worte zu und fuhr dann fort:

„Ich muß Sie ersuchen, Ihre Reise auf kurze Zeit zu unterbrechen. Dieser Herr wird Ihr Begleiter sein, bis wir uns wiedersehen!“

Der Franzose erschrack, daß er leichenblaß wurde.

„Mein Gott, ich bin mir ja Nichts bewußt, was Sie veranlassen könnte, mich — — —“

„Ich bat Sie schon, sich nicht zu beunruhigen, und wiederhole meine Versicherung, daß Sie Nichts zu befürchten haben. Es handelt sich einfach nur um eine Feststellung, zu welcher ich Ihrer Hülfe nothwendig bedarf. Folgen Sie also nur immerhin Ihrem Führer. Wir werden uns jedenfalls bald und freundlich wiederbegegnen!“

Diese kurze Scene hatte unter den Anwesenden ein ungeheures Aufsehen erregt. Wer war der einfach gekleidete Mann, der trotz seiner Jugend so sicher und geläufig aufzutreten wußte und auf alle Fälle eine nicht unbedeutende Polizeistelle begleiten mußte? Hatte er nicht eigentlich eine Sünde gegen die polizeilichen Verordnungen begangen, als er das Verhör vor so vielen Zeugen vornahm? Er mußte ein großes Selbstvertrauen besitzen, um so Etwas wagen zu können.

Die Gedanken und Vermuthungen hätten freien Spielraum; er aber kümmerte sich nicht um die Blicke, welche jetzt so respectvoll auf ihm ruhten, sondern entnahm, als der Franzose den Salon verlassen hatte, seinem eigenen Portefeuille eine Karte, übergab dieselbe, nachdem er einige Worte auf deren Rückseite bemerkt und sie in ein Couvert gelegt hatte, dem Kellner und winkte nach dem Prinzen hin. Dieser empfing das Monogramm, warf einen Blick auf die beigefügte Bemerkung und erhob sich mit einem zustimmenden Kopfnicken. Der Fremde trat in ehrerbietiger Haltung an den Tisch.

„Sie kennen mich, Herr Lieutenant?“ frug der Oberst verwundert.

„Ich hatte leider bisher noch nicht die Ehre, Ew. Durchlaucht persönlich zu begegnen, vermuthete aber aus gewissen Umständen, daß ich jetzt so glücklich sei, Ew. Hoheit zu sehen.“

„Sie haben sich allerdings nicht geirrt.“ Und dann fügte er vorstellend hinzu: „Herr Polizeilieutenant von Treskow, Fräulein von Tzernowska, meine Mündel.“

„Besten Dank, Durchlaucht; es wurde mir schon früher die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, Fräulein von Tzernowska vorgestellt zu werden!“

„Ah!“ klang es verwundert. „Warum schwiegst Du darüber, Wanda? Oder erkanntest Du den Herrn nicht wieder?“

„Doch!“ versicherte sie lächelnd. „Aber ich wußte nicht, ob ich das Incognito verletzen dürfe, in welches sich die Herren von der Polizei zuweilen hüllen.“

„Und welches heut ein für mich sehr unangenehmes ist,“ ergänzte Treskow mit einem Blicke auf seinen anspruchslosen Habitus. „Ich hatte eine Recognition vorzunehmen, bei welcher es nicht in meiner Absicht lag, erkannt zu werden. Sie wurde glücklich vollendet und zugleich durch einen außerordentlichen Zufall belohnt, welcher mir in einer andern und auch für Ew. Durchlaucht hochwichtigen Angelegenheit von unendlicher Bedeutung ist.“

„Für mich? Meinen Sie vielleicht das Rencontre mit diesem unbequemen Franzosen?“

„Dasselbe! Ich sah ihn einsteigen; sein Gesicht fiel mir auf; es hatte eine wirklich frappante Aehnlichkeit mit einem anderen, dem ich bisher erfolglos nachgestrebt habe. Es konnte nicht anders sein, es mußte hier eine nahe Verwandtschaft vorliegen. Ich ließ den Mann nicht aus dem Auge und sah hier nicht nur meine Vermuthung bestätigt, sondern machte auch eine Entdeckung dabei, welche mich veranlaßte, mich dem Herrn Obersten augenblicklich vorzustellen.“

„Dann darf ich wohl nach dem Grunde dieser Eile fragen?“

„Gewiß! Meine Antwort muß aber eine Angelegenheit berühren, welche ich ohne vorherige Erlaubniß mir nicht zur Sprache zu bringen gestatte.“

„Sprechen Sie!“

„Die Kette, welche ich vorhin durch einen glücklichen Umstand entdeckte, gehörte dem ermordeten Hofjuwelier Wallerstein.“

„Wallerstein!“ rief der Prinz so laut, daß alle Anwesenden aufmerksam wurden. Dies bemerkend, setzte er sich wieder auf den Platz, von welchem er aufgefahren war, und frug hastig aber mit gedämpfter Stimme: „Wissen Sie das genau? Ist Ihnen dieser Fall bekannt?“

„Es giebt wohl nur Einen, der ihn besser kennt als ich, und das ist der eigentliche Thäter, nach welchem ich schon seit Langem suche.“

„Der eigentliche, sagen Sie! Sie glauben also, daß der — daß Derjenige, welchen man verurtheilt hat, nicht der wirkliche Thäter ist? Sie suchen noch heute den Raubmörder, den die Richter doch schon längst gefunden zu haben meinen, und auch der Strafe überlieferten?“

„So ist es, Durchlaucht! Diese auch für den Herrn Obersten hochwichtige Angelegenheit meinte ich, als ich vorhin meine Zudringlichkeit entschuldigte; sie führte mich nach Wildauen, wo ich heute um eine Audienz gebeten hätte.“

„Sie versetzen mich in ein Erstaunen, welches der Wißbegierde, die ich empfinden muß, vollständig gleichkommt!"

„Ich begreife das und bin zur Aufklärung gern bereit; nur dürfte sich der Ort, an welchem wir uns gegenwärtig befinden, nicht zu derselben eignen. Ich bitte daher um die Erlaubniß, mich — —"

„Sie gehen mit mir, Herr Lieutenant," fiel ihm der Prinz in die Rede, „Sie reiten mit uns nach Hause; ich lasse Sie nicht wieder aus dem Auge!"

„Diese Aufmerksamkeit ist eine mir hoch willkommene und kann mich nur zur Dankbarkeit verpflichten!"

„So kommen Sie gleich! Sie sind auf Wildauen Gast, so lange es Ihnen beliebt; denn Ihr Erscheinen läßt eine Hoffnung in mir erwachen, welche ich schon fast aufgegeben hatte!"

Er erhob sich und schritt den Beiden voran. Treskow bot mit einer galanten Verbeugung Wanda den Arm. Der vorher aus dem Salon Gewiesene bekam von schönen Lippen die Erlaubniß, die Mündel eines Prinzen in vertraulicher Berührung durch die Reihen der Gäste zu führen. Vor dem Stationsgebäude angekommen, half er ihr auf das Pferd und bestieg selbst dasjenige, welches Heinz geritten hatte, welcher den Herrschaften auf seinem Stelzfuße langsam nachgehumpelt kam.

Noch war man nicht gar weit gekommen, so deutete Treskow vorwärts.

„Ich habe heute ebenso wie der Franzmann, welcher sich über mich moquirte, die Erfahrung bestätigt gefunden, daß man sich oft einer ganz gewaltigen Täuschung unterwirft, wenn man einen Menschen nach dem Kleide, welches er trägt, taxirt. Belieben Ew. Durchlaucht doch einmal den Mann anzusehen, welcher da vor uns geht!"

Der Genannte war eine so auffällige Figur, daß ihn die beiden Andern auch schon bemerkt hatten. Von hoher, breiter und außerordentlich muskulöser Figur, trug er einen Hut auf dem glattgeschorenen Kopfe, dessen ungeheure Krempe hinten weit über den Nacken herunterschlappte, während ihr vorderer Theil einfach über dem Gesichte weggeschnitten war. Den Leib bedeckte ein kurzer, weiter Sackrock, dessen Aermel kaum bis über die Ellbogen reichten und erst die Aermeltheile eines sauber gewaschenen Hemdes, dann die braungebrannten Vorderarme und endlich zwei Hände sehen ließen, die einem vorsündfluthlichen Riesenthiere anzugehören schienen. Die Beine staken in einem Paar ebenso weiter Hosen von leichtem Zeuge, unter denen ein Paar Stiefel sichtbar wurden, deren Leder aus dem Rücken eines Elephanten herausgeschnitten sein mußte. Der Mann sah in dem alten Hute, dem moosgrünen Rocke und den gelben Hosen einer Maskenballfigur ähnlich, welche sich vom Saale heraus auf die Straße verirrt hat und schritt dabei mit weit auseinandergespreizten Beinen und balancirenden Armen seines Weges, als befinde er sich auf einem Boote, welches von den Wellen auf und niedergeworfen wird.

„Nun?" frug der Prinz.

„Wer sieht es diesem spaßhaften Wesen an, daß es mit mir in einem Coupee erster Classe fuhr?"

Der Oberst hatte seine Antwort noch nicht begonnen, als der sonderbare Wanderer stehen blieb und sich nach den drei Reitern umwandte. Der Rock stand ihm vorn weit offen und ließ bis herunter auf die Brust einen nackten, von der Sonne ausgedorrten Hals sehen, unter welchem ein breites, rothseidenes Tuch in einen kolossalen Knoten geschlungen war und seine beiden, flatternden Enden über den ganzen Unterleib herabhängen ließ.

„Halte — là — heigh — day — heda, Ihr Männer und schönen Fräuleins!" rief er mit einem Gemisch von Französisch, Englisch und Deutsch. „Geht es hier nach der kleinen city, nach der Stadt, die irgend Jemand Wildauen getauft hat?"

Wanda nickte bejahend.

„Merci — thank you, meine kleine, liebe Miß! Aber sagt, giebt es dort auch wirklich ein Schloß, ein castle, wo ein grausam vornehmer Prinz wohnen soll?"

Sie nickte wieder und konnte sich dabei eines Lächelns nicht erwehren.

„Gut, schön, all right! Es ist der Herr von Schönberg, der Duc oder der Lord von Schönberg, wie der alte Swalker genannt wird?"

„Ja," lachte sie jetzt herzlich auf.

„Huzza — prächtig! Ist er Euch vielleicht ein Wenig bekannt, meine hübsche, kleine Seenixe?"

„Ein Wenig, ja!"

„Dann könnt Ihr mir wohl auch sagen, ob es ein Subject bei ihm giebt, welches am crutch, an der Krücke laufen muß, weil es nur ein Bein hat!"

„So Einen giebt es allerdings."

„Good luck — hallo, da habe ich den verteufelten Kerl endlich! Heißt er nicht Heinrich Polter?"

„Das stimmt!"

„Stopp, Schaluppe! Jetzt ist es gewiß, daß es der Rechte ist! Aber nun sagt mir auch noch, wo der alte Humpelheinz jetzt ungefähr zu treffen ist! Ich habe einmal Back an Steuer mit ihm zu legen."

„Dort kommt er eben hinter uns her!"

Der Mann spie den Kautaback, mit dem er den halben Mund gefüllt hatte, auf die Straße und drehte sich um.

„Est — il — vrai, egard, ist er das? So war er wohl gar in dem Eisenbahn-Hafen, und ich habe ihn nicht gesehen? Wart, Mensch, ich werde einmal „Wind schief in's Tuch" auf Dich lossteuern, daß Dir der Stoß das Spriet bis an die Besaan-Lucke treibt!"

Ohne sich einen Augenblick länger um die Reiter zu bekümmern, eilte er mit breit schlendernden Beinen zurück und dem herbeistelzenden Heinz entgegen. Dieser sah die seltsame Gestalt grad auf sich zukommen und blieb, den Schnurrbart streichend, mit neugieriger Miene stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Winterleben der Pflanze.

Eine herbstliche Naturstudie.

Welch fühlenden Menschen durchrieselte nicht ein wehmüthiges, nicht näher zu beschreibendes Gefühl, wenn er, durch einen spätherbstlichen Hain wandelnd, im abgefallenen Laube raschelnd dahin schreitet. Die Zierden der Baumkronen, die Blätter, die, als ob sie ein Geheimniß zu wahren gehabt hätten, sorglich jedem Sonnenstrahl den Eintritt in das Waldesdunkel wehrten, sie liegen jetzt erstorben zu seinen Füßen und die Sonne guckt ungehindert durch die kahlen Reiser, das Geheimniß suchend, welches ja nur so lange bestand, als es gehütet wurde. Eine solche Periode, wo die Zweige kahl in die Luft ragen und für den oberflächlichen Beobachter die ganze Pflanzenwelt abgestorben zu sein scheint, einen solchen Zeitpunkt hielten wir am geeignetesten, die Leser und anmuthigen Leserinnen unserer „Frohen Stunden" einzuführen in die Winterwerkstatt unserer Mutter Natur, die zwar die Thüren geschlossen hat, um ungestörter zu sein, allein auch gern dem Forscher den Einblick in ihr Wirken gestattet.

Eine Beschreibung des Winters unterlassen wir. Wer kennt die Natur nicht zu jener Zeit, wenn der Hunger selbst die letzten Wegelagerer, Sperling und Krähe, von der tief verschneieten Heerstraße in die Städte und Dörfer getrieben hat, und wenn Fink und Meise auf den kahlen Zweigen des Waldes sich mühsam das Leben fristen?

Und wer sie so sieht, die Natur, und nicht im Stande ist, in ihre geheime Werkstatt zu dringen, der sollte allerdings meinen, sie wäre auf immerdar dahin. Allein sie lebt nicht minder, wie in der warmen Jahreszeit, obschon in der Entwickelung der meisten Pflanzen eine Zeit der Ruhe eingetreten ist, ja, wir dürfen ihren scheinbar todten Zustand nicht einmal einen Schlaf nennen, wenn gleich der Schnee mit Recht als das wärmende Bett der Erde bezeichnet werden muß, wenn gleich die perennirende Pflanze*) im Winter und das schlafende Thier, wie der schlafende Mensch sich auch darin gleichen, daß sie ohne Luft vergehen — sterben.

Und wenn wir überhaupt jemals von der Natur sagen dürfen: sie ruht — so paßt dies am allerwenigsten auf die Winterzeit. Wie die sechs Werkeltage der Woche die Zeit des Broderwerbs für die meisten Menschen sind, die am Sonntage ruhen, sich putzen und sich ihres Lebens freuen, so ist der Winter auch die Zeit der Arbeit, damit sie im Sommer ruhen, sich putzen und sich ihres Lebens freuen kann. Im Winter backt sie das Brot aufs Jahr, d. h. sie richtet die Erde zu schmackhafter Speise auf die Sommerszeit für die Pflanzen her — und Frost, Schnee und Regen sind in ihrer Werkstatt die besten Gesellen.

Der Frost zersprengt das Gestein, und Schnee und Regen verarbeiten es zu lockerer Ackererde. — Aber auch nach außen hin ist ihre Unthätigkeit nur eine scheinbare. Nicht nur Sommerblätter trägt der Baum, er hat auch seine Winterblätter.

Der allgemein verbreitete Glauben, daß die im Herbste sich zeigenden knospenähnlichen Auswüchse an den Zweigen schon für das Frühjahr die Knospen der Blätter seien, ist durchaus irrig. Diese sogenannten Knospen bergen wirkliche Blätter — die Winterblätter — in sich, die, weil sie auf einen so kleinen Raum beschränkt sind, stiellos und auch fast immer formlos oder eiförmig erscheinen, und die der Baum, ähnlich wie im Herbste die Sommerblätter, im Frühjahre, nachdem sie den Knospen dieser noch zur wärmenden Decke gedient haben, ebenfalls abschüttelt.

Dies allein würde genügen, um die Thätigkeit der Natur zur Winterzeit darzuthun, da ohne ein Saftaufsteigen im Baume das Gesagte nicht möglich wäre; aber auch die Bildung einer Winterholzschicht am Baume spricht dafür, und eine bekannte Thatsache ist, daß die Tannenzapfen selbst in der stärksten Kälte reifen. Das Aufsteigen des Saftes ist im Winter nur geringer, ein Gesetz, wovon allein die sogenannten immergrünen Gewächse, wie die Nadelhölzer, das Epheu, Immergrün und ähnliche, auf welche die Jahreszeit fast keinen Einfluß ausübt, eine Ausnahme machen.

Die Grundbedingung des Lebens, die Wärme, ist auch zur Winterzeit nicht völlig aufgehoben, und strömt sie im Sommer der Pflanze vorzugsweise durch die Luft zu, so geschieht dies im Winter durch die Wurzel aus der Erde, wodurch die Temperatur im Innern der Pflanze immer höher ist, als die der sie umgebenden Luft.

Eine Pflanze wird also um so mehr Kälte vertragen können, je tiefer ihre Wurzel in die Erde geht — eine Wahrheit, die jeder Baum bestätigt. Saatfelder z. B. müssen dahingegen durch den Schnee, der die Wärme in der Erde zurückhält, geschützt werden. Geschieht dies nicht, so erfriert die Saat, und um so eher, je weiter in den warmen Tagen des Winters die Anlage zur künftigen Aehre, ein am Saamen sich bildendes cylindrisches Zäpfchen, gediehen ist.

Um das Erfrieren einer Pflanze sich klar zu machen, ist es nöthig, näher auf das Wesen derselben einzugehen. Ein Hauptbestandtheil derselben, das Stärkemehl, geht bei der Pflanzenentwickelung allmählich zuerst in Zucker, dann in Gummi (Dextrin), dann in Cellulose (Faser), und so in Holz über. Das Holz ist die höchste und letzte Stufe; und nie erfriert der holzige, sondern immer nur der junge, noch unverholzte Theil.

Diese Umwandelungen des Stärkemehls in Zucker u. s. w. bis zum Holz gehen dadurch vor sich, daß das Mischungs-Verhältniß der gemeinschaftlichen Urstoffe dieser Körper, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, — und die letzten Bei-

*) perennirende Pflanze — die den Winter überdauert.

den, die Bestandtheile des Wassers, in dem Verhältniß wie sie Wasser bilden, darin vorhanden — sich ändert, und zwar so, daß in ihnen, die natürlich eben so wohl auch als Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasser angesehen werden können, die Menge des Wassers verschieden ist. Das Stärkemehl verliert beim Gefrieren, wobei die Körnchen, aus denen es besteht, zerreißen, Wasser, aber zu viel, um noch die Zwischenstufen bis zum Holze bilden zu können. Durch das Gefrieren ist seine Zusammensetzung der des Holzes nahe gekommen. Es kann jedoch, ohne die Zwischenstufen durchgemacht zu haben, nicht in Holz übergehen, und hat mithin die Fähigkeit zu weiterer pflanzlicher Entwickelung verloren. Durch die chemische Zersetzung auf dem Wege des Gefrierens ist also das fernere Leben der Pflanze unmöglich geworden — und nun sagen wir: die Pflanze ist erfroren.

Eine allgemein bekannte Erscheinung an den meisten erfrorenen Pflanzentheilen, wie z. B. am grünen Kohl, an der Kartoffel ist ein süßer Geschmack. Dieser rührt von einem Gehalt an Zucker her. Es enthält nämlich das Stärkemehl der Pflanzen in seinen Körnchen meistens schon Zucker vorgebildet. Beim Zerreißen derselben wird dieser frei, und den Geschmacksorganen zugänglich, d. h. er verräth sich durch den süßen Geschmack. Daß die erfrorene Kartoffel zur Spiritusfabrikation sehr wohl, nicht aber die aufgethauete, sich eignet, hat darin seinen Grund, daß jene sehr rasch in Gährung übergeht, in dieser aber schon zum Theil die letzten Stadien derselben, die saure und die faule, eingetreten sind, welche die Bildung des Spiritus nicht mehr zulassen.

Eine andere Erscheinung, der wir hier Erwähnung thun müssen, ist das „Knacken der Bäume" zur Winterzeit, einem Jeden bekannt, der bei strenger Kälte Abends oder Nachts durch einen Wald ging. Man sagt gewöhnlich von ihr: die Zweige können die Schneelast nicht tragen — aber man kann dieselbe Erscheinung zu einer Zeit wahrnehmen, wo die Zweige alles Schnees bar sind. Es rührt von einer Sprengung der Pflanzentheile her. Die Spalten, am Baumstamme spiralig hinlaufend, die wir so häufig und vorzugsweise an den Eichen finden, und die so vielfach bald zum Hohlwerden und Faulen der Bäume, bald, wie z. B. bei den Kirschen, zu Gummiausflüssen im Sommer, woran sie sterben, beitragen, entstehen beim „Knacken."

Die äußern Holzschichten des Baumes erfrieren sehr bald, während die inneren, wie schon gesagt, je nach dem Tiefgehen der Wurzel eine höhere Temperatur behalten. Wie in der Kälte nun jeder Körper bis zu einem bestimmten Grade sich zusammenzieht, und in der Wärme sich ausdehnt, so müssen die inneren ausgedehnten Holzschichten sich gewaltsam Raum machen, und die äußere, zusammengezogene durchbrechen, was mit dem Geräusch des „Knackens" geschieht. Daß aber nicht alle Bäume und Sträucher diesem Zerreißen ausgesetzt sind, hat darin seinen Grund, daß nicht alle Pflanzensäfte bei gleichem Kältegrade gefrieren, wie z. B. die harz- und salzreichen viel später, als die wässerigen. — Müssen wir nach dem Gesagten annehmen, daß das Leben der perennirenden Gewächse durch die Wärme bedingt ist, die sie mittelst der Wurzel aus der Erde aufnehmen, so müssen wir doch auch eine Wärme der Pflanzen annehmen, die ihnen eigenthümlich ist, denn nur dadurch läßt sich unter anderem das Blühen der Christwurz (Helleborus niger) zur Winterzeit, und selbst unter dem Schnee, erklären.

Glauben wir nun jetzt schon, die Leser überzeugt zu haben, daß, wie in der Natur überhaupt, so auch im Pflanzenleben zur Winterzeit kein Stillstand eintritt, so würde es uns ein Leichtes sein, auch den geringsten Zweifel zu beseitigen, dürften wir das reiche Leben der Zellenpflanzen, wie einiger Pilze, Flechten und Moose, im Winter, wo diese eine schöne Blüthenbrücke zwischen dem Herbst und Frühling bilden, vor ihren Augen entfalten. Leider aber erlauben dies der Raum und die Tendenz unseres Blattes nicht.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIII.

Aqua benedetta.

Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

„Ein Hinderniß? Wirklich? Darf ich fragen, worin es besteht, Herr Baron?" fragte Casanova.

„Es heißt Saint Germain," antwortete der Baron von Langenau.

„Saint Germain? Kennen Sie diesen Mann?"

„Ein Wenig; doch würde ich einem Andern gegenüber wohl kaum Lust haben, dies einzugestehen. Sie kennen die Angelegenheit nicht, welche ihn nach dem Haag geführt hat?"

„Nein," antwortete Casanova. „Ist sie Ihnen bekannt?"

„Ja. Es handelt sich um nichts Geringeres als hundert Millionen gegen Verpfändung der französischen Krondiamanten. Dies Geschäft möchte der König ohne Einmischung seiner Minister und selbst ohne, daß sie Etwas erführen, machen. Der Graf Saint Germain hält sich für den Mann, es glücklich zu Stande zu bringen, und läßt sich in Folge dieses Selbstvertrauens nicht herbei, dem Grafen d'Affri einen Besuch zu machen."

„Sind Sie überzeugt, daß Sie mir die Wahrheit sagen?"

„Vollständig; Herr Calcoen, ein Secretair Ihrer Hochmögenden, hat mir das Geheimniß vertraut und mich auch davon benachrichtigt, daß Saint Germain den schönsten der Krondiamanten als Unterpfand deponirt habe. Der Stein soll prachtvoll und vom reinsten Wasser sein. Man ist nicht abgeneigt, auf das Geschäft einzugehen, und Sie sehen ein, mein bester Casanova, daß Sie darunter leiden werden. Wenn man dem Könige hundert Millionen borgt, wird man nicht geneigt sein, Ihre zwanzig Millionen umzuwechseln."

„Sie haben Recht, und ich bin Ihnen zu großen Danke verpflichtet. Ich verstehe vollkommen den Wink, welchen Sie mir geben wollen, und will Ihnen auch offen sagen, daß die hundert Millionen des Königs mir nicht so sehr am Herzen liegen als meine zwanzig; der Mensch ist ja Egoist. Sie scheinen bereits über diese Sache nachgedacht zu haben; können Sie mir vielleicht einen guten Rath ertheilen?"

„Ein Mann von Ihren Fähigkeiten bedarf des guten Rathes nicht, aber ich werde Sie dem Banquier Adrian Hope vorstellen, welcher die entscheidende Stimme in der Saint Germain'schen Angelegenheit hat und Ihnen in der Ihrigen auf meine Empfehlung hin gern nützlich sein wird. Sodann kenne ich hier einen ausgezeichneten Chemiker, der ein armer aber ehrlicher Mann ist und sich von dem Aplomb des Grafen nicht im Geringsten blenden lassen wird. Sie verstehen mich?"

„Sehr gut! Er wird den Krondiamanten untersuchen. Wollen Sie mich auch mit ihm bekannt machen?"

„Sobald Sie es wünschen. Er heißt Van Holmen und wohnt hier ganz in der Nähe, für Vertraute ist er auch des Nachts zu sprechen."

„Wollen wir ihm noch diesen Abend unsern Besuch machen?"

„Ich stehe Ihnen zu Diensten! Ich glaube nicht," setzte der Baron mit feinem Lächeln hinzu, „daß der Graf d'Affri Veranlassung oder Neigung hat, Saint Germain zu protogiren. Wüßte ich, daß Sie die Neigung dieses Gesandten besitzen, so würde ich darauf hindeuten, daß ein Brief von ihm an den Minister die Pfandanleihe sehr in Frage stellen dürfte."

„Lassen Sie mich machen, Herr Baron! Der Graf befindet sich über die Sendung Saint Germains im Unklaren; indem Sie es mir möglich machen, ihn zu unterrichten, erweisen wir ihm einen Dienst, der ihn veranlassen wird, sich mir gefällig zu erweisen. Ich werde sogleich mit ihm sprechen!"

Casanova erhob sich, um den ausgesprochenen Vorsatz auszuführen. Der Baron von Langenau blieb mit dem Bewußtsein zurück, dem Grafen Saint Germain die erste Rate für das Andenken an den Park zu Versailles zurückzahlen zu können.

Als die Anwesenden sich zurückzuziehen begannen, entfernten sich auch die beiden Männer. Nach kurzer Zeit standen sie vor der Hinterthür eines kleinen, unscheinbaren Häuschens, aus dessen Schornsteine sie trotz der Nacht einen dichten, dunklen Rauch aufsteigen sahen, in welchen sich zuweilen roth und blau glühende Funken mischten.

Langenau pochte auf eigenthümliche Art, worauf die Thür sich von selbst öffnete und sich ebenso hinter den Eintretenden wieder schloß. Nachdem sie einen kurzen, engen Flur durchschritten hatten, kamen sie an einen verräucherten, niedrigen Raum, dessen Ausstattung ihn als Labaratorium kennzeichnete. Unter einer Menge von Gläsern, Retorten, Tiegeln und allerlei seltsam geformten Gefäßen kauerte ein kleines, dürftiges Männchen, welches sich um die Eingetretenen gar nicht zu kümmern schien, sondern mit größter Aufmerksamkeit dem Erkalten einer metallischen Flüssigkeit zusah, welche in eine Sandform ausgegossen worden war. Erst als sie sich in Zustande der Erkaltung befand, erhob er sich, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Es geschah einfach und mit Herzlichkeit; er hatte nicht das Geringste von dem Wesen eines Charlatanes an sich.

„Wie kommt es, Herr Baron," frug er, „daß ich Sie heut' noch so spät bei mir sehe?"

„Ich wollte Ihnen Herrn Casanova vorstellen, der vielleicht nächstens Gelegenheit haben wird, sich für Ihre Kunst zu interessiren."

„Herr Jacob Casanova aus Venedig?"

„Ja," antwortete der Genannte. „Sie verzeihen, daß mir der Name Van Holmen nicht unbekannt ist!"

„Sie sind ein Freund der Frau d'Urfé in Paris?"

„Ja. Kennen Sie diese Dame?"

„Ich stehe mit ihr in Briefwechsel. Sie hat mir oft von Ihnen geschrieben. Ich erwarte soeben einen Mann, welchen Sie vor einigen Wochen bei ihr gesehen haben."

„Darf ich fragen, wer dieser Mann ist?"

„Der Graf von Saint Germain."

„Ah!" rief Casanova erstaunt. „Zählen Sie ihn zu Ihren Freunden?"

„Ich? Hm!" schüttelte der Chemiker stolz mit dem Kopfe. „Es giebt Hunderte, die ihn fast wie einen Gott verehren, ich aber halte ihn für einen klugen Quacksalber, der es versteht, aus den Dukaten anderer Leute sechzehn karätiges Gold für sich zu machen. Er ist jetzt hier und benachrichtigte mich durch seinen Diener, daß er mir kurz nach Mitternacht einen Besuch machen werde. Ich bin neugierig zu erfahren, was ihn zu mir führt."

„Ein glücklicher Zufall," antwortete der Baron von Langenau. „Grad der Graf ist es, wegen dem wir zu Ihnen kommen. Er ist beauftragt, oder giebt wenigstens so an, die französischen Kronjuwelen gegen die Summe von hundert Millionen zu versetzen, und hat mit der Bitte um sofortige Auszahlung von hunderttausend Gulden den größten der Diamanten zur Caution gestellt. Ich sage Ihnen dies, weil ich weiß, daß Sie verschwiegen sind. Die Freundschaft zwischen diesem Grafen und dem Könige von Frankreich muß eine sehr innige und vertrauensvolle sein."

„Ja, entweder," versetzte Van Holmen; „oder ist das Vertrauen des Grafen auf die Naivität anderer Leute ein eben so großes! Ich errathe den Wunsch, welchen Sie mir

vorzutragen beabsichtigen; Sie brauchen ihn also gar nicht auszusprechen. Hören Sie, es klingelt! Er wird es sein. Treten Sie in dieses Cabinet; er soll von Ihrer Anwesenheit Nichts merken."

Er öffnete eine hinter dem Rauchfange verborgene Thür und wies die beiden Männer in ein kleines Kämmerchen, welches von dem Laboratorium nur durch eine dünne Wand getrennt wurde, so daß man jedes Wort, welches in demselben gesprochen wurde, vernehmen konnte. Sie hörten das Geräusch der Thüren und waren dann Zeugen eines zwar kurzen aber interessanten Gespräches.

„Sie sind Van Holmen?"

„Ja."

„Ich bin der Graf von Saint Germain."

„So!"

Saint Garmain hatte jedenfalls erwartet, zu imponiren. Das einfache „So" des Chemikers schien ihn zu ärgern.

„Sie haben wohl noch gar Nichts von mir vernommen?" frug er kurz und gestoßen.

„Viel ist es nicht, was ich hörte."

„So werden Sie desto mehr noch zu vernehmen haben! Ich komme, um ihnen ein gutes Geschäft anzutragen."

„Worin besteht es?"

„Haben Sie Kenntniß von meinem berühmten Aqua benedetta?"

„Ja."

„Ich habe dem Könige von Frankreich und der Marquise von Pompadour davon geben müssen; der Vorrath geht zur Neige, und der König bittet mich um Erneuerung. Ich bedarf zur Herstellung des Wassers ein vollständig eingerichtetes Laboratorium, und da ich meine Apparate nicht bei mir führe, so ersuche ich Sie, mir Ihr Laboratorium auf eine Stunde abzutreten. Ich werde den gegenwärtigen Zustand desselben respectiren und biete Ihnen als Lohn für Ihre Gefälligkeit diesen Diamanten an. Ich erhielt ihn in Wien von dem Grafen Zobor; er ist seine 1200 Gulden werth."

„Und die Ingredientien zu dem Aqua benedetta?"

„Habe ich hier in der Manteltasche bei mir."

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, da ich mit meiner Beschäftigung grad jetzt zu Ende bin, und werde Sie mit meiner Einrichtung hier vertraut machen."

Es erfolgte die versprochene Instruction, welcher Van Holmen hinzufügte:

„Jetzt werde ich Sie verlassen; schalten Sie nach Belieben. Sobald Sie meiner bedürfen, ziehen Sie an dieser Glocke!"

Eine Thür ging und ward hörbar von innen verschlossen. Nach kurzer Zeit öffnete sich eine in dem Boden der Kammer angebrachte Fallklappe, und aus ihr stieg der Chemiker empor, welcher lächelnd den beiden Andern Schweigen winkte.

„Er fabricirt sein Universal-Lebenswasser," flüsterte er. „Ich werde ihn beobachten!"

Er zog einen Stuhl an die Wand, stieg auf denselben und öffnete vorsichtig einen unter der Decke in der Scheidewand angebrachten Ventilator. Durch die entstandene Oeffnung war es möglich, einen Blick in das Laboratorium zu werfen. Er stand eine geraume Weile auf seinen Posten, ehe er herunter stieg.

„Nun?" frugen die Andern neugierig.

„Nichts. Er beguckt sich die Töpfe und Tiegel. Sein Aqua benedetta ist, ich bin davon überzeugt, eine ganz harmlose Mischung von Wasser mit irgend einem wohlriechenden Stoffe. Sein Besuch hat nur den Zweck der Reclame; aber es ist möglich, daß dieses Aqua benedetta für ihn zu Aqua maledetta wird. Ich meine sehr, daß er einen großen Fehler begangen hat, mir den angeblichen Diamanten des Grafen Zobor zu schenken. Ich werde denselben einer Analyse unterwerfen. Ich hoffe, Sie werden mich bis dahin nicht verlassen."

„Wir bleiben. Es liegt in unserm Interesse, das Resultat Ihrer Untersuchung zu vernehmen."

Einige Stunden vergingen doch, ehe Saint Germain klingelte. Van Holmen verschwand augenblicklich durch die Fallthür und betrat darauf das Laboratorium.

„Ich bin fertig," meinte der Graf, „und Ihre Bezahlung haben Sie. Darf ich wiederkommen? Ich habe einige wichtige und complicirte Operationen vorzunehmen, welche eine längere Zeit erfordern als ich sie heut brauchte. Doch wird meine Anwesenheit Ihnen keinerlei Nachtheil bringen."

„Kommen Sie wieder, und bedienen Sie sich meiner Apparate nach Belieben!"

Der Graf entfernte sich. Der Chemiker ließ die beiden Männer wieder zu sich eintreten.

„Der Vorwand des Aqua benedetta diente als Einleitung. Wer weiß, welche chemischen Prozesse er vorzunehmen hat, die mit seinen hundert Millionen in Beziehung stehen. Jetzt aber werde ich vor allen Dingen den Diamanten prüfen."

Er schürte das bereits ausgegangene Feuer von Neuem an, füllte verschiedene Gefäße mit eben so verschiedenen Ingredientien und unterwarf den Stein einem Verfahren, zu welchem selbst Casanova, der sich guter Kenntnisse in der Chemie rühmte, die Einsicht fehlte. Die Prozedur nahm eine lange Zeit in Anspruch; der Morgen war längst angebrochen, als sie zu Ende ging. Die zwei Zuschauer befanden sich in einer außerordentlichen Spannung, denn das Ergebniß dieser streng wissenschaftlichen Untersuchung mußte auf ihr Vorhaben von bedeutendem Einfluß sein.

„Ich bin fertig!" entschied endlich mit triumphirender Miene Van Holmen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Ein Engländer, welcher nicht viel zu thun zu haben scheint, hat ausgerechnet, daß der Floh, welcher 200 Mal weiter springt als er lang ist, in 90,997,344 Sprüngen um die Erde kommt und, wenn er die Reise ohne Unterbrechung fortsetzt, 45 Jahre 7 Monate und 6 Tage zu ihr braucht.

Anecdoten.

Mit den Worten: „Mir ist meine Frau gestorben, ich bin glücklich," kam kürzlich ein einfacher Landbewohner in dem Dorfe T. zum Schullehrer, um bei selbem die nöthigen Anordnungen zum Begräbniß zu besorgen. Hätte nicht der gebrochene Ton seiner Stimme und sein trauriges Aeußere einen tiefen Kummer um den schmerzlichen Verlust verrathen, so konnte man leicht vermuthen, daß er einer von jenen bedauernswerthen Ehemännern sei, die, schwer unter dem weiblichen Pantoffelregiment seufzend, der Dahingeschiedenen mit einem „Gott sei es gedankt" herzlich die Ruhe gönnen. Die anwesende Frau des Lehrers nahm ganz besonders Antheil an dem ihr so sonderbar scheinenden Wittwer, und indem sie ihm in einem etwas vorwurfsvollen Tone die Frage stellte: Wie können Sie denn glücklich sein, wenn Ihnen Ihre Frau gestorben ist? erhielt sie ganz einfach zur Antwort: Ich bin und bleibe, trotz allem Unglück, Glücklich, weil ich Glücklich heiße.

Chauteauneuf, Siegelbewahrer Ludwigs XIII., wurde als Knabe von neun Jahren von einem Bischof Mancherlei gefragt und hatte äußerst prompt geantwortet. Zuletzt sagte der Prälat: „Ich gebe Dir einen Apfel, wenn Du mir sagst, wo Gott ist?" — „Ich gebe Ihnen zwei Aepfel," erwiderte der Knabe, „wenn Sie mir sagen, wo er nicht ist."

General: Wie alt bist Du? — Soldat: Einundzwanzig Jahre. — G.: Wie lange dienst Du? — S.: Siebzehn Jahre. — G.: Wie ist dies möglich? — S.: Je nun, vom vierten Jahre bis ins achtzehnte habe ich als Schweinejunge gedient. —

Räthsel.

Wir sind's gewiß in allen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr.
Die sind's, die wir zur Ruhe bringen,
Doch eben diese sind's nicht mehr.
Wir sind's so lange als wir leben
Von Geist und Angesicht,
Doch weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

Eingesandt von Herrn Albert Koch in Striegau.

Knacknuß.

Draußen steh'n zwei Pfähle,
Darauf eine Tonne,
Ueber ihr ein Trichter,
Auf dem Trichter ein Schmecker,
Auf dem Schmecker ein Riecher,
Auf dem Riecher zwei Gucker,
Ueber den Guckern viel Gras.
Rathe, was ist das?

Eingesandt von Herrn Wilhelm Bähr in Berlin.

Scherzfragen.

Welcher Buchstabe ist der mittelste im A — B — C.?

Welcher Unterschied ist zwischen einer Guitarre und einem Baume?

Wenn hat der Hase Zahnschmerzen?

Was gehört zu einem gut gearbeiteten Stiefel?

Wie schreibt man Adam's Frau mit dem M?

Auflösung des Arithmogriph in № 19.

Murat — Iltis — Triest — Reuter — Alma — Iller — Lima — Liter — Ems — Ural — Siam — Eule — Mitrailleuse.

Lösung der Charade in № 19.

Blumenstrauß.

Beantwortung der Scherzfragen in № 19.

Weil es das Futter frißt. — Er hebt das andre auf. — Das geküßte. — Die L—affen.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Walters in Gratz, Frau Alma Richter in Berlin und Louise Schneider in Ohlau, Herrn Bernhard Stille und Oswin Müller in Berlin, Ludwig Haubold in Halle, Robert Leupold und W. Majdewicz in Dresden, Albert Koch in Striegau und Karl Holwig in Wien.

Briefkasten.

Herrn P. F. in Potsdam. Lassen Sie sich nicht irre machen. Ein solches Ziel ist der Ausdauer werth.

Herrn B. M. in Schwerin. Sie fragen: „Wird mein Name genannt, auch wenn ich gute Anecdoten einsende?" Versteht sich. Unsre Leser müssen doch erfahren, wem sie die Erheiterung zu verdanken haben!

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 24. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Heinrich Polter, altes bijou," rief der Nahende, indem er die langen Arme so weit wie möglich ausbreitete; „segelst Du wirklich noch auf diesem Jammerthale herum, welches die Leute Erde nennen? Komm, ich muß Dich küssen und an mein Herz drücken, Du altes, liebes Wrack Du!"

Er faßte den Erstaunten bei den Schultern, zog ihn mit einem kräftigen Rucke an sich und legte seine Lippen herzhaft auf den sich sträubenden Riesenschnurrbart. Heinz suchte sich der unverhofften Umarmung zu entziehen.

„Wer — wo — wie — was soll denn das sein!" rief er unter angestrengtem Sträuben. „Wer ist Er, und was will Er denn eigentlich von mir?"

„Wer ich bin? Zounds, der Mensch kennt mich wahrhaftig nicht! Stell Dich doch einmal gehörig auf Ausguck und lug mich genau an! Wer bin ich?"

Er stellte sich breitspurig vor den prinzlichen Domestiken hin, um sich von ihm in das Auge nehmen zu lassen.

„Wer Er ist? Hm, ich habe Ihn in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, denn so ein Hanswurst ist mir weder damals anno Vierzehn noch sonst zu irgend einer Zeit vorgekommen!"

„Lack — a — day, ein Hanswurst! Ich war Hochbootsmannsmaat auf Ihrer englischen Majestät Kriegsschiffe „Nelson", dann Steuermann auf dem Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow" und hab mir nachher den „wilden Westen" angesehen, heiße Peter Polter so lang ich lebe, bin sein eigener Bruder, und dies Alles zusammen nennt diese einbeinige Landratte einen Hanswurst!"

„Pe — Pet — — Peter Polter?" rief Heinz halb ungläubig und halb freudig überrascht. „Ist's möglich, ist's wahr, daß Du der Peter bist, der fortgelaufen war, als ich aus Frankreich kam, und seit dieser Zeit spurlos verschwunden gewesen ist?"

„Freilich bin ich's! Wer sollte ich denn sonst sein, wenn ich nicht der Peter Polter bin? Wenn Du es nicht glaubst, so kann Dir kein Fregatten-Chirurg und auch kein Apotheker helfen! Ich war daheim in Langendorf, wo es einst keine loseren Buben gab, als die beiden Polters; aber die ganze Verwandtschaft ist hinauf in den Himmel gesegelt, und nur von Dir erfuhr ich, daß Du so gescheidt gewesen bist, zu warten, bis der Peter kommt. Sogar der alte Schneiderfranz, der uns alle Tage nach Noten abzuwalken hatte, als wir zu ihm in die Schule gingen, ist gestorben. Es ist auch kein Wunder, denn er müßte ja fast an die fünfhundert Jahre alt sein, wenn er noch lebte. Glaubst Du es nun, daß ich es bin?"

„Ja, ich glaub's, Peter! Willkommen tausend Mal!" rief Heinz, dem Bruder die beiden Hände entgegenstreckend. Seine Augen waren plötzlich feucht geworden, und seine Stimme fiel vor Bewegung in den tiefsten Baß herab. „Du hast mit Deinem Fortgehen den Eltern viel Kummer und Sorge gemacht; aber das ist nun vorüber, und ich freue mich königlich, Dich hier im Leben noch einmal zu sehen."

„Well done! Was Du da von den Eltern sagst, das ist richtig; es hat mir auch schwer und lang genug auf der Seele gelegen. Ich werde Dir Alles erzählen, aber nicht hier auf der Straße, sondern auf dem Schlosse Deines alten Burggrafen, oder was er ist. Du nimmst mich doch mit!"

„Das versteht sich ja ganz von selbst! Er wird sich freuen, wenn er hört, daß dem Heinz auch einmal eine solche Freude widerfahren ist."

„Wie sieht er denn aus? Ich werde ihn doch zu sehen bekommen?"

„Du hast ihn schon gesehen; es ist der, welcher da vorn den Braunen reitet. Er ist der beste Herr, den es nur geben kann; wir sind ein ganzes, langes Menschenalter beisammengewesen und haben gar mancherlei Abenteuer mit einander erlebt. Besonders damals anno Vierzehn, als er mit mir in Frankreich stand. Wir lagen damals bei einer jungen Wittfrau im Quartier, die ganz verteufelt hübsch war und ein Auge auf mich geworfen hatte. Eines Tages stand ich grad an der Thür und putzte mein Lederzeug, da kam sie die Treppe herunter und machte mir eine Miene, daß — — —"

„Dash, laß Deine junge Wittfrau jetzt einmal über Bord fallen und sage mir lieber, wie es auf Deck bei Euch in Wildauen steht! Es ist immer gut, die Schiffsordnung zu kennen, wenn man auf Planken steigt, die man noch nicht betreten hat."

Arm in Arm wanderten die beiden Männer, der Eine stelzfüßig und der Andere mit breitspurigem Matrosenschritte, die Straße dahin und nach dem Schlosse zu. Es gab zwischen ihnen der Fragen und Antworten so viele, und die Zeit verging ihnen daher so schnell, daß Heinz verwundert aufschaute, als er bemerkte, daß sie bereits unter dem hohen Portale standen. Er führte den Bruder über den umfangreichen Hof und stieg dann mit ihm die breite Empfangstreppe hinan. Oben öffnete sich die Thür, welche zur Küche führte; Jungfer Adeline blickte hervor.

„Was für eine Vogelscheuche bringt Er denn da nach Schloß Wildauen getrieben? Glaubt Er etwa, daß wir hier ein Raritätenkabinet halten?"

Ehe Heinz nur antworten konnte, war Peter mit einer schnellfertigen Entgegnung da.

„Was ist denn das für eine dicke, holländische Trekschuit, die es wagt, sich uns hier in den Cours zu legen und mich, den Steuermann vom Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow", eine Vogelscheuche zu nennen? Gleich setze Sie alle Segel bei und fahre Sie dahin zurück, woher Sie gekommen ist, sonst werde ich Sie bekabineten, daß Ihr die Wimpeln in alle Winde fahren, Sie alte, neugierige Flattuse Sie!"

Er trat auf sie zu und hielt ihr die braunen, riesigen Fäuste so nahe vor das Gesicht, daß sie sofort wieder hinter der Küchenthür verschwand.

„Heinz!" ertönte es da aus dem Zimmer des Prinzen.

Mit eiligen Schritten stampfte der Gerufene vorwärts, zog den Eingang auf und frug:

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Was giebt es denn für einen Spectakel da draußen?"

„Das ist wieder die Jungfer Krakehline, die sich darüber aufhält, daß ich meinen Bruder mitbringe."

„Deinen Bruder? Ich denke, der ist längst verschollen!"

„Er ist wieder da, Dorchlaucht, und hat mich heut hier aufgesucht."

„Den muß ich sehen! Schicke ihn mir nachher einmal herein! Wer war denn der sonderbare Kauz, der uns auf der Straße nach Dir frug?"

„Das war ja eben mein Bruder!"

„Das — war — — er?" klang es gedehnt. „Der Mann sah ja aus wie ein Bärenführer im Sonntagsstaate! Was ist er denn und wo hat er bisher gesteckt?"

„Seemann ist er; er kommt von Amerika."

„Ist's wahr?" Eine bessere Empfehlung konnte es für Peter nicht geben; der Sohn des Prinzen war ja Offizier der Vereinigten-Staaten-Marine. „So schicke ihn einmal gleich herein!"

Heinz trat zurück, und einige Augenblicke später stand der beurlaubte Steuermann unter der Thür. Er wirbelte mit einiger Verlegenheit den abgenommenen Hut durch die Hände und grüßte die drei anwesenden Personen mit einer tiefen Gestaltsverrenkung, welche jedenfalls eine Verbeugung sein sollte.

„Trete Er einmal näher!" gebot der Prinz. „Ich höre, daß Er der Bruder von meinem Heinz ist."

„Bon, Master Durchlaucht, das ist richtig! Ich bin der Peter Polter aus Langendorf."

„Wo kommt Er denn her?"

„Justement grade von New-York. War in Hobokken zuletzt, und da kam mir plötzlich die Sehnsucht nach der Heimath. Bin also über den Atlantischen, den alten Heringsteich, herüber gesegelt und nach den Meinen, die gestorben sind, vergebens herumgelaufen, bis ich endlich nun noch den Heinz gefunden habe."

„Mit was für Fahrzeugen ist Er gefahren, mit Kriegs- oder mit Handelsschiffen?"

„Bald mit dem und bald mit jenem, je nachdem es opportun gewesen ist."

„So kennt Er wohl auch viele von diesen Schiffen beim Namen?"

„'Sdeath, Master Prinz, ob ich sie kenne, fragt Ihr? Alle, Alle kenne ich, und habe ihre Namen im Kopfe, wie der Hund die Flöhe im Pelze. Soll ich sie Euch vielleicht hernennen?"

„Nein! Ich wollte nur wissen, ob Er vielleicht schon einmal ein Klipperschiff getroffen hat, welches „Swallow" heißt?"

„Die „Swallow", ob ich die „Swallow" kenne? Herr Durchlaucht, das ist eine Frage, die Ihr Euch hättet ersparen können. Die „Swallow" kenne ich eben so genau wie Ihr hier Euren Tabakskasten kennt; sie ist ein Klipperschiff mit Schoonertakellage, geht über die See wie ein achtzehnjähriges Mädchen beim Tanze und ist der beste Segler, den es nur jemals gegeben hat. Das weiß der Peter Polter am Besten, denn er war „Steuermann" auf ihr und wird in einigen Wochen vielleicht schon wieder auf ihren Planken herumlaufen."

„Was sagt Er da? Auf der „Swallow" ist Er Steuermann gewesen? Kennt Er den Lieutenant, welcher das Kommando führt?"

„Natürlich kenne ich den alten Segelfresser. Es war der Marinelieutenant Belton, der am Liebsten fuhr, wenn er alle Leinwand sehen konnte. Er hatte sich in den steifen Grog verliebt und darum eine Nase angetrunken, die fast noch röther sah, als eine reife, spanische Pfefferschoote."

„Das stimmt nicht! Ich denke, der Lieutenant auf dem Klipper heißt Parker, Max Parker?"

„Parker — Parker —! Wartet einmal, Master Schönberg, den sollte ich wohl kennen! der Lieutenant Parker war ja dritter Offizier auf dem Orlogschiffe „Teifun". Wenn er jetzt auf der „Swallow" ist, so hat er ein selbstständiges Kommando erhalten, was ich ihm auch vom Herzen gönne, denn er versteht sein Fach vom Klüverbaum bis hinter an die Sternflagge und hat dabei alle neunundneunzigtausend Teufel im Leibe. Er hat schon Manches zu Wege gebracht, woran Andere vergebens vorübergesegelt sind, und wurde zuletzt gar nach Süden geschickt, wo ein Kaper in der Kampeche-Bai und so daherum sein Wesen trieb, der die ganze Schifffahrt ins Stocken brachte."

„Richtig, richtig; Er kennt ihn! Hat Er ihn gesehen?"

„Nein, gesehen noch nicht, aber viel gehört von ihm. Er hat auch richtig den Kaper aufgespürt und weggenommen Die Mannen wurden alle an die Raaen gehänkt, aber der Kapitain ist entwischt. Der Kerl soll ein Franzose sein und eigentlich Labour heißen oder Latour, ich weiß es nicht genau; zur See wird er nicht anders als der „schwarze Kapitain" genannt."

Treskow horchte bei diesen Worten überrascht auf.

„Latour?" frug er. „Ein Franzose? Wissen Sie vielleicht, woher er stammt?"

„Alas, mein lieber, junger Gentleman, das kann ich so genau nicht sagen. Aber ich bin mit einem Manne gesegelt, der hat ihn gekannt und sagte, er sei entweder aus Cheerbourg oder gar in l'Havre de grace zu Hause. Er hatte ihn früher gekannt und war als Servant mit ihm auf Reisen gewesen."

„Wissen Sie den Namen dieses Mannes?" klang die gespannte Frage.

„Sehr gut weiß ich ihn. Der alte Lewdrian hat manchen guten Hieb von mir bekommen; er taugte Nichts und wurde endlich gar von Bord gejagt. Ich glaube gar, er ist nachher zu dem „schwarzen Kapitain" gegangen, wenigstens hat er sich vorher so verlauten lassen. Er war auch ein Franzose und hieß Letrier, Jean Letrier, das weiß ich ganz genau. Wir nannten ihn aber nur den „bösen Jean", weil er voller Ränke und Kniffe war, wie ein alter Fregattenkiel voller Bohrwürmer."

„Jean Letrier!" rief der Frager, vom Stuhle springend. „Durchlaucht, dieser Tag ist für unsre Angelegenheit ein ganz überraschend glücklicher. So hieß der Diener dessen, den ich für den Mörder halte!" Und sich wieder zu Peter wendend, frug er:

„Sie gehen wieder nach Amerika zurück?"

„Natürlich! Wo soll der Peter Polter denn sonst hingehen? Er wird die „Swallow" suchen und wieder eine ganze Heuer auf ihr nehmen. Wenn der Lieutenant Parker auf ihr befehligt und der Peter Polter das Steuer führt, so giebt es ganz gewiß eine Fahrt, die kein andres Schiff der „Swallow" nachmacht!"

„Wie lange währt Ihr Urlaub?"

„Heigh — ho, so lang' ich will! Ich habe mir ihn selbst genommen und bin mit Sack und Pack von Bord gegangen. Meine Sachen liegen bei „Mutter Thick" in Hobokken und werden warten müssen, bis es mir gefällt, wieder beizulegen."

„So warten Sie, bis ich reisefertig bin. Ich lasse mich beurlauben und gehe mit!"

„Ihr?" frug Peter verwundert. „Ihr wollt doch nicht etwa Koch oder Kajütenwächter auf der „Swallow" werden?"

„Nein," lachte Treskow; „aber den Lieutenant Parker muß ich sehen, und dann möchte ich versuchen, ob es möglich ist, ein Wort mit dem „schwarzen Capitain" zu reden."

„Behold, mein lieber, junger Gentleman, habt Ihr auch ein Tau mit ihm zu kosten? Da macht Euch nur hübsch segelfertig! Der Peter Polter ist der rechte Mann, Euch in den geraden Cours zu bringen. Er kennt die See in allen Ecken und weiß jede Matrosenkneipe und alle Swalkerlöcher aufzufinden. Die „Swallow" werden wir bald haben, sie mag fahren, wo sie will. Der Labour oder Latour wird auch zu treffen sein, und was den „bösen Jean" betrifft, so soll er uns schon einmal an das Fallreep kommen, wenn es in Eurem Wunsche liegt. Was mich betrifft, so wär mir's ganz willkommen; er hat mir meine Uhr mitgehen heißen, und ich möchte ihm für diesen Streich doch gar zu gern ein blaues Zifferblatt auf das Leder schreiben!"

„Peter," meinte jetzt der Prinz, „Du bist ein ganzer Kerl, grad wie der Heinz! Bleib hier, so lang es Dir gefällt, und laß Dir von ihm ein Zimmer anweisen. Wart, ich werde das gleich selbst besorgen. Heinz!"

Auf den laut schallenden Ruf trat der Diener herbei.

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Die Jungfer soll dafür sorgen, daß die blauen Zimmer für den Herrn Lieutenant hier im Stande sind."

(Fortsetzung folgt.)

---

war, aber er konnte nicht irren; das war sie wieder, denn das waren dieselben großen, offenen Augen, derselbe feste Blick, der ihm schon damals an dem Kinde imponirte. Dann hatte sie ja vor Kurzem erst die Mutter verloren und trug noch das Trauerkleid.

Er ging entschlossen auf sie zu. „Helene!“ rief er und hielt an. Sie wendete sich um. „Alfred, bist Du's?“ rief sie lebhaft, trat auf ihn zu und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Grüß' Dich der Himmel!“ sagte sie, aber ohne Exaltation, mit ruhiger Heiterkeit. „Das ist hübsch von Dir, daß Du mich sogleich erkanntest; aber ich hätte Dich auch erkannt, ich vergesse nie wieder, was ich einmal in meine Seele geschlossen. Nun, komm'!“ fuhr sie fort, indem sie seinen Arm nahm, „wie bin ich neugierig, was Tante und der gute Onkel und der kleine Otto sagen werden, wenn sie den kleinen Wildfang wiedersehen, der jetzt so groß und solid geworden!“

Alfred ging mit der verhaßten Cousine am Arm und konnte kaum ein Wort für sie finden. Das emancipirte Ungeheuer schwatzte doch so menschlich, dieser Widerspruch war unerträglich. Helene war nicht schön, sie war kaum „hübsch“ zu nennen, aber wer sie einmal ansah, schaute gerne noch einmal und wieder einmal nach ihr, und je öfter er sie angesehen, desto länger mochte er sie betrachten, — sie war eine Studie. Das kleine, blasse Gesichtchen mit den lose gewundenen, vollen, dunkeln Flechten auf der hohen, kräftigen Gestalt fesselte, auch ohne zu gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIII.

Aqua benedetta.

Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer.

(Fortsetzung u. Schluß.)

„Ich würde wenigstens die Steine erst einer strengen Prüfung unterwerfen,“ sagte Casanova.

„Ah —! Halten Sie dieselben nicht für ächt?“ frug erstaunt der Banquier Hope.

„Ich kann Nichts behaupten, doch wir kommen soeben von einer solchen Prüfung, die allerdings ein für den Grafen sehr ungünstiges Resultat ergeben hat.“

Er erzählte den Vorgang bei Van Holmen. Hope hörte ihn mit gespanntester Aufmerksamkeit bis zu Ende. Es folgte eine sehr bewegte Unterredung, an deren Ende die Drei mit der Versicherung des strengsten Stillschweigens auseinander gingen.

„Ich glaube, wir gehen einem Siege entgegen,“ meinte Casanova. „Wenn Sie mir in dieser Weise die Hindernisse beseitigen helfen, Herr Baron, so beginne ich allerdings zu glauben, daß ich mein Geschäft zu Stande bringen werde.“

„Ich wünsche es Ihnen, muß aber allen etwa reservirten Dank zurückweisen, da ich dem Grafen gegenüber weniger für Sie als in meinem eigenen Interesse handle. Ich bin ihm eine Revanche schuldig.“ — — —

Einige Tage später erhielt der Graf Saint Germain folgendes Billet:

„Der König von Frankreich hat durch den Herrn Grafen d'Affri, seinem Gesandten hier, Ihre Auslieferung verlangt. Der deponirte Krondiamant ist untersucht und als Composition erkannt worden. Er wird behalten werden, bis ihn der König selbst reclamirt. Aus Schonung gegen den Letzteren wird Ihnen Zeit zur schleunigen Abreise gelassen. Ein Freund des Schreibers läßt Ihnen sagen, ein Wenig Aqua benedetta sei schuld, daß Ihre Sendung scheitert. Denken Sie an den Baron Langenau und an den Abend bei Van Holmen.

Zwei Stunden nach Empfang dieses Billet wird man kommen, Sie zu arretiren. * * *“

Als der abgesandte Polizeicommissär kam, fand er den Grafen bereits abgereist. Die Verfolgung wurde nur höchst lässig betrieben, und so erfuhr man nach wenigen Tagen, daß Saint Germain sich in Sicherheit befinde. Er war über Nymwegen und den Kanal nach England gegangen.

3.

In Eckernförde.

Der Prinz Karl von Hessen-Kassel, dänischer Feldmarschall und Statthalter der Provinzen Schleswig und Holstein, saß in seinem Polsterstuhle, auf den ihn das leidige Podagra bannte, und blätterte sehr eifrig in alten, vergilbten Manuscripten herum. Dabei blickte er von Zeit zu Zeit unruhig nach der Uhr; er schien irgend Jemanden ungeduldig zu erwarten.

Endlich meldete der Kammerdiener zwei Männer, welche auch alsbald eintraten und von dem Prinzen mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen wurden. Es war der dänische Legationsrath Morin und der Graf von Lamberg, welcher Letzterer von dem Ersteren vorgestellt wurde.

„Herr Graf,“ meinte der Marschall verbindlich, „Ihre Gegenwart ist mir angenehm, denn sie bietet mir Gelegenheit, zu beweisen, daß ich den berühmtesten Mann dieses Jahrhunderts schon seit langen Jahren unter meinem Dache beherberge. Der Graf von Saint Germain befindet sich augenblicklich in meiner Bibliothek. Er wird heut' Nacht

Punkt zwölf Uhr zwei Aufgaben lösen, an denen die Magie und Scheidekunst schon seit Jahrtausenden vergebens gearbeitet hat. Sie kommen zur guten Stunde, und ich lade Sie ein, Augenzeuge unseres Triumphes zu sein."

Der Graf verneigte sich dankend.

„Der Graf, den ich als Herrn von Bellamare kennen zu lernen die Ehre hatte, ist ein außerordentlicher Mann, eine Erscheinung, die sich aller unserer Berechnung entzieht."

„Wo trafen Sie ihn zum ersten Male?"

„In Venedig, wo ich Zeuge war, daß ein einfaches Papierschnitzel, welches er einem Bekannten schenkte, von einem Banquier für zweihundert Dukaten eingelöst wurde. Er ließ eine Perle im Werthe von fünf Dukaten binnen acht Tagen so wachsen, daß man ihm sechzig Dukaten für dieselbe bot, und der Baron Stosch versicherte, ihn vor vielen Jahren in Bayonne gesehen zu haben, wo er eine viele Pfund schwere Bleitafel in reines Silber verwandelte. Er hatte seitdem nicht im Allergeringsten gealtert."

„Haben Sie ihn musiciren hören?"

„Ja, auf dem Klaviere. Er spielt virtuos."

„Sie werden ihn heut noch mehr bewundern. Ich sehe eine Gesellschaft bei mir, zu welcher auch Sie geladen sind. Er wird sich bei dieser Veranlassung auf der Violine produziren, wie er mir versprochen hat. Seine Meisterschaft ist hier ganz ohne Gleichen. Herr Morin hier, welcher ihn vor neunundvierzig Jahren spielen hörte, versicherte mir, daß seit dieser langen Zeit weder seine Fertigkeit noch sein Aussehen sich verändert habe."

„Darf man nach dem Namen dieses Manuscriptes fragen?"

„Es ist ein Commendar von Raimundus Lullus, der alle Dunkelheiten des Heber, Roger Baco und Arnauld de Villeneuve aufklärt. Es kostet mich benahe viertausend Thaler; ich habe es von Saint Germain, der seiner Zeit eine bedeutend höhere Summe dafür bezahlt hat."

„Und welches sind die Aufgaben, die der Graf heute lösen wird?"

„Ein Projectionpulver, welche augenblicklich alle Metalle in das reinste Gold verwandeln, und ein Aqua benedetta, welches nicht nur wie bisher den Einfluß des Aliers hebt, sondern auch den durch äußere Einflüsse erfolgenden Tod, z. B. durch Verwundung, zur Unmöglichkeit macht."

„Dann bin ich wirklich begierig, ob es ihm gelingen wird."

„Ich bin davon überzeugt. Das Pulver steht schon seit fünf Jahren über dem Feuer; ich mußte immer von einer Zeit auf die andere warten, da die geheimen Stunden niemals mit der Constellation der Gestirne harmoniren wollten, und schon verlor ich die Geduld, als mir der Graf die Versicherung gab, daß heut' um Mitternacht alle astronomischen und magischen Voraussetzungen vorhanden seien."

„Darf ich mir erlauben," frug Morin, „zwei Herren mitzubringen, welche mich in diplomatischer Angelegenheit besuchten und sich für Excellenz lebhaft interessiren?"

„Wer sind sie?"

„Der Prinz Paranow und der Baron von Langenau."

„Bringen Sie die Herren doch ja mit. Den Prinzen traf ich einst in Wien; er ist mir sehr willkommen, und der Baron hat sich als Diplomat ausgezeichnet; ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen."

„Sie sind Beide mit ihren Damen hier."

„Die natürlich bei der Gesellschaft sein werden. Sprechen Sie ihnen meine Einladung aus. Man kommt und geht bei mir ohne den Zwang und die Bedenken von Versailles und Potsdam. Ich habe dem Grafen Nichts gesagt von der Versammlung, welche seine Kunst bewundern soll; vielmehr beabsichtige ich, ihn freudig durch die Anwesenheit von alten Bekannten zu überraschen, welche ich eigens zu diesem Zwecke eingeladen habe. Sie werden viel besprochene und sogar berühmte Personen bei mir finden. Wir wollen jetzt den Grafen nicht stören; er hat sich jede Behelligung verboten, da alle seine Kräfte bis Mitternacht in Anspruch genommen sind!"

Der Marschall war ein eifriger Freimaurer und ist noch heute bekannt sowohl durch sein Streben, die stricte Observanz wieder herzustellen, als auch durch seine große Neigung für Mystiker und Geisterseher. Er wußte, daß man seine Freundschaft für den Grafen Saint Germain und seine Freigebigkeit gegen denselben belächelte, und wollte heute einmal eclatant beweisen, daß der Adept keineswegs ein Betrüger, sondern ein Phänomen sei, welches nur deshalb nicht recht gewürdigt werde, weil der Verstand des Uneingeweihten es nicht zu begreifen vermöge.

Die Eingeladenen erschienen Alle. Außer den schon genannten Herren und Damen hatte sich eine reiche Anzahl politisch oder wissenschaftlich ausgezeichneter Personen eingestellt, welche alle mit Spannung auf das Erscheinen des geheimnißvollen Grafen warteten. Dieser hatte bis Mitternacht im Laboratorium gearbeitet und erfuhr erst zu dieser Zeit vom Prinzen, daß er die Beweise seiner Kunst nicht ihm allein, sondern einer ansehnlichen Versammlung wißbegieriger Personen zu liefern habe. Nur nach langem Weigern war er darauf eingegangen. Es wurde ein mit Vorhängen draperirtes Podium im Salon errichtet, auf welchem endlich der Held des Abendes erschien, gehüllt in ein persisches Gewand und begleitet von mehreren Bedienten, welche verschiedene Apparate und eigenthümlich geformte Gefäße trugen. Er hatte das Aussehen eines sehr gut conservirten Sechzigers. Nachdem er die Gegenstände geordnet und den Vorhang zurückgeschlagen hatte, begann er mit tiefer, monotoner Stimme:

„Wer die Theorie der planetarischen Stunden, die Talismane des Polyphilos und des Grafen von Trier kennt und in die Geheimnisse des Artephius und Sandivaye eingedrungen ist, der mag seinen Genius ersuchen, mit mir zum Merkur, vom Merkur zum Monde, vom Monde zum Jupiter und vom Jupiter zur Sonne gehen. Es ist dies der magische Kreis des Zoroaster, der den Saturn und Mars überspringt, und den ich mit schwarzen Charakteren hier auf diese weiße Tafel zeichne."

Bisher hatte er mit niedergeschlagenen Augen gesprochen. Jetzt erhob er dieselben, ließ sie über die Versammlung gleiten und fuhr fort:

„Ich begrüße Sie im Namen der Genien des Agrippa und umschließe Sie mit dem heiligen Fünfeck des großen Salomo, dessen Kunst, den Tod zu bezwingen, ich heut' von Neuem aufgefunden habe. Hier diese Phiole enthält das neue Aqua benedetta, die herrliche Kostbarkeit, von der es genügt, alle Jahrhunderte einen einzigen Tropfen zu nehmen, um unsterblich, ewig gesund und unverwundbar zu sein. Der erste Tropfen gehört dem Erfinder — —"

Er ließ einen Tropfen der Flüssigkeit in einen mit Wasser gefüllten, goldenen Löffel fallen und sog den Trank langsam ein.

„— — der zweite wird den Mann, bei welchem wir uns befinden und der die heilige Wissenschaft durch so großmüthige Opfer unterstützte, bei ewiger Jugend erhalten; er möge sich mir nahen!"

Der Marschall erhob sich. Saint Germain nahm ihn scharf in die Augen. Bei dieser Gelegenheit fiel sein Blick auf den Mann, welcher hinter dem Prinzen Platz genommen hatte; die Hand, welche den Löffel hielt, zitterte; er fiel zu Boden.

„Halt," rief er; „es sind finstere Dämonen in meine Kreise gedrungen; der Unglaube hat sich in diesen Raum geschlichen; ich kann nicht weiter!"

Der Vorhang fiel; der Graf raffte von den Apparaten zusammen, was er von ihnen fassen konnte, und entfernte sich. Die Gesellschaft war verdutzt und beobachtete ein minutenlanges Schweigen, welches endlich von einer scharfen, lachenden Stimme unterbrochen wurde.

„Er hat uns erkannt, Baron; er fürchtet sich. Kommen Sie!"

Es war der Prinz Paranow, welcher diese Worte zu dem Herrn Baron von Langenau sprach. Beide traten zum Marschall.

„Excellenz, wollen Sie die Güte haben, uns zu dem sogenannten Grafen von Saint Germain zu begleiten?" frug der Prinz.

Der Angeredete befand sich seinen Gästen gegenüber in großer Verlegenheit; die Aufforderung kam ihm gelegen; er nickte zustimmend und winkte den beiden Männern, ihm zu folgen. In einigen Augenblicken standen sie vor dem Gesuchten.

„Sie kennen mich wohl, Herr Graf?" frug der Baron. „Ich hatte die Ehre, Ihnen in Versailles zu begegnen, nachdem Sie die Bekanntschaft meines Vaters aufgegeben hatten; im Haag war es mir leider nicht möglich, Ihnen meine Aufwartung zu machen, da Sie zu schnell abreisten, desto mehr freut es mich, Sie hier zu sehen und Ihnen diesen Herrn mitbringen zu können, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern!"

„Mein Gedächtniß ist Jahrhunderte alt," antwortete stolz der Graf; „es verläßt mich nie!"

„So werden Sie sich wohl auch des Diamanten erinnern," meinte jetzt Paranow, „welchen Sie mir in Wien für fünf Tausend Dukaten als ächt verkauften. Er stammte aus Ihrer mit dem Grafen Zobor gegründeten Manufactur und erwies sich als Composition. Sie sind ein Betrüger, Herr von Montferrat, von Bellamare, von Schöning, von Welldone, von Soltikow, von Tzarogy und von Saint Germain. Sie sehen, ich kenne alle Ihre Namen, welche diejenigen eines Schwindlers sind. Sie werden nicht Ehrgefühl genug haben, um Satisfaction zu fordern!"

„Ich habe Nachsicht genug, um mich durch die Raisonnements eines Unsinnigen nicht aus der Fassung bringen zu lassen!"

„Beim Teufel, Graf, das wäre schändlich!" meinte der Marschall. „Nach dem, was dieser Herr Ihnen gesagt hat, müssen Sie sich mit ihm schlagen. Ich müßte sonst auf Ihre Gesellschaft verzichten."

„Gut; aber wenn ich es thue, so geschieht es nur aus Rücksicht auf Sie, Excellenz."

„Excellenz risciren dabei Nichts," lachte Paranow höhnisch. „Der Graf bleibt Ihnen erhalten; er hat einen Tropfen seines Aqua benedetta getrunken und ist unverwundbar." —

Die vier Männer blieben längere Zeit von der Gesellschaft abwesend. Nur drei von ihnen kehrten zurück; der Graf blieb unsichtbar.

Beim ersten Morgengrauen hörte man draußen zwischen den Dünen zwei Schüsse krachen, und einen Tag später verbreitete sich die Nachricht, daß der berühmte Graf Saint Germain plötzlich gestorben sei. Seine Anhänger glaubten, sein Geist habe nur eine neue Wandlung angetreten; der Graf hatte immer von seiner Apostasie gesprochen. Seine Gegner waren anderer Meinung.

Zu den Letzteren gehörten jedenfalls die zwei Männer, welche einige Tage nach seinem Tode in einer Postkalesche die Stadt verließen. Sie unterhielten sich von ihm. Zwei Damen saßen bei ihnen.

„Er hatte wirklich Angst vor mir," meinte der Eine. „Er schoß fehl; meine Kugel drang ihm grad in die Brust. Sein Erbe gehört dem Marschall."

„Es wird wenig genug sein," fügte der Andere hinzu; es war der Baron von Langenau, „ein Stück vergoldetes Blei und ein Fläschchen mit Aqua destillata!"

„Welches dieselbe Wirkung haben wird, die das berühmte Aqua benedetta bei Ludwig dem Fünfzehnten und der Frau von Pompadour gehabt hat, nämlich keine."

Die Sprecherin war die Baronin von Langenau, jene Nichte der Frau von Hausset, welche ihrem jetzigen Manne in Paris das aufklärende Billet mit der Unterschrift „Ihre zärtliche Amély Hausset" geschrieben hatte.

Allerlei.

Interessantes.

Der beste Wein wächst auf Kreideboden. So liefert die gute Mutter Natur dem Gaste das edle Naß und dem Wirthe zugleich das Mittel, die Zeche anzuschreiben.

Quintessenz.

Ein Hagestolz wurde von einer Dame gefragt: warum er nicht heirathe? Er antwortete: „Das Heirathen ist allgemein. In der Ehe zankt man sich ungemein, wird sogar handgemein und die Getrauten haben Alles gemein! Auf so viel Gemeinheiten kann ich mich nicht einlassen, ich bin schon Feind jeder einzelnen Gemeinheit!"

Die ganze Bibel enthält:

31,173 Verse,
773,692 Worte,
3,566,480 Buchstaben.

Der Name Jehovah kehrt 6855, das Bindewörtchen und 46,227 Mal wieder, das Wort Herr steht 1855 Mal darin. Das mittelste Kapitel ist der 117. Psalm; der mittelste Vers der 8. des 101. Psalm.

Das alte Testament hat:

39 Bücher,
929 Kapitel,
23,214 Verse,
592,439 Worte,
2,728,100 Buchstaben.

Das Wort und steht 35,543 Mal darin.

Das neue Testament hat:

27 Bücher,
260 Kapitel,
7,959 Verse,
181,258 Worte,
838,380 Buchstaben.

Im Buche Esra, 7, 21, sind alle Buchstaben des Alphabets enthalten; im 67. Psalm steht nicht ein einziges Mal der Buchstabe M.

Deine Weisheit sei die Weisheit der grauen Haare, aber Dein Herz — sei das Herz der unschuldigen Kindheit.

Die Nachricht, welche unser Gefühl nach dem Gehirn entsendet, pflanzt sich mit einer Geschwindigkeit von 180 Fuß pro Secunde durch den menschlichen Körper fort.

Anecdote.

Ein Patient, der schwer krank war, wurde getröstet von seinen Freunden, er solle gefaßt sein, einmal müsse man ja doch sterben. „Ja, ja," sagte dieser, „wenn ich öfters sterben könnte, würde ich mir nicht so viel daraus machen."

Charade.

Wenn über die Erste der Sturmwind saußt,
Bedeckt von der Zweiten die Woge braust,
Der Schiffer die Dritte verliert, so faßt
Ein Grauen auch Dich, des Schiffers Gast.
Doch hat mit Geschick er's gelenkt und Glück
Und sank in die Erste die Zweite zurück,
Dann greifst Du wieder zum Glase Bier
Und stopfst behaglich das Ganze Dir.

Eingesandt von Herrn Theodor Wolf, Brünn.

Räthsel.

Mein Wort beut Dir ein ödes Feld,
Angähnend Dich mit düstrem Grauß.
So war's in unsrer Erdenwelt
Eh' Gott das Schöpfungswort sprach aus.
Noch jetzt macht es sich offenbar
Und zeigt sich schmerzlich hier und dort;
In Kopf und Beutel wird es klar
Und harret auf ein Schöpfungswort.
Stoß' aus der Mitt' ein Zeichen fort
Und setz' dafür ein muntres h,
So wandelt gänzlich sich mein Wort
Und stehet reich, voll Weisheit da.
Wie riß es hin der Hörer Herz,
Als einst es sprach ein Gottesmund!
Es zog die Seele himmelwärts
Und zeigte klar des Bösen Grund.
O, laß in meines ersten Oede
Einströmen diese heil'ge Rede!

Eingesandt von Fräulein Minna Haller, Berlin.

Auflösung des Räthsels in № 20.

Mein Eid — Meineid.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Anna Schaller in Wien, Minna Haller und Emma Geißler in Berlin, Frau Anna Held in Meiningen und den Herren Ferdinand Schöne in Hohenstein, Georg Falke und Alban Träger in Magdeburg, Hermann Schüler in Dessau, Heinrich Solbmann und Louis Müller in Dresden.

Briefkasten.

Frau **O. K.** in Prag. Praktische Anleitung ist dem besten Kochbuche vorzuziehen, und häusliches Glück verleiht der einfachsten Speise erhöhten Wohlgeschmack.

Herrn **P. M.** in Torgau. Sie fragen, welche Papiere, respective Scheine, Sie zur Verheirathung nöthig haben. Dreierlei, nämlich: 1., Geburtsvorhandenseinsurkundenscheine, zwei; 2., Einwilligungsertheilungvorzeigscheine, je nach Umständen; 3., Kassenscheine, je mehr, desto lieber, je größer, desto besser.

Herrn **W. F.** in Gießen. Sie irren. Der Entdecker der Trichinenkrankheit ist Professor Dr. Zenker, nicht aber Professor Laukart, wie eine Correspondenz der Augsburger Allg. Zeitung vermuthen läßt. Letzterer hat allerdings sehr umfangreiche und wichtige Untersuchungen über die Trichinen angestellt.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 25. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Heinz, für den Peter sorgst Du selbst. Er ist unser Gast; halte ihn, so gut Du kannst!“ sagte der Prinz.

„Da soll es ihm an Nichts fehlen, Dorchlaucht! Sie wissen ja, daß ich es verstehe, für Jemand zu sorgen; Sie haben das erfahren, als Sie damals anno Vierzehn mit mir in Frankreich standen. Wir lagen nämlich damals bei einer jungen Wittfrau in Quartier, die ganz verteufelt hübsch war, und ich glaube, sie hatte gar ein Auge auf mich geworfen! Eines Tages nun stehe ich grad' unter der Thür und putze mein Lederzeug — der Herr Oberst waren wohl noch Lieutenant und grad' auf Ordonnanz geritten, — da kommt sie plötzlich die Treppe herab und sieht mich mit einem Gesichte an, daß — — —“

„Stecke mir eine Pfeife an, Heinz!“ gebot der Prinz.

Der Diener gehorchte dem Befehle; es that ihm unendlich leid, auch hier vor dem fremden Gaste, der seine schöne Geschichte doch noch gar nicht gehört hatte, unterbrochen zu werden.

„Und dem Herrn Lieutenant auch eine! Sie rauchen doch, Herr von Treskow?“

„Zuweilen, Durchlaucht! Wenn es die Dame gestattet, werde ich die Güte Ihres Tabakes mit Dank zu probiren suchen.“

Wanda lächelte ihm zustimmend entgegen. Er nahm die Pfeife an und meinte dann, als die beiden Brüder sich entfernt hatten:

„Es ist so, wie ich Ihnen zu sagen schon die Ehre hatte; Latour hat den Raubmord begangen, welcher damals so großes Aufsehen erregte; ich bin vollständig davon überzeugt, obgleich es noch verschiedene Punkte giebt, welche der Aufklärung bedürfen. Er muß sich die Freundschaft des Herrn Max von Schönberg zu erringen und zur Zeit der That Eintritt in dessen Wohnung zu verschaffen gewußt haben. Der Juwelier trug den Schmuck zur Herzogin, welche eine Etage desselben Hauses bewohnte, nahm die ungeheure Summe, welche er kostete, in Empfang, und wurde von dem Mörder auf dem Rückwege in das Zimmer gelockt. Um den Verdacht auf Ihren Sohn zu bringen, führte der Letztere diesen dann in eine jener Spielhöllen von noblem Anstriche, wie sie in der Residenz damals nicht selten waren und verlor absichtlich einige der verzeichneten Banknoten an ihn. Die List gelang, wie Durchlaucht ja wissen. Wir haben es überhaupt nicht nur mit einem schlauen und ausgefeimten Betrüger, sondern, wie ich aus dem Berichte des Steuermannes ersehe, auch mit einem kühnen, gewaltthätigen Verbrecher zu thun, der eine ungewöhnlich hohe Stellung

unter den Feinden des Gesetzes einnimmt und nur durch die gleichen Waffen, List und Kühnheit, überwältigt werden kann. Ich habe es mir zur Aufgabe gestellt, ihn zu fangen, und werde nach Amerika gehen und mich an seine Fersen heften, bis ich sie gelöst habe."

Der Prinz streckte ihm dankend die Hand entgegen.

„Herr Lieutenant, Sie geben mir altem, abgegrämten Manne nicht nur die Hoffnung, sondern das Leben wieder. Ich bin nicht Polizist und weiß also nicht, ob das, was Sie vornehmen wollen, aus zu gewagten Behauptungen entspringt. Aber ich sehe, daß Sie meinetwegen bereit sind, sich Gefahren auszusetzen, denen auch der Kühnste nicht ungescheut entgegentritt. Es handelt sich hierbei um den geliebten Sohn und um das höchste Gut, die Ehre; ich kann und mag Sie also nicht zurückhalten; aber wenn Sie mir diesen Sohn gerechtfertigt zurückbringen, wenn Sie diese verlorene Ehre wieder herstellen, meine Dankbarkeit wird eine unbegrenzte sein!"

„Durchlaucht," versicherte Treskow bewegt, „es ist mir nicht um Lohn zu thun! Bei dem Fange eines Verbrechers von dieser Kategorie kommt die Polizisten-Passion in's Spiel, und es giebt ja für mich noch eine ganz andere Veranlassung, grad diesen Fall zur Aufklärung zu bringen. Ich war bei ihm betheiligt, wenn auch nur mittelbar."

„Betheiligt? Sie, Herr Lieutenant?"

„Ja ich! Oder sollte mein Name nicht eine Erinnerung bei Ew. Durchlaucht wachrufen?"

Die Frage klang gepreßt und wurde nur zögernd ausgesprochen. Die Züge des Prinzen verfinsterten sich plötzlich.

„Treskow? Allerdings! Ein Fräulein von Treskow war, ohne daß ich davon wußte, die Geliebte meines Sohnes gewesen. Sie stammte aus einer alten, guten, aber sehr verarmten Familie und hatte in ihrer Putz- und Gefallsucht solche Ansprüche an seine pecuniären Mittel gemacht, daß ich öfters gezwungen war, Wechsel über ganz ansehnliche Summen einzulösen. Schließlich wurde es mir zu toll; ich verstand mich nicht mehr dazu, und dadurch kam Max in Verlegenheiten, die trotz seines hohen und untadeligen Namens es den Richtern möglich sein ließen, daß er, um seine Schulden tilgen zu können, die That begangen habe. Das Mädchen hat ihn in's Unglück gebracht. Was später aus ihr geworden ist, das weiß ich nicht."

Treskow erhob sich.

„Durchlaucht, seien Sie barmherzig mit ihr! Sie hat ihn geliebt, wie selten ein Mädchen liebt; sie waren Beide noch zu jung, als daß sie die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens mit der Genauigkeit eines Victualienhändlers hätten berechnen mögen. Sie hat viel gelitten und ist in Folge der vergossenen Thränen nahe daran, ihr Augenlicht zu verlieren. Ich bin ihr Bruder!"

„Sie? Sie sind der Bruder dieses — — dieser Dame!"

„Ja. Ich kannte Ihren Sohn und hatte ihn lieb. Seine Verurtheilung machte einen so tiefen, einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich die polizeiliche Carrière ergriff und den Schwur ablegte, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis ich seine Unschuld bewiesen habe. Jetzt endlich ist es mir nach so langer Zeit gelungen, die Spur des Thäters zu entdecken. Ich werde ihr folgen und ihn der Gerechtigkeit überliefern und sollte ich dabei alle Erdtheile durchstöbern und alle Meere durchschiffen. Und wenn ich ihn finde, wenn ich ihn ergreife, werden Sie dann den Zorn fahren lassen, der jetzt noch in Ihnen wohnt, Durchlaucht?"

Der Prinz war an das Fenster getreten. Die trüben Erinnerungen stiegen alle wieder in ihm auf; die Tabakswolke, welche um seinen Kopf wirbelte, wurde immer größer und dichter, und von Zeit zu Zeit ließ sich ein kurzes Räuspern und Knurren vernehmen, wie es der Fall zu sein pflegte, wenn er unangenehme Gedanken hegte. Da endlich drehte er sich mit einem raschen Rucke um und trat auf Treskow zu.

„Herr Lieutenant, finstre Geister sind, wenn sie im Herzen alt werden durften, nicht mit einem einzigen Anlauf zu besiegen. Gehen Sie auf Ihr Zimmer! Wenn Sie Ihre Aufgabe lösen, so glaube ich, verzeihen zu können. Wir sprechen uns ja wieder!"

Wanda erhob sich und legte die Arme um seinen Hals.

„Onkel, sei nicht bös! Er wird das Seinige thun, und dann ist ja Alles gut!"

Sie verließ mit Treskow das Zimmer. Auf dem Corridore hielt sie ihn einen Augenblick zurück.

„Richard, wirst Du es zu Stande bringen?"

„Ich werde Nichts versäumen, Wanda!"

„Dann sollst Du auch von mir einen Lohn bekommen. Weißt Du, welchen?"

„Nun?"

„Mich selbst!"

„Ich danke Dir, mein liebes, süßes Mädchen! Es kann keinen herrlicheren Preis für mich geben, und Du darfst glauben, daß ich Alles thun und wagen werde, ihn zu erringen!"

Er zog sie liebevoll an sich und legte seinen Mund auf die warmen Lippen, welche sie ihm bereitwillig darreichte. — — —

2.

Eine finstre That.

Er war ein schöner, ein sehr schöner Mann, dieser Vicomte de Latour; das wußte er selbst recht gut und verwandte auch auf die Pflege der ihm von der Natur verliehenen äußeren Vorzüge eine Sorgfalt, als ob es sich dabei um die wichtigste Angelegenheit des irdischen Lebens handle.

Eben jetzt saß er im Frisirstuhle, um seiner vortrefflichen Erscheinung durch die Hand des kundigen Dieners jenes unvermeidliche pic ertheilen zu lassen, ohne welches der „Falter des Salons" zwischen den Rosen und Blumen der Gesellschaft herumflattert wie ein lädirter Schmetterling, der seine schillernden Flügelschuppen verloren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIV.

Ein Self-man.

Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer.

1.

Das war damals ein munteres Leben da hinten im Westen, besser, viel besser als jetzt, das sage ich Euch, und darum könnt Ihr's glauben! Die Rothhäute kamen um ein Beträchtliches weiter in das Land herein als heut zu Tage, und man mußte die Augen offen halten, wenn man sich nicht eines schönen Abends hinlegen nnd dann des Morgens im Himmel ohne Scalp erwachen wollte. Doch, das war nicht sehr schlimm, denn so ein vier bis mehr Indsmen kann man sich schon gut vom Leibe halten, aber es trieb sich neben ihnen auch allerlei weißes Gesindel da hinten herum, so was man hier im Osten Runners oder Loafers nennt, und diese Kerls waren bösartig und durchtrieben genug, um Einem mehr zu schaffen zu machen, als alle Indianer zwischen dem Missisippi und dem großen Meere zusammen genommen.

Besonders Einer machte von sich reden, der alle zehn Tausend Teufel im Leibe hatte und ein so verwegener Satan war, daß sein Ruf sogar hinüber in die alten Länder des europäischen Continentes gedrungen ist. Ich habe sogar gehört, daß man dort in allen Zeitungen von ihm schreibt. Ihr kennt ihn auch, und wenn ich Euch seinen Namen nenne, so werdet Ihr wissen, woran Ihr seid. Es ist nämlich der „Canada Bill", der größte Gauner und Spitzbube der Vereinigten Staaten.

Er ist ein englischer Zigeuner und heißt eigentlich William Jones. Er kam nach Kanada und trieb einen ganz leidlichen Pferdehandel, bis er bemerkte, daß mit der Karte noch ein Weniges mehr zu verdienen sei. Er hatte ein Spiel gelernt, welches man drüben in Germany „Kümmelblättchen" nennt — bei uns heißt es „three carde monte" — und trieb mit demselben zunächst da droben in den Britischen Kolonien sein Wesen, bis er es zu einer solchen Meisterschaft gebracht hatte, daß er sich über die Grenze herüber zu den Yankee's wagen konnte. Nun machte er den ganzen Norden unsicher, beutelte die pfiffigsten Gentlemen's bis auf den letzten Penny aus und suchte dann den Westen auf, wo er neben dem Spiele noch allerlei Allotria trieb, die ihn zehnmal an den Strick gebracht hätten, wenn es von Rechten zugegangen wäre. Auch ich bin Einiges mit ihm zusammengekommen und habe dabei die Bekanntschaft eines berühmten Mannes gemacht, der — — na, Ihr werdet ja wohl hören, wen ich meine, und die Einleitung zu einer guten Geschichte darf nicht zu lang gezogen sein, sonst rufen die Zuhörer „Stopp!" und reiten davon, ehe man nur richtig angefangen hat.

Also, ich war noch etwas grün im Fache, aber eine gute Faust hatte ich doch, mein Auge war hell und offen, mein Wille gut und munter, die Büchse verstand ich ganz leidlich drauf zu halten, und mein Bowiekneif war schon Einigen zwischen die Rippen gefahren, die sich so einen Aderlaß nicht vermuthet hätten. Ich war am obern Arkansas auf Biber gewesen, hatte einen hübschen Fang gemacht, die Felle an einige Companiemänner, die mir begegneten, verkauft, und suchte mir nun eine passende Gelegenheit nach dem alten Missisippi, um wieder einmal unter Menschen zu kommen und Dieses und Jenes einzukaufen, da meine Ausstattung mit der Zeit so ziemlich fadenscheinig geworden war.

Mein Vorhaben hatte seine Schwierigkeiten, denn die Gegend, durch welche ich den Pfad schlagen mußte, war ganz verteufelt unsicher. Die Komanchen, Choctaws, Seminolen und Creeks lagen einander in den Haaren, bekämpften sich bis auf die Messerspitzen und behandelten jeden Weißen als gemeinschaftlichen Feind. Es galt also, aufzupassen. Mein Weg führte mich mitten durch das Kampfgebiet, und ich war ganz allein und nur auf meine eigne Vorsicht und Ausdauer angewiesen. Sogar ein Pferd mangelte mir; die Compagniemänner hatten es mir abgeschachert und ich mußte darum auf den zwei Beinen reiten.

Ich hielt so ungefähr auf Smoky Hill zu und konnte nach meiner Berechnung nicht mehr weit vom Arkansas sein. Ich traf immer zahlreichere Wasserläufe, die sich nach ihm hinzogen und stieß auf allerlei Gethier, welches nur an den Ufern großer Flüsse zu finden ist.

So drang ich durch den Urwald und sah mich schon nach einer passenden Lagerstelle um, denn es war schon ziemlich düster geworden, als ich plötzlich eine laute, tiefe Männerstimme vernahm, die mit mächtigem Schalle in das Dickicht hinein raisonnirte. Der Sprache nach war es ein Weißer, der sich so unvorsichtig vernehmen ließ; ich hatte also Nichts zu befürchten und drängte mich durch die Büsche hindurch der Stelle näher, an der er sich befand.

Was glaubt Ihr nun wohl, was ich erblickte?

Auf einem alten Baumstumpf, den ich in der Mitte einer kleinen Lichtung erblickte, stand ein Mann, fuhr mit den Händen in der Luft herum und hielt den Hikory- und Sykamorenstämmen eine Rede, die er nicht besser und schöner bei einem Meeting hätte anbringen können. Ich bin ein ziemlich eigener Kopf und gebe nicht viel auf das, was

mir vorgesprochen wird, aber der Mann hatte eine Stimme und eine Art des Ausdrucks, die mir das Lachen benahm in das ich erst ausbrechen wollte, weil es mir verteufelt possierlich vorkam, daß Einer mitten im Urwalde den Käfern und Mosquito's eine Predigt hielt.

Es war, wie gesagt, schon ziemlich düster, aber ich konnte ihn und sein Gesicht noch deutlich erkennen. Er war lang und stark, war frisch, derb und zähe wie ein echter Yankee, hatte eine scharf hervorspringende Nase, spiegelblanke Augen ohne Lug und Trug, einen breiten, scharfen Mund, ein eckiges Kinn und konnte trotz der Gutmüthigkeit, die ihm anzusehen war, doch vielleicht ein Weniges verschmitzt und listig sein, wenn er es für gut hielt.

Vor dem Stumpfe, auf welchem er stand, lag eine gewaltige Axt, eine gute Büchse und noch einiges Andere, was man in jenen Gegenden von Nöthen hat. Es war augenscheinlich, daß sich der Mann im Reden übte, und er schien mir ganz zu einem Self-man gemacht zu sein, der sich durch Kampf, Arbeit und Noth emporringt zu einer besseren Stelle als sie der Westen bietet.

„Ihr sprecht: Wir müssen darauf hin arbeiten, unsre Neger so in die Gewalt zu bekommen, daß sie, selbst wenn ihnen die Freiheit verkündet würde, aus reiner Furcht bei uns bleiben würden," declamirte er. „Was diese europäische Rasse, diese deutschen Yankee's von Humanität und christlicher Liebe schwatzen, ist der reine Unsinn. Die Liebe soll regieren! Die Liebe —? pah — Die Peitsche muß regieren! So sagt Ihr, weil der Eigennutz Euer Herz verhärtet und zu Stein verwandelt hat. Ich aber sage Euch, es wird die Zeit kommen, in welcher — — —"

Er hielt mitten in seiner Rede inne. Ich war Etwas zu weit durch das Gebüsch getreten und er hatte mich bemerkt. Im nächsten Augenblicke war er vom Baumstumpfe herunter, hatte die Büchse zum Schuß erhoben und rief:

„Halt, Mann, keinen Schritt weiter! Wer seid Ihr?"

„Pa, legt das Schießzeug nur immer bei Seite. Ich habe keine Lust, Euch aufzufressen oder eine handvoll Blei in den Leib zu bekommen!"

Ein zweiter, schärferer Blick mußte ihn von der Friedfertigkeit überzeugen. Er nahm das Gewehr nieder und nickte mit dem Kopfe.

„So kommt her und sagt, wer Ihr seid!"

„Ich heiße Tim Summerland, Sir, Tim Summerland so lang ich lebe und werde mir von meinem ehrlichen Namen auch nicht die kleinste Ecke herunternehmen lassen. Und wie heißt Ihr?"

„Mein Name ist Lincoln, Abraham Lincoln. Ich habe ein Floß hier im Wasser und will damit hinab nach dem Süden. Was treibt Ihr hier?"

„Viel und Nichts. Ich habe mir einige Felle geholt und verkauft und möchte nun auch einmal da hinunter, wo Ihr hin wollt. Könnt Ihr mich vielleicht ein Stückchen mitnehmen?"

„Gern, wenn Ihr ein guter Kerl seid, mit dem man sich nicht schimpfiren muß, Tim Summerland. Ich habe Fenzstangen gehauen, die im Süden gut bezahlt werden, und bin mit meiner Arbeit fertig. Der Beiman, welcher mit sollte, ist mir davon gelaufen, und Ihr seid mir also gern willkommen, wenn Ihr bei der Fahrt zuweilen eine Hand mit anlegen wollt."

„Das versteht sich ja ganz von selber, Master Lincoln. Wie weit geht's denn hinab?"

„Bis so weit, als ich die Stangen verkauft habe. Aber sagt, ist Euch die Büchse geläufig, die Ihr auf der Achsel habt? Es ist nicht recht geheuer hier, und zwei Männer sind wenig gegen einige Dutzend rother Burschen, wie sie jetzt am Wasser hin- und herschwärmen."

„Sorgt Euch nur darum nicht, Sir! Ihr scheint ein verwegener Bursch zu sein, sonst würdet Ihr nicht so sorglos in den Wald hineinschreien, aber der Tim Summerland ist auch nicht aus schlechtem Holz gehackt, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Was habt Ihr denn zu predigen, Sir?"

„Nichts von Bedeutung! Es kommen Einem in der Einsamkeit so allerlei Gedanken, die Andern Nutzen bringen könnten. Da stelle ich mir denn vor, ich hätte diese Andern hier, und sage ihnen, was ich denke. Vielleicht kommt es noch einmal so weit, daß ich eine wirkliche Rede halte, die ich nicht in den Wind hineinstoße. Jetzt aber kommt mit zum Wasser. Da ist's sicherer und bequemer. Es ist Alles zur Fahrt bereit, und bei guter Frühe schwimmen wir fort!"

Ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß wir bis an das Ufer des Flusses nur einige hundert Schritte zu gehen hatten. Da lag das Floß. Es war kunstgerecht zusammengefügt und trug eine schwere Menge junger Stämmchen, die dem Abraham ein schönes Geld einbringen konnten. Er hatte sich einen schönen Vorrath von Haar- und Federwild zusammengeschossen, so daß wir während der Reise wohl kaum zur Jagd gezwungen waren. Wir aßen also tüchtig Abendbrod und lagen dann mit unsern Pfeifen am Wasser und erzählten uns Allerlei Gutes und Schlimmes, wie man es so hier und da zu erleben bekommt.

Der Mann war nicht unrecht. Er hatte gar Vieles erlebt und über Alles gehörig nachgedacht. Darum brachte er Ansichten zum Vorschein, die mir einen ganz gehörigen Respect von ihm einflößten, und als wir uns „good night" sagten, wußte ich, daß ich in eine ganz respectable Gesellschaft gerathen sei und mich meines Bootsmannes nicht zu schämen brauche.

Am andern Morgen wurde die Fahrt begonnen. Sie ging ganz gut von Statten, obgleich zuweilen ein Pfeil oder eine matte Kugel vom Ufer her zu uns herüberflog. Auf dem Wasser hatten wir Wenig oder gar Nichts von den Rothen zu fürchten, und wenn wir des Abends anlegten, so geschah es stets an einem Orte, von welchem wir die nöthige Sicherheit erwarten konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Fiel ein Herz im Drange
Zwischen Reiz und Pflicht:
Menschen richtet nicht!
Wißt Ihr, welchem Zwange,
Welchem Unglückstag
Solches Herz erlag?

Zehn Gebote.

Schmiege dich,	Beuge dich,
Füge dich,	Bucke dich,
Winde dich,	Ducke dich,
Finde dich,	Strecke dich,
Neige dich,	Decke dich.

Das schlecht'ste Rad am Karren
Hört man am meisten knarren. —
Es knarrt aber auch das beste Rad,
Wenn man es schlecht geschmieret hat.

Uhren und Mädchen.

Eitle Mädchen gleichen Taschenuhren: die lassen sich leicht aufziehen. — Junge Mädchen gleichen alten Uhren: sie gehen immer vor. — Geschiedte Mädchen gleichen Schlaguhren: wenn man sie aufzieht. — Putzsüchtige Mädchen gleichen Thurmuhren: man sieht wohl nach ihnen, nimmt sie aber nicht in's Haus. — Schöne Mädchen ohne Seel' und Verstand gleichen Spieluhren: man wird ihrer bald überdrüssig. — Vorlaute Mädchen gleichen Weckuhren: man hört wohl auf sie, aber nicht gern. — Verwöhnte Mädchen gleichen Sonnenuhren: unter der Haube taugen sie nichts. — Bescheidene Mädchen gleichen Repetiruhren: sie lassen sich nur hören, wenn man sie auffordert. — Anmaßende Mädchen gleichen versetzten Uhren: man läßt sie stehen. — Moderne Mädchen sind wie Cylinderuhren, flach. — Reiche Mädchen gleichen goldenen Uhren: nur das Metall bestimmt ihren Werth. — Häusliche Mädchen gleichen Pendeluhren: die gehen am sichersten. — Gelehrte Mädchen gleichen alten Wanduhren: die sind nicht zu tragen.

Man hat berechnet, daß die Kraft, welche das in der Luftatmosphäre schwebende Wasser trägt, gleich 16,214,937 Pferdekräften ist, welche ein volles Jahr lang thätig sind.

Der Salzgehalt des Meeres beträgt 3 Prozent. Könnte man das Seewasser bis zum Krystallisiren des Salzes verdunsten lassen, so würde sich auf dem Meeresgrunde eine 850 Fuß dicke Salzkruste bilden, mit der man das Festland 2500 Fuß hoch belegen könnte.

Charade.

Lohnt mir die Erste nicht mit einem Schlage,
Wenn ich die Zweite Dir zu rauben wage,
So halt ich's für geringeren Gewinn,
Läßt mich zum Ganzen eine Königin.

Eingesandt von Herrn Fritz Helmann, Strießen.

Räthsel.

Meine ersten Zwei entspringen
Blüthengleich dem Herzensgrunde.
Falter sind's, auf goldnen Schwingen
Wiegend sich in froher Stunde.
Lerchen sind's, die jubelnd singen
Lust'ge, sel'ge Frühlingskunde.
So sind meine beiden Ersten
Oft verkannt am falschen Schein;
Wir erfahren sie am schwersten
Ist das Herz nicht klar und rein.

Aber wenn sie uns entschwunden
Und ihr Gegner trüb uns naht,
Glücklich, wer in düstern Stunden
Dann die beiden Letzten hat,
Daß sie lindern, daß sie lösen,
Was im Herzen starr gewesen.
Aber der kann Neid verdienen,
Dem der Himmel ungetrübt
Oft die Ersten und in ihnen
Dann mein süßes Ganze giebt!

Eingesandt von Frau Anna Held, Meiningen.

Auflösung des Rebus in № 20.

Die Wunde incommodirt mich.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Anna Wolf und Auguste Franke in Rostock, Frau Wilhelmine Uhlig in Chemnitz und den Herren: Fritz Beckert in Königsberg, Julius Schöne, Hans Erler und August Reichmann in Berlin, Karl Bayer in Breslau, Franz Albert und Wilhelm Heidler in Dresden.

Briefkasten.

Fräul. A. H. in Köln. Wir empfehlen Ihnen: »L'Ami des Dames«, Aachen; „Bazar", Berlin; „Cornelia", Wien; „Neueste Moden" von Peyne.

Herrn F. D. in Halle. Freilich ist es wahr, daß die Auswanderung in den meisten Fällen auch mit einem Theile des Lebens bezahlt wird. Die Veränderung des Klima's der Lebensweise ꝛc. ꝛc. kürzt erfahrungsgemäß die Lebensdauer.

Herrn O. G. in Zittau. Sie fragen, wer den orientalischen Krieg gewinnen wird. Hm, wer weiß! Wahrscheinlich wir Beide nicht.

№ 26. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Preis pro Wochennummer 10 Pfennige. Durch die Post bezogen innerhalb des Deutschen Reiches 1 Mark 30 Pfg. vierteljährl.
Für Oesterreich-Ungarn pro Nummer 8 kr., durch die Post 1 fl. 4 kr. vierteljährlich

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Jean, ich war gestern mit meinem Barte nicht zufrieden!“ sagte Vicomte de Latour zu dem Diener. „Ich mußte sehr viel streichen, um die Spitzen grad zu erhalten; sie sanken ganz bedeutend niederwärts. Wer trägt die Schuld, Du oder die Wichse? Es war doch echt ungarische!“

„Ich glaube, das Letztere ist der Fall, gnädiger Herr. Die Parfumeurs bringen jetzt nur lauter elendes Zeug auf den Markt!“ antwortete der Diener mit einem ironischen Lächeln.

„Und das Toupet war auch nicht gut; es bildete ein ganz schauderhaftes Gelock. Du mußt Dir mehr Mühe geben!“

„Ich bin kein gelernter Friseur, gnädiger Herr, und thue, was in meinen Kräften steht. Mehr ist von einem einfachen Matrosen nicht zu verlangen!“

„Vraiment, das mag sein, mein lieber Jean. Aber Du solltest trotzdem zu lernen suchen, was zu Deiner gegenwärtigen Stellung nothwendig ist. Eau de Cologne oder eau de mille fleurs paßt nicht auf das Taschentuch eines respectablen Cavaliers. Nimm in Zukunft coeur de rose dazu. Doch, à propos, hast Du meinen gestrigen Auftrag ausgeführt?“

„Ich hoffe, der gnädige Herr werden mit mir zufrieden sein!“

„Nun?“

„Es war doch die blonde Dame gemeint, welche dem Herrn Vicomte gegenüber an der Seite eines ebenso blonden jungen Mannes Platz genommen hatte?“

„Dieselbe. Sie war ganz ungewöhnlich reizend und eine Schönheit ersten Ranges. Ich muß unbedingt ihre Bekanntschaft machen!“

„Ich bin Beiden am Schlusse der Vorstellung nachgegangen bis an ihre Wohnung und habe mich schon heut früh, als der gnädige Herr noch schliefen, nach den Verhältnissen der Dame genau erkundigt.“

„Und das Resultat dieser Erkundigung ist?“

„Sie heißt Adele von Treskow und gehört einer sehr alten aber ebenso armen Familie an. Sie besitzt Nos noch die Mutter; der Herr war ihr Bruder und ist in irgend einer Eigenschaft, welche ich nicht erfahren konnte, beim Justizwesen angestellt. Sein Gehalt wird für die Bedürfnisse der drei Personen wohl kaum hinreichen.“

„Ein sehr glücklicher Umstand! Und die Herzensverhältnisse des Fräuleins? Eine Frage nach ihnen hat ihre Schwierigkeiten.“

„Ist mir aber doch genügend beantwortet worden."

„Ah!"

„Sie ist die Geliebte eines Herrn Max von Schönberg-Wildauen; er ist Artillerie-Offizier und bewohnt eine Parterre-Abtheilung im Palais der Herzogin von Oerstädt."

„Ist er reich?"

„Sehr! Sein Vater, der Prinz Otto Victor von Schönberg-Wildauen sollte als Aeltester der Familie eigentlich regierender Fürst sein, hat aber aus Liebe zu einem nicht gleichblütigen Mädchen einst freiwillig verzichtet und soll seinen Besitz nach Millionen zählen."

„Hm! Ob diese Liebe wohl eine geheim gehaltene ist?"

„Das zu erfahren, war mir allerdings nicht möglich. Wenn der gnädige Herr die Dame beobachten wollen, so bietet sich dazu eine günstige Gelegenheit; grad vis-à-vis befindet sich eine Conditorei mit Kaffee. Das Haus besitzt einen öffentlichen Durchgang; man vermag also von der Rückstraße her Zutritt zu nehmen."

„Prächtig! Ich werde gleich nachher dort frühstücken. Du begleitest mich!"

Jean entfernte den Pudermantel von der Schulter seines Herrn und war ihm behülflich, die elegante Promenadentoilette anzulegen. Als dies geschehen war, wurde die Conditorei aufgesucht. Allerdings konnte man von hier aus das Haus, welches die Familie Treskow mit bewohnte, vollständig überblicken, und der Vicomte hatte das Glück, das schöne, rosige Köpfchen des Fräuleins einige Male am Fenster erscheinen zu sehen. Seine Befriedigung wurde noch größer, als er sie in Begleitung der Mutter dann auf die Straße treten sah. Jedenfalls beabsichtigten sie, einen Morgenspaziergang zu unternehmen. Er erhob sich, gab dem Diener einen Wink und folgte den beiden Damen von Weitem.

Diese schritten durch mehrere Straßen und bogen dann in den Park ein, dessen Teich von dem feineren Publikum zum Gondeln benutzt zu werden pflegte. Als sie eines der kleinen, schwankenden Fahrzeuge bestiegen, wandte sich Latour zum Diener zurück.

„Jean, wir kennen uns nicht. Du nimmst eine Gondel und stößest mit ihnen zusammen. Wenn es Dir gelingt, die Frauen über Bord zu kentern, erhältst Du eine gute Belohnung von mir!"

Jean lächelte schlau.

„Keine Sorge, Herr Vicomte! Ein Seemann wie Jean Letrier wird es doch wohl fertig bringen, diese Nußschaale von Spielzeug umzurudern. Sie ziehen die junge, ich oder der Rudermann, welcher bei ihnen sitzt, die alte Dame aus dem Wasser, und voilà die interessanteste Einleitung zu einer ebenso interessanten Bekanntschaft!"

Sie trennten sich. Latour nahm eine Gondel und stieß ab. Mit der Geschicklichkeit eines Mannes, der sich von frühester Jugend an auf der See bewegt hat, führte er das kleine Boot durch die Wellen. Die Zuschauer, welche am Ufer standen, bewunderten seine Kraft und die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, und die sich auf dem Wasser Befindlichen gaben sich die möglichste Mühe, es ihm gleich zu thun. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als plötzlich ein durchdringender Hülferuf erscholl. Die Gondel, in welcher die beiden Damen saßen, war umgeschlagen; Niemand wußte so recht, wie es geschehen war. Wie ein Pfeil schoß die Seinige auf die Unglücksstelle zu, und im nächsten Augenblicke hatte er Adele zu sich hereingezogen. Ihre Mutter wurde von dem Insassen eines andern Fahrzeuges aus dem nassen und gefährlichen Elemente befreit. Er landete und winkte eine Droschke herbei. Als die Frauen in derselben Platz nahmen, hatten sie sich von dem Schreck noch nicht erholt, doch ermannte sich die Mutter in soweit, daß sie den Pflichten der Höflichkeit und Dankbarkeit Folge leistete:

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß der Ausdruck unsers Dankes augenblicklich kein genügender sein kann," meinte sie. „Darf ich um Ihre Karte bitten?"

„Gnädige Frau, ich bin mehr als vollständig belohnt durch das Glück, Sie von meiner Hochachtung überzeugen zu dürfen! Ich bitte sehr, mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen, und gestatte mir, dem mir gewordenen Befehle Gehorsam zu leisten."

Er überreichte die gewünschte Karte und verabschiedete sich mit einer vollendeten Verbeugung von den beiden vor Schreck und Nässe zitternden Damen.

Der Coup war vollständig gelungen. Mit befriedigter Miene traf er mit Jean zusammen, welcher sich königlich freute, die versprochene Belohnung verdient zu haben, ohne von irgend Jemand für seine vermeintliche Ungeschicklichkeit zur Rechenschaft gezogen worden zu sein.

Die gewünschten Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Schon am frühen Nachmittage ließ sich Richard von Treskow, der Bruder Adelens melden, im Namen der Mutter eine Einladung für den Abend auszusprechen. Er war ein junger, ungewöhnlich gewandter Mann, der sich nicht im Mindesten durch das selbstbewußte Wesen Latours und den Luxus, mit welchem die Wohnung desselben ausgestattet war, beengt zu fühlen schien. Im Gegentheile machte er es sich so bequem und gemüthlich wie möglich bei ihm und zog ihn in ein so animirtes Gespräch, daß der Vicomte bald keinen faux pas mehr zu begehen glaubte, wenn er sich leise nach den Herzensverhältnissen seiner Schwester erkundigte.

„Adele ist verlobt," antwortete Richard; „zwar ist es keine Verlobung unter großem Cercle gewesen, vielmehr glaubt Max von Schönberg-Wildauen Ursache zu haben, seinem Vater erst in einer späteren Zeit die betreffenden Erörterungen zu machen; aber die beiden Leute haben sich außerordentlich lieb und fühlen sich vollständig gebunden."

„Jedenfalls wird mir das Vergnügen, auch dem Herrn von Schönberg vorgestellt zu werden!"

„Natürlich, und ich werde diese Verpflichtung sogar sehr gern und mit Genugthuung auf mich nehmen! Leider ist er jetzt abwesend. Er befindet sich auf Manöbre, kommt erst ungefähr in acht Tagen wieder in Garnison und wird sich dann jedenfalls beeilen, Ihnen den schuldigen Dank abzu-

statten für den außerordentlichen Dienst, welchen Sie meiner Schwester heut leisteten."

„O bitte, mein bester Herr Treskow," meinte Latour abwehrend und mit wegwerfender Miene; „was ich that, war nicht so groß und rühmenswerth, daß es einer besonderen Danksagung bedarf. Ein jeder Andre an meiner Stelle hätte ja dasselbe gethan. Ich hörte schon einmal von der Familie Schönberg sprechen. Es soll eine sehr distinguirte und wohlhabende sein?"

„Beides ist richtig! Die Schönbergs gehören zu den ersten Familien des Landes und theilen sich in die fürstliche und gräfliche Linie. Das Vermögen der Fürsten von Schönbergs-Wildauen ist ein fast unermeßliches und man kann es den Herren zum Ruhme sagen, daß sie von ihren Reichthümern den besten Gebrauch zu machen verstehen. Ich habe den schlagenden Beweis zu dieser Behauptung an mir selbst erfahren."

Ah!?" dehnte Latour, unter einer gut gespielten Theilnahme seine Neugierde verbergend.

„Gewiß!" antwortete Richard offen. „Ich habe nie das Glück gekannt, über volle oder auch nur einigermaßen zureichende Mittel gebieten zu können. Mein Vater hinterließ uns einen alten, ehrlichen Namen und einen ganz bedeutenden Schuldenrest, welchen er geerbt hatte, ohne ihn später vollständig decken zu können. Um meinen Studien obliegen und mir eine angemessene Existenz gründen zu können, mußte ich mich einem Gläubiger in die Hände geben, der sich nach und nach als Wucherer entpuppte und die geringen Summen, welche ich von ihm entnahm, zu einer wahrhaft erschreckenden Höhe steigerte. Die Lage, in welche ich mich durch diesen Schmutz versetzt sah, wurde geradezu unerträglich und ich sah mich fast der Verzweiflung nahe, als Max von Schönberg mir seine Freundschaft schenkte und mir die großmüthigste Hülfe brachte. Ebenso verdanke ich seinem Einflusse wohl zum Meisten die für mein Alter sehr ungewöhnliche Stellung, welche ich gegenwärtig bekleide. Kann ich Ihnen in derselben oder durch dieselbe eine Gefälligkeit erweisen, Vicomte, so verfügen Sie über mich!"

Er hatte sich erhoben, um seinen Besuch zu beenden. Latour reichte ihm mit wohlwollendem Lächeln die Hand.

„Ich danke Ihnen! Ich glaube kaum, daß ich während meines nur kurz zugemessenen Aufenthaltes hier in die Lage kommen könnte, Ihren juridischen Beistand in Anspruch zu nehmen; desto mehr aber möchte ich mir Ihr persönliches, ich möchte sagen Ihr gesellschaftliches Wohlwollen erbitten, besonders in Beziehung auf die Glieder Ihrer Familie, die ich so gern von meiner ganz besonderen Theilnahme überzeugen möchte. Für jetzt aber Adieu! Wir sehen uns doch heute Abend wieder?"

„Das versteht sich. Ich wünsche nur, daß Max anwesend wäre, um Ihnen denselben vorstellen zu können."

Er empfahl sich. Latour blickte ihm noch durch die Scheiben des Fensters nach.

„Entrirt, glücklich entrirt, diese interessante Angelegenheit!" meinte er mit befriedigtem Lächeln. „Das Mädchen ist allerliebst, wirklich allerliebst; sie hat etwas Unwiderstehliches an sich, dem man Rechnung zu tragen gezwungen ist, trotzdem man Erfahrung genug besitzt, um dergleichen Abenteuer nur noch von der unterhaltenden Seite zu nehmen."

Er schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Fast möchte ich glauben, sie habe einen wirklich ernsten Eindruck auf mich gemacht, ungefähr wie Clairon, als ich sie zum ersten Male sah. Aber was thut es? Das Herz ist das albernste Gefäß im menschlichen Körper. Ich war wahnsinnig in diese Clairon verliebt, und jetzt — jetzt hasse ich sie, hasse sie mit aller Kraft und aller Gluth und würde viel, sehr viel darum geben, wenn ich von ihr loskommen könnte. Sie ist mein Engel gewesen und mein Teufel geworden. Die Hölle möge ihr mit einem guten Messerstiche danken; aber tief muß er gehen und die richtige Stelle muß er treffen, denn diese fürchterliche Katze hat das Leben von tausend Panthern. Wie oft habe ich die Klinge schon hinter ihr gezückt und sie doch wieder in die Scheide gestoßen, weil mich ein einziger Ton ihrer berückenden Stimme wieder in die alten Banden schlug. Sie ist mir gefolgt von Land zu Land, von Meer zu Meer. Hier aber wird sie mich nicht überraschen, dafür ist gesorgt!"

Er griff zur Klingel.

„Den Wagen!" befahl er, als Jean erschien.

Dann trat er zum Sekretär und entnahm einem Fache desselben ein sehr zusammengefallenes Portefeuille.

„Die letzten Banknoten! Der Wechsel bleibt aus und ich habe schon einige Zeit lang von dem Ertrage meiner präparirten Karten leben müssen. Aber die Anweisung muß nun kommen und ich werde diese Summe hier zu irgend einem Bijou verwenden, welches ich heute der Treskow bringe. Ich kenne ja aus Erfahrung den Einfluß, welchen ein solches Geschenk auf das Frauenherz ausübt. Vorher aber versuche ich noch einen Sturm auf diesen elenden Krämer, der noch über seine eigene Vorsicht die Beine brechen wird!"

Der Wagen brachte ihn zum Banquier.

Dieser empfing ihn mit der Freundlichkeit eines Mannes, der die Regeln des Dehors hinter dem Kassenpulte studirt hat.

„Ah, der Herr Vicomte! Angenehm, sehr angenehm! Womit darf ich dienen?"

„Mit einem kleinen Vorschusse, Herr Commerzienrath, wenn ich aufrichtig sein soll."

„Vorschuß? Wieso? Ein Vorschuß, und betrüge er den hundertsten Theil eines Pfennigs, ist und bleibt eine geschäftliche Sünde, für welche es keine Vergebung giebt!"

„Es war mir bei Ihnen ein Credit eröffnet, Herr Commerzienrath," meinte Latour, der einen leichten Anflug von Beleidigtsein nicht zu unterdrücken vermochte, „dessen Höhe —"

„Meine Zahlungen an Sie bereits erreicht haben, Herr Vicomte," unterbrach ihn schnell der Banquier.

„Sehr richtig! Ich war auf einige unvorhergesehene Ausgaben nicht vorbereitet. Doch glaube ich, dieser Credit

müsse ein gewisses Vertrauen zur Folge haben, an welches ich mich heute mit einer kleinen Bitte wenden darf."

„Thut mir leid, mein Verehrtester! Der Geschäftsmann soll nur seinen Büchern trauen. Diese Klugheitsregel hat sich bei mir zum festen Prinzipe ausgebildet, gegen welches ich nur höchst ungern handle."

„Haben Sie hier zu Lande nicht ein Sprüchwort, welches behauptet, daß eine jede Regel ihre Ausnahme erleide?"

„Das haben wir, doch ist es Jedermanns eigene Sache, an die Wahrheit dieses Wortes zu glauben oder nicht. Vielleicht wäre ich in dem vorliegenden Falle zu einer Ausnahme bereit, wenn nicht —"

„Nun, wenn nicht—?"

„Wenn mich nicht gewisse Gründe zum Gegentheile bestimmten."

„Darf ich diese Gründe hören?"

„Warum nicht? Der erste liegt in Ihrem Besuche dunkler Häuser, die —"

„Herr Commerzienrath!" fuhr Latour zornig auf.

„Besuche dunkler Häuser," wiederholte der Banquier gleichmüthig, „für welchen ich allerdings nur so lange keine Beachtung haben kann, als mein geschäftliches Vertrauen dabei nicht in das Spiel kommt. Kassiren Sie Ihre Anweisungen bei mir ein, zu welchem Zwecke Sie nur immer wollen. Handelt es sich aber um einen aller Caution entbehrenden Vorschuß, so ziehe ich allerdings meine persönlichen Beobachtungen zu Rathe."

„Herr Commerzienrath!" klang es noch einmal drohend.

Dieser aber antwortete nur durch eine leichte, abwehrende Handbewegung.

„Der zweite Grund liegt an der augenblicklichen Ebbe, an welcher heute meine Kasse leidet. Ich mußte dem Juwelier Wallerstein vor wenigen Augenblicken eine sehr ungewöhnliche Summe vorstrecken, die er zum Ankaufe von Steinen zu verwenden hatte, welche zu zwei außerordentlich kostbaren Schmuckgarnituren bestimmt sind. Sie wurden von der Herzogin von Oerstädt bestellt; ich sehe mich wirklich zur größten Sparsamkeit veranlaßt!"

Latour erwiderte Nichts. Er nahm den Hut und empfahl sich mit einer tiefen, ironischen Verbeugung. Die Mittheilung des Banquiers war ihm mehr werth als die Summe, welche er zu fordern beabsichtigt hatte.

„Zum Juwelier Wallerstein!" befahl er, wieder in den Wagen steigend.

Der wegen seiner Geschicklichkeit berühmte Mann empfing den Vicomte mit außerordentlicher Zuvorkommenheit. Das Auftreten Latours, welcher schnell auswählte und ohne Handel bezahlte, ließ in ihm einen guten Kunden vermuthen. Schon wieder unter der Thür, wandte er sich noch einmal zurück.

„Es ist möglich, daß wir uns bald wiedersehen," bemerkte er. „Ich beabsichtige, meiner Braut einen Schmuck anfertigen zu lassen, der ihrem etwas verwöhnten Geschmacke zusagt, und werde Sie vielleicht baldigst einmal um Rath und Urtheil ersuchen."

„Sehr verbunden! Ich darf Ihnen mein Atelier aufrichtig empfehlen und hätte gerade jetzt Gelegenheit, Ihnen etwas wirklich Prachtvolles zu zeigen, wenn Ihre Zeit Ihnen den kleinen Aufenthalt gestattete."

„Zu einem solchen Zwecke steht mir die nöthige Muse natürlich zur Verfügung. Ist es wirklich etwas so Exquisites?"

„Sie dürfen meiner Versicherung Glauben schenken! Wollen Sie gefälligst Zutritt nehmen?"

Er führte den Vicomte in ein anstoßendes Cabinet und breitete eine Anzahl funkelnder Steine von seltener Größe und Reinheit vor ihm aus.

„Ich bin soeben erst in den Besitz dieser Kostbarkeiten gekommen, welche zu einer Doppelgarnitur für die Herzogin von Oerstädt bestimmt sind. Sie repräsentiren ein ganzes Vermögen und würden selbst einer Kaiserin zur Ehre gereichen."

Er ließ die Brillanten vor dem Auge des entzückten Zuschauers in allen Lichtern spielen. Latour besah sich jeden einzelnen der Steine und frug dann:

„Sind Sie mit diesen Einlagen an die Herzogin gebunden?"

„Allerdings! Auch würde ich ihre Kundschaft sofort verlieren, wenn ich für eine andere Person ein Duplicat anfertigte. Doch hoffe ich, auch in anderer Weise allen Ihren etwaigen Ansprüchen gerecht werden zu können."

„Auch baldigst?"

„Baldigst, ja, wenn auch nicht für heute und morgen. Die beiden Garnituren nehmen für den Augenblick meine Zeit so vollständig in Anspruch, daß ich vor Beendigung dieser Arbeit eine andere wohl kaum vornehmen kann. Doch von diesem Augenblicke an stehe ich Ihnen dann sofort zu Gebote."

„Wann würde dies sein."

„Die Herzogin hat ihre Eigenthümlichkeiten und ist sehr penibel, sehr minutiös. Heute ist Dienstag; Montag Abend Punkt neun Uhr bin ich zu ihr befohlen. Bringe ich den Schmuck eine Viertelstunde später, so behält sie ihn nicht. Man schickt sich jedoch gern in solche Eigenheiten, denn sie wird auch Punkt neun Uhr zahlen, und zwar baar, ein Umstand, welcher bei der jetzigen Art und Weise dieser Herrschaften leider zu den Seltenheiten gehört."

Ein undefinirbarer Zug glitt blitzschnell über das Gesicht Latours.

„So muß ich mich also fügen," meinte er. „Lassen wir immerhin der Dame den Vortritt; ich werde nicht verfehlen, mich einzustellen."

Mit diesen Worten empfahl er sich.

(Fortsetzung folgt.)

so zugeknöpft und enghalsig; es sind auch nur irdene Krüge, welche auf diese Weise lachen, wenn sie auch noch so aufgeblasen einherstolzieren. Viele wieder sind so ganz und gar Meister ihres Lachens, daß sie nur einwärts lachen; diese sind die Schlimmsten, schlimmer als alle Auswärtslacher, und wer auf diese Art „in's Fäustchen" lacht, sollte wohl gemieden werden.

Höchst praktisch aber ist der Unterschied zwischen Natur- und Kunstlachen. Das Letztere ist ein Erzeugniß der höheren Cultur, der verfeinerten oder — verschlimmerten Sitte, ist etwas Gemachtes, Fabrizirtes, um einen Beifall, eine Zustimmung zu ertheilen, der die Wahrheitsliebe das Wort verbietet. Aber nur in der Natur ist Recht und Wahrheit; das unter den Regeln der Dehors und des Eigennutzes stehende Lachen oder Lächeln ist eine Lüge, zu der sich nur Derjenige versteht, welchem der Muth entgeht, die Fesseln von sich zu werfen und seine wirkliche Gesinnung treu und offen zu zeigen. —

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIV.

Ein Self-man.

Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

So gelangten wir in die Nähe von Fort Gibson. Wir wollten da an das Land gehen, um unser Schießzeug gehörig in Ordnung zu bringen. Es war am hellen Mittag, als wir den Ort vor uns liegen sahen und wir wunderten uns nicht wenig, keine Schildwache oder ein sonstiges menschliches Wesen zu erblicken. Selbst den Schornsteinen entströmte kein Rauch; es lag daher die Vermuthung nahe, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei.

Aus Vorsicht legten wir das Floß nicht an die gewöhnliche Landestelle, sondern verfolgten unsern Weg noch ein Stück stromabwärts, als ob wir vorübergehen wollten, und hielten erst hinter einer Krümmung des Flusses auf das Ufer zu. Hier nahm Lincoln Büchse und Messer zur Hand und stieg an das Land.

„Ich werde recognosciren, Tim Summerland. Du lässest das Ankerseil lang aus und hältst Dich bereit, es sofort zu durchschneiden, wenn Du etwas Verdächtiges bemerkst!"

Damit war er zwischen den hohen Uferweiden verschwunden. Ihr müßt nämlich wissen, daß sich während unserer Fahrt das geläufige „Du" bei uns eingeschlichen hatte. Ich bin heut noch stolz darauf und gebe es für kein Amt und keine Ehre hin.

Ich that, wie er befohlen hatte. Glücklicher Weise aber gab es keine Veranlassung, mit dem Flosse in die Mitte des Stromes zurückzugehen. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe er wieder erschien. Sein Gesicht hatte einen halb zornigen, halb pfiffigen Ausdruck.

„Tim, es giebt für uns zu thun. Jetzt kannst Du beweisen, daß Du kein schlechter Westmann bist!"

„Bin bereit dazu! Was hast Du gefunden?"

„Die Komanchen haben das Fort überfallen und Alles niedergemetzelt. Sie sind jetzt auf einem Zuge abwesend und haben nur eine Wache von zwölf Mann zurückgelassen. Die sind über den Brandy gerathen und liegen besinnungslos auf der Erde. Ich bin mitten unter ihnen gestanden, ohne daß sie sich gerührt haben. Komm, es giebt eine gute Ladung für uns!"

Es war ein kühner Gedanke, den er aussprach, und ich hatte nicht Lust, ihm abzurathen. In wenig Augenblicken hatten wir das Fort erreicht. Die überraschten Vertheidiger lagen zerstreut auf dem Boden, waren ausgeplündert worden und hatten ihre Kopfhäute lassen müssen. Es gab nicht viel darüber zu sagen. Wir traten in den Versammlungsraum, wo die Indianer ihren „Drink" gehalten hatten. Sie hatten gezecht, bis sie nicht mehr konnten, und lagen nun in einem todesähnlichen Zustande um das Faß herum, welches umgestürzt war und seinen Inhalt über die Erde ergossen hatte.

„Binden!" meinte Abraham Lincoln kurz.

Im Nu waren aus den Mantelhäuten der Rothen so viele Riemen geschnitten, als wir bedurften, und in weniger als einer halben Stunde befanden sich die Zwölf auf unserm Flosse, wo wir sie so fest an die Stämme schnürten, daß es für sie keine Möglichkeit zum Entrinnen gab. Für jetzt aber waren sie so betrunken, daß Keiner von ihnen die Veränderung bemerkt hatte, die mit ihnen vorgenommen worden war.

Dann kehrten wir wieder nach dem Fort zurück, um von den dort befindlichen Gegenständen zu retten, was zu retten war. Wir mußten uns dabei sputen, denn die Rückkehr der übrigen Indsmen konnte jeden Augenblick erfolgen, und dann waren wir verloren.

Ein Umstand mußte uns auffallen. Die Getödteten waren sämmtlich ausgeplündert, und doch fanden wir nirgends einen der in ihrem Besitze gewesenen Gegenstände. Nachdem wir auch sie alle auf das Floß gebracht hatten, um sie später ohne Gefahr zu beerdigen oder mit den geborgenen Sachen in Kidron abzuliefern, standen wir schon im Begriff, vom Lande zu stoßen, als plötzlich zwei Schüsse

krachten. Sie waren auf uns gerichtet, aber schlecht gezielt gewesen; die eine Kugel pfiff mir am Ohr vorüber, und die andre riß Abraham einen Fetzen aus dem Aermel seines Büffelhemdes.

Augenblicklich waren wir wieder in das Land zurück und drangen durch die Weiden nach dem Orte vor, wo die Schüsse abgefeuert worden waren, wie ein über ihm schwebendes Wölkchen zeigte. Ein kleiner Sack lag dort am Boden. Wir ließen ihn ununtersucht, denn vor uns raschelten die Zweige, und wir mußten den Mann haben, der uns an's Leben gewollt hatte.

Als wir den Rand des Strauchwerkes erreichten, sahen wir ihn laufen. Es war ein Weißer; er floh nach dem Fort zu, um hinter den Gebäuden desselben Deckung zu finden. Wir hatten, sobald die Schüsse gefallen waren, sofort nach unsern Büchsen gegriffen. Zu gleicher Zeit erhoben wir sie jetzt, und im nächsten Augenblicke stürzte der Getroffene mitten im Laufe zur Erde.

Wir eilten herbei. Er war durch die Brust geschossen und ohne Zweifel todt.

„Ah! Kennst Du den Mann, Tim Summerland?" frug Lincoln, indem er ihn mit dem Fuße hin und her wandte.

„Habe ihn noch nicht gesehen!"

„Sieh' ihn genau an, Tim. Wir haben einen berüchtigten Loafer ausgelöscht; es ist der Kanada Bill!"

„Der Kanada Bill? Ist's möglich! Was hat er hier zu schaffen gehabt? Ich denke, er ist jetzt so da unten am Red River, wie die Leute sagten!"

„Er war überall, und auch hier, wie Du siehst. Wer weiß, welche Rolle er hier gespielt hat; er steht nun vor Dem, vor dem er es zu verantworten hat."

Er bückte sich nieder, um ihn und seine Kleidung zu untersuchen. Es war keine Spur von Leben mehr in ihm vorhanden, und seine Taschen waren vollständig leer.

„Komm, Tim! Wir lassen ihn liegen, denn er ist's nicht werth, daß wir uns seinetwegen noch länger der Gefahr aussetzen!"

Wir kehrten zu dem Sacke zurück. Er war schwer. Als wir ihn auf dem Flosse öffneten, fanden wir neben der Kasse des Forts einige Uhren, Ketten und Ringe und eine Menge werthvoller Kleinigkeiten darin, wie sie die Offiziere und Soldaten getragen hatten. Jetzt wußten wir, was der Kanada Bill bei dem Ueberfalle für eine Rolle gespielt hatte. Unser Floß hatte ihm als ein gutes Mittel geschienen, mit seinem Raube fort zu kommen. Alles Uebrige konnte ein Verhör mit den gefangenen Indianern aufklären, deren Erwachen wir mit gespannter Neugierde herbei wünschten, obgleich uns aus andern Rücksichten ihr jetziger Zustand willkommener sein mußte.

Wir stießen vom Lande und befanden uns bald wieder in Mitten der uns schnell vorwärtstragenden Strömung. Abraham Lincoln stand vorn am Flosse, um nach Snaks, Alligatoren und Indianern auszuschauen, in jenen Gegenden die drei größten Feinde des Schiffers. Ich ahnte damals nicht, daß er bald die erste Stelle auf dem Flosse der „Vereinigten Staaten" einnehmen werde, um dasselbe sicher durch die ärgste der Stromschnellen zu führen, durch welche es jemals geschwommen ist. — —

2.

Wenn zwischen zwei Geschichten so einige Jahre in das Land gehen, so kann man auch beim Erzählen eine Pause machen. Es geht ja auch im Leben nicht Alles so glatt und hurtig ab, und zumal Unsereiner wird von den Winden hin und hergeworfen, die bald von hier und bald von da herüberwehen und zumal dem Westmanne gar arg mitzuspielen pflegen.

Ich hatte das an mir selbst erfahren und war nach Vicksburg gekommen, um mich einmal so recht gehörig auszuruhen. Aber, pshaw! Das Trapperblut ist mit keiner Ruhe einverstanden als mit der, zu welcher Jeder einmal kommt, wenn er seine letzte Kugel verschossen und das feindliche Messer oder Blei gekostet hat. Es dauerte kaum eine Woche, so wurde mir die Zeit gewaltig lang, der Gedanke, wieder aufzubrechen, fing an, mir ernstlich zu schaffen zu machen, und ich stieg den lieben langen Tag am Strome hin und her, um nach irgend Etwas auszuschauen, was meinem Entschlusse eine bestimmte Richtung geben sollte.

So stehe ich denn am Quai oder wie sie das Ding dort nennen, und habe meine helle Freude an dem Menschengewühl, welches die ankommenden Steamer bringen und die abgehenden wieder mitnehmen, da sehe ich plötzlich ein Gesicht, sage ich Euch, ein Gesicht, welches ich nicht vergessen konnte, obgleich schon fast zwanzig Jahre vergangen waren, seit ich es zum letzten Male vor mir gehabt hatte.

„Betty, Betty Kroner!" rufe ich und dränge mich durch das Volk bis hin zu ihr. „Gott segne meine Augen; bist Du es, oder bist Du es nicht?"

„Tim," ruft sie, die Hände vor Freude und Verwunderung zusammenschlagend; „Tim Summerland, welch ein Glück, daß ich Dich finde!"

„Ja, ein Glück ists, Betty, ein verteufelt großes Glück! Weißt Du noch, damals, als ich Dich zur Frau haben wollte und Du mochtest nicht, sondern hattest den Fink Panschlaw lieber als mich? Es war doch eine verdamm— — eine schöne Zeit, wollte ich sagen, Betty! Du bist mit dem Panschlaw gelaufen, ich aber hab' Dich nicht vergessen bis auf den heutigen Tag. Domm, es ist doch mit dem Dinge, was sie Liebe nennen, eine eigenthümliche Sache! Wie ist Dir's gegangen, und wie kommst Du nach Vicksburg?"

Ihre Augen wurden plötzlich naß, sage ich Euch, so naß, daß ich mir beinahe auch mit der Hand in mein altes Gesicht fahren mußte, denn ich muß Euch sagen, daß mir Alles gleich ist, aber die Betty Kroner, die kann ich nicht weinen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Ein frommer New-Yorker Kaufmann ließ folgende Bemerkung über das Schaufenster seines Ladens anbringen: „Gott allein hat unser Vertrauen und Credit bei uns; alle andern Leute aber müssen baar bezahlen."

Schnelle Justiz.

Kürzlich wurde auf einer Straße Californiens früh 5 Uhr ein Reisewagen angehalten und der Insasse ermordet. Die Räuber verschwanden unter Mitnahme seines Geldes. Um 6 Uhr wurde der Fall bei der Polizei angezeigt. Um 7 Uhr war die erste Spur der Verbrecher gefunden. Um 9 Uhr wurden sie verhaftet. Um 10 Uhr war das geraubte Geld zur Stelle. Um 11 Uhr gelangten die Mörder vor die Jury, und um 12 Uhr wurden sie gehenkt.

Dreisilbige Charade.

Das Erste geht aus heißer Gluth
Hervor als ein zerbrechlich Gut.
Die Letzten thun mit eh'rnem Mund
Bald Freude und bald Trauer kund.
Das Ganze muß oft Kostbarkeiten
Ein helles, schützend Dach bereiten.

Eingesandt von Frau Ottilie Krüger, Arnsfeld.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 6. 7. ein Begleiter des Winters.
2. 3. 5. 7. 4. 11. eine Farbe.
3. 4. 2. ein Sinneswerkzeug.
4. 5. 9. 12. 11. ein nützliches Weibchen.
5. 4. 11. eine Vereinigung unter Zweien.
6. 7. 3. 7. 7. 5. 2. 9. eine unbeliebte Ausdrucksweise.
7. 2. 5. 8. 11. eine lobenswerthe Gesinnung.
8. 4. 2. eine vielgebrauchte Maschine.
9. 11. 1. 1. 5. ein junger Anverwandter.
10. 8. 1. 7. eine Gabe der Rose.
11. 2. 9. 6. 7. ein Vorname.
12. 8. 9. der Vater eines berühmten jüdischen Heerführers.

Die Anfangsbuchstaben der betreffenden Worte, von oben nach unten gelesen, geben etwas uns Allen Bekanntes, was der Leser eben jetzt in der Hand hält.

Karl May in Strießen-Dresden.

Anecdote.

In einer kleinen Stadt war der Bürgermeister gestorben, der gerade nicht bei der Bürgerschaft beliebt war. Als die Bürger ihn zu Grabe tragen sollten, weigerten sich dieselben Mann für Mann. Es half aber nichts, denn sie erhielten den Bescheid: „daß die Bürgerschaft stets gemeine Lasten tragen müsse."

Auflösung des Räthsels in №. 22.

Die Cigarre.

Lösung der Rechenaufgabe in №. 22.

3 Gänse. Eine geht vorn, eine in der Mitte und eine hinten.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Wanda von Kosmar in Berlin, Frau Anna Uhlig in Dresden und den Herren W. Majdewicz, Franz Otters, Wilhelm Kalbe in Dresden, August Jahr in Hohenstein, August Hoppe in Ernstthal, Willy Kraft in Elberfeld, David Reichmann in Prag, und Philipp Huhn in Magdeburg.

Briefkasten.

Herrn **W. F.** in Wien. Sie klagen über die Mangelhaftigkeit Ihrer vaterländischen Belletristik und stellen die Aufgabe an uns, Ihnen auch nur ein einziges Blatt zu nennen, welches das Lesen wirklich verdient? Auch Ihnen gelten die Worte: „Sieh', das Gute liegt so nahe!" Wollen Sie es nicht ergreifen oder sagt es Ihrem Geschmack nur nicht zu? Unter nicht wenigen Journalen, welche wir Ihnen rühmlichst nennen könnten, sei nur ein einziges, wie Sie es je wünschen, erwähnt. Der von P. K. Rosepper herausgegebene und bei Leykam-Josefsthal in Graz erscheinende „Heimgarten" ist ein Unternehmen, welches wir jedem Freunde wahrhaft gediegener Lectüre nur empfehlen können. Schon der Name des Herausgebers bürgt für den Werth des Blattes; das Programm, welches dem Letzteren zu Grunde liegt, verdient die beste Anerkennung, und die Art und Weise der Ausführung darf des Lobes nicht entbehren. Nehmen Sie ein Exemplar zur Hand, und sie werden von Ausstattung und Inhalt vollständig befriedigt sein. Uns liegt jetzt das 3. Heft des II. Jahrganges vor. Es enthält: „Auf Sommerfrische" von Louise Lecher, „Der Musikant" von P. K. Rosepper, „Sag', liebes Kindchen", Gedicht von Robert Hamerling, „Die Rose von Kahira" von Karl May, „Das Verbrechen einer Mutter" von Karl Thomas, „Johannes Kepler" von Dr. Richard Peinlich, „Träume und Ordensgeschichten" von Bauernfeld, „Altweibersommer" von A. Siedenburg, „Vom kleinen, ewigen Krieg" von F. A. Bacciocco, „Aus der Naturgeschichte des Weibes", „O einmal noch so froh sein," Gedicht von Ernst Rauscher, die „Nacht der Weihe" von R. Hamerling, und unter der Rubrik „Kleine Laube" wird ein ganzer Schatz des Interessantesten geboten, den zu heben wir Ihnen gern unsern wohlgemeinten Rath ertheilen. K. M.

Herrn **P. G.** in Leipzig. Besten Dank. Wir haben schon einmal erwähnt, daß wir unsre Spalten für politische und kirchliche Streitigkeiten nicht öffnen können.

Herrn **H. M.** in Wiesbaden. Geben Sie uns Ihre vollständige Adresse an, damit wir im Stande sind, Ihre „geistreichen Reden" zu retourniren. Es wird viel gesündigt in Gedanken, Worten und Werken und mit — der Tinte.

Herrn **W. F.** in Zerbst. Wir sind glücklicher Weise im Stande, Ihnen Auskunft ertheilen zu können. Das betreffende hoffnungsvolle Talent war Herr Geitner, gebürtig aus Meißen, giebt jetzt sehr besuchte Vorstellungen in Wernigerode.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 27. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist ..... Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Draußen angelangt verschmähte es der Vicomte in dem Wagen Platz zu nehmen; vielmehr schickte er denselben nach Hause und schritt langsam und ohne ein besonderes Ziel die Straße entlang. Es waren Gedanken in ihm aufgestiegen, welche er im Gehen besser zu klären vermochte als unter dem Hufschalle der dahintrabenden Rosse. Sie nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er fast die Stunde versäumt hätte, für welche er bei Treskows zugesagt hatte.

In seinem Hotel angekommen, machte er zwar in Eile aber doch mit gewohnter Sorgfalt Toilette und fuhr dann nach der Wohnung des Mädchens, welches einen ebenso großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wie — — Clairon.

Er fand nicht eine große Gesellschaft, sondern nur den engsten Familienzirkel versammelt, ein Umstand, welcher ihm nicht anders als willkommen war. Der Zauber, welcher Adelen umgab, machte sich hier mehr als vorher geltend, und als Latour die Familie verließ, geschah es mit dem festen Vorsatze, die neue, liebenswürdige Bekanntschaft mit allem Eifer zu verfolgen, um seinen bisherigen Eroberungen eine neue und vielleicht die beneidenswertheste hinzuzufügen.

Er sprach von jetzt an täglich vor, begleitete die Damen auf ihren Spaziergängen und hatte schon nach wenigen Tagen auf alle Rechte und Pflichten eines Hausfreundes Beschlag gelegt. Die beiden Frauen ließen dies ruhig geschehen, Richard aber beobachtete es mit weniger Gleichmuth als sie. Er hatte ein scharfes Auge und stand im Begriffe den Vicomte zu durchschauen. Die Rückkehr Max von Schönbergs stand in Kürze zu erwarten. Was würde dieser zu dem Nebenbuhler sagen? Adele war dem Geliebten in treuer Liebe ergeben, daran konnte gar nicht gezweifelt werden, aber auch die erfolglose Nebenbuhlerschaft hat ihre Schattenseiten, welche einen jungen Mann sicher nicht gleichgültig lassen werden.

Es war am Abende des Sonntages, als vor dem Thore des Hotels, in welchem Latour logirte, eine Droschke hielt, aus welcher ein junger Mann mehr sprang als stieg und sich an den herbeieilenden Kellner mit der Frage wandte:

„In diesem Hause wohnt der Herr Vicomte de Latour?"

„Ja, mein Herr!"

„Kann ich ein Zimmer mit Cabinet haben, aber comfortabel und möglichst in der Nähe des Herrn Vicomte?"

„Es wird möglich zu machen sein."

„Ist der gnädige Herr zu sprechen?"

„Nein. Der Herr Vicomte sind ausgefahren."

„Wohin?"

„Ich mußte drei Billets für die Oper besorgen."

„Drei? Für wen die beiden andern?"

„Das vermag ich nicht zu sagen."

„Welchen Rang mußten Sie nehmen?"

„Mittelloge des ersten."

„Wann beginnt hier die Oper?"

„Der Anfang ist schon um eine Stunde vorüber."

„Wo befindet sich der Diener des Herrn Vicomte?"

„Er begleitete den Herrn."

„Schön! Bringen Sie die Wohnung in Stand. Ich fahre in's Theater und werde nach meiner Rückkehr ein Abendbrod auf meinem Zimmer nehmen. Sollte der Herr Vicomte vor mir zu Hause sein, so braucht er von meiner Anwesenheit Nichts zu erfahren!"

„Ganz wie Sie befehlen, gnädiger Herr!"

Der Fremde voltigirte mit einem katzenartigen Sprunge in die Droschke zurück und schnellte sich nach wenigen Minuten vor dem Hauptportale des Theaters mit einem eben solchen Satze wieder zur Erde herab.

„Sie halten sich in der Nähe und bleiben zu meiner Disposition," meinte er, den Kutscher bezahlend. „Lassen Sie mich nicht warten, wenn ich winke!"

Das gegebene Stück war nicht für das große Publikum berechnet; es wurde vor einem nur spärlich besuchten Hause gegeben, und darum war an disponiblen Plätzen kein Mangel. Der Fremde wählte das Parquet, suchte Deckung hinter einem der Pfeiler und warf dann den Blick empor zur Mittelloge des ersten Ranges. Ein finsterer Schatten glitt über seine schönen, weichen Züge, die Augen blitzten scharf auf und die kleine, fein behandschuhte Hand ballte sich zur Faust; Latour saß neben Adele von Treskow und war, ohne auf die Bühne zu achten, augenscheinlich dabei, ihr galante Schmeicheleien zu sagen.

Der verborgene Beobachter wandte sich am Schlusse des Actes an seinen Nachbar:

„Pardon, mein Herr, können Sie mir vielleicht sagen, wer der Herr in der Mittelloge des ersten Ranges ist, welcher eben jetzt so angelegentlich mit seiner Nachbarin spricht?"

„Gewiß kann ich Ihnen dies sagen, da er zufälliger Weise in unserm Atelier vor einigen Tagen einen Einkauf machte und dabei seine Karte zurück ließ. Es ist der Vicomte de Latour, jedenfalls ein Franzose, welcher vorübergehend seinen Aufenthalt hier genommen hat."

„Ich danke Ihnen sehr. Ist Ihnen die Dame an seiner Seite bekannt?"

„Auch sie kenne ich; ihr Verlobter, der Prinz von Schönberg-Wildauen, ließ für sie schon Verschiedenes bei uns arbeiten. Es ist ein Fräulein von Treskow, deren Bruder beim Ministerium der Justiz beschäftigt ist."

„Darf ich fragen, welcher Art die Arbeiten sind, von denen Sie sprechen?"

„Ich bin Geschäftsführer des Hofjuweliers Wallerstein."

„Ah!" dehnte der Frager. „Welcher Gegenstand war es, den der Vicomte bei Ihnen erwarb?"

„Ein Bracelet von ungewöhnlicher Arbeit und dem entsprechenden Werthe."

„Er ließ seine Karte zurück?"

„Wie ich schon sagte. Er sprach davon, sich eine Schmuckgarnitur für seine Braut fertigen zu lassen."

„Das dürfte doch wohl kaum mit der Angabe, welche Sie über Fräulein von Treskow machten, in Einklang zu bringen sein!"

„Warum nicht? Diese Dame ist für ihn jedenfalls nur das, was man eine „Bekanntschaft" zu nennen pflegt. Eine Frage nach seiner Braut konnten wir natürlich nicht aussprechen. Sie scheinen an der Person dieses Herrn Interesse zu finden?"

„Allerdings. Ich begegnete ihm in Paris, allerdings nur flüchtig, weshalb beim Wiedererkennen eine Täuschung sehr leicht möglich war. Daher meine Erkundigung bei Ihnen."

„Nach der Art und Weise, wie er von seiner Bestellung sprach, scheint er sehr wohlhabend zu sein?"

„In der feinen Pariser Gesellschaft galt er sogar für sehr reich. Ich hörte von großen Gütern, welche er im Süden Frankreichs besitzt."

„Diese Mittheilung ist für mich von Werth, da unsre Auslagen für die in Rede stehende Arbeit ganz beträchtlich sein werden."

„So wurde schon ein festes Uebereinkommen getroffen?"

„Nein. Zwar schien es ihm dringlich zu sein, da wir aber bis Montag zwei kostbare Garnituren für die Herzogin von Oerstädt zu liefern haben, so beschloß er, sich bis dahin in Geduld zu fassen."

„Zwei kostbare Garnituren für die Herzogin von Oerstädt?" frug der Fremde. Die langen, seidenen Wimpern senkten sich auf seine großen, dunklen Augen, und das feine, blasse Gesicht nahm einen eigenthümlich starren Ausdruck an, als sei die Seele in scharfem Sinnen abwesend.

„Ja!" erwiderte der Juwelier wohlgefällig. „Es ist eine ungeheuer werthvolle Arbeit, die präcis Punkt Neun Abends abgeliefert werden muß. Damen von solcher Extraction haben ihre Eigenthümlichkeiten."

Der Vorhang erhob sich wieder, und das kurze Gespräch hatte somit ein Ende erreicht.

Der Fremde wartete den Schluß der Vorstellung nicht ab, sondern trat noch vor demselben in das Foyer, warf einen Blick in das Adreßbuch und bestieg dann seine Droschke, um sich nach der Wohnung der Familie Treskow fahren zu lassen. Dort angekommen, stieg er aus, schickte den Kutscher fort und nahm im Dunkel eines Thoreinganges Platz, von welchem aus es ihm leicht war, alle Passanten genau zu beobachten.

Nach einiger Zeit kam der Wagen des Vicomte dahergerollt. Jean sprang vom Bocke, wo er neben dem Kutscher Platz gehabt hatte, und war den Herrschaften beim Aussteigen behülflich.

„Du fährst nach Hause," befahl Latour, „und wartest dort meine Heimkehr ab!"

Er verschwand mit Adele im Hausflur. Jean lachte vergnügt.

„Mir recht," meinte er zu dem Rosselenker; „da kann ich einmal die Stelle des gnädigen Herrn einnehmen!"

Schon machte er Miene, im Plafond des Wagens Platz zu nehmen, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß von der andern Seite ihm schon Jemand zuvorgekommen war.

„Was fällt Ihm denn da ein?" frug er. „Gleich steige Er aus dem Wagen und mache Er sich fort, sonst werde ich Ihm Seinen Weg zeigen!"

„Ah!"

Nur dieser eine Laut ließ sich als Antwort vernehmen; er erklang sonderbar scharf und pfauchend, grad als ob eine wilde Katze ihre geschmeidigen Glieder zum Sprunge rüste. Jean mußte diesen drohenden Ton kennen, denn er wich in unendlicher Bestürzung vom Wagenschlage zurück.

„Miß Admiral!"

Auch er sprach nur dieses eine Wort, aber in dem Klange desselben sprach sich ein Grad von Furcht aus, den man bei dem mehr als gewandten Domestiken wohl kaum gesucht hätte.

„An Bord mit Dir! Stoß ab, Jean!" klang es kurz und gebieterisch.

Im nächsten Augenblicke saß Jean auf dem Bocke, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Der Fremde lehnte sich in die Kissen zurück und gab nicht eher ein Lebenszeichen von sich, als bis vor dem Hotel gehalten wurde. Ohne das Oeffnen des Schlages abzuwarten, schwang er sich über denselben zur Erde nieder, warf dem Diener ein barsches:

„Herauf!"

zu und trat in den hellerleuchteten Flur, wo ihn der Kellner, welchen er vorhin gesprochen hatte, erwartete.

„Ist meine Wohnung im Stande?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Ich bitte um die Erlaubniß, Sie zu führen!"

„Und das Abendbrot?" frug er, im Zimmer angekommen.

„Steht bereit."

„Ich danke! Jean wird mich bedienen."

Der Kellner entfernte sich. Der seltsame Gast warf den Mantel ab und stellte sich mit über die Brust verschlungenen Armen vor Jean hin.

„Jean Letrier!"

Der Diener blickte fragend in die leuchtenden Augen seines Gegenübers.

„Wie gefällt es Dir am Lande?"

Jean zuckte die Achsel. Er wußte nicht, welches Ziel die Frage verfolgte.

„Nun? Du konntest doch vorhin sprechen, als Du den gnädigen Herrn spielen wolltest!"

„Mademoiselle Clairon, ich bin noch nicht darüber mit — — —"

Sie schnitt ihm mit einer gebieterischen Handbewegung die Rede ab.

„Mademoiselle Clairon ist zur See oder sonst irgendwo. Ich bin der Chevalier de Poulettre, merke Dir das! Wie befindet sich der Herr Vicomte?"

„Ich danke! Der gnädige Herr sind wohlauf."

„Das läßt sich denken! Der Herr Capitain liegt ganz prächtig vor Anker, während die Mannschaft auf hoher Fahrt sich abarbeitet, daß die Rippen brechen. Ich werde ihn einmal zwischen die Taue nehmen, daß er die Kielmuscheln zu kosten bekommt. Jetzt will ich essen!"

Der sonst so resolute Diener schlich kleinlaut durch die Thür und zeigte dann bei der Bedienung des Chevaliers einen Eifer, wie er ihn wohl kaum bei dem Vicomte selbst in Anwendung brachte. Das Souper nahm eine so lang Zeit in Anspruch, daß Latour unterdessen zurückkehrte. Er fand Jean nicht seiner wartend und zog die Glocke. Erst nach mehrmaligem Klingeln erschien der Gerufene. Er hatte ein gefülltes Service in der Hand und sah außerordentlich in Anspruch genommen aus.

„Jean, ich muß Dir sagen, daß Du mich in neuerer Zeit ganz unverantwortlich vernachlässigst. Wenn Du in dieser Weise fortfährst, werde ich mich nach einem andern Diener umsehen müssen."

Letrier setzte seine Last ab und trocknete sich den Schweiß von Stirn und Wangen.

„Herr Vicomte, ich habe nichts dagegen, gar Nichts, wenn Sie mir den Abschied geben wollen; denn wie die Sachen gegenwärtig hier stehen, ist ein verteufelt contrairer Wind zu erwarten. Ich konnte nicht kommen, weil ich Trepp auf und Trepp ab zu fegeln habe wie ein Ebenholzschooner hinter dem die englischen Rothjacken her sind."

„Das war nicht nothwendig, Jean. Du weißt ja, daß ich zu so später Stunde höchstens nur eine Wenigkeit zu essen pflege. Ziehe mir die Stiefel aus und gieb den Hausrock her!"

„Entschuldigung, gnädiger Herr, dazu habe ich keine Zeit!"

„Keine — Zeit — —!" rief Latour ganz erstaunt. „Höre, Mensch ich glaube, Du bist wohl nicht recht bei Sinnen!"

„Was meine Sinne anbelangt, Herr Vicomte, so sind sie alle ganz prächtig unter Segel, obgleich es gar kein Wunder wäre, wenn mir einer oder der andere über Bord gegangen wäre. Ihr Souper, gnädiger Herr, hat mich nicht ermüdet; es ist ein Anderer, dem ich zu serviren habe."

„Ein Anderer —? Du zu serviren? Es wird mir wirklich angst um Deinen Verstand!"

„Mein Verstand ist sehr gut, gnädiger Herr! Um ihn wird mir nicht angst, sondern um Sie, denn der Andre, den ich bedienen muß, oder vielmehr die Andere — — —"

Er wurde unterbrochen; eine Klingel ertönte.

„Da haben Sie es, Herr Vicomte; sie klingelt; ich muß fort!"

Er ergriff das Service und wollte eiligst das Zimmer verlassen. Latour hielt ihn zurück.

„Halt! Du bleibst; Du hast blos mich zu bedienen!"

„Lassen Sie mich, gnädiger Herr! Wenn ich nicht sofort

komme, wird sie zornig, und Sie wissen ja am Besten, daß sie dann entsetzlich ist!"

„Und wenn Du nicht bleibst, so werde ich zornig, und Du weißt, daß ich dann auch nicht liebenswürdig zu sein pflege. Wer ist denn diese fürchterliche Sie, die Dir so außerordentlich bange macht?"

„Es ist — — ach so, ich habe es Ihnen ja noch gar nicht gesagt, daß sie da ist! Es ist —"

Wieder wurde er unterbrochen.

„Jean!" ertönte eine helle, scharfe Stimme aus einer nahen, auf den Corridor geöffneten Thür.

Latour trat bei ihrem Klange erschreckt um mehrere Schritte zurück.

„Bei allen Teufeln," rief er erblassend, „das ist ja — — oder trügen mich meine Sinne — das ist keine Andre als Clairon!"

„Freilich ist es die Miß Admiral, gnädi— — —"

Er konnte nicht weiter sprechen; ein gewaltiger Faustschlag, von hinten auf seinen Kopf streckte ihn zu Boden

„So, mein Junge, daß ist für die Miß Admiral, wenn Du Dir den Chevalier de Poulettre nicht merken magst!" rief es zornig. „Scheer Dich hinüber an Deine Arbeit, sonst fühlst Du den Zweiten besser! Oder soll ich mit dem Essen vielleicht warten, bis es Dir gefällig ist?"

Der Diener raffte sich empor und war, [die Scherben des zerbrochenen Services liegen lassend, im nächsten Augenblicke durch die Thür verschwunden. Der Fremde stand mit einem zweideutigen Lächeln vor dem Vicomte.

„Darf der Chevalier de Poulettre es wagen, den Herrn de Latour zum Souper zu laden?"

„Clairon! Ist es möglich, Dich hier zu sehen? Ich stand im Begriffe, an — — ich dachte, daß — — ich glaubte, Du wärst auf — — ich — ich — — —"

„Schon gut für jetzt, Herr Vicomte! Ich sehe, daß die Freude über meine wohlgelungene Ueberraschung Ihnen die Sprache raubt. Kommen Sie auf mein Zimmer, wo wir Gelegenheit finden werden, Ihrer verlorenen Fassung wieder habhaft zu werden!"

Mit einer gebieterischen Handbewegung deutete er nach der Thür. Latour gehorchte der Weisung und trat in das Nebenzimmer, wo Jean eifrig beschäftigt war, das Versäumte nachzuholen. Der Fremde überflog das Arrangement der Tafel mit einem raschen Blicke.

„Du kannst jetzt gehen, Jean! Ich werde klingeln wenn ich Dein bedarf."

Der Diener entfernte sich, und die beiden Männer nahmen einander gegenüber Platz.

„Essen Sie, Vicomte," meinte der Chevalier; „Ihre zarten Nerven bedürfen der Stärkung!"

Dem Blicke, welcher aus dem dunklen Auge blitzte, war nicht zu widerstehen. Ohne ein Wort der Erwiderung griff Latour nach dem Bestecke, und es trat eine lange Pause ein, während welcher nur das Klirren der Teller und das Geräusch von Messer und Gabel sich vernehmen ließ.

Es war, als sei der Vicomte vollständig seiner Sprache beraubt; er erhob den Blick nicht vom Couverte und vermied es sichtlich, ihn in das Auge seines Gegenübers zu senken. Endlich warf dieser die Serviette von sich und lehnte sich behaglich in dem weichen Polster des Sessels zurecht.

Latour folgte diesem Beispiele und ermannte sich zu einer Frage.

„Clairon, was soll Deine Anwesenheit hier?"

„Nicht mehr und nicht weniger als die Deinige."

„Du bist Segelmeister des „l'Horrible"; Du gehörst auf das Schiff!"

„Du bist Capitain des „l'Horrible" und gehörst auf seine Planken!"

„Ich übergab Dir seine Leitung weil ich in Hamburg zu thun hatte, wie Du weißt!

„Ich übernahm diese Leitung, weil ich nicht glaubte, daß Du Deine Reise zu einer Vergnügungstour ausdehnen würdest, in deren Betreff Dir meine Erlaubniß fehlt!"

„Es ist nicht das Vergnügen, welches mich hierher geführt hat, und übrigens wußte ich den „l'Horrible" bei Dir in sicheren Händen."

„Ueber den Zweck Deines Hierseins später! Ich allerdings bin nicht zum Vergnügen hier, sondern um Dir zu beweisen, daß unser gutes Schiff bei mir sich nicht in sichern Händen befand."

„Wieso?" frug Latour mit schnell erhobenem Haupte.

„Du schriebst mir von Hamburg aus, die Wechsel an Deine gegenwärtige Adresse zu senden?"

„Allerdings that ich dies."

„Den Einen erhieltst Du?"

Der Vicomte nickte.

„Der Folgende blieb aus?"

„So ist's! Ich befinde mich dadurch in großer Verlegenheit."

„Sie wird nicht so bedeutend sein, da Dir die Mittel zu einem kostbaren Bracelet für die Dame Treskow übrig blieben!"

Latour fuhr überrascht empor.

„Woher weißt Du das?"

„Hast Du jemals Etwas zu thun vermocht, ohne daß ich Kenntniß davon bekam? Du kannst mich ebenso wenig hintergehen, wie es Dir jemals gelingen wird, den Herrn von Schönberg-Wildauen auszustechen. Du litteſt stets an einem höchst ungerechtfertigten Selbstvertrauen."

Die Ueberraschung des Vicomte verdoppelte sich, aber er gab sich Mühe, ihrer Herr zu werden.

„Und Deine chronische Krankheit heißt Spionage. Doch Du bist falsch unterrichtet. Ich kaufte allerdings vor einigen Tagen ein Bracelet, aber nicht für Fräulein von Treskow, deren Bekanntschaft ich nur zufälliger Weise machte, sondern für Dich. Es befindet sich bei meinen Effecten und steht Dir jeden Augenblick zur Verfügung."

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIV.

Ein Self-man.

Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

„Ach, Tim, mir ist's schlecht gegangen," antwortete Betty Kroner unter Thränen, „und jetzt, da ist's am Allerschlimmsten!"

„Zonds, ist's möglich?" rief Tim Summerland aus. „Wer ist Schuld daran, Betty? Bringe ihn her und ich nehme sein Genick zwischen die Finger, daß er seiner Seele fünfzig Meilen weit nachlaufen muß, ehe er erfährt, daß er sie nicht wiederbekommt!"

„Ja, wenn ich ihn Dir nennen könnte, Tim; ich weiß ihn ja selber nicht!"

„So erzähle! Oder komm dort in den Store, da können wir sitzen und sind Keinem im Wege!"

Sie ging mit und begann ihre Erzählung.

„Panshlaw ist todt, Tim, schon viele Jahre; meine jüngste Tochter, die Ellen, zählt acht Jahre. Es war mir fast die Liebste von Allen, aber nun ist sie auch mit verloren!"

„Verloren? 'sdeath, hast Du denn Kinder verloren, Betty?"

„Ja, alle Vier," weinte sie leise aber heftig. „Ich zog mit Panshlaw nach New-Orleans, wo ich geblieben bin bis vor wenigen Wochen. Da rief mich die Schwägerin nach dem Norden, und ich brach mit den Kindern auf. Hier bin ich an das Land gegangen, um einen Einkauf zu machen, und als ich auf das Schiff zurückkam, waren sie fort. Ich konnte weiter Nichts erfahren, als daß ein gut gekleideter Mann sie abgeholt habe, um sie zu ihrer Mutter zu führen."

„Bei meinem Bowiemesser, Betty, das ist eine verteufelt unglückliche Geschichte! Was werden wir thun?"

„Ich weiß es nicht, Tim! Ich bin im Policehouse gewesen; es hat Nichts geholfen. Ich habe die Stadt wohl Tag und Nacht durchstrichen; es ist vergebens gewesen. Nun ist mein Geld alle, weil ich die hohe Fahrt bezahlt habe, und ich bin in der fremden Stadt ohne alle Hülfe und allen Rath!"

„Beim Teufel, Betty, das ist nicht wahr! Oder hältst Du den Tim Summerland für Nichts, für gar Nichts?"

„Tim, verzeihe mir, ich weiß doch nicht, ob Du mir noch bös bist von damals her, und kenne doch auch Deine Verhältnisse nicht, ob Du mir helfen kannst!"

„Bös? Ich Dir? Wer Dich das glauben machen will, Betty, dem schlage ich den Kopf so breit, daß er ihn für eine alte Landkarte halten soll! Und meine Verhältnisse? Ich will Dir Etwas sagen, Betty: Tim Summerland hat keine Verhältnisse, aber Geld hat er, viel Geld, und das wird er gern drangeben, um Deine Kinder aufzufinden!"

Die Sache war um ein Weniges schlimmer, als Ihr denken werdet. Die Betty war nämlich eine Freigegebene und hatte ein ziemlich Maaß von dunklem Blute in den Adern, das war nicht nur an Haar und Hautfarbe, sondern auch an den Nägeln deutlich zu sehen. Ihre Kinder hatten also dieselben Kennzeichen an sich, und wenn irgend ein Schelm sie vom Schiffe geholt und für seine Sclaven ausgegeben hatte, so war es nicht leicht, sie wieder zu bekommen, selbst wenn man wußte, wer's gewesen war.

Vor allen Dingen brachte ich sie zu meinem Boarding-Manager, bei dessen Frau sie eine freundliche Aufnahme fand. Dann mußte sie mir Alles genau beschreiben und erzählen, und nun machte ich mich auf die Suche, um eine Fährte des Wildes zu entdecken, das ich noch gar nicht kannte.

Mein Suchen war tagelang vergebens, bis ich zufälliger Weise in den Boar-room des Washington-Hotels gerieth.

Es waren verteufelt noble Gentlemen's hier, und der alte Tim Summerland wurde nicht zu wenig angestaunt, daß er es wagte, so eine „dearness-spelunc" zu betreten. Aber er ist ein besserer Mensch als mancher Andere, der mit der Nase Löcher in den Himmel sticht, und ließ sich darum gar nicht irre machen.

Da auf einmal kommt Einer herein, der besser und gentlemanliker als sie Alle sieht, wirft einen Blick herum, als wolle er die Köpfe von den Rümpfen spießen und dreht sich schon wieder zum Gehen um, als er mich gewahrt. Da blitzt es in dem treuen Auge auf; er tritt zu mir heran und streckt mir die Hand entgegen.

„Tim Summerland, alter Rifler, welcher Sturm hat denn gar Dich in dieses Haus gejagt?"

„Linkoln, Abraham Linkoln, wahrhaftig, Ihr seid es mit Haut und Haar!"

„Du, Du, heißt es, Tim, grad so wie damals, als wir die zwölf Indsmen von Fort Gibson auf die Floßhölzer schnallten. Komm mit herauf in meinen Room, Du mußt erzählen!"

Denkt Euch, der Mann war während der Zeit, daß ich ihn nicht gesehen hatte, Kapitän und gar Lawyer geworden, so was man im alten Lande einen Advocaten nennt, und Alles ohne Schule und nur durch sich selbst. Jetzt hatte er ein Geschäft im Lande und hatte im Hotel gewohnt, wollte aber schon mit dem nächsten Steamer fort. Ich will des Teufels sein, wenn ich ihm nicht sofort die voGeschichtne

der Betty erzählte. Er hörte aufmerksam zu, sagte aber Nichts und nickte nur einige Male zustimmend mit dem Kopfe, als sei ihm Alles schon bekannt.

„Well, Tim," meinte er dann; „Du kommst jetzt grad an den rechten Mann und sollst die Kinder haben, wenn Du willst!"

„Ob ich will? Ich schieße Jeden nieder, der das Gegentheil behauptet, und laufe neunzig Mal um die Erde herum, wenn ich nur weiß, daß ich sie dabei irgendwo finde!"

„Gut, sehr gut! Wie also hat der Mann gesehen, mit dem sie vom Schiffe gegangen sind?"

„Wie jeder Andere! Carrirte Beinkleider, grauer Rock und gelber Panamahut, eine Nase, zwei Beine und — —"

„Und lahm, lahm ging er, nicht wahr, Tim?"

„Zounds, der Steward hat so Etwas gesagt, doch wußte er es nicht genau! Kennst Du den Kerl, Abraham?"

„Ein Weniges! Ich muß Dir nämlich sagen, daß ich beauftragt bin einem Manne nachzugehen, den eine gewisse Jury gern bei sich sehen möchte. Er ist durch die Länder gegangen und Keiner hat ihn finden können. Ich aber bin ihm auf der Ferse. Er scheint zwischen hier und dem Missouri ein artiges Pecanihygeschäft zu treiben, nimmt braven Leuten die Kinder weg und verkauft sie in die untern Staaten, wo diese Waare gut bezahlt wird. Ich werde ihm das Handwerk legen. Willst Du mit?"

„Ich bin dabei! Wann geht es fort?"

„Sogleich!"

„Gut, ich bin fertig. Aber die Betty?"

„Bleibt hier. Wir gehen noch zu ihr und tragen Sorge, daß sie bis zu unserer Rückkehr nicht Noth zu leiden hat."

„Linkoln, der Alligator soll mich fressen, wenn ich jemals vergesse, daß — — —"

„Schon gut, Tim! Ich bin ganz allein nur auf mich angewiesen, denn die Südstaatenmänner werden mir in meiner Angelegenheit nur feindlich entgegentreten. Wer weiß, ob ich nicht in schlimme Lagen komme, und da ist es mir ganz lieb, Jemand bei mir zu haben, auf den ich mich verlassen kann."

„Well done, so passen wir zusammen grad wie damals, als wir dem Kanada Bill unser Blei zu schmecken gaben und die Rothhäute in Kidren so prächtig ablieferten."

„Was den Kanada Bill betrifft, Tim, so muß ich Dir sagen, daß er grad in dieser Gegend hier nicht selten zu finden ist. Er soll am Red River ein großes Sumpfland besitzen und dort viel Ebenholz zu seinem Vergnügen zu Tode peitschen. Das „three carde monte" hat er nicht verlernt und erst kürzlich in St. Louis zwanzig Tausend Dollars damit gewonnen. Entweder habe ich mich da oben am Arkansas geirrt, und er ist es gar nicht gewesen, oder unsre Kugel ist nicht genug für ihn gewesen. Jetzt trink und rauch; ich will mich fertig machen!"

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, Ihr Leute, und ich hatte meine helle Freude über ihn. Er war ein Gentleman geworden, wie er nur so im Buche steht, und man konnte ihm schon ansehen, daß er es auch noch um ein Beträchtliches weiter bringen werde. Zu meiner Verwunderung zog er einen alten Trapperanzug aus dem Koffer und stand bald grad so v[illegible] wie ich ihn im Walde getroffen hatte.

„Jetzt bin ich fertig, Ti[illegible] Man darf es hier nicht in die Welt hineinschießen, wer man ist und was man will. Den Koffer schicken wir zu Deiner Betty; die mag ihn behalten als Zeichen, daß wir wiederkommen."

Das schnappte und klappte nur so Alles an ihm. Ein Stündchen später bestiegen wir den Steamer, suchten uns als einfache Westmänner ein Plätzchen auf dem Deck und machten es uns so bequem als möglich. Die Fahrt dauerte vier Tage. Ich frug nicht, wo wir aussteigen würden und bekümmerte mich auch nicht um das, was Linkoln that und trieb. Ich wußte, daß er reden werde, wenn die rechte Zeit gekommen sei. Er hatte ein scharfes Auge auf Jeden, der das Schiff bestieg, obgleich es kein Anderer als nur ich allein bemerken konnte.

Da es war in der Gegend von Game-city, brachte ein Boot einen Mann an Bord, welcher zwei Kinder bei sich hatte. Es war ihnen auf den ersten Blick anzusehen, daß sie Negerblut in den Adern hatten. Sie schienen sich sehr vor ihm zu fürchten und blieben in dem Winkel versteckt, nach welchem er sie führte.

„Das ist unser Mann!" meinte Abraham leise.

Wirklich hinkte er ein Wenig, wenn auch die Kleidung nicht die beschriebene war. Er blieb bis zum Abende auf dem Schiffe, wo er dann mit den Kindern einen Kahn bestieg, welcher mitten im Strome auf ihn gewartet zu haben schien.

„Bounce," sagte Linkoln; „er hat sich vorgesehen und wird uns leicht entgehen. Laß sehen, was zu machen ist!"

Er ging zum Capitain und sprach Einiges mit ihm. In kurzer Zeit wurde ein Boot ausgesetzt; wir stiegen hinein, und von sechs Rudern getrieben, flog es in den Nebel hinein, in welchem der Kahn verschwunden war. Die Bootsleute hatten den Steamer wieder einzuholen und legten sich daher gewaltig auf das Holz. Die Leute im Kahne bemerkten uns nicht, obgleich wir fast zu gleicher Zeit mit ihnen das Ufer erreichten. Wir landeten an einer tieferen Stelle als sie und blieben ihnen wacker auf der Fährte.

Der Weg führte nach einer Pflanzung, welche in der Nähe des Stromes lag. Als der Mann das Camp, in welchem die Neger wohnten, erreicht hatte, stieß er einen Pfiff aus. Eine Gestalt erschien, die Peitsche in der Hand. Es war einer der Aufseher.

„Hier bringe ich zwei Neue. Gieb ihnen zu essen und laß sie mit den Andern spielen, damit sie nicht heulen. Sind sie aber nicht zu trösten, so zieh' ihnen den Riemen über den Rücken!"

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

In einer öffentlichen Versammlung für wohlthätige Zwecke trat die einkassirende Dame mit dem Teller auch zu einem sehr reichen Manne, der als geiziger Filz bekannt war. „Ich habe Nichts!" meinte er. Mit einer höflichen Verbeugung hielt sie ihm den Teller, auf welchem sich die Beiträge befanden, näher und bat: „Sie haben Nichts, Sie Unglücklicher? So bitte, nehmen Sie sich Etwas. Wir sammeln ja für die Armen!"

Gegen den bis jetzt unheilbar erklärten Krebs ist neuerdings ein treffliches Heilmittel entdeckt worden in — der Kröte. Man thut dieses Thier in ein von feinem, durchsichtigem Zeuge gefertigtes Säckchen und legt dieses an die kranke Stelle. Das Thier saugt sich an dieser fest, was nicht den geringsten Schmerz bereitet, und fällt, wenn sie sich vollgesogen hat, wieder ab. Man fährt mit einer andern fort, bis der Krankheitsstoff vollständig entfernt ist.

Anecdoten.

Ein Laffe sagte einst spöttisch in Gegenwart mehrerer Damen, daß es, nach Brantome, nur zwei gute Tage in der Ehe gebe, den ersten und den letzten. „Da irren Sie sich, antworteten die Damen, „es gibt noch einen dritten, und das ist der, an welchem eine geistreiche Frau von einem albernen Manne geschieden wird."

Ein Knabe brachte dem Schulmeister eine Flasche Wein und sagte: „Eine schöne Empfehlung von meinem Vater, und der Herr Schulmeister möchte sich den Wein schmecken lassen." — Der Schulmeister nahm die Flasche voller Freuden an und erwiderte: „Sage Deinem Vater, ich ließe mich schönstens bedanken." — „Ei, das ist gar nicht nothwendig," entgegnete der Knabe in seiner Einfalt: „mein Vater hat ihn auch geschenkt bekommen, aber er war ihm zu sauer."

Arithmogriph.

1. 3. 4. eine Gedichtsart.
2. 4. 1. ein untergehender geistlicher Stern.
3. 7. 8. eine Tonart.
4. 3. 4. 5. ein paradiesischer Ort.
5. 1. 8. 3. eine kalte Gegend.
6. 4. 8. 9. ein oft sehr hoher Gegenstand.
7. 8. eine Altersbezeichnung.
8. 4. 7. 4. ein unangenehmes Gefühl.
9. 4. 2. 3. ein außerordentlich wünschenswerther Gegenstand.

Die Anfangsbuchstaben der betreffenden Worte geben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer Stadt in einem gleichnamigen, früheren deutschen Kleinstaate.

Eingesandt von Fräulein Franziska Wirth in Striesen-Dresden.

Räthsel.

Drei Consonanten — setze fein
Ein a, ein i, ein u hinein.
Mit a wirst Du von ihm bedrückt
Und nie, so lang Du lebst, beglückt.
Mit einem i wendst Du es an,
Bist Du ein schlauer, kluger Mann.
Und mit dem u erfreut's Dein Herz,
Doch folgt ihm dann zuweilen Schmerz.

Eingesandt von Herrn Robert Held in Torgau.

Auflösung der Knacknuß in № 23

Ein Mensch.

Beantwortung der Scherzfragen in № 23.

Der Buchstabe B (A — B — C). — Die Guitarre hat ein Ge, der Baum hat zwei Ge (Zweige). — Wenn ihn der Hund beißt. — Ein Zweiter. — Madam (M-Adam).

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Olga Horn und Emma Lohse in Wien, Frau Auguste Weiß in Baden-Baden, Frau Therese Kluge in Erfurt und den Herren W. Majdewicz, Hugo Löffler in Dresden, Georg Bähr in Halle, Fritz Beckert in Ohlau, Heinrich Hatter in Guben und Ferdinand Schöne in Hohenstein.

Briefkasten.

Fräulein **M. G.** in Stettin. Sie halten sich für ein dichterisches Talent, wollen uns mit baldigen Einsendungen beglücken und bitten uns, Ihnen einige Sujets zu geben. Gut! Dichtern Sie eine Elegie über eine leere Erbstwursthaut, eine Ode auf den Fensterlappen und eine Ballade über den Leberthran!

Frau **A. W.** in Dessau. Nehmen Sie in Gottes Namen so viel Zucker zum Kaffee wie Ihnen beliebt. Er ist nicht lebensgefährlich.

Herrn **P. E.** in Halberstadt. Sie fragen, wer der Verfasser des „Witiko" ist. Kennen Sie den berühmten Mann wirklich nicht? Es ist Adalbert Stifter.

Herrn **O. J.** in Leipzig. Wir beantworten gern Ihre Frage nach dem berühmten „Allons enfants de la patrie". Der Text wurde 1792 von Rouget de l'Isle in Straßburg gedichtet; die Melodie soll einem alten deutschen Kirchengesange entnommen sein, obgleich sie zuerst der Erfindung des Dichters und später Lallemand de Heiningen oder auch Lavoigille zugeschrieben wurde. Die Marseiller Feüderirten stürmten unter Anstimmung dieses Gesanges am 10. August 1792 die Tuillerieen, weshalb er den Namen Marseillaise erhielt. Er kam als republikanisches Lied unter der Kaiserzeit und noch mehr unter den Bourbons in Verruf, wurde aber bei der Julirevolution wieder Volksgesang.

№ 28. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Der Chevalier de Poulettre lachte geringschätzend.

„Danke! Ich habe nie ein Geschenk acceptirt, welches für eine Andre bestimmt gewesen war. Befindet es sich wirklich noch in Deinem Besitze, so ist es doch nur, weil es von der Dame zurückgewiesen wurde, eine Ehre für sie und ein Glück für Dich, da dieses Armband Dein einziges Vermögen bildet. Du wirst es verkaufen müssen, um nicht zu verhungern."

„Wie meinst Du das?" frug der Vicomte de Latour.

„Ganz so wie ich es sage. Es ist der Beleg zu meiner Behauptung, daß der „l'Horrible" sich in schlechten Händen befand."

„Du sprichst in Räthseln!" rief Latour mit erbleichendem Angesichte. „Was ist geschehen?"

„Wir sind gekapert."

Sie wurden so ruhig, so gleichmüthig ausgesprochen, diese drei Worte, aber sie brachten eine schreckliche Wirkung auf den Vicomte hervor. Wie von Federn getrieben, so schnellte er von seinem Sitze in die Höhe; das Blut wich aus seinen Wangen, die Augen drohten aus ihren Höhlen hervorzutreten, und nur silbenweise wiederholte er langsam und tonlos:

„Wir — sind — ge — ka — pert?!"

„Gekapert, ja! Und Alles ist fort, Alles, Alles; kein Nagel, kein armseliger Span von unserm prächtigen „l'Horrible" ist gerettet worden, und Niemand blieb übrig, um Dir die Nachricht zu bringen, als nur ich allein! Jetzt weißt Du, warum der Wechsel ausblieb."

Latour sank kraftlos auf seinen Sitz zurück und lag einige Minuten lang vollständig bewegungslos; dann griff er mit zitternder Hand nach dem Glase, stürzte seinen Inhalt hinunter, füllte es wieder und leerte es zum zweiten Male auf einen Zug.

„Es ist unmöglich, was Du sagst, vollständig unmöglich!"

„Es ist wirklich und folglich auch möglich. Oder glaubst Du, daß ich hier sein würde, wenn es anders wäre? Glaubst Du, daß ich Dich meiner Eifersucht für werth halte und die Unsrigen verlassen möchte, um Dich im Abenteuer mit einer blassen Deutschen zu stören? Peh'!"

Er schien die Geberde der Verachtung, welche das letzte Wort begleitete, nicht zu bemerken und forderte begierig:

„Erzähle! Ich muß Alles wissen, Alles, und sogleich!"

„Gern, mein Angebeteter! Meine unendliche Liebe zu Dir macht es mir vollständig unmöglich, Dir eine so beglückende Nachricht auch nur eine Minute länger vorzuent-

halten; davon wirst Du ganz sicher überzeugt sein. Also höre: Ich hatte besprochener Maßen in Rio mit einem Wechsel zärtlich für Dich gesorgt; das Schiff war neu kalfatert, der Raum auf Massenlogis eingerichtet, und ich stach in See, um auf Ascension zuzuhalten, wo wir den „Colombo" trafen und einige hundert Mann Ebenholz, die er an der Goldküste gepreßt hatte, an Bord nahmen. Gelang es, den Engländern zu entkommen, so mußte ich auf den Antillen ein glänzendes Geschäft machen."

„Bekamst Du die Ladung wie immer auf Credit?"

„Nein. Der Spanier klagte über die schlechten Zeiten und meinte, die Rothjacken seien so wachsam, daß der Handel nur noch gegen Baar zu unternehmen sei. Wollte ich mir die Waare nicht entgehen lassen, so mußte ich meine Kasse bis auf den letzten Dollar leeren. Ich that es, denn die Neger waren ohne Ausnahme kräftig, jung und bei guter Laune, und besonders unter den Mädchen befanden sich einige Capitalexemplare, mit denen ich mir getraute, Ehre einzulegen."

„Welchen Cours ließest Du halten?"

„Ich steuerte auf Cuba und gelangte glücklich bis zur Höhe von Bahia. Dort nahm uns ein englisches Orlog in Sicht, dem sich bald eine Fregatte zugesellte, welche sich als ein so trefflicher Segler erwies, daß an ein Entkommen ohne Kampf nicht zu denken war. Ich legte die schwarzen Hallunken an die Kette und ließ den „l'Horrible" unter Waffen setzen. Die Einzelheiten kannst Du besser später erfahren, jetzt aber will ich kurz sein. Wir wurden von den beiden Engländern in die Mitte genommen und dermaßen zugerichtet, daß wir uns des Enterns nicht erwehren konnten. Unsre Jungens vertheidigten sich wie die Teufels; es half ihnen Nichts; sie wurden niedergehauen, oder gefangen genommen und nach kurzer Prozedur an die Raaen geknüpft. Der „l'Horrible" war verloren."

„Verloren!" rief Latour, „mein guter, mein herrlicher „l'Horrible" verloren, geentert und genommen von den englischen Zwiebackratten, welche bisher immer schon zitterten, wenn sie nur meinen Namen hörten! O, wäre ich dabei gewesen, wäre ich nur dies einzige Mal dabei gewesen, ich hätte sie zu Paaren getrieben, wie stets und allemal!"

Er lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und kämpfte mit einer Erregung, die ihm das Blut fast aus den Augen treten ließ. Auch der Chevalier war aufgesprungen; er hatte den Griff eines Messers erfaßt und zerfetzte mit der Klinge desselben achtlos das kostbare Tafeltuch, welches den vor ihm stehenden Tisch bedeckte. Die Erinnerung an die erlittene Niederlage verzerrte sein Gesicht zu einer häßlichen, abschreckenden Fratze und ließ unter der untadelhaften Weiße seiner Stirnhaut dicke, blaue Adern aufschwellen.

„Denkst Du, der „l'Horrible" habe einen einzigen Feigling an Bord gehabt, so stoße ich Dir dieses kalte Eisen zwischen die Rippen!" zürnte er, indem ein leuchtender Blitz aus seinem Auge zuckte. „Du hast eine gute Faust und verstehst, einen wackern Kiel zu führen; das ist der einzige Grund, wegen dessen ich Dich erträglich finde. Aber glaubst Du, daß ich weniger vermag als Du? Es war unmöglich, das Schiff zu halten, und damit pasta. Ein einziges beleidigendes Wort noch von Dir, und von den Dreien, welche vom „l'Horrible" noch übrig sind, Du, ich und Jean, fährt Einer zur Hölle!"

„Pah, Clairon, es ist noch nicht erwiesen, ob Du mein Meister bist, und übrigens habe ich ja noch keinen Vorwurf gegen Dich ausgesprochen! Also sie mußten Alle dran glauben, meine tapfern Jungens?"

„Alle!"

„Und Du? Wie war es denn Dir möglich, dem — dem — verteufeltes Wort! — dem Strange zu entgehen?"

„Was dies betrifft, so war es nicht sehr schwierig. Als ich sah, daß es mit uns zu Ende ging, eilte ich hinab, warf mich schleunigst in Frauenkleider, schloß mich ein und entledigte mich des Schlüssels durch die Außenlucke. Als ich gefunden wurde, gab ich mich für eine Gefangene aus und erregte durch meine Erzählung das Mitleid der Engländer in dem Grade, daß ich mit der größten Rücksicht und Sorgfalt behandelt und dann bei erster Gelegenheit an das Land gesetzt wurde."

„Und retteteſt Du blos Dein Leben?" frug Latour mit scharfem, mißtrauischem Blicke.

„Blos!" antwortete der Andre kurz und zurückweisend. „Da ich Deine Adresse kannte, so hatte ich natürlich nichts Eiligeres zu thun, als Dich aufzusuchen, um Dir das Geschehene zu rapportiren. Der „l'Horrible" ist hin und wir — wir sind Bettler!"

Er schwieg; auch der Vicomte sprach lange kein Wort. Er setzte seinen Zimmerspaziergang fort und war augenscheinlich bemüht, das verloren gegangene, innere Gleichgewicht wieder zu erlangen.

„Bettler?" grollte er endlich; „nein, Bettler sind wir nicht. Der „l'Horrible" ist hin, ja, aber nur auf kurze Zeit. Ich werde mir ihn wiederholen!"

„Hab' auch nichts Anderes von Dir erwartet!" meinte der Fremde. „Wir Beide sind wohl Manns genug, das gute Fahrzeug wieder unter die Füße zu bekommen. Hast Du schon an ein Mittel gedacht?"

„Nein," lautete die zurückhaltende Antwort. „Ich zweifle aber nicht, daß sich bald eines finden wird."

„Ich bin ganz derselben Gewißheit, nur mit dem Unterschiede, daß ich dieses Mittel schon kenne!"

„Ah! Darf ich es hören?"

„Es ist ganz dasselbe, an welches Du denkst."

„Du irrst; ich habe noch keinen bestimmten Gedanken. Das Einfachste wäre wohl, den „l'Horrible", der jetzt als gute Prise wohl zu Regierungszwecken benutzt wird, aufzusuchen, als Matrosen Hoyer auf ihm zu nehmen und die Mannschaft zu unserm Glauben zu bekehren."

„Hm!"

„Was meinst Du?"

„Du bist klug genug, um die Ausführung dieses Vor-

schlages selbst auch für zu umständlich und unsicher zu halten. In dieser Weise handelt man blos dann, wenn Einem kein anderer Weg zu Gebote steht."

„Du kennst einen andern und bessern?"

„Ja. Ich sagte schon, daß es ganz derselbe sei, an den Du denkst."

„Und ich wiederhole, daß Du irrst. Ich bin durch Deine Nachricht so überrascht und angegriffen, daß mir ein ruhiges Ueberlegen jetzt eine absolute Unmöglichkeit ist."

„Herr Vicomte!" klang es scharf und schneidig; der Sprecher warf einen raschen, überlegenen Blick auf Latour und fuhr mit einer ironischen Handbewegung durch die Luft.

„Herr Chevalier!" tönte die Antwort in einem Tone, welcher imponiren sollte.

Poulettre lachte.

„Glaubst Du wirklich, mir einen Gedanken verbergen zu können?"

„Glaubst Du wirklich, allwissend zu sein?"

„Zuweilen, ja, wenigstens in Beziehung auf Dich. Du bist ein guter Seemann, aber ein untreuer Liebhaber und ein schlechter Diplomat. Die Intrigue ist ein Feld, auf welchem Du Dich nur blamirst."

„Meinst Du?" frug Latour mit stolzer, selbstbewußter Miene. „Wenn Du wirklich so klug bist, wie Du meinst, so enthülle mir doch den Gedanken, welchen ich sonderbarer Weise habe, ohne es zu wissen!"

„Schön!" antwortete Poulettre mit überlegenem Lächeln. „Meine Meinung über Dich ist, wie Du weißt, keine überspannte; trotzdem aber halte ich Dich für klug genug, um zu wissen, daß — —" er näherte sich dem Vicomte und setzte flüsternd hinzu: „daß die Doppelgarnitur der Herzogin von Oerstädt uns die Mittel bietet, schneller und leichter zum Ziele zu gelangen."

„Weib!" rief Latour zurückweichend. „Du bist kein Mensch, sondern ein Satan, ein Teufel!"

„Ich danke Dir für dieses Compliment und bin zufrieden mit ihm, denn der Teufel ist für gewisse Fälle eine ganz respectable Persönlichkeit. Uebrigens ist Dein Entsetzen vor mir der sicherste Beweis, daß ich das Richtige getroffen habe. Ist dieser Wallerstein ein kräftiger Mann?"

Latour antwortete nicht. Das Erstaunen, seine innersten Gedanken mit einer solchen Bestimmtheit enthüllt zu sehen, machte ihn für den Augenblick sprachlos.

„Nun? Hat meine Allwissenheit dem Herrn Vicomte die Zunge gelähmt?"

„Woher weißt Du Etwas von dem Schmucke?"

„Das ist meine Sache! Beantworte mir vor allen Dingen meine Frage!"

„Der Juwelier ist Unsersgleichen nicht gewachsen."

„Das läßt sich denken! Er hat den Schmuck Montag, also morgen Abend Punkt neun Uhr zu liefern?"

„Auch das weißt Du? Unbegreiflich!"

„Du hast Dich natürlich in dem Hause, welches die Herzogin bewohnt, genau umgesehen!"

Er antwortete nicht, aber das Erstaunen, welches in seinen Mienen deutlich zu lesen war, machte eine Bejahung überflüssig. Poulettre fuhr, belustigt von dem Eindrucke seiner Allwissenheit, fort:

„Bewohnt sie es allein?"

„Nein. Sie hat nur die erste Etage und einen Theil des Parterres inne."

„Wer bewohnt das Souterrain?"

„Der Hausmann, soweit dasselbe nicht aus Wirthschaftsräumlichkeiten besteht."

„Und den andern Theil des Parterres?"

„Ein Artillerieoffizier, dessen Namen ich nicht genau kenne. Er klang wie Schönfeld, Schönherr oder Schönthal."

„Willst Du wirklich immer noch Komödie mit mir spielen?"

„Wieso?"

„Du kennst die Verhältnisse der kleinen Treskow wohl gut genug, um zu wissen, daß dieser Artillerieoffizier ein Herr von Schönberg=Wildauen ist!"

Poulettre sprach eine Vermuthung als Gewißheit aus. Latours Gesicht zeigte, daß er errathen worden sei.

„Die Verhältnisse dieses Mädchens sind mir wirklich nicht so geläufig, wie Du meinst! Aber Du bist wahrhaftig ein Dämon, vor dem man sich zu hüten hat!"

„Pah! Ein wenig Divinationsgabe und Kenntniß Deines lieben Characters, das ist der Dämon, der Dir solches Entsetzen einflößt. Uebrigens sehe ich keinen Grund, geheimnißvoll zu sein. Du liebst die Treskow — —"

„Ich sage Dir, daß Du Dich täuschest!"

„Laß diese Versicherung; ich kenne Dich! Der Herr von Schönberg ist ihr Verlobter — —"

„Ich erinnere mich jetzt, davon gehört zu haben."

„Laß Dich nicht auslachen! Er wohnt in dem Hause, welches morgen Abend Punkt neun Uhr der Juwelier Wallerstein mit einer Summe Geldes verlassen wird, die vollständig hinreichend ist, uns aus aller Verlegenheit zu helfen — —"

„Nun?" frug Latour beinahe athemlos. Er sah ganz denselben Plan entwickelt, den er verfolgt hatte, seit er von dem Schmucke gehört.

„Ich weiß nicht, wie innig Deine Beziehung zu dieser Treskow ist; aber ich weiß, daß Du ihr den Hof machst, und das ist genug für mich. Sie muß bestraft werden und Du durch sie. Du freilich kannst diese Strafe sehr ruhig hinnehmen, denn Du gelangst durch sie zu den Mitteln, unsern „l'Horrible" zurück zu holen."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Lüge nicht! Schönberg wird sich Wallersteins und seines Geldes bemächtigen."

„Das wird, oder vielmehr, das kann er nicht thun."

„Warum?"

„Weil er nicht anwesend ist."

„Wo befindet er sich?"

„Auf dem Manöver."

„Wann kehrt er zurück?"

„Er hat darüber nicht geschrieben, wird aber täglich erwartet."

„Du wirst erlauben, mich über diesen Punkt noch näher zu informiren! Für jetzt aber bist Du entlassen. Ich sehe, daß Du der Sammlung bedarfst und erwarte Dich erst in einer Stunde wieder, wo wir unser Thema von Neuem aufnehmen können."

Latour entfernte sich gehorsam. Als er sich schon an der Thür befand, erklang noch die Weisung:

„Ich wünsche das Bracelet zu sehen. Vergiß nicht, es mitzubringen!"

Er neigte bejahend den Kopf und ging.

In seinem Zimmer angekommen, warf er sich tiefathmend auf das Sopha. Doch ließ es ihm in dem Polster desselben nicht lange Ruhe. Er sprang wieder auf und maß den Raum mit langen, hastigen Schritten.

„Wer hätte das noch vor einer Stunde gedacht!" monologisirte er. „Der „l'Horrible" ist hin und die „Miß Admiral" hier! Es ist wahr, ich bin in diesem Augenblicke ein Bettler, und die prächtige Treskow, ich muß sie auch aufgeben. Vielleicht hätte sie sich noch geneigt finden lassen, obgleich sie mein Geschenk zurückgewiesen hat; aber die Clairon tritt hindernd in den Weg. Woher mag nur dieses Weib eine so genaue Kenntniß aller Verhältnisse genommen haben. Jedenfalls befindet sie sich schon längere Zeit in der Nähe und hat alle meine Schritte beobachtet. Ich muß sie darüber inquiriren!"

Er setzte unter eifrigem Nachdenken seine Zimmerpromenade fort.

„Ich glaube, sie hat das Meiste nur errathen. Sie kennt mich und besitzt einen Scharfsinn, vor dem man sich in Acht zu nehmen hat. Uebrigens kann mir, die Angelegenheit mit der Treskow abgerechnet, ihre Anwesenheit nur von Nutzen sein. Ich muß die Garnituren oder die dafür ausgezahlte Summe unbedingt in meine Hand bekommen. Schönberg ist mir mehr als gleichgültig; sein Schicksal läßt mich kalt, und fast möchte ich wünschen, daß er noch zur rechten Zeit zurückkehrte."

Er blieb vor dem Spiegel stehen und betrachtete sich mit wohlgefälligem Lächeln.

„Hm, ich sollte eigentlich stolz darauf sein, daß ein Weib wie Clairon Alles daran setzt, mich zu fesseln. Sie ist ein Engel und Teufel zugleich, und ich möchte beinahe behaupten, daß sogar die Schönheit Adelens einen Vergleich mit der ihrigen zu scheuen hat, und in Beziehung auf — auf das Handwerk giebt es keine Zweite, welche ihren Platz einnehmen könnte!"

Die verloren gegangene Ruhe kehrte ihm allmählig wieder, und als die Stunde vergangen war, suchte er das Nebenzimmer mit ganz anderen Regungen auf, als diejenigen waren, mit denen er es vorher betreten hatte.

Er blieb bei dem Anblicke, welcher sich ihm bot, unwillkürlich am Eingange stehen. Der Chevalier de Poulettre war verschwunden, und an seiner Stelle ruhte eine Dame auf dem Divan, deren Kleidung ganz darauf berechnet war, eine wahrhaft entzückende Schönheit an das Licht zu stellen.

„Clairon!" rief er.

„Tritt näher und setze Dich zu mir!" bat sie, ihm die kleine, feine Hand bewillkommnend entgegenstreckend. Ihre Stimme klang jetzt ganz anders als vorher; sie hatte einen Ton, dem auch ein festerer Character als Latour nicht widerstanden hätte. Er eilte auf sie zu, nahm auf demselben Sitze Platz und zog sie in seine Arme. Sie machte nicht den geringsten Versuch, sich seiner Liebkosungen zu erwehren und schien die Art und Weise ihrer vorigen Unterhaltung vollständig vergessen zu haben.

Draußen aber an der Thür stand lauschend Einer, der beim leisen Klange des Liebesgeflüsters die Faust drohend ballte und dann sich langsam nach seinem Stübchen schlich. Es war Jean Letrier.

„Sie hat mich geschlagen," murrte er ingrimmig, „geschlagen, als ob ich mich an Bord und unter ihrem Befehle befände. Der Capitain ist schwach gegen sie; er haßt sie und vermag ihr doch nicht zu widerstehen. Sie wird mir diesen Schlag und noch vieles Andere dazu bezahlen, so wahr ich Jean Letrier heiße!"

Der ergrimmte Diener begab sich zur Ruhe. Die Anwesenheit der resoluten Herrin, die er am Bord des „l'Horrible" geglaubt hatte, gab ihm viel zu denken; er fand erst spät die gesuchte Ruhe und erhob sich schon am frühen Morgen vom Lager, obgleich er wußte, daß man seiner Dienste heut erst spät bedürfen werde.

Der Vormittag war noch nicht sehr weit vorgerückt, als ein junger Mann in Offiziersuniform erschien und nach dem Herrn Vicomte de Latour frug. Der Letztere hatte soeben erst Toilette gemacht und empfing den ihm Unbekannten mit fragendem Blicke.

„Ich habe sehr um Verzeihung zu bitten," entschuldigte sich dieser, „daß ich mir gestatte, mich selbst vorzustellen. Mein Name ist Schönberg; ich glaube, Sie haben ihn bei Frau von Treskow nennen hören."

„Ah, Herr Lieutenant, Ihr Besuch gewährt mir die angenehmste Ueberraschung, welche ich mir denken kann! Nehmen Sie Platz und haben Sie Dank für die Ehre, Sie kennen zu lernen!"

„Die Pflicht des Dankes ist nur die meinige, Vicomte! Ich kam gestern am späten Abende von unsern Exercitien zurück und besuchte heut meine Braut, von welcher ich erfuhr, daß sie Ihnen ihr Leben zu verdanken habe. Natürlich bin ich sofort zu Ihnen geeilt, um Ihnen die Größe meiner Verpflichtungen zu erkennen zu geben. Verfügen Sie über Alles, was ein dankbarer Mann Ihnen zur Verfügung zu stellen vermag!"

„Ich hatte schon öfters zu bemerken, daß das kleine Ereigniß, an welches mich zu erinnern Sie die Güte haben, ein nichts weniger als außerordentliches ist. Ich fühle mich beschämt, wenn ich von Dankbarkeit sprechen höre, denn was ich that, hat mir ganz unverdiente Früchte getragen, zu denen ich vor allen Dingen auch Ihren freundlichen Besuch

rechnen muß. Es ist ja für den Fremden so wohlthuend, eine Theilnahme zu finden, die ihn der Einsamkeit entreißt und ihn die Traulichkeit des heimathlichen Herdes weniger vermissen läßt."

„Ich stimme Ihrer letzteren Behauptung bei und ersuche Sie wirklich dringend, das Meinige beitragen zu dürfen, damit Sie sich hier so wohl und heimisch wie möglich fühlen. Hier meine Karte, Vicomte. Sie ist für Jeden, der sie meiner Wirthschafterin vorzeigt, ein passe partout für meine Wohnung, welche meinen Freunden zur Verfügung, steht auch wenn ich nicht zu Hause bin."

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Wasenmeisters.

Ein Roman auf rother Erde.

(Schluß.)

„Wo war Ihr Sohn, Schwager?" frug die Gräfin.

„Weiß ich es?" war die kurze Antwort des Capitän.

„Und der meinige?"

Er antwortete nicht.

Er klingelte heftig.

„Johann, die Sophie. Auf der Hintertreppe. Dann den Herrn Wernher wieder. Er wartet im Vorzimmer, bis ich klingle."

Johann ging.

„Bravheit, Treue!" sagte der Capitän. „Wie konnte ich sie von dem Schurken erwarten, von einem Räuber, von einem Mörder? — Aber kräftige Gefühle, sagten Sie, Schwägerin, könnten durch plötzliche äußere Eindrücke in dem Menschen geweckt werden?"

„So sagte ich, Schwager," sprach die edle Dame. „Aber wenn Sie mit Sophie Baumann einen Versuch solcher Art machen wollen, so kann ich Ihnen im voraus sagen, daß Sie sich vergebene Mühe machen werden. Die Unglückliche hat Joseph Werner schon gesehen, und sie hat ihn für einen Fremden erklärt, sie sah in ihrem Wahnsinn sogar ein Scheusal in ihm, das ihr Entsetzen einzuflößen schien."

„Ah, Schwägerin, Sie waren mir schon zuvorgekommen?"

„Sollte ich ein Mittel unversucht lassen, mein Kind wiederzufinden?"

„Also ein Scheusal sah sie in ihm? Sie fühlte Entsetzen vor ihm? Das würde meinen Verdacht bestätigen, daß der Schurke mich betrogen hat; sie erkannte das Kind des Bruders, der ihr Kind ihr weggenommen hatte. Aber ich will selbst untersuchen."

Johann führte die Wahnsinnige ein.

Sie war im Zustande ihres stillen Irrsinns. Sie wußte nicht, wo sie war; sie erkannte den Capitän nicht und die Gräfin nicht.

Das Gesicht des Capitäns bekam plötzlich einen anderen Ausdruck, als er sie ansah; man sah Theilnahme, Mitleiden darin.

Hatte dieser Mensch doch noch ein Herz? Hatte er noch ein Gewissen für die Verbrechen, die er verübt, noch ein Gefühl für das Unglück, das er durch seine Verbrechen angestiftet hatte?

Welcher Mensch könnte gar kein Mensch mehr sein?

„Sophie," sagte der Capitän zu der Wahnsinnigen in einem freundlichen, gütigen Ton, „Sophie, man hat Dir doch Dein Kind vertauscht?"

„Ja, ja," sagte die Irre in ihrer gewöhnlichen, eintönigen Weise. „Man hat ja mich selbst vertauscht."

„Man hat es Dir geraubt, gewaltsam, im Schlafe."

„So? Im Schlafe war es? Es mag wohl sein!"

„So geht es nicht," sagte der Capitän. „Johann, den jungen Mann."

Johann führte Joseph Wernher wieder herein.

Die Wahnsinnige sah ihn nicht. Sie stand so, daß sie das Gesicht zu dem Capitän und den Rücken zu der Thür des Vorzimmers gewendet hatte, aus welcher der junge Mann gekommen war.

„Herr Wernher, treten Sie rasch und dicht vor die Frau."

Joseph Wernher that so.

Der Capitän verwendete keinen Blick von der Frau.

Auch die Gräfin nicht.

Die Irre sah plötzlich den jungen Mann vor sich stehen; sein Gesicht an ihrem Gesichte, ihr Auge in dem seinigen.

Sie veränderte keine Miene.

„Sophie, wer ist das?" fragte der Capitän.

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

Der Capitän wollte weiter fragen.

Joseph Wernher kam ihm zuvor.

„Herr Baron, geben Sie sich keine Mühe. Die Frau soll mich kennen? Sie sah mich schon und erkannte mich nicht."

„Und Sie, junger Herr, finden Sie keine Züge an ihr, deren Sie sich aus früherer Zeit erinnern könnten?"

„Nein, mein Herr."

„Ich bitte im Vorzimmer zu warten."

Joseph Wernher kehrte in das Vorzimmer zurück.

„Ich bin betrogen, sagte der Capitän. Es ist kein Zweifel. Aber noch einen Versuch. Johann, die Andere."

Johann führte die Wahnsinnige zurück.

Der Capitän blieb nachdenklich.

„Hm, Schwägerin," sagte er zu der Gräfin, „Sie werden jetzt bald Dinge hören, die Sie überraschen werden. Sie werden dann an den Contract mit mir nicht mehr gebunden sein wollen. Oder sollten Sie wirklich eine so ganz absonderlich brave und edle Dame sein?"

Die Gräfin zitterte.

Im Innern der Erde.

(Der Brand von Idria.)

Eine Skizze.

Unser Blick schweift nicht in die weite Ferne, denn ein finsterer Schacht, eine viele Klafter hohe Felsenwand dämmen ihn in einen engen Raum. Hier wölben sich schmutzig-weißliche, stumpfzackige Felsen über unserem Haupte, und dort, wo der finstere Stollen seinem Ende sich nähert, dort senkt sich der Pfad in eine unermeßliche Tiefe, unter deren Eingang dumpfe Schallwellen hin und wieder wogen. Von den Wänden laufen Tropfen von der Farbe des Silbers zu Boden, hinunter in die unergründlichen Tiefen, und dort sammeln sie sich zu kleinen Bächen, die bei dem düstern Lichte seltsam schimmern. Aber es ist kein Sonnenlicht, welches den Weg beleuchtet, eine glasumschlossene Pechpfanne erhellt mit düsterrothem Lichte die dumpfe Luft, eine Atmosphäre, die kaum das Athmen gestattet.

Und der Weg führt uns weiter, an eine Stelle, wo der Gang sich etwas erweitert und die Mündungen mehrerer finsterer Stollen zusammenlaufen. Eine eigenthümliche Stille umgibt uns; kein einziger Laut, als ein dumpfes, hohles Pochen wird vernehmbar, aber es wechselt sofort mit einem dumpfen Rollen, wie von einem fahrenden, schwer belasteten Wagen erzeugt. Dort aus einem finstern Gange wird ein kleiner Karren hervorgeschoben, ein niederer Karren, in dem hohe und offenbar auch schwere eiserne Flaschen stehen; diesem Karren folgt ein kleiner, schwächlicher Mann, einem Bergkobolde gleichend, der mit krampfhaftem Zittern den Wagen vorwärts schiebt und, ohne auch nur einen Blick vor sich zu werfen, im nächsten Gange mit seiner Last wieder verschwindet. Offenbar nimmt das Fortbewegen des Handwagens seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Seine Tritte, das Rollen des Wagens, sein keuchender Athem, sie sind längst schon verhallt — nur das frühere dumpfe Pochen ist noch vernehmbar — da öffnet sich in der Kalksteinwand ein kleines Thürchen, und es tritt aus einem kleinen, in den Felsen gehauenen Raum ein menschliches Wesen.

Ein menschliches Wesen?! Es ist eine wahre Leichengestalt, die den neben der Thüre herabhängenden Glockenstrang erfaßt, um nun mit Anstrengung daran zu zerren. Und nun wimmert der grauenerregende Klang einer kleinen Glocke durch die Grüfte — wie ein Todtengeleute.

Wo sind wir?

Siehe da! In den Mündungen der Seitengänge erscheinen die Körper kleiner, verkommener Gestalten mit tiefliegenden Augen, die meisten mit einem Spitzhammer über der Achsel. Ihnen fehlt jeder Lebensodem, denn obgleich lebend, sind sie Leichen, Geschöpfe, die, ohne zu denken, nur mechanisch sich vorwärts bewegen. Krampfhaft zitternde Gestalten sind es — wohl Erdenkinder wie wir — aber ihnen fehlt die Kraft des Lebens, nur mit Mühe vermögen sie es, sich emporzuraffen, um weiter ihren Weg zu wandeln.

Wo sind wir?

Sind wir im Reiche der Kobolde, da wir solch' ein seltsames Treiben vor unseren Augen sich entfalten sehen, oder sind das Menschen, die einst ein Gott in seinem Zorne verflucht? — Was perlt hier an den Wänden wie eitel Silber, um dann lautlos in kleinen Kügelchen zu Boden zu rollen, was klopft hier so geheimnißvoll unter unsern Füßen? Sind dies die unbekannten Werkstätten der Natur im tiefinnersten Schooße der Erde, hat der Hauch böser Feyen Damm und Fessel durchbrochen, sein Gefängniß verlassen, um schleichend und verzehrend auf die Gesundheit zu wirken? — Denn diese dumpfe, verdorbene Luft beengt den Athem — entnervt!

Und die Leichengestalten lebender Menschen, gehören die noch unserer Erde an?

Nur wenige Worte werden gewechselt, allein dies mit leisem Geflüster, so hohl wie Grabesstimmen; dann entfernen sich diese Geschöpfe und nur ein Mann — derjenige, der früher an dem Glockenstrange gerissen — bleibt zurück. Mit Mühe erfaßt er einen eisernen Kübel und bringt ihn ganz der Wand nahe; dann ergreift er einen Spitzhammer, schlägt damit einige Male in die schwarze, von zahlreichen weißen Bändern durchsetzte Wand, bis darin eine Vertiefung entstanden ist. Diese Stelle, die anfangs versilbert erschien, scheint auf einige Sekunden ihren metallischen Schimmer zu verlieren, jedoch nur auf einige Secunden, dann schießt ein silberner Strahl daraus hervor, ein Strahl, dicht und fest wie von Metall, aber weich und flüssig wie Milch. Der Mann, welcher rasch den Hammer fallen ließ und den eisernen Kübel der Wandöffnung nahe brachte, sieht es mit innerer Befriedigung; aber mit Gedankenschnelle wird der Strahl dünner und dünner, bis es zuletzt nur Tropfen sind, die aus dem Loche herausquillen. Ermüdet läßt der einsame Mann den Kübel sinken; die Luft hat einen eigenthümlichen Geruch angenommen! Er sinkt zu Boden — müde, erschöpft, beinahe besinnungslos.

„Oh, die giftige Luft!" murmelte er und kauert sich zusammen; hörbar klappern seine Zähne.

Durch einen engen, finstern Gang führt der Pfad weiter, eine Fackel beleuchtet den Weg; lauter und deutlicher wird jetzt ein dumpfes Pochen vernehmbar, man glaubt in der Nähe einer Schmiede zu sein.

Und wieder rollt ein mit eisernen Flaschen gefüllter Karren an uns vorüber, wieder führt ihn einer jener verkommenen Zwerge, wie wir sie schon früher gesehen. Er keucht beim Fortschieben dieser leichten Last, er muß nach jedem zehnten Schritte rasten, um neue Kraft für die folgende Tour zu sammeln, dann murmelt er beinahe unhörbar einige Worte und geht wieder weiter. Sein Monolog lautet:

„Ich war stark, stark wie ein Herkules vielleicht. Zwei

Monate aber vermochten mich zu dem zu machen, was ich bin — zu einem Krüppel! — Meine Vergangenheit war schön, ich ertrug sie nicht; die Gegenwart begrüßt mich so ziemlich düster, ich ertrage es, und die Zukunft — ein ewiges Siechthum, ich erwarte sie freudig!"

Gewiß ist es ein eigenes Verhängniß, welches die Bande geknüpft, die diesen Mann hier zurückhalten!

„Es hängt ein finsterer Dämon über unserem Leben," spricht er weiter, „und solch' ein Leben zu ertragen, ist bittere Pein! Aber ich ertrage es, ertrage es um den Preis, in der Heimath bleiben zu dürfen. Es sind unzerreißbare Bande, welche uns an die Scholle fesseln, wo wir geboren wurden, wo einst unsere Wiege stand, bindender als Freundschaft, als Liebe! Meine Wiege, sie stand in diesen finstern Schächten, hier sah ich meinen Vater, meine Mutter sterben und die Erinnerung daran verließ mich weder unter den Berauschungen der Lust, noch unter dem Glücke einer angesehenen Stellung. Nicht Jeder vielleicht ist so weich. Aber ich weiß, der Schweizer stirbt in der Fremde vor Sehnsucht nach seinen hohen Schneebergen, während dem Eskimo Italiens entzückende Gegend keinen Ersatz für die lange, kalte Nacht Lapplands zu geben vermag. Sie Beide seufzen und weinen nach ihrer Heimath, und so bin auch ich!"

Und der Mann, der allen Anzeichen nach den anderen Bewohnern dieser finsteren Gewölbe zu gebieten hat, der so elend ist, wankt wieder weiter.

Wo sind wir?

Am Ende dieses finstern Stollens ragt eine etwa bis zu den Knieen reichende Brüstung empor. Sie genügt, dem Unachtsamen, der über sie stolpert, den letzten Weg zu zeigen, aber nicht nur den letzten Weg dieser unterirdischen Hallen, sondern überhaupt den letzten Weg, den lebende Wesen machen!

Denn hinter dieser Brüstung verliert der Gang plötzlich den Boden, dort senkt er sich — von oben durch einen schwachen Lichtstrahl beleuchtet — in eine furchtbare Tiefe hinunter. Aus dieser Tiefe kommt langsam und majestätisch eine Tonne mit mehreren eisernen Flaschen beladen empor, welcher bald darauf eine andere folgt, welche aber im Gegentheile zu jener hinunter saust. In dieser letzteren steht eine Gestalt, wie wir sie hier nur zu oft gesehen: dunkles, ins Gesicht hängendes Haar, verzerrte Mienen, tiefliegende Augen, zahnloser Mund; im Ganzen hinfällig und abgemagert sehen wir eine jener Gestalten, dir eher Leichnamen gleichen als gesunden Menschen.

Unten in der Tiefe aber entsteht plötzlich ein heftiger Lärm; ein heller, feuriger Schein flackert herauf, ein Prasseln, ein Krachen ertönt und mischt sich in das Geschrei, das Toben der Leute da unten. Eine, zwei, vier Tonnen überfüllt mit Menschen sausen empor, unten klammern sich mehrere verkümmerte, halbverkrüppelte Menschen, mit schweren Spitzhämmern über der Achsel, an, solche, die zu hinfällig waren, sich einen Platz in der Tonne selbst zu erobern. Wenn dann ihre Hämmer bei der schauerlich eilenden Fahrt nach oben ihren Halt verlieren, zurückfallen, dann bezeichnen eine Anzahl entsetzlicher Aufschreie, wie viel Hämmer fielen, wie viel Hämmer getroffen haben!

Nach minutenlanger Pause sausen wieder sechs leere Tonnen in die Tiefe und im nächsten Augenblicke kommen sie wieder besetzt herauf. In jeder der sechs Tonnen hat ein Mann Platz genommen und ihm zur Seite mehrere verkommene Gestalten, von denen man nicht errathen kann, ob es Knaben, ob es Männer seien, denn ihr Wuchs ist in hohem Grade verkümmert, wenngleich die Hände und Füße großen Männern anzugehören scheinen.

Die Helle unten wird intensiver, verdächtige Dämpfe steigen empor und vergiften die Luft; unten aber im blutigrothen Scheine erscheinen einige dunkle Gestalten, die sinken matt übereinander hin und verschwinden in dem Flammenmeere.

Um das Folgende schildern zu können, müssen wir als Erklärung einige Worte vorausschicken.

Wie der Leser schon längst errathen haben wird, ist von einem Queckfilber-Bergwerke*) die Rede, und zwar von dem berühmten zu Idria in Krain. Idria's Werke erreichen eine Tiefe von 900 Fuß und man glaubt noch für Tausende von Jahren Erz und Metall vorräthig zu haben. Die Queckfilber-Gruben von Idria sind außer den in Spanien die reichsten und productivsten in Europa und beträgt die Menge des Queckfilbers, die man gegenwärtig in Idria erzeugt im Ganzen circa 2--3000 Centner jährlich. Etwa drei Fünftel werden als reines Queckfilber versandt, während die übrigen zwei Fünftel in Zinnober verwandelt zur Versendung kommen. 4000 Menschen beschäftigen die dortigen Queckfilber-Bergwerke; allein da das Queckfilber Gift ist, wirkt das dortige Arbeiten sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Arbeiter ein. Nie wird ein dort Beschäftigter alt und nachdem er einige Zeit schmerzhafte Krankheiten zu ertragen hatte, die besonders in einer Lähmung, einer Auszehrung, einem krampfhaften Zittern, unlöschbarem Durst ꝛc. ihre Symptome finden, stirbt er an einer dieser Krankheiten. Wenn der Hüttenrauch über die Gräser und Bäume streicht, müssen diese welken, weil der giftige Hauch sie verdirbt.

Will man in die dortigen Gruben hinuntergelangen, so muß man zuerst durch einen finstern, in Felsen gehauenen Gang, der zu Ende sich in die Tiefe senkt; wahre Leichengestalten werden hier von den matten Grubenlichtern beleuchtet und an den Wänden ringsum kleben die Tropfen des flüssigen Metalles. Beim Hauptschachte wird das Erz mittelst Tonnen aus der senkrechten Tiefe emporgeschafft und ebenso dient eine Tonne zum Aufziehen, respective Hinunterlassen Fremder, ebenso des Bergwerks-Personales.

Zu den wichtigsten Momenten dieses merkwürdigen Bergwerkes nun ist der große Grubenbrand, der am 11. März 1803 ausbrach, zu zählen.

(Schluß folgt.)

---

*) Quick = lebendig, Quick-Silber = lebendiges Silber.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XIV.

Ein Self-man.

Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer.

(Schluß.)

Unser Unbekannter ging dem Wohnhause zu. Wir erreichten es, um nicht gesehen zu werden, auf einem Umwege. Auf der Veranda befand sich Niemand; auch im Parlour war Niemand zu erblicken, doch schimmerte aus einem offenen Fenster des Erdgeschosses Licht. Wir schlichen uns herbei. Am Tische saßen drei Männer, der Angekommene unter ihnen. Der Zweite konnte der Pflanzer sein, und der Dritte, by god, das war der Kanada Bill, Zug für Zug und Haar um Haar, grad wie ich ihn droben am Arkansas zu meinen Füßen hatte liegen sehen.

„Und wie viel habt Ihr heut wieder, Willmers?" frug er eben.

„Zwei. Es war eine harte Arbeit, fast so wie mit den Vier, die ich für Euch von Vicksburg mitbrachte. Sind sie gefüge geworden?"

„Tragt keine Sorge; Hunger und Peitsche thun weh. Mr. Thanny hier sieht schon darauf, daß er bei dem Kostgeld Nichts verliert. Morgen geht es fort nach dem Rad River. Sind die Zwei nach meinem Geschmack, so kaufe ich sie Euch noch ab und nehme sie mit."

Lincoln zog mich in eine dunkle Ecke.

„Tim, hast Du verstanden?"

„So ziemlich."

„Es ist der wirkliche Kanada Bill."

„Der wirkliche."

„Unser Schuß ist ihm doch nicht durch das Leben gegangen, und die Indsmen haben ihn mit ihren Kräutern geheilt."

„So meine ich auch. Vielleicht erfahren wir heut von ihm, was die zwölf Schurken damals in Kidron so hartnäckig verschwiegen. Es war nur richtig, daß sie die Kugel bekamen."

„Ich glaube nicht, daß wir Etwas erfahren; die Umstände sind nicht günstig. Tim Summerland, jetzt werde ich Deine Hülfe brauchen!"

„Ist mir recht."

„Ich habe einen Verhaftsbefehl, aber er wird mir Nichts nützen."

„Das ist möglich. Auf den Bill?"

„Nein auf den Andern, der sich hier Willmers nennen läßt."

„Ah so!"

„Er raubt Mulattenkinder."

„Und verkauft sie weiter?"

„So ists. Hier bei diesem Mr. Thanny hält er die Niederlage. Bill ist gekommen, um zu kaufen. Die Kinder Deiner Betty sind sein, sie befinden sich noch hier. Hast Du's vernommen?"

„So viel ich's brauche, ja."

„Wie bringen wir sie los? Gutwillig bekommen wir sie nicht! Achtung vor dem Gesetze und meinem Befehl finden wir nicht; Hülfe und Unterstützung giebt es ja auch nicht — —"

„Hm, wie wär's, wenn wir's auch ohne Hülfe versuchten, Abraham? Ich habe eine verdammt gute Büchse, und das Uebrige ist auch nicht übel!"

„Ich dachte auch daran und bin dazu bereit, was meine Person betrifft; es giebt ja keinen andern Weg. Aber wenn es mißlingt, so sind wir verloren, und darum will ich Dich — —"

„Silence, alter Lawyer! Ich thue mit, und damit stopp. Die Betty soll ihre Kinder wieder haben. Vor diesen Menschenkrämern fürchte ich mich nicht!"

„So mag es sein! Es ist noch nicht dagewesen, sicher nicht, aber wir zwei werden bis morgen die Herren dieser Pflanzung sein. Früh acht Uhr geht der Steamer Wilson aufwärts hier vorüber; ich habe erfahren, daß der Capitain Haller heißt und ein Deutscher ist. Einem solchen dürfen wir uns anvertrauen; er wird nicht dulden, denn sein Gastrecht wird uns schützen, so lange wir uns auf seinen Planken befinden. Ich kenne diese Deutschen, sie sind Ehrenmänner durch und durch und mögen von der Sclaverei Nichts leiden. Mach das Messer locker, nimm die Büchse herab und komm!"

Wir gelangten ungesehen und also auch unangefochten auf die Veranda, ebenso in das Parlour und hatten nun nur noch eine Thür zwischen uns und den Dreien. Lincoln stieß sie auf.

„Good evening, Mesch'schurs!" grüßte er, trat an das Fenster, warf die Jalousien herab und schloß die Flügel.

Ich blieb an der sofort verschlossenen Thür stehen und zog die Büchse an das Gesicht. Die Männer waren aufgesprungen, aber die Ueberraschung raubte ihnen die Sprache.

„Bleibt sitzen; ich werde Gesellschaft leisten!"

Den gespannten Revolver in der Hand, zog er sich den Schaukelstuhl herbei und ließ sich in demselben nieder.

„Damn, Master, was wollt Ihr hier?" frug Kanada Bill. Er hatte sich zuerst gefaßt und griff mit der Hand nach dem Gürtel.

„Laßt das stecken, Bill! Ich gebe Euch mein Wort, daß ich Euch die Hand entzweischieße, wenn Ihr sie nicht augenblicklich wegnehmt!"

Bill folgte. Er sah, daß hier nicht zu spaßen sei.

„Ihr fragt, was ich hier will? Hm, ich möchte gern wissen, wie Ihr wieder aufgekommen seid, als Euch bei Fort Gibson meine Kugel niederstreckte. Mein Floß und der Sack waren wohl die zwei Schüsse werth, die uns Beide in's Jen-

seits schicken sollten. Ihr seht, ich habe eine kleine Rechnung mit Euch quitt zu machen!"

„Cheer up, da habe ich Euch ja!" rief er, frohlockend in die Höhe fahrend. „Ihr sollt mir jetzt Rede und Antwort stehen, daß — —"

„Schon gut! Setzt Euch, Bill, sonst kann ich meine Kugel nicht mehr halten! Also Ihr habt jetzt eingestanden, daß — · ·"

„Eingestanden? Nichts habe ich eingestanden; ich weiß nicht, was Ihr meint. Nur das weiß ich, daß Ihr ein verdammter Dedective seid, den ich gehörig heimschicken werde!"

„Ein Dedective bin ich nicht, wenigstens nicht für Euch, Bill, und heimgehen werde ich ganz von selbst, so bald es mir beliebt. Unsre Sache ist mehr privater Art. Also laßt Euch sagen, Ihr Herren: Dieser Mann dort an der Thür wird Euch die Waffen abnehmen, die Ihr vielleicht bei Euch habt. Ihr laßt das ruhig geschehen, denn ich werde Den, der eine widerspenstige Miene macht, sofort niederschießen!"

„Da habe ich zuerst ein Wort zu sprechen," meinte jetzt erst Thanny, der bisher bestürzt geschwiegen hatte. „Ich bin hier Herr im Hause. Wer mich überfällt, ist ein Räuber und wird gepackt. Ich rufe meine Leute!"

„Das sollt Ihr sogar thun, aber jetzt noch nicht. Tim Summerland, geh her. Nimm das Messer vor und zeige ihnen die Schneide!"

„Keine Sorge, alter friend! Wer sich nur rührt, der schmeckt die Klinge. Zeigt her, Mesch'schurs, ob sich 'was finden läßt!"

Sie hatten heillosen Respect bekommen und gehorchten. Nur Bill und Willmers hatten Waffen bei sich; der Erstere ein Messer, der Andre aber Messer und Revolver. Ich nahm die Sachen zu mir und kehrte an die Thür zurück.

„So, das war die Einleitung," lächelte Lincoln. „Nun kommt die Hauptsache, und ich werde der Reihe nach einem Jeden sagen, was ich ihm mitzutheilen habe. Die Andern haben zu schweigen, sonst mengt sich meine Kugel in das Gespräch! Mr. Willmers, ich kenne Euch. Ihr heißt eigentlich Jonas Forbisch und werdet mich auf einige Tage begleiten!"

Der Mann wurde blaß.

„Das ist eine Lüge, das ist nicht wahr! Ich heiße —"

„Stopp, wir sind fertig. Sprecht Ihr noch ein Wort, so ist es aus mit Euch. Die Vereinigte-Staaten-Bank wird ihren Clerc wiedersehen, der so schnell zu verschwinden wußte, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Nun zu Euch, Bill. Ich werde eine Frage an Euch richten; Ihr beantwortet sie mit Ja oder Nein. Sprecht Ihr ein Wort mehr oder zögert Ihr mit der Antwort länger als eine Minute, so schieße ich. Mein Name ist Lincoln, Abraham Lincoln. Merkt ihn Euch!"

„Was wollt Ihr?"

„Gebt Ihr mir freiwillig die geraubten Kinder heraus, welche Ihr von Forbisch gekauft habt, wenn ich Euch verspreche, Fort Gibson nicht zu erwähnen?"

„Ja," ertönte es nach einer Pause. „Ja, wenn —"

„Halt, sonst schieße ich! Ich spaße nie. Den Preis werdet Ihr zurück erhalten, wenn er sich noch bei Forbisch findet. Und nun zu Euch, mein ehrenwerther Mr. Thanny. Ihr beantwortet meine Fragen der Wahrheit gemäß. Beim geringsten Widerstreben seid Ihr eine Leiche. Gehorcht Ihr, so wird Euch nicht das Geringste geschehen! Diese beiden Männer wohnen in Eurem Hause?"

„Ja."

„Ihr habt die Waare des Mr. Willmers in Eurem Camp?"

„Ja."

„Ich will Eure Handlungsweise nicht verurtheilen, aber Ihr werdet gut machen, was Ihr gefehlt habt; Schaden giebts ja nicht für Euch dabei. Ihr führt mich nach Forbisch' Zimmer, wechselt aber dabei außer mir mit Niemandem Wort oder Miene, sonst seid Ihr verloren. Kommt! Tim, Du sorgst dafür, daß ich hier Alles so wiederfinde, wie ich es verlasse!"

„Versteht sich ganz von selbst!"

Ich hatte keinen leichten Stand, und die Abwesenheit Abrahams dauerte mir fast ein Wenig zu lange. Es war beinahe eine Stunde vergangen, als er zurückkehrte. Er kam allein. Seine Beredtsamkeit und die Beweise, welche sie in dem Zimmer des Clercs vorgefunden hatten, waren ein Glück für uns. Der Pflanzer hatte versprochen, sich nicht in unsre Angelegenheit zu mischen, wenn er nicht behelligt werde, und Lincoln war so klug gewesen, ihm Vertrauen zu zeigen.

Mit den beiden Andern gab es noch ein hartes Stückchen Arbeit. Sie wurde glücklich vollendet, da der Pflanzer wirklich Wort hielt und uns keine Feindseligkeit in den Weg legte.

Am andern Morgen verließen wir mit dem gefesselten Forbisch und mehr als einem Dutzend Kindern die Farm, und nur der gewaltigen Persönlichkeit Abrahams hatten wir dieses glückliche Ergebniß zu verdanken. Kapitain Haller nahm uns auf. Zwar hatten wir unterwegs noch manchen kleinen Strauß mit unserm Gefangenen, aber es war nur gering gegen unser vorheriges Wagniß, und wir kamen wohlbehalten in Vicksburg an.

Ihr könnt Euch Betty's Freude denken, als sie die Kinder wiedersah. Die andern waren schon unterwegs den Ihrigen zurückgegeben. Ich blieb in Vicksburg, und — na ja, die Geschichte von dem Fink Panschlaw, den sie lieber hatte als mich, ist vergessen; sie hat nun einen andern Mann, und der ist besser als der erste, denn er heißt Tim Summerland.

Lincoln aber ist mit seinem Clerc fort nach dem Osten. Ich habe ihn nie wiedergesehen, desto mehr aber von ihm gehört. Ihr kennt ihn Alle, und die ganze Welt kennt ihn. Booth hat ihn erschossen, der Teufel segne es ihm, aber er lebt doch fort in den Staaten, denn was er that, ist für Jahrhunderte gethan, und solch einen Abraham bekommt das Land nicht wieder. Und wenn ich so dasitze und an ihn denke, so klingts mir immer in den Ohren: „Du, Du, heißt es. Tim, grad so, wie damals!" Ja, er war ein ganzer Mann, ein self-man, wie es keinen zweiten giebt, und darum hatte er das Herz auf dem rechten Flecke, war zäh grad wie Hickoryholz und weich dabei wie — wie — ja, wie es sonst eigentlich nur die Deutschen sind. Gott lohne es ihm!

Allerlei.

Interessantes.

Mann und Frau.

Geht ein Herr und eine Dame, und der Herr sieht schweigend gerade aus vor sich hin — so ist es Mann und Frau. Sieht der Herr auf die Dame herab, oder spricht emsig mit ihr — so ist es nicht Mann und Frau. Sitzt ein Herr im Theater neben einer Dame und mustert Parterre und Logen — so ist es Mann und Frau. Sitzt er halb zu ihr gewendet und sieht bald auf die Bühne, bald auf sie — so ist es nicht Mann und Frau. Fällt einer Dame der Handschuh herab, und der Nachbar bückt sich lang und gedehnt und späht nach ihm — so ist es Mann und Frau. Bückt er sich schnell und hebt ihn im Fluge auf — so ist es nicht Mann und Frau. Singt eine Dame und ein Herr sieht dabei, ohne das Notenblatt umzuwenden — so ist es Mann und Frau. Hält er schon früher das Blatt in der Hand, um es umzuschlagen — so ist es nicht Mann und Frau. Kommt ein Herr und eine Dame in eine Putzhandlung, und der Herr sagt ihr, man bekäme das um die Zeit der Messe billiger — so ist es Mann und Frau. Spricht er hingegen: „Das ist sehr schön!“ oder: „Das hier ist äußerst elegant!“ — so ist es nicht Mann und Frau.

Der Goliath unter den Visitenkarten.

Es wäre eine durchaus irrige Annahme, wenn man glauben wollte, daß die in unserm gesellschaftlichen Leben unentbehrlichen Visitenkarten nur in Europa und nur in neuerer Zeit heimisch gewesen seien. In dem Lande des Zopfes, in China, kennt man ihren Gebrauch schon seit länger als tausend Jahren. Freilich muß man sich unter diesen chinesischen Visitenkarten nicht etwa unsre kleinen Kärtchen vorstellen, die man bequem bei sich führen kann; man benutzt dazu vielmehr große Bogen Papier, deren Farbe und Volumen nach dem Range der Personen, für welche sie bestimmt sind, verschieden sein muß. Wie weit diese Höflichkeit getrieben wird, beweist ein Vorfall, der dem Lord Macardney, als er im Auftrage der englischen Regierung nach China zu gehen hatte, widerfuhr. Der Hof von Peking befiehlt, ihn mit der größten Auszeichnung zu behandeln, und die chinesischen Würdenträger beeilten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen. Mitten in dem Austausch der Höflichkeitsbezeigung und Besuche erhält der englische Gesandte von einem Vicekönig ein Visitenkärtchen. Die Farbe desselben war roth und was seine Größe anlangt, so hätte das Kärtchen recht gut hingereicht, ein Zimmer von ganz gewöhnlicher Größe damit zu tapezieren! Eine Visitenkarte, die man zugleich als Tapete benutzen kann! Eine echt chinesische Höflichkeitsbezeigung!

Räthsel.

Mit B schmück ich die Wälder und die Auen,
Mit D biet ich Dir Schutz und auch Vertrauen,
Mit F berg' ich gar oft geheime Sachen,
Mit Sch kann auch den Stärksten matt ich machen.

Eingesandt von Frau Elise Müller in Mainz.

Zweisilbige Charade.

Als jüngst der Krieg in ganzer Macht entbrannt
Und Ströme deutschen Heldenblutes flossen,
Ward gleich mein Erstes als bedroht genannt
Und später auch vom Feind in Brand geschossen.

Mein Zweites laß in Noth und in Gefahr
Nie an dem Glück verzweifelnd, muthlos sinken;
Halt aufrecht es und hell, dann muß fürwahr
Zuletzt der Rettung Stern Dir wieder blinken.

Mein Ganzes ist ein Theil vom Letzten nur;
Es dient zum Athmen Dir, zum Reden, Singen;
Wär Dir's versagt als Gabe der Natur,
Könnt' nie ein Laut von Deinen Lippen klingen.

Eingesandt von Herrn Dr. Haller in Berlin.

Auflösung des Räthsels in №. 25.

Freudenthränen.

Auflösung des Charade in №. 25.

Handkuß.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Minna Uhlmann in Halle, Anna Zeißig in Jena, Frau Agnes Heller in Wien, Marie Ullrich in Brünn und den Herren Oskar Jeckel und Bernhardt Sohle in Berlin, Fritz Werner in Eilenburg, Otto Layritz in Wunsiedel, Karl Gerasch in Armstadt, W. Majdewicz in Dresden.

Briefkasten.

Herr Schauspieler C. L. in Wien. Heinrich Marr ist am 17. September 1872 in Hamburg gestorben.

Herrn A. P. in Brandenburg. Sie können getrost den betreffenden Altersangaben glauben. Wir kannten einen gewissen Jacob Fournois, welcher 1871 in Kansas City im Alter von 134 Jahren starb.

Herrn G. P. in Prag. Sie wünschen ein gutes Mittel gegen Röthe der Nase, welche durch Erfrieren oder Congestion entstanden ist. Bepinseln Sie das Glied mit gleichen Theilen von Jodtinktur und Galläpfeltinktur. Das Abschälen der Haut wartet man drei Mal ab, hält während desselben mit dem Mittel ein und streicht einstweilen Coldcream auf. —

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 29. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Besuchen Sie mich ganz nach Belieben, Herr Latour, und machen Sie es sich bequem, wenn sie mich nicht vorfinden sollten," fuhr Max von Schönberg fort. „Es giebt bei mir keine Stunden der Dehors; ich lasse mich nicht geniren, und daher hat bei mir ein Jeder lettre blanche, zu thun was ihm beliebt."

Latour griff mit einer fast hastigen Bewegung nach der Karte. Für die Ausführung seines Planes konnte ihm Nichts dienlicher sein als sie. Der Zufall spielte ihm hier den besten Trumpf in die Hände.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant! Zwar ist von jetzt an die Zeit meines Hierseins nur noch karg bemessen, aber ich werde jedenfalls einmal Gelegenheit nehmen, Sie zu begrüßen. Habe ich vielleicht noch heut das Vergnügen, Sie bei Frau von Treskow zu sehen?"

„Wohl schwerlich, da ich die Absicht habe, noch am Nachmittage zu verreisen."

Die Augenwinkel Latours legten sich in unmuthige Fältchen.

„Läßt Ihnen die Strenge des Dienstes nicht einmal Zeit, sich von den Strapazen des Manövers auszuruhen?"

„Es ist eine Privatangelegenheit, der ich folge. Ich will den Vater besuchen. Sie wissen ja," fuhr er mit liebenswürdiger Offenheit fort, „daß die liebe Jugend sehr oft Veranlassung hat, sich an die väterliche Mildthätigkeit zu wenden. Und ich gehöre leider zu den Unglücklichen, welche gelernt haben, dies so oft wie möglich zu thun."

„Ich begann schon, mich auf unser heutiges Zusammentreffen zu freuen. Ist es Ihnen nicht möglich, den ersten Abend nach Ihrer so lange ersehnten Rückkehr der Braut zu schenken?"

„Nein!" Ein Zug des Mißmuthes verdunkelte bei diesen Worte die schönen, ehrlichen Züge des Lieutenants. „Ich mache mich einer Unart gegen Adele schuldig, aber die Angelegenheit ist dringend."

„Ich möchte nicht gern unbescheiden oder gar zudringlich sein, aber wenn diese Angelegenheit nichts Anderes als die väterliche Mildthätigkeit betrifft, so möchte ich mir doch fast die Aufgabe stellen, Sie zurück zu halten."

„Es würde Ihnen nicht gelingen," meinte der junge Mann, sich erhebend.

Latour sah seinen Plan in Gefahr; auch er erhob sich und streckte ihm die Hand entgegen.

„Herr Lieutenant, die Familie Ihrer Braut beehrt mich mit freundschaftlichem Vertrauen," auch Sie hatten vorhin die Güte, mich Ihren Freunden beizuzählen; darf ich hoffen,

daß dies nicht eine Sache der bloßen Höflichkeit gewesen sei?"

„Sie dürfen überzeugt sein, daß ich wirklich freundschaftliche Gefühle für Sie hege!"

„So bitte ich auch um die Erlaubniß, als wirklicher Freund handeln zu dürfen!"

„Sie ist Ihnen zugestanden."

„Ich möchte fast annehmen, daß die Veranlassung zu Ihrer Reise in einer kleinen pecuniären Verlegenheit zu suchen sei?"

„Ich sehe allerdings keinen Grund, dies in Abrede zu stellen." Und lächelnd fügte er hinzu: „Klingende Gründe gehören ja zu den zwingendsten, welche man kennt!"

„Sie dürfen dessenungeachtet Ihre Braut nicht vernachlässigen, besonders da es mir eine ganz besondere Ehre sein würde, ebenso zwingende Gegengründe Ihnen, so lang Sie wünschen, zur Verfügung stellen zu dürfen."

„Herr Vicomte!"

„Pardon, mein bester Herr Lieutenant! Es ist keineswegs meine Absicht, Ihnen eine beleidigende Offerte zu machen, vielmehr entspringt mein Anerbieten dem Bestreben, unserer jungen Freundschaft eine mir höchst erwünschte Kräftigung zu ertheilen. Haben Sie die Güte, jede andere Auffassung zurückzuweisen und die Kleinigkeit, welche ich Ihnen zur Verfügung stellen möchte, zu acceptiren!"

„Welchen Umfang würde diese Kleinigkeit haben, und welches sind die Bedingungen, unter denen sie geboten wird?"

„Der Umfang richtet sich ganz nach dem Bedürfnisse; Bedingungen habe ich natürlich nicht zu stellen, es müßte denn der an Sie gerichtete Wunsch sein, mir bis morgen Frist zu ertheilen, da ich diese Zeit bedarf, um meinem Credite eine materielle Form zu geben."

„Die Summe ist keine ganz unbedeutende," bemerkte der Offizier vorsichtig. Das Anerbieten Latours schien ihm nicht unwillkommen zu sein.

„Ob bedeutend oder nicht, ich stehe Ihnen zur Verfügung, und zwar herzlich gern," lautete die großmüthige Versicherung. „Werden Sie noch abreisen?"

„Ich werde bleiben. Hier meine Hand! Ich will Ihnen offen gestehen, daß Ihre Freundlichkeit mich aus einer wenig angenehmen Situation befreit; nehmen Sie also die Versicherung meiner besten Dankbarkeit und gewähren Sie mir die Bitte, die Höhe — —"

„Jetzt nicht, jetzt nicht!" fiel ihm der Andre in die Rede. „Wir sehen uns heut ja wieder, und haben dann vollständig Zeit zu einem Arrangement, mit dem ich unsre erste Unterredung nicht beendigen möchte. Ich habe das Glück gehabt, ein trauliches Plätzchen zu entdecken, welches sich für ein gemüthliches Zusammensein wie kein zweites eignet, und ich hoffe, daß wir heut Abend nach unserer Verabschiedung von Frau von Treslow uns dort noch ein Stündchen amüsiren. Ja?"

„Gern! Also auf Wiedersehen bis dahin!"

Er verließ Zimmer und Hotel. Latour blickte ihm durch das Fenster nach, so lange er ihn zu sehen vermochte; dann senkte er das Auge auf die erhaltene Karte.

„Der Passe-partout zum Ort, wo ich den Schatz zu heben habe. Ich werde die Karte zu gebrauchen wissen!" —

Am andern Morgen wurde die Stadt durch die schreckhafte Kunde alarmirt, daß der Juwelier Wallerstein in der Wohnung des Lieutenants von Schönberg-Wildauen ermordet aufgefunden worden sei. Er war nicht nur der ungeheuren Summe, welche den Preis der Doppelgarnitur bildete, sondern aller werthvollen Gegenstände, welche er bei sich getragen hatte, beraubt. Der Lieutenant hatte an demselben Morgen und an mehreren Orten Kassenscheine ausgegeben, welche von der Herzogin von Oerstädt nachweislich als Zahlung verwendet worden waren. Er wurde verhaftet und wegen Raubmordes in Untersuchung gezogen. — —

3.

Der Schwur des Trackers.

Jene weiten Prairieen Nordamerika's, welche sich westlich vom „Vater der Ströme," dem Missisippi, bis an den Fuß des Felsengebirges und von dem jenseitigen Abhange derselben wieder bis an die Küste des stillen Weltmeeres erstrecken, haben nicht blos in physikalischer Beziehung mancherlei Aehnlichkeiten mit den unendlichen Fernen, welche die Wogen des Oceanes erfüllen. Es bieten sich zu einem Vergleiche zwischen den Weiten der Savanne und den oceanischen Strecken Punkte dar, welche nicht in äußeren Verhältnissen liegen und von denen einer der bedeutendsten in dem Eindrucke zu suchen ist, welchen die See sowohl als auch die Prairie auf Denjenigen macht, der sich einmal von der heimischen Scholle losgerissen hat, um entweder auf längere Zeit die Fluthen der See zu pflügen oder auf dem Rücken eines guten Pferdes die abenteuervollen Hinterländer der Vereinigten Staaten zu durchstreifen.

Ein alter „Swalker", welchem Zeit seines Lebens die Segel eines stattlichen Dreimasters um den Südwester schlugen, mag von dem Binnenlande Nichts mehr wissen, und wird er seeuntüchtig, so baut er sich seine enge, kleine Kabine so nahe wie möglich an das Wasser und blickt mit liebevollem, sehnsüchtigem Auge hinaus auf die ewig wechselnden und nimmer ruhenden Wellen, bis die Hand des Todes ihm die müden Lider schließt.

So ist es auch mit Dem, der es wagte, den Gefahren des „wilden Westens" kühn die Stirne zu bieten. Ist er auch einmal zurückgekehrt in Gegenden, über welche die Civilisation ihren Segen und — ihren Fluch ausgeschüttet hat, so zieht es ihn doch immer wieder zwischen die gefährlichen Post-oak-flats hinein und in die unbegrenzte Wildniß hinaus, wo es der Anstrengung aller körperlichen und geistigen Kräfte bedarf, um im Kampfe mit den tausenderlei und stets neuen Gefahren der Savanne nicht zu unterliegen. Für ihn giebt es nur selten im Alter ein Ruheplätzchen, wie es der „abgetakelte" Seemann doch an der sichern Küste findet; ihm

läßt es weder Ruhe noch Rast, er muß sich auf den Rücken seines Mustangs hängen und immer wieder in die Ferne ziehn, in welcher er einst spurlos verschwinden wird. Vielleicht findet nach Jahren ein Jäger seine gebleichten Gebeine auf ausgedorrter Ebene oder zwischen den himmelanstrebenden Felsen des Gebirges liegen; aber er reitet vorüber ohne ein Kreuz und Aveb und fragt nicht nach dem Namen dessen, der hier ein vielleicht grauenvolles Ende nahm. Der Westen hat einen rauhen Sinn und duldet weder Zartgefühl noch Schonung; er ist den physikalischen Stürmen widerstandslos preisgegeben, kennt keine andre Herrschaft als diejenige des unerbittlichen Naturgesetzes und bietet darum auch nur Männern Raum, die ihren einzigen Halt in der eigenen knorrigen Naturwüchsigkeit suchen.

Ein trotz aller Verträge immer wieder von Neuem aus seinen angewiesenen Wohnsitzen verdrängter, von der Natur reich begabter und dennoch dem unerläßlichen Untergang geweihter Menschenschlag liegt hier im Verzweiflungskampfe mit einer Nation, welcher alle physischen und geistigen, alle künstlichen und natürlichen Mittel zur Verfügung stehen, den todesmuthigen Gegner trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr gewaltsam zu erdrücken. Es ist ein Jahrhunderte langes Ringen zwischen einem sterbenden Giganten und einem von Minute zu Minute sich mächtiger entwickelnden Sohne der Gesittung, der dem Feinde die gewaltige Faust immer enger um die Kehle drückt, ein Ringen, wie es die Geschichte sonst wohl auf keinem ihrer Blätter wieder aufzuweisen hat, begleitet von Heldenthaten, welche Dem, was von unsern klassischen Heroën berichtet wird, getrost und vollgültig an die Seite gestellt werden kann, und wer es wagt, die lang- und breitgestreckten Schlachtgefilde zu betreten, dem darf keine einzige der Waffen mangeln, mit denen die äußerlich unscheinbaren und doch bewundernswerthen Kämpfer sich auf Tod und Leben bekämpfen. —

Wer in Fort Gibson am Arkansas die Büchse über die Schulter legt und einige Tagereisen weit stromaufwärts geht, gelangt an ein kleines Settlement, bestehend aus einigen einfachen Blockhütten, einem gemeinsamen Weideplatze und einem etwas abseits liegenden Hause, welches sich schon von Weitem durch ein primitives Schild als Store und Boarding-haus zu erkennen giebt. Der Wirth dieses Hauses ist nicht gewohnt, große Ansprüche zu befriedigen und erhebt also auch selbst keine in Beziehung auf Diejenigen, welche bei ihm eintreten und verkehren. Niemand weiß, was er früher war und woher er kam; darum fragt auch er Keinen nach Namen, Vorhaben oder Reiseziel. Man versorgt sich bei ihm mit dem Nöthigen, thut einen „Drink" nach Belieben, schlägt, sticht oder schießt sich ein Wenig und geht dann seines Weges. Wer viel fragt, braucht viel Zeit, und dem Amerikaner ist die Zeit kostbarer als eine Antwort, die er sich am Besten selbst geben kann.

In dem Boarraume saßen einige Männer, deren Aeußeres keineswegs salonfähig zu nennen war. So unterschiedlich die Kleidungsstücke waren, welche sie trugen, sämmtliche Anzüge ließen auf den ersten Blick den ächten, richtigen Trapper erkennen, der kaum jemals davon gehört hat, was ein guter Schneider zu bedeuten hat, sondern sich seinen Bedarf ohne Wahl da und grad so nimmt, wo und wie er ihn findet.

Wo mehrere Westmänner beisammen sitzen, da ist ein guter Schluck in der Nähe und ebenso sicher eine gute Erzählung im Gange. Daß die Anwesenden grad jetzt still vor sich niederblickten, hatte jedenfalls seinen Grund darin, daß eine jener „dunklen und blutigen Geschichten", wie man sie in den Grenzländern zu hören bekommt, soeben erst zu Ende gegangen war und nun Jeder in seiner Erinnerung nach einer zweiten forschte. Da wurde plötzlich Derjenige von ihnen, welcher in der nächsten Nähe des kleinen Blockfensters saß, laut:

„Auf mit den Augen, Ihr Leute, und hinausgeschaut da hinüber nach dem Wasser!" meinte er. „Täuschen mich meine alten Augen nicht, so sind dies zwei Green-beacks, zwei Grünschnabel, wie sie im Buche stehen. Seht nur, wie sie zu Pferde sitzen, so nett und fein, grad wie vom heil'gen Christ bescheert! Was thun solche Leute hier in unsern guten Wäldern?"

Alle außer einem Einzigen erhoben sich, um die zwei Ankömmlinge zu mustern; der Sprecher aber legte sich mit breitgespreizten Ellbogen wieder auf den Tisch zurück. Er hatte seine Schuldigkeit gethan und brauchte sich um weiter Nichts zu kümmern. Er war eine eigenthümliche Figur. Die Natur schien im Sinne gehabt zu haben, mit ihm ein Seilerstück zu fabriciren, so unendlich hatte sie ihn in die Länge gezogen; Alles an ihm, das Gesicht, der Hals, die Brust, der Unterleib, Arme und Beine waren lang, unendlich lang und dabei scheinbar so schwach und dürftig, daß man befürchten mußte, den ganzen Mann beim ersten besten Windstoße zerrissen und in Fäden davongewirbelt zu sehen. Seine Stirn war frei; auf dem Hinterkopfe aber balancirte ein namenloses Ding, welches vor vielen, vielen Jahren vielleicht einmal ein Cylinderhut gewesen war, jetzt aber grabezu aller Beschreibung spottete. Das hagere Gesicht zeigte einen Bart, ja, aber dieser Bart bestand aus kaum hundert Haaren, welche einsam und zerstreut die beiden Wangen, Kinn und Oberlippe bewucherten und von da lang und dünn bis fast auf den Gürtel herabhingen. Der Jagdrock, welchen er trug, schien noch aus seiner frühsten Jugendzeit zu stammen, denn er bedeckte kaum die obere Hälfte des Leibes und die Aermel reichten nur wenige Zoll über die Ellbogen herab. Die zwei unglückseligen Schalen, in denen die Beine staken, konnten früher einmal Schäfte von einem Paar riesiger Schifferstiefel gewesen sein, hatten aber jetzt das Aussehen alter, durchgeglühter Ofenrohre und stießen in der Knöchelgegend auf zwei sogenannte horse-feets, wie man sie besonders in Südamerika aus den noch lebenswarmen Häuten der Pferdefüße bereitet.

„Hast Recht, Pitt Holbers," entschied einer der Hinausblickenden, „es sind Green-beacks, die uns nicht viel angehen werden. Laßt sie machen, was sie wollen!"

Die Neugierigen kehrten an ihre Plätze zurück. Drau-

ßen ließ sich Pferdegetrappel vernehmen; eine kurze, barsche Stimme ertönte, die grad so klang, als sei sie das Befehlen gewohnt, und dann öffnete sich die Thür, um die Beiden einzulassen, von denen die Rede gewesen war.

Während von dem zuletzt Eintretenden nicht viel zu sagen war, wäre die Persönlichkeit Dessen, der den Vortritt genommen hatte, in anderer Umgebung sicher nicht ohne Eindruck geblieben.

Ohne grad und in die Augen fallend stark gebaut zu sein, erhielt er durch eine eigenthümliche Weise der Haltung und Bewegung ein ungemein kraftvolles und gebieterisches Aussehen. Sein regelmäßig, ja schön gezeichnetes Gesicht war von der Sonne tief gebräunt und wurde von einem dichten, dunklen Barte umrahmt, der breit und voll bis auf die Brust herniederging. Die Kleidung, welche er trug, war vollständig neu, und seine Waffen ebenso wie diejenigen seines Begleiters konnten erst vor Kurzem den Laden des Händlers verlassen haben, so blank und sauber zeigte sich ihr Aussehen.

Der echte Trapper oder Scatter hegt einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle auf die äußere Erscheinung gerichtete Sorgfalt, und ganz besonders ist ihm das Putzen der Waffen verleidet, deren Rost ihm ein sicheres Zeichen ist, daß sie nicht zum Staate getragen wurden, sondern in Kampf und Todesnoth ihre guten Dienste geleistet haben. Da, wo der Werth eines Menschen nach etwas ganz Anderem, als nach seinem Kleide bestimmt wird, enthält ein stutzerhaftes Aeußeres gradezu eine Art von Herausforderung, und es bedarf nur einer geringen Veranlassung, um scharfe Reden zu Gehör zu bringen.

„Good day, Mesch'schurs!" grüßte der Ankömmling, indem er seine Doppelbüchse von der Schulter nahm, um sie in die Ecke zu lehnen, was einem erfahrenen Westmanne auf keinen Fall eingefallen wäre. Und sich an den Wirth wendend, welcher ihn mit halb neugierigem, halb spöttischem Blicke musterte, frug er: „Ist hier der ehrsame Master Winklay zu finden?"

„Hm, der bin ich vielleicht selber!" meinte nachlässig der Gefragte.

„Vielleicht?" klang es in etwas beleidigtem und daher spitzem Tone. „Was soll das heißen?"

„Das heißt, daß ich allerdings der Master Winklay bin, zuweilen aber auch nicht, je nachdem es mir beliebt."

„So! Und wie beliebt es Euch denn jetzt?"

„Das kommt wohl nur darauf an, was Ihr von dem Master wollt, Sir!"

„Zunächst einen passabeln Schluck für mich und diesen Mann und dann eine Auskunft, um die ich Euch zu fragen habe."

„Der Schluck ist da; hier nehmt ihn hin! Und die Auskunft könnt Ihr ja auch haben, so gut ich sie zu geben verstehe. Ich weiß, was ich einem Gentleman schuldig bin."

„Laßt den Gentleman weg, Winklay; er wird an diesem Ort nicht sehr viel gelten!" befahl der Fremde, indem er das Glas mit unbefriedigter Geberde vom Munde nahm. „Meine Frage betrifft Sam Fire-gun."

„Sam Fire-gun?" frug überrascht der Wirth. „Samuel Feuerbüchse? Was wollt Ihr mit dem?"

„Das ist wohl meine Sache, wenns Euch beliebt! Ich höre, daß er hier bei Euch zuweilen zu finden ist?"

„Hm, ja und nein, Sir. Was Euch beliebt, kann ja auch mir belieben. Gebt Ihr auf meine Frage keine Antwort, so könnt Ihr auch von mir nicht viel erwarten. Hier sitzen Leute, die Euch vielleicht auch einen Bescheid geben. Es sind zwei dabei, die Den ganz genau kennen, nach dem Ihr Euch erkundigt."

Der Mann drehte sich um und war nicht mehr zu sprechen. Der auf so recht amerikanische Weise Zurechtgewiesene wandte sich ruhig zu den Uebrigen.

„Ist das wahr, was Winklay sagte?"

Er bekam keine Antwort. Etwas klüger wandte er sich an Pitt Holbers:

„Wollt Ihr wohl die Güte haben, mir eine Antwort zu geben, Master Schweigsamkeit?"

„Hört, Sir, mein Name lautet Holbers, Pitt Holbers, wenn Ihrs merken könnt, und wenn Ihr drei Hundert Männer zugleich fragt, so weiß Keiner, ob grad er es ist, der antworten soll. Was wollt Ihr von Sam Fire-gun?"

„Nichts, was ihm unangenehm sein könnte. Ich bin aus dem Osten herübergekommen, um mich ein Weniges im Walde umzusehen, und brauche einen Mann, bei dem man Etwas unter die Hand bekommt. Dazu ist Sam Fire-gun der Richtige, und ich will Euch daher fragen, wohin man sich zu wenden hat, um mit ihm zusammen zu treffen."

„Möglich, daß er der Richtige wäre; aber ob ers auch sein will, das ist eine andere Frage. Ihr seht mir nicht grad aus, als ob Ihr zu ihm paßt!"

„Meint Ihr? Kann sein, aber auch nicht. Also sagt, ob Ihr eine Auskunft geben könnt und wollt!"

Der Aufgeforderte drehte sich langsam nach dem Winkel herum, in welchem Derjenige saß, der vorhin bei der Ankunft der Fremden ruhig sitzen geblieben war.

„Was meinst Du, Dik Hammerdull?"

Der Mann hatte bisher den Kopf geneigt gehalten und dem Inhalte seines Glases eine so anhaltende Aufmerksamkeit erwiesen, daß sein Auge noch gar nicht auf die zwei Fremden gefallen war. Jetzt drehte er sich herum und schob die Kopfbedeckung nach hinten, als wolle er seinem Verstande die nöthige Freiheit zu einer vernünftigen Antwort geben.

„Was ich meine, das bleibt sich gleich. Er soll den Colonel finden!"

Er drehte sich wieder ab, um von Neuem in sein Glas zu blicken. Der Schwarzbärtige aber schien mit diesem kurzen, mangelhaften Bescheide nicht zufrieden zu sein, sondern trat näher zu ihm heran.

(Fortsetzung folgt.)

und tobte er, verfluchte seinen eigenen Bruder, sich selbst und die ganze Welt; aber als sich der Tag näherte, an welchem all unser Vermögen verkauft werden sollte in der Auction, ward er nachgerade stille und verschlossen, und das war schlimmer. Weder Tags noch Nachts konnte er Ruhe finden; unruhig wanderte er in Hof und Haus umher, oft stand er lange stille und betrachtete einen oder den anderen Gegenstand, der früher seine Freude gewesen, und er merkte es nicht, wenn man zu ihm sprach. Er war total stumm in seinem Schmerz. Unser Nachbar hatte uns ein Zimmer angeboten zu vorläufigen Aufenthalte. — Ich wollte ihn dahin führen, bevor die Auction beginnen sollte, aber es war unmöglich, ihn dazu zu bewegen, und so blieben wir da, als der fürchterliche Tag kam. Er ging umher wie ein verwilderter, gottverlassener Mensch, und ich sah mit Grauen, wie es ihn durchfuhr, jedesmal, wenn der Hammer fiel. Es war, als hiebe er jedesmal ein Stück von seinem Herzen weg. Als es Abend geworden und wieder Ruhe im Hause war, nahm ich meinen Knaben und ging hinaus zu ihm, denn nun mußten wir fort, nun mußte es sein. Er saß allein drinnen im Laden, das Angesicht in den Händen verborgen. Ich rief ihn, ich nahm seine Hand, vergebens, er war wie versteinert in seinem Schmerz. Da setzte sich der Knabe auf seine Kniee. Das Kind fing an zu weinen, nahm ihn um den Hals und sagte: „Komm', Vater! Komm', Vater!" und plötzlich kam Leben in ihn. Er preßte den Knaben an sich und erhob sich, reichte mir die Hand und rief mit einem tiefen Seufzer: „Nun ja, in Gottes Namen!" und in demselben Augenblicke brach er heftig los.

(Schluß folgt.)

Im Innern der Erde.

(Der Brand von Idria.)

Eine Skizze.

(Schluß.)

Etwa 15 bis 20 Bergleute waren in einer Tiefe von 130 Klaftern zur Arbeit versammelt, als sie plötzlich einen brandigen Geruch verspürten. Wie sie nachsehen, bemerken sie im Grubengezimmer Flammen ausbrechen, es gelingt ihnen aber noch, sich bis auf Wenige zu retten. Diejenigen, welche betäubt zu Boden gesunken sind, können nicht mehr lebend an's Tageslicht geschafft werden, sie werden Opfer der Flammen. Mit Gewalt suchen giftige Luftarten den Raum zu gewinnen, wodurch heftige Erderschütterungen verursacht werden. Jetzt brechen die untersten Strecken zusammen, das ganze Gezimmer des Schachtes knackt und kracht in seinen Fugen.

Sehen wir indessen in die Tiefen da unten hinab. Es haben zwei Männer versucht, an den Fährten emporzuklimmen, oben an einem Seitenstollen aber brechen sie bewußtlos zusammen, denn obgleich Arbeiter in diesen Grüften, also an die giftige Luft schon gewöhnt, haben sie die sich verdichtenden Dünste betäubt. Jetzt rafft sich der Eine mit einer letzten Anstrengung empor und versucht, den Anderen mit sich fortzuschleppen. . . . Unten wüthet ohne Damm und Fessel das zerstörende „Element," um mit losgeketteter Wuth der Zerstörung Alles ihm in den Weg Tretende zu vernichten. Gewaltige Feuergarben zucken den Stollen herauf, — unten donnert's und prasselt's, als wäre der letzte Tag schon gekommen. Der Arbeiter, der früher seinen Kameraden hatte fortschleppen wollen, läßt ihn liegen und sucht nur sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen, sucht nur sich zu retten. Denn in Augenblicken, wie der jetzige, da zerreißt das Band der Kameradschaft, er vergißt Alles, Alles vor, hinter und um sich; nur sein Leben zu erhalten, vergißt er nicht, das sucht er vor Allem in Sicherheit zu bringen.

In Augenblicken der Gefahr, wie dieser, ist der Mensch mit einer seltenen Spitzfindigkeit begabt. Der einzelne Mann hier im „Josefsstollen" sieht zeitweise vom „Barbara-Schacht," den eine heftige Erderschütterung schaukelt, kolossale Steintrümmer emporfliegen, für sich aber nirgends einen Ausweg.

Was thut er da?

Er packt seinen besinnungslosen Kameraden entschlossen um den Leib und tritt bis an den Rand des Stollens, als wollte er im nächsten Augenblicke herunterspringen. Wohl entsetzte sein Genosse, dessen Besinnung wiederkehrt, sich Angesichts der Position seines Kameraden, aber er ist zu schwach, um sich aus dessen Arme zu winden.

Doch siehe! Unter den vielen Steinblöcken, die die vulcanischen Kräfte emporsprengen, donnert jetzt auch ein colossaler Kalktuff empor. Schnell schleudert der, welcher seinen Kameraden in den Armen hält, diesen auf den Stein und während er die Worte: „Rette Dich!" ausstieß, beobachtete er den Erfolg seines Manövers.

Seine Erwartung traf ein — der Kalktuffblock setzte seine Last auf der Kante eines vorspringenden Stollens ab und donnerte wieder zurück.

Jetzt war sein Plan gefaßt.

Als im nächsten Augenblicke die gespannten Gase denselben Steinblock wie einen Spielball wieder emporschleudern, strengte er seine letzten Kräfte zu einem verzweiflungsvollen Sprung an. — Aber, o Himmel! der Sprung war verfehlt und der Stein schon vorüber.

Er sank hinab, hinab in eine Tiefe von 900 Fuß — doch nein, zwei Fuß hoch war das siedende Erz gestiegen, und selbst so weit fiel er nicht, ein feuriger Schwall blies ihn immer und immer wieder empor.

Doch nicht allzu oft: der abermals zurückkehrende Kalktuff traf ihn und versenkte ihn in das glühende Bad.

Hochauf spritzte die Lava! —

Der Gerettete oben hatte es theils gesehen, theils ge-

ahnt, und er erzählte es der Nachtwelt. Gewiß, er konnte Gott, dessen bevorzugter Schützling er war, danken für seine glückliche Rettung, denn wie viele Andere, deren Besinnung sie nicht verließ, fanden da in den Wellen des siedenden Queckfilbers ihren Tod.

Einer der zwergenhaften Arbeiter hatte, an den Fährten emporklimmend, einen noch unangegriffenen Stollen erreicht, aber wie will er, der einzelne Mann, dem vielleicht nicht die Kraft eines Kindes innewohnt, weiter kommen?

Unten wüthet des Feuers unbezwingliche Macht, wie ein vom Leitseile losgerissenes Roß, das sich im wilden Zorne gegen seinen Lenker bäumt. Des Ungeheuers gewaltige Macht wächst zu, wächst immer fort und Donnerschläge erschüttern wie am Tage des jüngsten Gerichtes das ganze wankelmüthige, nichtssagende Gebäude des colossal scheinenden Kalkfelsens. Wohin soll der Arme sich retten? An beiden Enden des Ganges versperrt ihm das Feuer den Weg — die dicke, giftige Luft macht das Athmen unmöglich — Alles, Alles scheint sich gegen den armen Verlassenen verschworen zu haben.

Gütiger Gott! Auch Du?

Auch Du! Denn kein Wunder geschieht und nichts vermag den Armen zu retten.

Tageshelle herrscht in den sonst so dunkeln, labyrinthischen Gängen oder das Licht der Hölle, womit auch das Prasseln des Feuers übereinstimmt. Die Zimmerung knarrt und ächzt, der Boden wankt, die Decke wankt und die Wände wanken. Schon kracht es wie Kanonendonner, schon senken sich die Wände und noch immer hofft der Elende Rettung. Vielleicht ist er vom Glanz des Feuers schon geblendet, daß er nicht hört, wie der colossale Riesenbau der Natur zusammenknickt, — vielleicht von seiner schrecklichen Situation wahnsinnig geworden, da er noch auf Rettung hofft, denn er rennt wie der gehetzte Hirsch bald hier, bald dorthin.

Wo aber ist hier Rettung?

Hier, wo nicht der Boden, nicht die Wände, nicht die Decke fest mehr sind, hier, wo die Hitze das Queckfilber aus dem Erze siedet, so daß der Mann in dem heißen Strome dieses Metalles watet, hier, wo die dicke Luft nicht mehr und nicht weniger als Gift ist?

Noch bleibt dem Manne Zeit, auf die Kniee zu sinken. Und wie er so mit gefalteten Händen nach oben blickt, nach oben, wo er den Himmel vermuthet, mit einem Blicke, so schmerzlich, so angsterfüllt, mit einem Blicke, dessen stille Bitte vom Himmel Rettung erfleht, da ertönt ein furchtbarer Knall, da sinkt der Boden unter, die Wände neben und die Decke über ihm . . . . da ertönt der letzte Wehschrei der gemarterten Creatur . . . . eine Gotteslästerung und Alles, Alles ist vorbei. — — —

Tagelang noch währte der unterirdische Brand, immer und immer wieder stiegen die Knappen, leider aber fruchtlos, hinab. Alle Zimmerungen waren schon zertrümmert, über sechzig Klafter hoch drangen die Flammen empor. Der „Josefsstollen" war von keinem Menschen mehr zu betreten und der „Barbaraschacht" schon ganz in sich zusammengestürzt, die prächtigen Baue in ihren Grundfesten erschüttert; schon erfüllte das sublimirte Queckfilber die obersten Stockwerke, da mußte man endlich zu dem verzweifelten Mittel greifen und löschen. Einem Wasserstrom von 3,300.000 Eimern Wasser gelang es endlich, den Brand zu löschen; aber viele Wochen darnach erst durfte man sich wieder in die Tiefen wagen. Durch frische Zimmerungen gelang es endlich, die oberen Strecken zu bewältigen, und so gelangte man zu dem Wasserspiegel hinab, der durch Pumpwerke gehoben wurde. Furchtbarer als je war der Zustand der armen Bergleute, wovon Tausende in furchtbare Krankheiten verfielen, und erst lange darnach gelangten die Werke zu Idria zu ihrer ehemaligen Bedeutung.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XV.

Der Carneval in der Saargegend.

Skizze von Max Dittrich.

Es giebt mancherlei Regenten und Regierungsformen auf der Welt. Mit keiner Regierung sind aber die Unterthanen in der Regel so zufrieden, wie mit der des Prinzen Carneval und bedauern meist nur, daß sie — so kurz ist. Splitterrichter und ihre Gesinnungsgenossen freilich murren ob des fröhlichen Treibens der Narren und bekreuzen sich bei jeder Schnurre, die ihnen aus des Prinzen lustigem Reich zu Ohren kommt. Es geht in demselben allerdings überall gar fidel zu, doch jede einzelne Provinz des großen Narrenreichs hat, just wie die einzelnen Länder im deutschen Vaterlande ihren besonderen Narrencomment, ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten. In den meisten großen Städten Norddeutschlands ist vom eigentlichen Carnevalstreiben nicht viel mehr übrig geblieben, als die in der Faschingszeit stattfindenden öffentlichen Maskenbälle und die Bockbierfeste. Anders in Süddeutschland, zumal am grüngoldigen Rheinstrom, dem Vaterlande des Prinzen Carneval. Dort pulst zu jener Zeit die Lebenslust in den kräftigsten Zügen und der rheinische, namentlich der Kölner Carneval ist der erste, älteste und lustigste unter seinen Brüdern. Keiner gleicht dem andern.

Allerlei.

Interessantes.

Großartiger Chesegen.

In Kentuky leben elf Brüder, die alle zusammen in ihren Ehen mit 74 Zwillingen gesegnet sind, die Kinder ungerechnet, welche ihre Gattinen ihnen einzeln gebaren. Die gesegnetste dieser Ehen zählt sieben Zwillingspaare und fünf Einzelngeborene.

Welche Riesenarbeiten die Bäume verrichten, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Vielleicht liegt die Ursache darin, daß die Leistungen der Bäume (Pflanzen) nicht unmittelbar sichtbar vor unsre Augen treten. Die Thatsache selbst bleibt deshalb immer dieselbe. Perty sagt über diese Erscheinung: Die Pflanze vermag die aus Luft, Erde und Wasser gezogenen unorganischen Stoffe in organische Substanz zu verwandeln und verrichtet dadurch eine Arbeit von früher nie geahnter Größe. Man hat berechnet, daß die jährliche Arbeit eines Morgens Hochwald etwa eine Billion Wärmeeinheiten beträgt, hinreichend, um mehr als 22,170,000 Pfd. Wasser vom Gefrierpunkte zum Kochen zu bringen. Eine große Eiche verrichtet durchschnittlich jeden Tag so viel Arbeit als sieben Pferde!

Amerikanische Wunder.

Der größte Wasserfall in der Welt ist der Niagara-Fall, wo die Gewässer von den oberen Seen einen Fluß bilden, der drei englische Viertelmeilen breit ist und dann in zwei ungeheueren Wassermengen über Felsen stürzt, die einhundert und siebzig Fuß hoch sind. — Die größte Höhle der Welt ist die Mammuth-Höhle in Kentuky, wo man auf einem unterirdischen Flusse eine Reise machen und Fische ohne Augen fangen kann. — Der größte Fluß der Welt ist der Missisippi, 4100 englische Meilen lang. — Das größte Thal der Welt ist das Missisippithal. Es enthält 500,000 englische Quatratmeilen und gehört zugleich zu den fruchtbarsten Regionen des Erdballes. — Der größte See in der Welt ist der „Obere See" (Lake superior), ein Meer fürwahr, denn er ist 430 Meilen lang und tausend Fuß tief. — Die größte Eisenbahn der Welt ist die Pacific-Eisenbahn, die über 3000 englische Meilen sich ausdehnt. — Die größte natürliche Brücke in der Welt ist die Naturbrücke über den Cedar-Creek in Virginien. Sie überbrückt eine Kluft, die achtzig Fuß breit und zweihundert und fünfzig Fuß tief ist, und auf deren Grunde der Fluß dahinrauscht. — Die größte Masse von solidem Eisen in der Welt ist der große Eisenberg (Iron Mountain) in Missouri. Er ist 350 Fuß hoch und hat zwei Meilen in Umfange. — Das größte Steinkohlenlager der Welt befindet sich in Pennsylvanien, dessen Minen jährlich Millionen Tonnen liefern und geradezu unerschöpflich erscheinen.

Räthsel.

Ich bin ein nützlich vierfüßiges Thier,
Das edelste all' meiner Brüder,
Von lichter Farbe, treu diene ich Dir,
Trag Deine ermatteten Glieder.
Doch siehst Du als Pflänzchen am alten Brod,
An feuchter Wand mich verbreiten,
So deut' ich Dir auf Verderben und Tod
Und Jedermann wird mich gern meiden.

Eingesandt von Herrn Oskar Helm in Jena.

Dreisilbige Charade.

Wohl ihm, dem in dem friedlichen Asyle
Der beiden Ersten Glück und Ruhe blüht,
Der aus des Lebens rauschendem Gewühle
Zu ihres Kreises stillem Frieden flieht!
Der Knabe schaut mit jugendlichem Feuer
Voll Sehnsucht in die letzte Silbe hin,
Und in der Zukunft düstrem Wolkenschleier
Sieht er der Hoffnung frische Rosen blüh'n.
Mein Ganzes aber zeigt in hellen Zügen
Ihn, der die ersten Beiden fröhlich schafft;
Der Eiche Stärke muß ihm unterliegen,
Sein Glück erwächst aus seines Armes Kraft.

Eingesandt von Fräulein Clara Held in Hamburg.

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 26.

Glasglocke.

Auflösung des Arithmogriph in № 26.

Frohe Stunden.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Walther und Thekla Bach in Berlin, Frau Emilie Scheer in Halle, Franziska Kohl in Merseburg und den Herren Fritz Wernher in Eilenburg, W. Majdewicz und Karl Handler in Dresden, Hugo Dohm in Leipzig, Oswin Oehme in Waldenburg und Heinrich Stiegler in Stollberg.

Briefkasten.

Frau W. F. in Berlin. Sie wünschen ein Mittel zu wissen, welches die Zähne schadlos reinigt und zugleich den üblen Geruch aus dem Munde entfernt. Wir geben Ihnen als das beste Mittel das übermangansaure Kali an, welches in den Apotheken meist schon in Fläschchen unter dem Namen Fluid-Ozon vorräthig gehalten wird. Man löst einige Tropfen davon in lauwarmem Wasser auf, bis das Letztere eine Amethystfarbe bekommt, spült damit den Mund aus und reinigt die Zähne zugleich mittelst der Zahnbürste. Es ist sehr bald eine radicale Wirkung zu spüren.

Herrn F. M. in Danzig. Sie fragen uns nach dem richtigen Verfasser des Kutschke-Liedes. Es ist der Superintendent Pistorius zu Basedow in Mecklenburg, welcher die vier ersten Strophen schrieb, während die fünfte auf der Redaction des „Rheinischen Courir" in Wiesbaden hinzugefügt wurde.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 30. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Wer ist der Colonel, Master Hammerdull?“ frug der Schwarzbärtige.

Der Gefragte sah langsam und erstaunt empor.

„Wer der Colonel ist, das bleibt sich gleich. Colonel heißt Oberst; Sam Fire-gun ist unser Oberst, folglich nennt man ihn den Colonel.“

Der Frager konnte sich über den logischen Trapper eines Lächelns nicht erwehren. Er legte ihm die Hand wie herablassend auf die Schulter und forschte weiter:

„Nur nicht hitzig, Master! Wenn man gefragt wird, so steht man Rede und Antwort, so ist es überall, und ich sehe nicht ein, warum es hier am Arkansas anders sein soll. Wo ist der Colonel zu finden?“

„Wo er zu finden ist, das bleibt sich gleich. Ihr werdet zu ihm kommen, und damit pasta!“

„Hoho, Mann, das ist mir nicht genug. Ich muß doch wissen, wo und wie dies geschehen soll!“

Dik Hammerdull machte ein noch viel erstaunteres Gesicht als vorhin. Er war der schweigsamste Mann zwischen den Seen und dem Busen von Mexiko und sollte hier zu einer langen Rede gezwungen werden? Das konnte er sich unmöglich gefallen lassen. Er nahm das Glas empor, that einen nicht enden wollenden Zug aus demselben und erhob sich dann. Erst jetzt war es möglich, ihn von Kopf bis Fuß in Augenschein zu nehmen.

Er schien von dem Modelleur der menschlichen Schöpfung als Gegenstück zu Pitt Holbers gearbeitet worden zu sein. Er war ein kleiner und außerordentlich dicker Kerl wie sie Amerika nicht sehr häufig aufzuweisen hat, von dem man nicht recht wußte, ob man sich vor ihm fürchten, oder über ihn lachen solle. Sein kurzer, runder Körper stak in einem aus Büffelleder gefertigten Sacke, dessen ursprünglicher Stoff jedoch nicht mehr gegenwärtig war, denn eine jede Blessur des alten Kleidungsstückes war durch Aufheftung des ersten besten Stückes ungegerbten Felles oder irgend einer andern fraglichen Materie derartig geheilt worden, daß mit der Zeit Flick an Flick und Fleck an Fleck gekommen war und die Reperaturstücke wie die Ziegel eines Daches über und auf einander lagen. Dazu war der Sack jedenfalls für eine weit längere Person verfertigt worden und hing ihm fast bis auf die Knöchel hernieder. Er hatte sich gar nicht die Mühe gegeben, die viel zu langen Aermel zu kürzen, sondern einfach in die Vorderseite derselben ein Loch geschnitten, durch welches er die Hände steckte. Die Beine staken in zwei Futteralen, die man weder Stiefel oder Schuhe noch Strümpfe und Gamaschen nennen konnte, und auf dem Kopfe

trug er einen formlosen Gegenstand, der vor Zeiten einmal eine Pelzmütze gewesen sein konnte, jetzt aber vollständig haarlos war und ganz das Aussehen eines umgestülpten Bärenmagens hatte. Das wetterharte Gesicht, aus welchem zwei kleine Aeuglein hervorblinzelten, zeigte nicht die geringste Spur eines Bartwuchses und war von zahlreichen Schmarren und Narben durchzogen, die ihm ein außerordentlich kriegerisches Aussehen gaben. Bei näherer Betrachtung konnte man bemerken, daß ihm nicht nur mehrere Finger, sondern auch beide Ohren fehlten, und wer genau auf die Haare und die unter ihnen hervorschimmernde, hochgeröthete Kopfhaut achtete, war der Entdeckung nahe, daß er eine Perrücke trug, nicht etwa eines Kahlkopfes wegen, sondern weil ihm bei einem unglücklichen Zusammentreffen mit den Indianern der Scalp genommen worden war. Seine Waffenausrüstung war ganz die gewöhnliche; sie zeigte nichts Außerordentliches; aber die Büchse, welche er vor sich auf dem Tische liegen hatte, verdiente vollkommen, näher betrachtet zu werden. Sie hatte ganz die Gestalt eines alten Knüttels, der aus dem Dickicht gebrochen war, um bei der ersten besten Schlägerei eine Rolle zu spielen. Das Holzzeug hatte seine ursprüngliche Gestalt und Form verloren, war zerschnitten, zerkerbt und zerspalten, als hätten die Ratten ihr Spiel damit gehabt, und zwischen ihm und dem verlaufenen Rohre hatte sich eine solche Menge von Schmutz und Ungehörigkeit angesetzt, daß Holz, Schmutz und Eisen ein vollständiges Ganze bildeten und gar nicht von einander zu unterscheiden waren. Selbst der beste europäische Schütze hätte es nicht gewagt, aus dem alten Prügel einen Schuß zu thun, aus Angst, das Ding müsse sofort zerspringen, und doch stößt man noch heut in der Prairie auf derlei unscheinbares Schießzeug, aus welchem ein Anderer nie eine gute Kugel bringt, obgleich der Besitzer sicher keinen Schuß thut, der sein Ziel verfehlt.

Er stand jetzt aufrecht vor dem Fremden und sah mit unbeschreiblichem Augenzwinkern zu ihm empor.

„Wo und wie dies geschehen soll, das bleibt sich gleich. Glaubt Ihr denn, Sir, daß Dik Hammerdull auf dem College zu So und So zehn Jahre lang herumgelaufen ist, um Reden zu studiren? Was ich sage, das sage ich; mehr nicht, und wem es zu wenig ist, der mag sich seine Predigt von einem Andern halten lassen. Wir sind hier auf Savannenland, wo man den Athem zu nothwendigeren Dingen als zum Schwatzen braucht. Merkts Euch!"

„Dik Hammerdull, Ihr seid doch auf dem College gewesen, denn Ihr könnt reden trotz des besten Mormonentreibers. Aber mir zu sagen, was ich wissen will, das habt Ihr doch vergessen. Ich frage noch einmal: Auf welche Weise und wann und wo soll ich auf Sam Fire-gun treffen?"

„Beim Teufel, Mann, nun hab ich's satt! Ihr habt gehört, daß Ihr ihn finden werdet, und das ist vollauf genug. Setzt Euch zu Eurem Glase und wartet die Sache ab. Ich lasse mir meinen Katechismus von keinem Green-horn abexaminiren!"

„Green-horn? Habt Ihr etwa Lust, mit meinem Messer Bekanntschaft zu machen?"

„Pfaw, Sir! Was geht mich Euer Kneif an? Nehmt ihn zum Käferstechen oder rasirt meinetwegen Laubfrösche damit, Dik Hammerdull aber ist nicht der Mann, sich vor Eurer Spicknadel zu fürchten. Euer Auftreten ist nicht das eines Westmannes; ich sage es also noch einmal, ob es Euch gefällt oder nicht, das bleibt sich gleich: Ihr seid ein Greenhorn, sorgt dafür, daß es anders wird!"

„Well, so soll es auf der Stelle anders werden!"

Er trat in die Ecke zurück, in welcher seine Büchse lehnte, ergriff sie, zog den Hahn zurück und gebot:

„Master Hammerdull, wo ist Euer Colonel zu finden? Ich gebe Euch nur eine Minute Zeit; ist meine Frage dann noch nicht beantwortet, so antwortet Ihr überhaupt nicht mehr. Wir sind auf Savannenland, wo Jeder sich das Gesetz selbst zu machen hat!"

Der Angeredete blickte mit der gleichgültigsten Miene in sein Glas; es war ihm nicht im Mindesten anzumerken, daß er die Aufforderung wirklich vernommen habe. Die Andern freuten sich des willkommenen Streites, der ihnen Unterhaltung bot, und blickten erwartungsvoll von einem der Gegner zu dem andern. Nur Pitt Holbers schien im Voraus von der Art und Weise des Ausganges überzeugt zu sein, steckte die hagerer Finger gemüthlich zwischen Leib und Gürtel und streckte die unendlichen Beine so weit wie möglich von sich, als seien sie ihm bei der Beobachtung seines schweigsamen Freundes im Wege.

„Nun, Master, die Minute ist vorüber! Bekomme ich Antwort oder nicht? Ich zähle: Eins -- — zwei — — Dr— — —"

Er vermochte nicht, die gefährliche „Drei" auszusprechen. Bis zur „Zwei" hatte Hammerdull regungslos und gleichgültig dagesessen, dann aber mit Gedankenschnelle, die ihm ein Unbekannter wohl nicht zugetraut hätte, die alte Büchse ergriffen; in demselben Momente war sie gerichtet; es blitzte auf, der Schuß krachte mit hundertfacher Stärke in dem engen Raume, und das zerschmetterte Gewehr des Fremden flog aus der Hand desselben auf den Boden nieder. Aber schon im nächsten Augenblicke lag er selbst am Boden, und Dik kniete mit gezücktem Messer auf seiner Brust.

„Nun, Green-horn, sag „Drei," damit ich Antwort gebe!"

„Zum Teufel, Master, laßt mich auf; es war ja gar nicht so ernst gemeint. Ich hätte nicht geschossen!"

„Das kann man hernach gut sagen. Nicht geschossen? Also ein Theaterstreich mit dem alten Trapper, den sie Dik Hammerdull nennen? Lächerlich, rein lächerlich! Aber ob Du geschossen hättest oder nicht, das bleibt sich gleich, mein Junge. Du hast die Büchse auf einen Westmann gerichtet und damit nach Savannenrecht die Klinge erworben. Jetzt zähle ich: Eins — — Zwei — —"

Der Ueberwältigte machte eine kraftvolle, aber vergebliche Anstrengung, loszukommen.

„Stecht nicht, Master; der Colonel ist mein Oheim!"

Der Trapper nahm das Messer zurück, doch ohne den Gegner frei zu geben.

„Der Colonel — —? Euer Ohm — —? Das sagt wem Ihr wollt; ich aber will mich bedenken, ehe ich es glaube!"

„Es ist so. Er würde es Euch wenig Dank wissen, wenn er hörte, was Ihr mir gethan!"

„So! Hm! Na, ob Ihr wirklich sein Neffe seid oder nicht, das bleibt sich gleich; ich hätte Euch doch blos ein Wenig gekitzelt, um Euch eine gute Lehre zu geben. Einem Green-horn geht mein Messer nicht an's Leben, dazu ist's zu gut. Steht auf!"

Er erhob sich und trat zu seinem Tisch zurück, auf welchen er vorhin die Büchse geworfen hatte. Sie aufnehmend, begann er, den abgeschossenen Lauf von Neuem zu laden. Sein Gesicht glänzte vor Liebe und Sorgfalt, mit der er dieses Geschäft vornahm, und seine kleinen, leuchtenden Augen waren mit einem Blicke auf das alte Schießzeug gerichtet, welcher deutlich bekundete, daß die Waffe ihm an das Herz gewachsen sei.

„Ja, ein Gewehr wie die Mary giebt's nicht gleich wieder!" meinte der Wirth, der dem Vorgange in aller Seelenruhe zugeschaut hatte und sich wenig um den Rauch kümmerte, welcher das Gemach erfüllte.

„Will es meinen, alter Brandythiner," meinte Hammerdull wohlgefällig. „Die Mary ist gut und stets bei der Hand, wenn ich sie brauche."

„Sag, Dik, warum Du ihr grad diesen Namen gegeben hast!"

„Warum? Hm, das bleibt sich gleich; aber als ich noch in den ersten Leggins herumstolperte, da kannte ich Eine, das war die Mary Kroners, ein Mädchen wie — wie, na wie es keine Andre geben konnte. Die wurde von den Indsmen ausgelöscht, als sie die Farm ihres Vaters überfielen, und seit diesem Tage ist Dik Hammerdull hinter ihnen her und kennt keine größere Freude, als eine Rothhaut auszublasen. Eine Mary aber muß er haben; soll da die Büchse etwa anders heißen, he?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür geräuschlos, und ohne daß die an den Fenstern Sitzenden das Kommen irgend Jemandes bemerkt hatten, trat leisen, unhörbaren Schrittes ein Mann ein, den man trotz der Trapperkleidung auf den ersten Blick als Indianer erkennen mußte.

Sein Gewand war sauber und sichtlich gut gehalten, eine außerordentliche Seltenheit von einem Angehörigen seiner Rasse. Sowohl der Jagdrock als die Leggins waren von weichgegerbtem Büffelkalbleder, in dessen Bereitung die Indianerfrauen Meisterinnen sind, höchst sorgfältig gearbeitet und an den Nähten zierlich ausgefranst; die Mocassins waren aus Elennhaut und nicht in fester Fußform, sondern in Bindestücken gefertigt, was dieser Art von Fußbekleidung neben erhöhter Dauerhaftigkeit auch eine größere Bequemlichkeit verleiht. Die Kopfbedeckung fehlte; an ihrer Stelle war das reiche, dunkle Haar in einen Knoten geschlungen, welcher turbanartig auf dem stolz erhobenen Haupte thronte. Der Sohn der Wildniß hatte verschmäht, seine kühne Stirn zu bedecken.

Nachdem sein dunkles, scharfes Auge mit adlerartigem Blicke über die Gesellschaft geflogen war, schritt er zu dem Tische, an welchem Dik Platz genommen hatte. Er kam grad zu dem Unrechtesten, denn dieser hatte soeben an die gemordete, einstige Geliebte gedacht und sich auf seinen Grimm besonnen.

„Was willst Du hier bei mir, Rothhaut? Dieser Platz ist mein. Geh', such Dir einen andern!"

„Der rothe Mann ist müd; sein weißer Bruder wird ihn ruhen lassen!" antwortete der Indianer mit sanfter Stimme.

„Müd' oder nicht, das bleibt sich gleich. Ich kann Dein rothes Fell nicht leiden!"

„Ich bin nicht Schuld daran; der große Geist hat mir's gegeben."

„Von wem Du es hast, das bleibt sich gleich; geh' fort, ich mag Dich nicht!"

Der Indianer nahm die Büchse von der Schulter, stemmte den Kolben auf den Boden, legte die gekreuzten Arme über die Mündung des Laufes und frug, jetzt ernster werdend.

„Ist mein weißer Bruder der Herr von diesem Hause?"

„Das geht Dich Nichts an."

„Du hast recht gesagt; es geht mich Nichts an und Dich Nichts, darum darf der rothe Mann grad so sitzen, wie der weiße."

Er ließ sich nieder. Es lag in der nachdrücklichen Art und Weise, wie er dies sagte, etwas, was den mürrischen Trapper imponiren mochte. Er ließ ihn jetzt gewähren.

Der Wirth trat herbei.

„Was willst Du hier in meinem Hause?"

„Gieb mir Brod zu essen und Wasser zu trinken!"

„Hast Du Geld?"

„Wenn Du in mein Wigwam kämst und um Speise bätest, würde ich sie Dir ohne Geld geben. Ich habe Gold und Silber."

Das Auge des Wirthes blitzte auf. Ein Indianer, der Gold und Silber hat, ist eine willkommene Erscheinung an jedem Orte, wo das verderbliche Feuerwasser zu haben ist. Er ging und kehrte bald mit einem mächtigen Kruge Branntweines zurück, welches er neben dem bestellten Brode vor den Gast setzte.

„Der weiße Mann irrt; solch' Wasser habe ich nicht begehrt!"

Erstaunt blickte ihn der Wirth an. Er hatte noch niemals einen Indianer gesehen, der dem Geruch des Spiritus hätte zu widerstehen vermocht.

„Was denn für welches?"

„Der rothe Mann trinkt nur das Wasser, welches aus der Erde kommt."

„So kannst Du hingehen, wo Du hergekommen bist. Ich bin hier, um Geld zu verdienen, nicht aber, um Deinen

Wasserträger zu machen! Bezahl das Brod und troll Dich fort!"

„Dein rother Bruder wird bezahlen und gehen, doch nicht eher, als bis Du ihm verkauft hast, was er noch braucht."

„Was willst Du noch?"

„Du hast ein Store, wo man kaufen kann?"

„Ja."

„So gieb mir Tabak, Pulver, Kugeln und Feuerholz."

„Tabak sollst Du haben; Pulver und Kugeln aber verkaufe ich an keinen Indsman."

„Warum nicht?"

„Weil sie Euch nicht gehören."

„Deinen weißen Brüdern aber gehören sie?"

„Das will ich meinen!"

„Wir Alle sind Brüder; wir Alle müssen sterben, wenn wir kein Fleisch schießen können; wir Alle müssen Pulver nnd Kugeln haben. Gieb mir, um was ich Dich gebeten habe!"

„Du bekommst sie nicht!"

„Ist dies Dein fester Wille?"

„Mein fester!"

Sofort hatte ihn der Indianer mit der Linken bei der Kehle und zuckte mit der Rechten das blitzende Bowiemesser.

„So sollst Du auch Deinen Brüdern nicht mehr Pulver und Kugeln geben. Der große Geist läßt Dir nur einen einzigen Augenlick noch Zeit. Giebst Du mir, was ich will, oder nicht?"

Die Jäger waren aufgesprungen und machten Miene, sich auf den muthigen Wilden zu stürzen, unter dessen eisernem Griffe sich der Wirth stöhnend wand. Er aber hielt sich rückenfrei und rief, den Kopf stolz emporwerfend, mit dröhnender Stimme:

„Wer wagt es, Winnetou, den Häuptling der Apachen, anzutasten?!"

Das Wort hatte eine überraschende Wirkung.

Kaum war es ausgesprochen, so traten die Angriffsbereiten mit allen Zeichen der Achtung und Ehrerbietung von ihm zurück. Winnetou war ein Name, der selbst dem kühnsten Jäger und Fallensteller Respect einflößen mußte.

Der Indianer war der berühmteste Häuptling der Apachen, deren bekannte Feigheit und Hinterlist ihnen früher unter ihren Feinden den Schimpfnamen „Pimo" zugezogen hatte; doch seit er zum Anführer seines Stammes gewählt worden war, hatten sich die Feiglinge nach und nach in die geschicktesten Jäger und verwegensten Krieger verwandelt; ihr Name wurde gefürchtet weit über den Kamm des Gebirges herüber, ihre muthigen Unternehmungen waren stets vom besten Erfolge begleitet, obgleich sie nur in geringer Männerzahl und mitten durch feindliches Gebiet hindurch ihre Streifzüge bis in den fernen Osten hinein ausdehnten, und es gab eine Zeit, in welcher an jedem Lagerfeuer und im kleinsten Boarraume ebensowohl wie im Salon des feinsten Hotels Winnetou mit seinen Apachen den stehenden Gegenstand der Unterhaltung bildete. Jedermann wußte, daß er schon öfters ganz allein und ohne alle Begleitung außer derjenigen seiner Waffen über den Mississippi herübergekommen war, um die „Dörfer und Hütten der Bleichgesichter" zu sehen und mit dem „großen Vater der Weißen", dem Präsidenten in Washington zu sprechen. Er war der einzige Häuptling der noch ununterjochten Stämme, welcher den Weißen nicht übel wollte, und es ging die Rede, daß er sogar ein sehr enges Freundschaftsbündniß mit Fire-gun, dem berühmtesten Trapper und Pfadfinder des Westens geschlossen habe.

Niemand wußte zu sagen, woher dieser weit und breit bekannte und von allen Indianern gefürchtete Jäger stamme. Er hielt nur einige wenige Auserwählte um sich versammelt, tauchte bald hier und bald da mit ihnen auf, und wo einmal von so einem echten, rechten Trapperstücke erzählt wurde, da war sein Name gewiß mit dabei, und es gingen Berichte über ihn im Schwange, an deren Wahrheit man fast hätte zweifeln können, da er nach ihnen immer neue Abenteuer ausführte, bei denen ein Andrer ganz sicher zu Grunde gegangen wäre, und die ihn mit einem Nimbus umhüllten, dessen Zauber sich besonders in dem allgemeinen Verlangen der Jäger, ihn kennen zu lernen, kund gab.

Aber das war nicht so leicht. Niemand kannte den Ort, der ihm und den Seinen als Sammelplatz und Ausgangspunkt ihrer Streifereien diente, und eben so wenig vermochte man den Zweck zu bestimmen, der ihn im wilden Westen hielt. War er einmal in irgend einer Ansiedelung erschienen, so hatte er ganz gewiß nicht mehr Felle mitgebracht, als zum Eintausche von Proviant und Munition unumgänglich nothwendig war, und war dann stets sofort wieder spurlos verschwunden. Er gehörte also jedenfalls nicht zu den Jägern, welche sich durch die Jagd die Mittel zu einem späteren, gemüthlichen Leben zu erwerben trachten; er mußte vielmehr ganz andre Absichten verfolgen, über welche aber Nichts verlautete, weil er nie Umgang pflog und jedem Versuche der Annäherung behutsam aus dem Wege ging.

„Laß los," rief der Wirth. „Wenn Du Winnetou bist, so sollst Du Alles haben, was Du verlangst!"

„Hugh!" tönte es in befriedigtem Gutturaltone. „Der große Geist läßt Dir dies Wort sagen, Du Mann mit den rothen Haaren, sonst hätte ich Dich zu Deinen Vätern versammelt und Jeden dazu, der es verhindern wollte!"

Er gab ihn frei und trat, während Winklay hinausging, um im Vorrathsraume nach dem Verlangten zu suchen, zu Hammerdull heran.

„Warum sitzt der weiße Mann hier und feiert, während den rothen Feinden nach seinem Wigwam verlangt?"

Dik sah vom Glase auf.

„Ob ich hier sitze oder wo anders, das bleibt sich gleich. Kennt mich der große Häuptling der Apachen?"

(Fortsetzung folgt.)

„Na," sagte der Kaufmann, „nun denke ich, die Sache ist in Ordnung. Sie können sich wohl denken, daß ich Sie, einen alten, treuen Kunden, nicht in Verlegenheit setzen will wegen einer solchen Kleinigkeit. Wir werden schon noch davon sprechen. Sie können bekommen was und soviel sie wollen. Sie sollen auch etwas Naschwerk mit nach Hause nehmen für Weib und Kinder zu Weihnachten. Mit der Bezahlung hat es Zeit, so lange Sie wollen und auch noch länger, aber dafür nehmen Sie diesen Brief an Frau Schwarz mit."

Ich dankte, wünschte ihm wieder vergnügte Weihnachten und eilte fort. Dieses Packet erhielt ich von dem Kaufmann für die Kinder. Laßt uns nun einmal sehen, was es enthält." —

Sie öffneten es und fanden darin Chocolade, Rosinen, Confect, Feigen, Mandeln, und viele andere Dinge und außerdem lag ein Brief darin an den Schullehrer Jensen. Er enthielt eine Quittung über die ganze Rechnung und einen kleinen Zettel, auf welchem geschrieben stand:

„Zum Danke für Ihre Freundlichkeit gegen Katharine Schwarz. Ein glückliches Weihnachtsfest.

Peter Schwarz."

Der Schullehrer und seine Frau saßen einige Augenblicke stumm und starrten überrascht sich und den wunderlichen Brief an. Dann sprang er plötzlich empor.

„Frau Katharine!" rief er. „Sende schnell zu ihr. Sie muß bei uns bleiben die Feiertage über, ja immer, wenn sie will!"

Bald darauf trat die alte Katharine ein.

„Glückliche Weihnachten wieder!" sagte sie, „und willkommen zu Hause, Herr Jensen."

„Dank', dank', Frau Schwarz. Hier ist ein Brief für Sie," sagte Jensen und reichte ihr denselben. „Er ist von einem fremden Manne, den ich in der Stadt getroffen habe."

„Für mich?" rief sie verwundert, wandte und drehte den Brief und besah ihn von allen Seiten. „Wer schreibt an mich? Das ist nicht die Handschrift meines Sohnes! Herr Gott, was kann das sein!"

Von einer plötzlichen Angst ergriffen, riß sie den Brief auf und es fielen zwei Hundertthalerscheine auf die Erde. Sie merkte es nicht, sie las eifrig und ward bald roth bald bleich; zuletzt entsank der Brief ihren zitternden Händen. Einen Augenblick stand sie und starrte vor sich hin, dann schlug sie die Hände zusammen und rief mit Thränen in den Augen:

„Herr Gott! das ist zu viel!"

Der Brief war von dem Bruder ihres Mannes. Er war wieder von Amerika zurückgekehrt und zwar als reicher Mann. Vergebens hatte er sie bisher gesucht und war froh, so zufällig ihren Aufenthaltsort zu entdecken. Er wollte ihr Alles erstatten, was sie und ihr Mann einstmals seinetwegen verloren hatten und sandte ihr vorläufig zweihundert Thaler, um Weihnachten davon zu feiern.

„O, Gott sei Dank! Nicht um meinetwegen," sagte die alte Frau, „aber meines Sohnes, seiner Familie wegen, ja unser Aller wegen! Gott sei Dank für so frohe Weihnachten!"

O, diese Männer!

Eine Carnevals-Strafpredigt.

Gegenwärtig herrschen bis zum Faschingsdienstag Prinz Carneval und seine lustigen Unterthanen, mit Kappe und Pritsche ausgerüstet und sagen nun den Leuten in scherzhafter Form die Wahrheit, geißeln die Fehler, Schwächen und Krankheiten der Zeit durch Spott und Satyre und suchen sie so davon zu heilen. Auch nachstehende kleine Faschingsgardinenpredigt, an die Männerwelt adressirt, will dieser nur einen Spiegel vorhalten und ihr unter scherzhafter Spreu doch auch manch' Goldkörnchen Weisheit bieten, das sich die Mannsleute füglich recht wohl zu Herzen nehmen könnten. Und nun zur Sache!

Die Fehler der Männer sind zahllos wie der Sand am Meere und jede verheirathete Frau weiß über den oder jenen, oder auch über mehrere derselben oft eingehender zu berichten, als ihr selber lieb ist. Auch ich gehöre — leider! — zu dieser Kategorie und dürfte also füglich wohl den Anspruch auf Competenz erheben können.

Die „Herren der Schöpfung", wie sich die masculina der Geschöpfclasse homo sapirus am liebsten selbst nennen und von Andern nennen hören, sind zunächst Alle ohne Ausnahme eitel und zwar in weit höherem Grade, als die Frauen und Mädchen. Wenn diese einmal eine halbe Stunde vor dem Spiegel stehen und sich putzen, da wird der Haustyrann gar schnell böse und schilt über Zeitverschwendung und Putzsucht. Wenn aber der junge Stutzer seine Augen mit dem Monocle oder dem Kneifer malträtirt und der alte Hagestolz „die ewige Baustelle" seines Hauptes durch ein Kunstwerk des Friseurs, Perrücke genannt, liebevoll den Augen seiner Nebenmenschen verbirgt, oder mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre, jedes graue Härlein aus Bart- und Kopfhaar ausmärzt, wenn der nach langem und bangem Harren und Hoffen endlich mit einem Piepmatz dekorirte Industrielle oder Kaufmann in das Knopfloch eines jeden seiner Kleidungsstücke sich ein Ordensband nähen läßt und dasselbe am liebsten gleich mit zu Bett nähme, dann heißt es freilich: „Ja, Bauer, das ist ganz was andres!"

Am reizendsten ist es, zumal für eine geistvolle Frau, wenn die eitlen Männer sich einbilden, unwiderstehlich zu

60*

sein und jedes ihnen begegnende weibliche Wesen in sich verliebt zu machen. Ein derartiger Geck ist der größte Einfaltspinsel, den der liebe Herrgott hienieden herum laufen läßt und ist, an dieser Seite angefaßt, von einem Frauenzimmer gar leicht zu den größten Dummheiten à la Don Quixote de la Mancha zu bringen. Die Eitelkeit der Männer ist verhängnißvoller als die der Frauen; denn bei diesen gehört sie erbeigenthümlich zum ganzen Lebenshaushalte; sie macht die Frauen nur vorsichtiger und kühler, während sie dem Organismus des Mannes feindlich und verwirrend gegenübertritt. Bei manchem Manne erklärt sie sich in Permanenz, bei andern begnügt sie sich, eine partielle Verfinsterung des Gehirns vorzunehmen, jedesmal aber gelingt es ihr, die gescheidtesten Köpfe zu den unsinnigsten Streichen zu treiben.

Die Männer sind ferner den Frauen gegenüber meist intolerant und rücksichtslos. Die Schleppe an den Frauenkleidern z. B. wirkt auf manche Männer genau so, wie ein rothes Tuch auf den Truthahn und des Jammerns über das „lungenmordende" Staubaufwirbeln giebt es kein Ende. In den Bierstuben aber, wo oft ein „Wachtmeister" herrscht, daß man kaum mit dem Säbel durchhauen kann, wo die Atmosphäre mit allerlei keineswegs an die Wohlgerüche Arabiens erinnernden Düften geschwängert ist, da sitzen die Männer rauchend und schwatzend „bis die Wächter zwölfe schrei'n", die dicke Kneipenluft belästigt die Männer ebensowenig, wie das oft sehr fade Kannegießern der Bierbankpolitiker. Ein Kaffeekränzchen der Frauen aber, ha, das ist eine ganz verdammenswürdige Einrichtung. Wollte es einmal eine anständige junge Dame riskiren, öffentlich eine Cigarette zu rauchen, die Herren würden Zeter schreien. Sie aber belästigen mit ihren oft genug aus sehr fragwürdigen Kräutern hergestellten Cigarren die armen Frauen unausgesetzt auf Schritt und Tritt und verwandeln jeden geschlossenen Raum in eine übelriechende Rauchkloake. In der besten Stube, wo die schönsten Gardinen hängen, wird geraucht; im Eisenbahncoupé zündet sich der jüngste Zierbengel ungenirt seine „Ziehjarre" an, ohne die in seiner Gesellschaft reisenden Frauen vorher um Erlaubniß zu fragen, selbst in Concertsälen und kleineren Theatern herrscht neuerdings der Nicotinteufel unumschränkt und Alles, was männlich heißt, darf dampfen und qualmen nach Herzensluft, als ob die Köpfe der Zuschauer respective Zuhörer lauter anzurauchende Meerschaumköpfe wären, unbekümmert um Damen und schwache Lungen. Doch weiter im Text.

„Das Heirathen ist eine Lotterie" heißt es und nicht mit Unrecht im Volke; heutzutage kann man aber bezüglich der Männerwelt mit vollem Rechte sagen: „Das Heirathen ist ein Geschäft." Nicht ob das zu heirathende Mädchen arbeitsam und tugendhaft ist, ob es liebenswerthe Eigenschaften und persönliche Vorzüge besitzt, fragt der moderne Heirathskandidat, sondern die Höhe der Mitgift giebt bei ihm zumeist den Ausschlag dafür, ob er einen Heirathsantrag macht. Was für eine „Musterehe" daraus gewöhnlich entsteht, braucht wohl nicht besonders angeführt zu werden; ein scharfer Blick in Hunderte von Ehen giebt dafür Belege in Hülle und Fülle. Mann und Weib, die sein sollen ein Leib, gehen dann jedes für sich seinen eignen und meist nicht den besten Weg.

Was ist aber der Grund dieser Erscheinung?

„Die heutzutage unter dem weiblichen Geschlechte aller Stände überhand genommene Putzsucht, die theuren Moden und die vielen Ansprüche, welche eine Frau an den Mann stellt und wodurch sie zum kostspieligsten Hausrathe wird," lautet die Antwort aus Männermund.

Und doch liegt die Sache wesentlich anders. Die Heirath ist für manchen jungen Mann, der flott und in den dicken Tag hinein gelebt hat, oft genug das letzte Mittel, seine Lage zu verbessern und seine Schulden zu bezahlen. Er heirathet nicht, sondern er verkauft sich und zwar an Diejenige, die ihm das größte Vermögen mit in die Ehe bringt. Das heutige Junggesellenleben ist eben ein theuer Ding und die noblen Passionen kosten Geld, viel Geld. Die Männer reden wohl von den theuren Toilettengegenständen der Frauen, was sie selbst aber alljährlich für feine Cigarren, schwere Biere, bei Karte und Kanne verbrauchen, das berechnen sie nicht. Die Frau zu Hause soll an Pfennigen ersparen, was der Hausherr thalerweise ausgiebt, sie und die Kinder möchten in blaugedruckten Röckchen einhergehen, während z. B. der gestrenge Herr Papa allabendlich, ganz gering gerechnet, seine 50 Pfennige verausgabt, was monatlich 15 Mark und jährlich 180 Mark ausmacht. Die in neuerer Zeit constatirte überaus große Zunahme der Restaurationen in allen deutschen Städten illustriren am Besten, wer an dem von allen Seiten so tief beklagten Verfall des Familienlebens die meiste Schuld trägt. Nicht die Frau sitzt regelmäßig am Biertisch, sondern der Mann und in dem Kneipenleben geht ein gut Theil deutschen Familienglücks und Nationalwohlstands unter.

Und da will man sich auch noch seitens der Männer wundern, wenn das erwachsene Mädchen nicht mehr in den Aufgaben als Gattin, Mutter und Hausfrau ihr höchstes Glück sucht? Da tadelt man, wenn das Weib seine eigentliche Bestimmung vergißt und vor Allem bestrebt ist, sich eine Existenz zu gründen und auf Erwerb sinnt! Die sogenannte Emancipation der Frauen ist ein beliebtes Thema für die starken Männer und wie im Mittelalter zur Zeit der Zunftbildungen die Gesellenvereinigungen durch drakonische Maßregeln selbst diejenigen Gewerbe, welche bis dahin auch von Frauen, oder ausschließlich von diesen betrieben wurden, an sich rissen, so beanspruchen sie heutzutage, daß das Weib sich nicht etwa unterfange, dem Manne in der oder jener Geschäftsbranche Concurrenz zu machen. Sie fürchten die Frau, weil diese, als die Genügsamere, sich mit weniger Lohn begnügt und an oder mit der Maschine genau dasselbe leistet, wie ein Mann. Die Frage ist gewiß diskutirbar, ob das Weib geeignet sei zu öffentlichen Aemtern, zur Beamtin und dergleichen, aber zu verdenken ist es keinem weiblichen Wesen, wenn es, statt zu Haus zu hocken und geduldig zu warten, bis ein Freier kommt, lieber sich nach

seinen Fähigkeiten eine Existenz zu gründen und Geld zu verdienen sucht, sei es als Telegraphistin, Billeteuse, Lehrerin, Kindergärtnerin, Schauspielerin oder dergleichen und bevor es daheim glücklich eine alte Jungfer geworden ist.

Ob die Frau dadurch den „Herren der Schöpfung" Concurrenz macht und deren Carriére verschlechtert, ist vollständig Nebensache. Wie Du mir, so ich Dir! Die Männer haben seit Jahren schon Berufsarten usurpirt, welche notorisch der Frau gehören.

Kochkunst zum Exempel ist doch sicherlich kein Geschäft für das „starke" Geschlecht. Man weiht der Frau so gern als ihr eigentliches Departement Haus und Heerd, Küche und Keller an — „die Frau gehört in's Haus", oder „zu den Sachen," sagt der deutsche Volkswitz — und gleichwohl verdrängt der Mann die Frau auch vom Heerd, freilich nur von demjenigen, wo es recht feine Sachen zu schmoren, zu braten und zu backen giebt. Wo Schmalhans Küchenmeister ist, wo es gilt, mit wenig Geld und für viele Mäuler ein schmackhaft Gericht herzustellen, da mag das arme Weib sein Heil probiren.

Aber so sind die Männer; sie wollen sich Alles erlauben, jede Freiheit für sich in Anspruch nehmen, das Weib aber darf bei Leibe nichts thun oder thun wollen, was gegen bestehende Sitte verstößt, oder den, übrigens oft erst durch die Mitgift der Frau gefüllten Beutel des Herrn Gemahls in Anspruch nimmt.

Von den Pflichten der Frau weiß jeder Grünschnabel zu schwätzen, ihre Rechte an das Leben möchte man aber männlicherseits sehr oft zum größten Theile hinwegleugnen. Da müssen denn schon die Frauen dieselben selbst geltend zu machen suchen und ganz entschieden dagegen protestiren, daß man gerade sie und ihre Fehler und Schwächen zum Generalsündenbock und das weibliche Geschlecht allein für so viele soziale Mißstände verantwortlich machen möchte. Die Männerwelt hat in dieser Beziehung weit mehr Werg am Rocken, wie die Frauen. Und damit Gott befohlen!

Aus allen Zeiten und Zonen.

XVI.

Das neue Hoftheater in Dresden.

Endlich ist der Prachtbau vollendet, welcher in Dresden an die Stelle des am 21. September 1869 abgebrannten Hoftheaters getreten ist und der schönste Tempel der Kunst genannt zu werden verdient, welchen das deutsche Reich überhaupt besitzt. Die Baupläne hat Prof. Gottfried Semper, der Erbauer des abgebrannten Hauses, geliefert, die Bauleitung dessen Sohn, Manfred Semper, geführt. Die Kosten des Baues waren bedeutend; außer den reichsten Zuschüssen seitens der Krone haben die sächsischen Landstände dazu nicht weniger als 4,015,000 Mark bewilligt. Die hervorragendsten Künstler und Techniker waren bei dem Bau und der Ausschmückung des neuen Hauses thätig, zu dessen Vollendung nahezu sieben volle Jahre gebraucht worden sind. Der Bau begann am 29. März 1871 und am 26. April desselben Jahres wurde der erste Stein vermauert, die Uebernahme des neuen Gebäudes begann am 14. Januar 1878 und am 17. desselben Monats fand eine General-Probe-Beleuchtung und Besichtigung desselben durch die sächsische Königsfamilie, den Hof, die Mitglieder der Ständeversammlung, Künstler und Vertreter der Presse und andre dazu vom königlich sächsischen Finanzministerium geladene Personen statt. Die feierliche Einweihung des Theaters wird in den ersten Tagen des Monats Februar vor sich gehen.

Das neue Theater, welches, wie das frühere, gegenüber der katholischen Hofkirche steht, jedoch etwas weiter nach den Zwingeranlagen zurückgeschoben worden ist, nimmt einen Flächenraum von 4859 Quadratmeter ein, wovon der Zuschauerraum mit Logengängen 1152 und der Bühnenraum 1251 Quadratmeter in Anspruch nimmt; der Rest vertheilt sich auf die sehr geräumigen Treppen, Foyers, Garderoben u. s. w. Das frühere Dresdner Hoftheater umfaßte nur 2965 Quadratmeter bebauten Flächenraum.

Das neue Gebäude zerfällt in drei Theile, deren Zweck und Bestimmung schon der flüchtigste Blick erkennen läßt. Die Eingangshallen, Foyers, Vestibüle, durch reichere Architektur ausgezeichnet, umgeben das sich über dieselben erhebende Logenhaus, welches seinerseits durch das Bühnenhaus überragt ist, dessen Giebelecken antike Flügelthiere und dessen Giebelspitzen mächtige Lyra's zeigen.

Die dem Theaterplatz zugewendete segmentartige Hauptfront wird durch einen in der Hauptaxe des Gebäudes vorgelegten, reichgeschmückten Bautheil, die Exedra charakterisirt. Derselbe bezeichnet den Haupteingang und vermittelt zugleich durch eine über letztere sich erhebende Colossalnische die Beziehung zwischen dem Gebäude und dem großen, davorliegenden Platze; diese Nische bietet bei auf dem Theaterplatze etwa stattfindenden Festlichkeiten einen willkommenen und vortrefflichen Centralpunkt. Diese vorspringende Mittelpartie bekrönt ein reiches Piedestahl, welches eine Quadriga, „Dionysos und Ariadne, von Panthern gezogen", trägt. Auf den Gesimsverkörperungen der Säulen befinden sich überlebensgroße Statuen, welche in Beziehung zu der Hauptgruppe gedacht sind. Diese Nische bildet die Mitte der nach beiden Seiten in flachen Kreisbogen sich hinziehenden Foyers, welche

Allerlei.

Interessantes.

Ein seltner Adjutant.

Der aus Bonaparte's Feldzügen bekannte General Rapp, 1772 in Colmar geboren, wo ihm ein Standbild gesetzt ist, hat sich vom gemeinen Soldaten zum General und Pair von Frankreich aufgeschwungen. Er war der einzige in der nächsten Umgebung Napoleons, der sich den Launen des großen Mannes nie unterwarf und seinem kaiserlichen Herrn manchmal derb die Wahrheit sagen durfte; der Kaiser schätzte ihn deshalb nur um so mehr. Einst spielte er mit Sr. Majestät Ecarté und war stark im Glücke. „Aha!" bemerkte der Kaiser, als der General-Adjutant die Goldstücke einstrich, „Sie scheinen die kleinen Napoleons gern zu haben!" „Lieber als die großen!" erwiderte Rapp und knöpfte seine Taschen zu. Bei einer anderen Gelegenheit, als der Kaiser einem Italiener Audienz ertheilte, erschien Rapp jeden Augenblick an der Thür und fragte, ob Se. Majestät ihn gerufen habe. Als der Fremde sich entfernt, fragte Napoleon seinen Adjutanten etwas ärgerlich, warum er ihn so oft gestört habe. „Sire," erwiderte der biedere Rapp, „das Gesicht dieses Menschen gefiel mir ganz und gar nicht und ich hielt es nicht für rathsam, Ew. Majestät mit ihm allein zu lassen. Ich halte ihn jeder schurkischen That für fähig, denn — er ist ein Corse."

Ein Baumfrevel aus Begeisterung.

In den jüngsten Tagen wurde in frühester Morgenstunde in der Lichtenthaler Allee in Baden ein Engländer bemerkt, der mit allem Eifer und großer Anstrengung einen Baum über Mannshöhe erkletterte; er schnitt nun mit einem Messer ein großes Stück Rinde ab, steckte sie und das Messer in die Tasche und er kam selbst wieder auf festen Boden. Von einem Vorübergehenden aufmerksam gemacht, daß er, gesehen von einem Wächter, sich die größten Unannehmlichkeiten zuziehen würde, zog der Frevler mit größter Seelenruhe eine Art Bädecker aus der Tasche und, auf den Baum weisend, las er englisch vor: „Das ist der Baum, an welchem im Jahre 1861 die Kugel, die aus der Pistole des Attentäters Becker Sr. Majestät, dem heutigen German Emperor, bestimmt war — abgeprallt ist." „Das Stückchen Rinde," sagte er, „nehme ich mit nach England als Souvenir — wenn ich Strafe zahlen muß, so zahl' ich sie gern aus Verehrung für den German Emperor."

Anecdote.

Komisches Mißverständniß.

Die Scene spielt auf einer Eisenbahnstation. Eine alte Dame steckte den Kopf zum Fenster hinaus und schreit mit giftigem Gesicht: „Herr Conducteur! Ist's erlaubt, in diesem Coupé zu rauchen?" — „Wenn die Herren drinnen nichts dagegen haben," antwortete dienstwillig der Conducteur, „so können die gnädige Frau getrost rauchen."

Charade.

Der Herr zieht eilig Eins und Zwei,
Der Diener kommt in Hast herbei;
Der Herr zieht darauf Drei und Vier
Und spricht: „Den Thaler wechsle mir;
Ich muß noch in die Kirche gehen
Und mich mit kleinem Geld versehen,
Denn einen Thaler für das Ganze
Will ich nicht werfen in die Schanze."
Der fromme Diener neigt den Kopf
Und denkt: „Wie geizig ist der Tropf!"

Eingesandt von Frau Marie Lenk in Strießen.

Arithmogriph.

16. 11. 9. 7. 11. 5. 14. eine Stadt in Frankreich.
12. 3. 10. 5. 7. 1. eine Grafschaft im nördlichen Californien.
13. 3. 2. 8. 6. 5. eine berühmte Insel.
12. 16. ein sibirischer Fluß.
13. 14. 20. ein Begleidungsstück.
13. 5. 9. 19. 20. ein Gebirge in Deutschland.
20. 3. 2. 18. ein Held der Schweizer Geschichte.
5. 18. 2. 1. 13. ein Name Gottes.
14. 9. 1. 2. ein metallreiches Gebirge.
13. 3. 9. 15. 16. 12. ein männlicher Name.
2. 11. 9. 6. 13. 17. 2. 15. eine dänische Insel.
11. 7. 8. 9. ein deutscher Fluß.

Die Buchstaben 1 bis 20 geben den Namen eines berühmten Naturforschers.

Eingesandt von Herrn F. W. Seidel in Leipzig.

Auflösung des Charade in № 24.

Meerschaumkopf.

Auflösung des Räthsels in № 24.

Leere — Lehre.

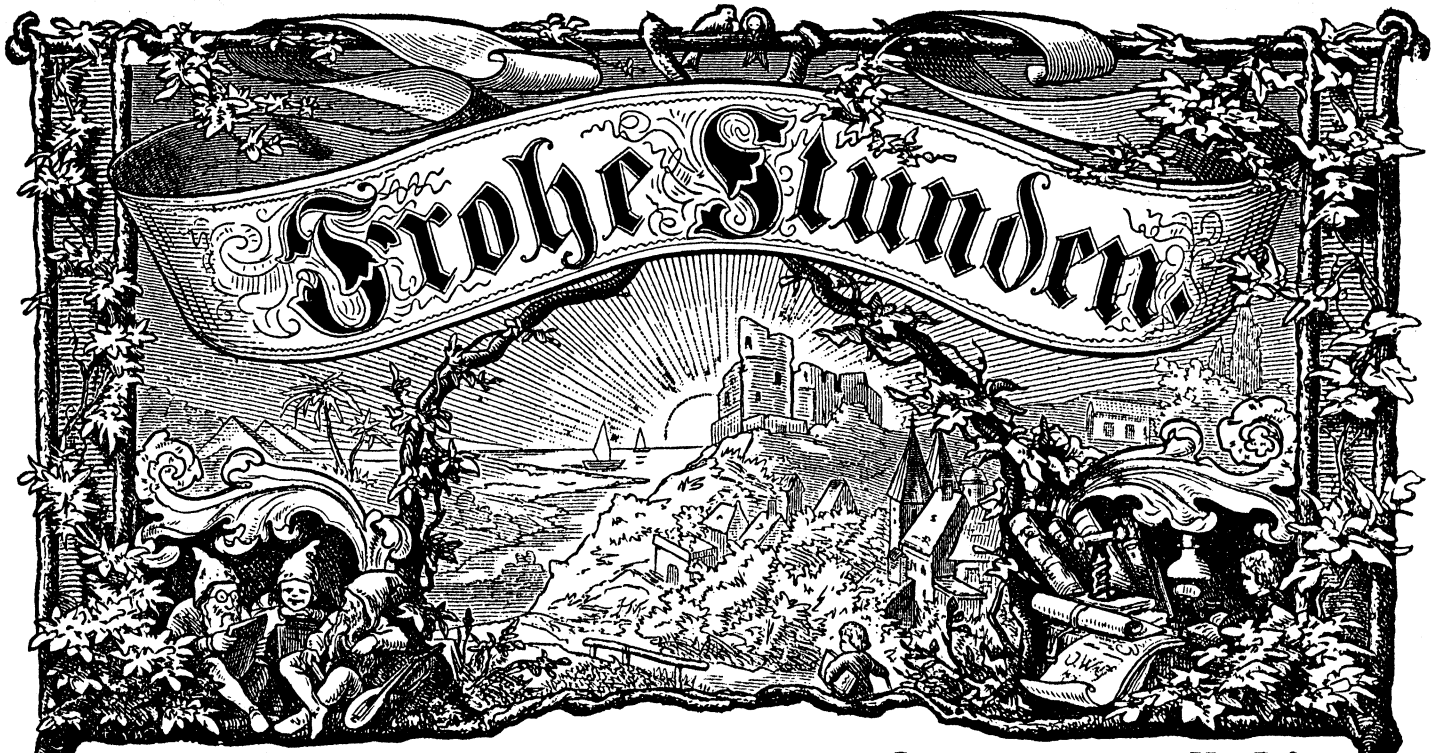
Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Rosa Zschäkel in Dresden, Anna Held in Berlin, Louise Sperling in Leipzig, und den Herren Arno Bergmann und Leo Uhlig in Leipzig, W. Majdewicz und Heinrich Mühle in Dresden, Otto Wort, Berthold Sigismund und Karl Vollbrecht in Berlin.

Briefkasten.

Frau **A. v. F.** in Wiesbaden. Warum wir Ihr Räthsel nicht aufgenommen haben? Weil es aus der „Illustrirten Welt" abgeschrieben ist. Wir sind nicht allwissend und können durch die Aufnahme einer solchen Einsendung mit dem Verleger des betreffenden Journales in ernsten Conflict gerathen.

Herrn **F. W. S.** in L. Acceptirt, wie Sie sehen! Es mußten einige Abänderungen vorgenommen werden, für welche Sie uns Ihre nachträgliche Erlaubniß wohl nicht versagen. Ferneres willkommen.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.



№ 31. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Winnetou hat Dich noch nicht gesehen, aber er erblickt das Zeichen seines tapfern Freundes und weiß nun, daß Du einer seiner Männer bist. Soll Fire-gun, der große Jäger, allein kämpfen um die Scalps der Ogellallah, die nach ihm suchen?"

„Ogellallah?" Dik Hammerdull schnellte in die Höhe, als habe er eine Klapperschlange unter dem Tische erblickt, und auch Pitt Holbers stand mit einem einzigen Schritte seiner langen Beine vor dem Indianer. „Was weiß der rothe Mann von den Ogellallah's?"

„Eile zu Deinem Häuptling; Du wirst es bei ihm erfahren!"

Er wandte sich um zu dem Wirthe, welcher wieder eingetreten war, knüpfte die Pulver-, Kugel- und Proviantbeutel vom Gürtel los, ließ sich dieselben füllen und fuhr dann mit der Hand unter das weißgraue Jagdhemde.

„Winnetou wird geben dem Manne mit den rothen Haaren auch rothes Metall!"

Winklay nahm die Bezahlung in Empfang und betrachtete das schwere Stück mit unverkennbarem Entzücken.

„Gold, ächtes, blankes, massives Gold, vierzig Dollars unter Brüdern werth! Indsman, wo hast Du es her?"

„Pshaw!"

Er sprach das Wort mit geringschätzigem Achselzucken aus und war im nächsten Augenblicke aus der Stube verschwunden.

Der Wirth sah die Andern mit offenem Munde an.

„Hört, Gentlemen, der rothe Hallunke scheint mehr Gold zu besitzen, als wir Alle mit einander. Habe mein Pulver noch nie so gut bezahlt erhalten, wie von ihm. Wäre doch der Mühe werth, ihm einmal nachzugehen, denn daß er von dieser Sorte noch mehr bei sich führt und sein Pferd hier irgendwo stecken hat, das ist so sicher wie die Klinge am Griffe!"

„Wollts Euch nicht rathen, Mann," antwortete Dik Hammerdull, indem er sich zum Gehen rüstete. „Winnetou, der Apache, ist nicht Derjenige, welcher sich auch nur einen Schroot nehmen läßt. Ob er Gold hat oder nicht, das bleibt sich gleich, aber bekommen thut es Keiner!"

Auch Pitt Holbers warf seine Rifle über die Schulter und meinte:

„Müssen fort, Dik, fort, so rasch wie möglich. Der Indsman ist allwissend, und mit den Hunden von Ogellallah's, hol' sie der Teufel, muß es also seine Richtigkeit haben. Aber was wird denn nun mit den Männern dort, he?"

Er zeigte bei diesen letzten Worten auf die Fremden.

„Hab' gesagt, daß sie mitgehen, und wird auch so bleiben!" antwortete der Dicke und wandte sich zu dem Schwarzbärtigen.

„Wenn Ihr Sam Fire-gun sehen wollt, so ist's jetzt Zeit aufzubrechen, aber sagt vorher erst, wie Ihr heißt! Ob Ihr einen Namen habt oder nicht, das bleibt sich zwar ganz gleich, aber man muß doch wissen, wie man Euch zu nennen hat."

Der Gefragte erhob sich, um sich mit seinem Begleiter den beiden Trappern anzuschließen.

„Ich heiße Sander, Heinrich Sander und bin ein Deutscher von Geburt."

„Ein Deutscher? Hm, ob Ihr ein Chinese seid oder ein Großtürke, das bleibt sich gleich, da Ihr aber ein Deutscher seid aus Germany da drüben, so ist es mir um so lieber und auch besser für Euch, denn die Deutschen sind brave Männer; kenne sie, und bin Manchem von ihnen begegnet, der die Büchse zu halten verstand, daß er den Büffel in's Auge traf. Vorwärts also, Mann. Wir müssen lange Beine reiten!"

Die vier Männer traten in's Freie. Dort steckte Hammerdull die Finger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus, auf welchen zwei aufgezäumte Pferde hinter der Fenz hervorgetrabt kamen.

„So, da sind die Thiere. Nun hinauf und fort, Master Sander und — ja, wie soll man denn Euch nennen?" frug er den Andern.

„Peter Wolf heiße ich," antwortete dieser.

„Peter Wolf? Verteufelt miserabler Name! Es ist zwar ganz gleich, ob Ihr John oder Tim oder meinetwegen Bill heißt, aber Peter Wolf, das bricht Einem ja die Zunge entzwei und schiebt die Zähne auseinander. Na also, steigt auf und macht, daß wir in den Wald und dann in die Prairie hinein kommen!"

„Wo ist denn der Indianer hin?" frug Sander.

„Der Apache? Wo der hin ist, das ist ganz egal, das bleibt sich sogar gleich. Er weiß am Besten, wohin er zu gehen hat, und ich wette meine Stute gegen einen Ziegenbock, daß wir ihn grad da wiedertreffen, wo er es für gut hält und wo wir ihn am Nöthigsten brauchen."

Die Wette hätte ihre lustige Seite gehabt, denn es wäre gar Mancher wohl schwerlich bereit gewesen, einen guten, wohlgehaltenen Ziegenbock gegen die alte, steifbeinige Stute zu setzen, die jedenfalls eine ansehnliche Reihe von Jahren auf dem messerscharfen Rücken trug und eher einem Bastarde zwischen Ziege und Esel, als einem brauchbaren Pferde ähnlich sah. Ihr Kopf war unverhältnißmäßig groß, schwer und dick; von einem Schwanze war absolut keine Rede mehr, denn wo früher vielleicht ein kräftiger Haarschweif herabgehangen hatte, da ragte jetzt ein kurzer, spitziger und knochiger Stummel in die Höhe, an welchem man selbst bei Anwendung eines Mikroscopes nicht eine einzige Haarspur entdeckt hätte. Ebenso fehlte die Mähne vollständig. An Stelle war ein wirrer, schmutziger Flaumfederstreifen zu erkennen, welcher zu beiden Seiten des Halses in die langzottige Wolle überging, mit welcher der knochendürre Leib bedeckt war. An den mühsam zusammengehaltenen Lippen konnte man erkennen, daß das liebe Thier wohl keinen einzigen Zahn mehr besitze, und die kleinen, tückisch schielenden Augen ließen vermuthen, daß „Mirjam", wie Hammerdull seine Stute nannte, einen nicht sehr liebenswürdigen Character besitze.

Doch hätte nur der im Westen Unbekannte über die alte Rosinante lächeln können. Diese Art von Thieren hat gewöhnlich ein halbes Menschenalter hindurch dem Reiter in Noth und Gefahr gedient, in Wind und Wetter, in Sturm Schnee, Hitze und Regen treu und muthig zu ihm gehalten, ist ihm daher an das Herz gewachsen und besitzt selbst noch im hohen Alter schätzenswerthe Eigenschaften, welche ihn nicht leicht zu einem Wechsel schreiten lassen. So wußte jedenfalls auch Dik Hammerdull, warum er seine Mirjam beibehielt und nicht einen jungen, kräftigen Mustang an ihrer Stelle unter den Sattel nahm.

Auch Pitt Holbers war nicht sehr prachtvoll beritten. Er saß auf einem kleinen, kurzen und dicken Hengst, der so niedrig war, daß die langen, unendlichen Beine des Reiters fast an der Erde schleiften. Doch waren trotz der nicht geringen Last die Bewegungen des Thieres so leicht und zierlich, daß man ihm schon Etwas zutrauen durfte.

Was die Pferde der beiden Andern betraf, so stammten sie offenbar aus einer ruhigen Farm des Ostens und hatten also die Aufgabe, ihre Brauchbarkeit im Laufe der Zeit erst noch zu beweisen.

Der scharfe Ritt ging bis gegen Abend hin durch den hohen Wald. Sodann erreichte man die offene Prairie, welche, von gelbblühendem Helianthus bedeckt, sich wie ein prachtvoller Teppich nach allen Seiten hin erstreckte und in einer weiten, unendlichen Ebene sich gegen den graugefärbten Horizont verlief.

Die Pferde hatten sich heut ausgeruht, und so konnte man noch ein gutes Stück in die Savanne hineinreiten, ehe ein Nachtlager errichtet wurde. Erst als die Sterne schon am Himmel standen und der letzte Strahl der Sonne längst verschieden war, hielt Hammerdull seine Mirjam an.

„Stop," meinte er; „hier hat der Tag ein Ende, und wir können uns ein Wenig in unsre Decken wickeln! Meinst Du nicht, Pitt Holbers, altes Coon?"

Coon ist die gebräuchliche Abkürzung von Racoon, der Waschbär, und wird zwischen den Jägern unter allerlei Bedeutung gern als Anrede gebraucht.

„Wenn Du denkst, Dik," antwortete brummend der Gefragte, indem er unternehmend in die Ferne schaute. „Aber wäre es nicht besser, wir legten noch eine Meile hinter uns oder drei und fünf? Beim Colonel sind jedenfalls vier tüchtige Arme und zwei gute Büchsen nothwendiger, als hier auf der Wiese, wo die Käfer summen und die Nachtfalter Einem um die Nase streichen, als gäbe es in der ganzen Welt keine Rothhaut auszulöschen."

„Das mit den Käfern und Rothhäuten, das bleibt sich

gleich. Wir haben hier zwei Männer, welche die Savanne noch nicht gekostet haben und müssen ihnen Ruhe gönnen. Sieh' nur, wie hier der Braune von Peter Wolf — verdammt schwerer Name — also, wie der Braune schnauft, als hätte er den Niagarafall in der Kehle! Und der Fuchs, auf dem der Sander hängt, dem tropft ja das Wasser aus dem Barte. Herab also; mit Tagesgrauen gehts weiter!"

Die beiden Deutschen waren des langen Reitens ungewohnt und also wirklich müd geworden. Sie leisteten dem Aufrufe also augenblicklich Folge. Die Pferde wurden an den langen Lasso's angepflockt, und nachdem man ein frugales Abendbrot zu sich genommen und die Wachen bestimmt hatte, legte man sich in den weichen Rasen.

Am Morgen ging es weiter. Die beiden Trapper waren schweigsame Männer, die nicht gern ein Wort mehr sprachen, als unumgänglich nothwendig war; man befand sich ja jetzt nicht mehr im sichern Store, wo man diese oder jene Geschichte unbesorgt vom Stapel lassen konnte, sondern in der Savanne, wo man keinen Augenblick ohne Vorsicht und sorgfaltige Umschau vergehen lassen durfte, und die Nachricht, welche Winnetou gebracht hatte, war geeignet genug, selbst redseligere Zungen im Zaume zu halten. So kam es, daß Sander die Erkundigungen, welche er während des ganzen Tages auf den Lippen gehabt hatte, zurückhielt, und als er sie am Abende auf dem Lagerplatze aussprechen wollte, fand er so verschlossene Ohren, daß er sich unbefriedigt in seine Decke wickelte und den Schlaf suchte.

So ging es mehrere Tage fast wortlos aber in immer gleicher Eile in die Prairie hinein, bis am fünften Tage gegen Abend Hammerdull, welcher an der Spitze ritt, plötzlich sein Pferd anhielt und im nächsten Augenblick im Grase kauerte, um den Boden mit sichtlicher Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Have care, Pitt Holbers, wenn hier nicht Einer vor noch ganz kurzer Zeit geritten ist, so lasse ich mich von Dir auffressen. Steig ab und komm herbei!"

Holbers trat mit dem linken Beine auf die Erde, zog dann das rechte über den Rücken seines dicken Hengstes herüber und bückte sich, um die Spur zu prüfen.

„Wenn Du denkst, Dik," brummte er zustimmend, „so meine ich, daß es ein Indianer gewesen ist."

„Ob es eine Rothhaut gewesen ist oder nicht, das bleibt sich gleich, aber das Pferd eines Weißen giebt eine andre Spur als diese da. Steig' wieder auf und laß mich machen."

Er verfolgte zu Fuße die Hufeindrücke, während seine erfahrene und verständige Mirjam langsam nnd freiwillig hinter ihm hertrollte. Nach einigen Hundert Schritten blieb er halten und wandte sich zurück:

„Steig wieder ab, altes Coon, und sage mir, wen wir da vor uns haben!"

Er deutete mit dem Zeigefinger auf die Erde. Holbers bog sich herab und unterwarf die Stelle einer sehr genauen Prüfung.

„Wenn Du denkst, Dik, daß es der Apache ist, so sollst Du Recht haben. Dieselben ausgezackten Fransen, wie hier eine an dem Cactus hängt, trug er damals im Store an den Mocassins. Ich habe dergleichen noch bei keiner Rothhaut bemerkt, da sie gewöhnlich nur grad ausgeschnitten werden. Er ist hier abgestiegen, um sich irgend Etwas anzusehen, und dabei haben ihm die Stacheln die Franse abgerissen. Ich denke — — — behold, Dik, schau' hier rechts! Was für Füße sind das wohl gewesen?"

„Bei Deinem Barte, Pitt, das ist ein scoundrel, so ein Schuft von Indsman, der von dort seitwärts kam und hier abgebogen ist, was meinst Du?"

„Hm! Der Apache hat ein heidenmäßig scharfes Auge; ihm ist wahrhaftig gleich die erste Spur des Mannes in's Gesicht gefallen, und wer weiß, wie lange wir schon auf der seinigen herumgeschnobert sind, ohne sie zu bemerken."

„Ob wir sie bemerkt haben oder nicht, das bleibt sich gleich. Wir haben sie ja gefunden, und das ist genug. Aber eine Rothhaut läuft nicht so einzeln hier mitten in der Savanne herum. Er wird in der Nähe seine Mähre stehen haben, und nicht weit davon hält sicher eine ganze Anzahl Pfeilmänner und führt irgend eine Teufelei im Schilde. Laßt uns einmal Umschau halten, ob nicht Dieses oder Jenes zu bemerken ist, an das wir uns greifen können!"

Er suchte den Horizont sorgfältig ab und schüttelte dann unbefriedigt mit dem Kopfe.

„Hört, Sander, Ihr habt da ein Futteral an der Seite hängen. Warum macht Ihr es nicht auf? Steckt etwa ein Vogel drin, der Euch nicht fortfliegen soll?"

Sander öffnete das Etui, zog ein Fernrohr hervor und reichte es dem Trapper vom Pferde herab. Dieser stellte es, brachte es vor das Auge und begann seine Untersuchung von Neuem.

Nach kurzer Zeit zog er die Augenbrauen zusammen und meinte mit listigem Blinzeln:

„Hier hast Du einmal das Glas, Pitt Holbers. Sieh da hinauf, und sage mir, was das für eine lange, grade Linie ist, welche sich von Osten her längs des nördlichen Horizontes bis hinüber nach Westen zieht?"

Holbers folgte der Weisung. Dann nahm er das Rohr vom Auge und rieb sich bedachtsam seine lange, scharfe und spitzige Nase.

„Wenn Du denkst, Dik, daß es der Railway ist, die Eisenbahn, die sie da hinüber nach Kalifornien gelegt haben, so bist Du nicht so dumm, als wie man denken sollte."

„Dumm —? Dik Hammerdull und dumm! Kerl, ich kitzle Dich mit meiner Klinge zwischen die Rippen, daß Dir der lange Athem wie ein morsches Schiffsthau aus dem großen Maule läuft! Dik Hammerdull und dumm! Hat man jemals so Etwas gehört? Uebrigens, ob er dumm ist oder nicht, das bleibt sich gleich; aber wer ihn für billiger kaufen will, als er ist, der mag wohl zusehen, daß er sich nicht verrechnet. Was aber hat denn eigentlich der Railway mit der Rothhaut zu thun, die von da hinübergeschlichen ist,

Pitt Holbers, Du Ausbund von allen möglichen Arten der Weisheit, he?"

„Hm, wann kommt wohl der nächste Zug, Dik?"

„Weiß nicht genau, denke aber, daß er noch heut hier vorübergeht."

„Dann haben es die Rothen sicher auf ihn abgesehen."

„Sollst Recht haben, altes Coon. Aber von welcher Seite wird er kommen — von hüben oder von drüben?"

„Da mußt Du nach Omaha und San Franzisko gehen, wo man Dir Auskunft geben wird; auf meinem Rocke aber klebt kein Tarif!"

„Wills dem alten Fetzen auch nicht zumuthen. Doch, ob er vom Osten kommt oder vom Westen, das bleibt sich gleich; wenn er nur kommt, dann haben sie ihn. Ob wir aber ruhig zugeben, daß sie ihn anhalten und den Passagieren Scalp und Leben nehmen, daß ist eine andre Sache. Was sagst Du dazu?"

„Halte es ganz für unsre Pflicht, ihnen einen Strich übers Gesicht zu machen."

„Ganz meine Meinung. Also abgestiegen und vorwärts. Ein Mann hoch zu Roß wird von den Spürnasen eher bemerkt als Einer, der sein demüthig den Weg unter die eigenen Füße nimmt. Wollen doch sehen, in welchem Loche sie stecken. Aber schußfertig halten, Ihr Männer, denn wenn sie uns bemerken, dann ist die Büchse das Erste, was wir brauchen!"

Sie schlichen sich langsam und mit außerordentlicher Vorsicht vorwärts. Die Spuren, denen sie folgten und welchen sich auch diejenigen des Apachen beigesellt hatten, führten erst an das Tracée der Bahn und dann diesem immer entlang, bis man von fern einige wellenförmige Erhöhungen des Bodens bemerkte.

Jetzt hielt Dik Hammerdull wieder an.

„Wo die Schufte stecken, das bleibt sich natürlich gleich, aber ich lasse mich so lang braten, bis ich so hart und dürr geworden bin wie Master Holbers, wenn sie sich nicht dort hinter das Zwerggebirge zurückgezogen haben. Wir können nicht weiter, denn — —"

Das Wort blieb ihm im Munde stecken, aber in demselben Augenblicke hatte er auch seine alte Büchse an der Wange, senkte sie jedoch auch sofort wieder herab. Ueber die jenseitige Böschung des Bahndammes hatte sich eine Gestalt erhoben, schnellte sich mit katzenhafter Geschmeidigkeit über den Schienenweg herüber und stand im nächsten Momente vor den vier Männern. Es war der Apache.

„Winnetou hat die guten Bleichgesichter kommen sehen. Sie haben die Spur des Ogellallah entdeckt und werden das Feuerroß retten vor dem Untergange?"

„Heigh-day," meinte Hammerdull; „ein Glück, daß es kein Andrer war, denn er hätte meine Kugel geschmeckt und wir hätten uns durch den Schuß verrathen! Aber wo hat der Häuptling der Apachen sein Pferd? Oder befindet er sich ohne Thier im wilden Lande?"

„Das Pferd des Apachen ist wie der Hund, welcher sich gehorsam niederstreckt und wartet, bis sein Herr zurückkehrt. Er hat gesehen die Ogellallah vor vielen Sonnen und ist gegangen an den Fluß, den seine weißen Brüder Arkansas nennen, weil er glaubte, zu sehen seinen Freund Sam Fire-gun, den großen Jäger, welcher nicht im Wigwam war. Dann ist er wieder gefolgt den bösen rothen Männern und wird nun warnen das Feuerroß, damit es nicht stürzt auf dem Pfade, den sie ihm zerstören wollen."

„Lack-a-day!" dehnte Pitt Holbers. „Ei seht doch, wie klug die Hallunken es anfangen! Wenn man nur wüßte, von welcher Seite der nächste Zug kommt!"

„Das Feuerroß wird kommen von Osten, denn das Roß von Westen ging vorüber, als die Sonne dem Häuptling der Apachen über dem Scheitel stand."

„So wissen wir, nach welcher Richtung wir uns zu wenden haben. Aber wann wird der Zug diese Gegend passiren? Pitt Holbers, wie steht es?"

„Hm, wenn Du denkst, Dik, daß ich trotzdem einen Tarif habe, so sage mir vor allen Dingen, wo er eigentlich stecken soll!"

„In Deinem Kopfe sicher nicht, altes Coon, denn da sieht es aus wie in der Llano estaccata, wie sie da unten die Gegend nennen, in der es Nichts giebt, als Staub und Stein und höchstens einmal Stein und Staub. Doch schaut, Ihr Leute, dort geht die Sonne unter; in einer Viertelstunde ist es finster, und wir können die rothen Spitzbuben beobachten, was sie —"

„Winnetou ist gewesen hinter ihrem Rücken," unterbrach ihn der Apache, „und hat gesehen, daß sie den Pfad von der Erde rissen und ihn über den Weg des Feuerrosses legten, damit es stürzen solle."

„Sind ihrer Viele?"

„Nimm ihrer zehn mal zehn und Du hast noch nicht die Hälfte der Krieger, die an der Erde liegen, um auf das Kommen der Bleichgesichter zu harren. Und der Pferde sind noch viel mehr, denn alles Gut, welches sich auf den Feuerwagen befindet, soll auf die Thiere geladen und fortgeführt werden."

„Sie sollen sich verrechnet haben! Was gedenkt der Häuptling der Apachen zu thun?"

„Er wird bleiben an diesem Orte, um die rothen Männer zu bewachen. Meine weißen Brüder sollen dem Feuerrosse entgegenreiten und seinen Lauf in der Ferne hemmen, damit die Kröten von Ogellallah's nicht sehen, daß es sein Feuerauge schließt und stehen bleibt."

Der Rath war gut und wurde sofort befolgt. Es war den Männern unbekannt, zu welcher Zeit der Zug kommen mußte; das konnte an jedem Augenblicke geschehen, und da zur Warnung, wenn die Ogellallah's Nichts bemerken sollten, ein bedeutender Vorsprung nöthig war, so gab es Gefahr im Verzuge. Winnetou blieb also zurück und die vier Andern saßen wieder auf, und bewegten sich längs des Schienengleises im scharfem Trabe nach Osten zu.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Bekenntnisse eines Inserenten.

John Holloway in London, wohl der stärkste Inserent Englands, schreibt einem englischen Redakteur: „Es war am 15. Oktober 1837, als ich zum ersten Male inserirte: Meine Pillen und Salben wollten anfänglich nicht ziehen. Es war meine Geschäftsregel, was ich sparen konnte, in Anzeigen zu stecken. In dem Jahre 1842 verausgabte ich schon 5000 Pfd. St. für Inserate, im Jahre 1845 war ich auf 10,000 Pfd. St. gestiegen. In dem Jahre der großen Ausstellung, 1851, verausgabte ich dafür 20,000 Pfd. St., 1855 30,000 Pfd. St. und in dem verflossenen Jahre über 40,000 Pfd. St. Die Verhaltungsmaßregeln sind in alle Sprachen des Kontinents und in fast alle Zungen Asiens übersetzt. Ich aber scheere dabei mein goldenes Schäfchen."

Der Kassationshof von Paris hatte dieser Tage einen seltsamen Fall zu entscheiden. Obligatorisch wie bei unsern Advocaten die Robe, bei den deutschen der Frack, ist bei den eingebornen indischen Advocaten, wenn sie plädiren, die Barfüßigkeit; Schuhe und Strümpfe sind streng verpönt. Man denke sich also die Entrüstung des Tribunals zu Pondichery, als eines Tages der Advokat Ponnoutamby in untadelhafter Choiffure vor ihm erschien und auf Vorhaltungen des Präsidenten erklärte, es stehe ihm frei, ein Kostüm zu tragen, wie es ihm beliebe. Der Gerichtshof erkannte ihm daraufhin wegen „eines Aktes der Unehrerbietigkeit die Befugniß zur Advokatur ab und gegen dieses Urtheil hatte Herr Ponnoutamby den Kassationshof angerufen. Auf ein Gutachten des Marineministeriums hin kassirte der höchste Gerichtshof das Urtheil und so kann fortan Herr Ponnoutamby in Strümpfen und Schuhen plädiren, falls es ihm so gefällt.

Gefälschte Kaffeebohnen.

Ein amerikanisches Journal öffnet allen behaglichen Schwärmern, die sich an ihrem ächten Mokka oder Java vergnügen, die Augen darüber, daß sie sich nicht selten in einem süßen Wahne befinden. Denn massenhaft werden jetzt Pseudo-Kaffeebohnen fabrizirt und so täuschend, das sie nur schwer vom Naturgewächs zu unterscheiden sind. Man preßt sie aus gewöhnlichem Thon in Formen, 100 auf einen Druck, brennt sie leicht, so daß sie die richtige Härte erhalten und mischt sie dann unter die ächte Waare. Beim Brennen des Kaffee's nehmen diese Kunstbohnen die braune Farbe der natürlichen an und sind auch dann nicht zu unterscheiden. Man kann sich von den Böcken unter den Schafen nur überzeugen, wenn man eine Anzahl roher Bohnen zerbricht oder mit dem Hammer zerschlägt und sie dann durch den Geschmack prüft.

Charade.

Die Erste hebt und senkt sich erst in Stunden,
Das zweite Paar in eiligen Sekunden,
Die Erste wogt, gepeitscht von Sturmeswuth,
Das zweite Paar, durchhaucht von Liebesgluth.
Das Ganze, durch die Erste einst geschaffen
In Zeiten, die dem Blicke sich entraffen,
Nimmt auf den Schiffer, der nach weiter Bahn
Sich endlich will der sichern Küste nah'n.

Eingesandt von Fräulein Minna Holbert in Berlin.

Arithmogriph.

1. 8. eine gerngehörte Zustimmung.
2. 9. 7. 2. die größte unserer Wohnungen.
3. 4. 5. 8. ein weiblicher Name.
4. 1. 2. eine Verneinung für ewig.
5. 2. 4. 3. Name eines ostindischen Fürsten.
6. 7. 7. 8. ein nordischer Frauenname.
7. 2. 1. 5. ein besitzanzeigendes Fürwort.
8. 7. 6. 9. eine Gefäßart des thierischen Körpers.
9. 1. 2. 7. eine Art der Gräser.
10. 2. 7. 6. 9. eine pflanzliche Celebrität des Libanon.

Die Anfangsbuchstaben dieser Worte, von oben nach unten gelesen, geben den Namen einer berühmten Heldin der französischen Geschichte.

Eingesandt von Herrn Karl May in Neustrießen.

Auflösung des Arithmogriph in № 27.

Ode. — Leo. — Dur. — Eden. — Nord. — Berg. — Ur. — Neue. — Geld. — **Oldenburg.**

Auflösung des Räthsels in № 27.

Last — List — Lust.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Agnes Nollendorf in Neustadt a. d. H., Frau Ida Weller in Breslau, Helene Tannert in Görlitz und den Herren Arno Bergmann in Leipzig, W. Majdewicz und Friedrich Huhn in Dresden, Franz Hilbert in Potsdam, Karl Löffler in Jena, Hugo Jahr in Chemnitz und Ferdinand Schöne in Hohenstein.

Briefkasten.

Herrn **F. W. Sch.** in Halle. Acceptirt. Doch können wir nicht bestimmen, in welcher Nummer die Aufnahme erfolgen wird.

Herrn **V. U.** in Chemnitz. Wenden Sie sich an die erste beste Buchhandlung oder an einen Ihnen bekannten Colporteur.

Herrn **E. K.** in Prag. Wir werden die betreffende Erkundigung einziehen und das Resultat Ihnen brieflich sofort mittheilen.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 32. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Sie waren wohl fast eine Viertelstunde geritten; da hielt Hammerdull seine Stute an und blickte seitwärts.

„Good lack," meinte er; „liegt dort nicht Etwas im Grase, grad wie ein Hirsch, oder — — ah, Pitt Holbers, sage doch einmal, was für ein Viehzeug es wohl sein wird!"

„Hm, wenn Du denkst, Dik, daß es das Pferd des Apachen ist, welches hier wie angespießt liegen bleibt, bis es von seinem Herrn abgeholt wird, so will ich Dir beistimmen!"

„Errathen, altes Coon! Aber kommt, wir wollen den Mustang nicht aufscheuchen, denn wir haben Besseres zu thun. Ob wir den Zug treffen oder nicht, das bleibt sich gleich, aber warnen müssen wir ihn, und je weiter hinaus dies geschieht, desto besser ist es. Die rothen Schufte dürfen nicht an den Lichtern sehen, daß er hält und also ihr Vorhaben verrathen ist!"

Wieder ging es vorwärts. Die Tageshelle verschwand schnell, da es in jenen Gegenden eine nur sehr kurze Dämmerzeit giebt, und noch war nicht viel über eine halbe Stunde vergangen, so hatte sich die Dunkelheit des Abends über die weite Prairie gesenkt und die Sterne begannen, ihre matten Strahlen herabzusenden. Ein Wenig Mondesschein wäre den Reitern für jetzt willkommen gewesen, da er aber später die Annäherung an die Indianer erschwert hätte, so war es ihnen ganz recht, daß der nächtliche Beleuchter der Erde sich eben in einer dunklen Phase befand und keine Spur seines magischen Schimmers bemerken ließ.

Bei dem durchdringenden Lichte, welches die amerikanischen Maschinen bei sich führen, war das Nahen des Zuges auf eine Entfernung von mehreren Meilen bemerklich; es mußte also eine Strecke zurückgelegt werden, welche diese Tragweite des Lichtes überstieg; darum ließ Dik Hammerdull seine Mirjam weit ausgreifen, und die Andern folgten wortlos seiner Führung.

Endlich hielt er an und sprang vom Pferde, und die drei Begleiter thaten dasselbe.

„So!" meinte er; „ich denke, daß der Vorsprung nun groß genug ist. Fesselt die Thiere und sucht ein Wenig trocknen Grases zu finden, damit wir ein Zeichen geben können!"

Dem Gebote wurde Folge geleistet, und bald war ein Haufen dürrer Halme beisammen, welche sich mit Hülfe von einigem aufgestreutem Pulver leicht in Brand stecken ließen.

Auf ihre Decken gelagert, lauschten nun die Männer

in die stille Nacht hinein und verwandten fast kein Auge von der Richtung, aus welcher der Zug zu erwarten war. Die beiden Deutschen konnten sich zwar Alles wohl denken, was geschehen sollte, waren aber in dem Leben des wilden Westens zu unerfahren, als daß sie an eine Unterbrechung der herrschenden Schweigsamkeit hätten denken wollen und ließen daher die zwei Jäger ruhig gewähren. Außer dem Geräusch, welches die grasenden Pferde verursachten, war rings kein Laut zu hören, als höchstens das leise Knistern eines auf Raub ausgehenden Deckflüglers, und die Minuten dehnten sich zu einer immer peinlicher werdenden Länge.

Da, nach einer kleinen Ewigkeit, blitzte in weiter, weiter Ferne ein Licht auf, erst klein und kaum wahrnehmbar, nach und nach aber immer größer werdend und an Intensität gewinnend.

„Pitt Holbers, was sagst Du zu dem Johanniswurm da vorn, he?"

„Hm, dasselbe, was Du schon gesagt hast, Dick Hammerdull!"

„Wohl die klügste Ansicht, die Du in Deinem ganzen Leben gehabt hast, altes Coon! Ob es die Locomotive ist oder nicht, das bleibt sich gleich, aber so viel ist sicher, daß der Augenblick des Handelns bald gekommen ist; Heinrich Sander, wenn der Zug naht, so schreiet Ihr, so laut Ihr könnt, und auch Ihr, Peter Wolf — verdammt miserabler Name, er reißt Einem ja den Mund entzwei! — Ihr macht Lärmen und Halloh nach Herzenslust. Das Uebrige werden wir schon selbst besorgen!"

Er nahm das Gras zur Hand, welches er zu einer langen, starken Lunte zusammengedreht hatte, und schüttete das Pulver auf. Dann zog er seinen Revolver aus dem Gürtel.

Jetzt machte sich das Nahen der Wagen durch ein immer vernehmlicher werdendes Rollen bemerklich, welches nach und nach zu einem Geräusche anwuchs, das dem Grollen eines entfernten Donners glich.

„Streck' Deine ewigen Arme aus, Pitt Holbers, thue die Meilenlippen auseinander und brülle, so laut es geht, altes Coon. Der Zug ist da!" rief Hammerdull, indem er zugleich besorgt nach den Pferden blickte, welche bei dem ungewohnten Phänomen schnaubend und stampfend an den Riemen zerrten, mit denen sie an die Erde befestigt waren.

„Peter Wolf — der Teufel hole diesen holprigen Namen! — paßt auf, daß uns die Thiere nicht fortgehen. Schreien könnt Ihr dabei ja auch!"

Der Augenblick war gekommen. Einen blendenden Lichtkeil vor sich herwerfend, brauste der Zug heran. Hammerdull hielt den Revolver an die Lunte und drückte los. Im Nu flammte das Pulver auf und brachte das dürre, ausgetrocknete Gras in glimmenden Brand. Die Lunte kräftig schwingend, versetzte er sie in helle Flamme und rannte von ihrem flackernden Lichte hell beleuchtet, dem Zuge entgegen.

Der Maschinist mußte das Zeichen durch die Glastafel des Wetterschutzes sofort bemerkt haben, denn schon nach den ersten Schwingungen des hochlodernden Brandes ertönte ein sich rasch und scharf wiederholender Pfiff, fast in demselben Augenblicke wurden die Bremsen angezogen, die Räder knirschten und schrieen in der Hemmung, und mit donnerndem Dröhnen flog die lange Wagenreihe an den vier Männern vorüber, die dem seine Geschwindigkeit nun zusehends verringernden Zuge nachsprangen.

Endlich hielt er. Ohne zunächst die sich von ihren erhöhten Plätzen herabbeugenden Beamten zu beachten, eilte Hammerdull trotz seiner Dicke an den Wagen vorbei bis vor die Locomotive, warf seine Decke, welche er von der Erde aufgerafft hatte, vorsorglich über die Laternen und Reflectors und rief zu gleicher Zeit mit möglichst lauter Stimme:

„Lichter aus — macht den Railway dunkel."

Sofort verschwanden alle Laternen. Die Angestellten an der Pacificbahn sind geistesgegenwärtige und schnell gefaßte Leute. Sie konnten sich denken, daß der Ruf seinen guten Grund habe und folgten ihm augenblicklich.

„'sdeath!" rief es nun von der Maschine herab; „warum verdeckt Ihr unsre Flamme, Mann? Ich hoffe nicht, daß da vorn irgend Etwas los ist! Wer seid Ihr und was hat Euer Signal zu bedeuten?"

„Wir müssen im Finstern sein, Sir," antwortete der umsichtige Trapper; „es sind Indsmen vor uns, und ich glaube sehr, daß sie die Schienen aufgerissen haben!"

„Alle Teufel! Wenn dem so ist, so seid Ihr der bravste Kerl, der jemals durch dieses verfluchte Land stolperte!"

Zur Erde herabspringend, drückte er ihm die Hand und gebot, die Wagen zu öffnen.

Nach kaum einer Minute waren die Jäger von einer Menge Neugieriger umringt und mußten sich fast wundern über die bedeutende Anzahl von Leuten, welche den Coupee's entstiegen, um sich über die Ursache des Aufenthaltes zu unterrichten.

„Was ist los? Was giebt es? Warum halten wir?" rief es von allen Seiten.

In kurzen Worten erklärte Hammerdull die Verhältnisse und brachte dadurch eine nicht geringe Aufregung unter den Anwesenden hervor.

„Gut, sehr gut!" rief der Ingenieur. „Zwar bringt das eine Störung im Betriebe hervor, aber das hat Nichts zu sagen gegen die prächtige Gelegenheit, den rothen Hallunken einmal Eins auf das Fell zu brennen. Das ist in kurzer Zeit das dritte Mal, daß sie es wagen, Züge zu überfallen und auszurauben, und allemal sind es die verdammten Ogellallah's gewesen, dieser verteufeltste Stamm der Sioux, denen die Wildheit und Feindseligkeit nur durch eine gute Kugel ausgetrieben werden kann. Heut' aber sollen sie sich geirrt haben und ihren Lohn gleich in ganzer Summe erhalten! Jedenfalls haben sie geglaubt, daß dieser Zug wie gewöhnlich viele Güter und nur fünf bis sechs Leute mit sich führe. Glücklicher Weise aber haben wir einige Hundert Arbeiter geladen, die für den Brücken- und Viaducten-

bau droben in den Mountains bestimmt sind, und da diese braven Leute fast alle Waffen bei sich tragen, so wird uns die Sache gar nicht schwer werden und nur einigen Spaß bereiten!"

Er stieg zunächst wieder auf die Maschine, um die jetzt überflüssigen Dämpfe abzulassen, welche mit gellendem Zischen den Ventilen entströmten und die Umgebung des Wagens in eine weiße Wolke hüllten. Dann sprang er herab, um Revue über die ihm zu Gebote stehenden Kräfte zu halten.

„Zunächst sagt mir einmal, wie Ihr Euch nennt, Mann! Ich muß doch wissen, wem ich die glückliche Warnung zu verdanken habe."

„Mein Name ist Hammerdull, Sir, Dik Hammerdull, so lang ich lebe!"

„Schön! Und der Andre hier?"

„Wie der heißt, das bleibt sich gleich, aber da er zufällig auch einen Namen hat, so schadet es keinem Menschen etwas, wenn Ihr ihn erfahrt. Er nennt sich Pitt Holbers, Sir, und ist ein Kerl, auf den man sich verlassen kann."

„Und die beiden Andern. — Dieser da und der dort bei den Pferden?"

„Das sind zwei Männer aus Germany da drüben herüber, Sir, und heißen Heinrich Sander — Harry würde wohl besser klingen — und — verdammt miserabler Name! — Peter Wolf. Sprecht die beiden Worte ja nicht aus, Sir, denn Ihr werdet das Genick dabei brechen!"

„Well!" lachte der Beamte. „Es ist nicht jede Zunge so commodious wie die Eurige, Master Hammerdull!"

„Hammerdull? Dik Hammerdull?" rief da eine tiefe, kräftige Stimme, und ein Mann drängte sich durch die Umstehenden herbei. „Welcome, altes Coon! Dachte Dich erst in „Hide-spot" zu treffen und muß hier an Dich rennen! Welche Angelegenheit hat Dich herausgetrieben?"

„Was mich herausgetrieben hat, Colonel, das bleibt sich gleich, aber ich habe mir ein Wenig Pulver, Blei und Tabak geholt für meine Mary, das Pulver und Blei nämlich, weil die Mary Eure gewöhnliche Sorte nicht vertragen kann. Der lange Pitt ist mitgegangen, wißts schon, Colonel, zu Master Winklay, dem Irishman, und haben da Zwei aus Germany mitgebracht, die Sam Fire-gun, nämlich Euch, gern sehen wollen."

„Sam Fire-gun!" rief der Maschinist, auf den Fremden zutretend. „Seid Ihr das wirklich, Sir?"

„Man nennt mich so!" klang kurz und einfach die Antwort. Der Sprecher war ein Mann von wahrhaft riesigen Körperformen, wie man trotz der Dunkelheit zu erkennen vermochte. Er trug die gewöhnliche Trapperkleidung. Die Umstehenden hatten sich beim Nennen seines Namens wie ehrerbietig um ein Weniges zurückgezogen.

„Good luck, Sir, dann haben wir ja ganz den richtigen Mann bei uns, dem wir das Commando übergeben können. Wollt Ihr die Sache übernehmen?"

„Wenn es die Gentlemen alle zufrieden sind, warum nicht!"

Ein allgemeiner Ruf der Zustimmung ließ sich ringsum vernehmen. Dem berühmtesten Jäger des Westens, dem Hunderte einmal zu begegnen wünschten, ohne ihren Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, und der hier so unerwartet in Mitten der Leute stand, konnte und mußte man den Oberbefehl mit vollständigem Vertrauen übergeben.

„Natürlich sind sie es zufrieden. Trefft also Eure Maßregeln so schnell wie möglich! Wir haben keine Zeit zu verlieren und dürfen die rothen Mesch'schurs nicht lange auf uns warten lassen."

„Well, Sir, nur laßt mich erst einige Worte mit diesem Manne hier sprechen! Dik Hammerdull, wer aus dem „Hide-spot" ist noch bei Euch Beiden?"

„Keiner, Colonel! Die Andern sind daheim, oder hinauf in die Berge."

„Muß aber doch noch Einer bei Euch sein, Dik, denn wie ich Dich kenne, so bist Du nicht von den Rothen fortgelaufen, ohne ihnen einen Wachtman, einen Wächter hinzustellen."

„Wie ich fortgelaufen bin, das bleibt sich gleich, aber wenn Ihr den Dik Hammerdull für so dumm gehalten hättet, nicht an den Wachtman zu denken, so hättet Ihr Euch verdammt geirrt in ihm, Colonel! Es steht Einer da, wie es keinen Bessern giebt."

„Wer ist's?"

„Wie es keinen Bessern giebt, Sir, habe ich gesagt, und das ist genug, denn es giebt nur einen Einzigen, von dem sich in dieser Weise reden läßt. Sein Gaul liegt einen kleinen Ritt weit hinter ihm und wartet, bis er abgeholt wird."

„Sein Gaul — wartet? Dik Hammerdull, das könnte allerdings nur ein Einziger sein, und dieser heißt Winnetou."

„Errathen, Colonel, errathen! Der Apache traf uns da unten bei dem Irishman und warnte uns. Er hat die Spur der Ogellallah's verfolgt und ist vorhin wieder zu uns gestoßen."

„Winnetou, der Häuptling der Apachen?" frug der Maschinist, während ein Gemurmel der Befriedigung durch die Menge der Andern lief. „Heigh-day, ist das heut ein Zusammentreffen! Der Mann ist ja ganz allein ein Stämmchen Jäger werth, und wenn er auf unsrer Seite steht, so werden wir die rothen Schufte heimschicken, daß sie an uns denken sollen. Wo steht er?"

„Ob er steht oder nicht, Sir, das bleibt sich gleich, aber er liegt ganz nahe bei den Indsmen auf der linken Seite des Schienenweges. Es muß dort noch Alles in Ordnung sein, sonst wäre er hier, um zu warnen."

„Gut," meinte Sam Fire-gun, „so will ich Euch nun meine Meinung sagen: Wir bilden zwei Abtheilungen, welche zu beiden Seiten der Bahn sich an die Indianer schleichen. Die eine führe ich, und die andere, hm, Sir, geht Ihr mit?"

„Versteht sich!" meinte der Ingenieur. „Zwar darf ich eigentlich meinen Posten nicht verlassen, aber ich mag doch

nicht umsonst ein paar gesunde Fäuste besitzen, und der Heizer hier ist Manns genug, einstweilen meine Stelle zu vertreten. Ich würde es auf dem alten Feuerkasten nicht aushalten können, sobald ich Eure Büchsen knallen hörte, und gehe also mit!" Und sich zu seinem Personale wendend, fuhr er fort: „Ihr bleibt hier bei den Wagen und gebt wohl acht; man weiß zuweilen nicht, was passiren kann. — Tom!"

„Sir!" antwortete der Feuermann.

„Du verstehst ja, mit der Maschine umzugehen. Damit wir nicht erst wieder zurückzugehen brauchen, kommst Du, sobald Du ein Feuerzeichen erblickst, mit dem Zuge nach. Aber langsam fährst Du, so langsam und vorsichtig wie möglich, denn es wird jedenfalls am Tracée auszubessern geben! — Was aber den andern Anführer betrifft, Master Fire-gun, so hoffe ich nicht, daß Ihr grad mich in Vorschlag bringen wollt. Ich will gern mitthun, ja, aber ein Westmann bin ich nicht. Sucht Euch also einen Andern, dem Ihr die Stelle geben könnt!"

„Gut, Sir," nickte Sam Fire-gun; „ich wollte Euch nicht gern vernachlässigen; aber ich weiß hier Einen, der seine Sache eben so gut machen wird, wie ich die meine, und Ihr könnt ihm also Eure Männer ruhig anvertrauen. Dik Hammerdull, was meinst Du?"

„Was ich meine, das bleibt sich gleich, Colonel; aber ich denke, Ihr werdet nichts Unrechtes bestimmen!"

„Denk's auch! Willst Du die andre Hälfte führen?"

„Hm, wenn mir die Männer nachlaufen wollen, so will ich gern vorankriechen! Die Mary hat neues Pulver und Blei und wird ein sehr vernünftig Wort dort mit den Indsmen reden. Aber die Pferde, Colonel, die müssen zurückbleiben; der Mann aus Germany, der Sander, kann sie halten."

„Fällt mir nicht ein," entgegnete dieser kurz; „ich gehe mit!"

„Was Euch einfällt oder nicht, das bleibt sich gleich; aber wenn Ihr nicht wollt, so kann es ja der Andre thun, der Peter Wolf — hol' der Teufel den bockbeinigen Namen —!"

Auch dieser weigerte sich, und so bekam einer der wenigen waffenlosen Arbeiter den Auftrag, die Pferde einstweilen in seine Obhut zu nehmen.

Die streitbaren Kräfte wurden getheilt. Sam Fire-gun und Dik Hammerdull stellten sich an die Spitze der beiden Abtheilungen; der Zug blieb zurück; die Männer bewegten sich vorwärts, und nach wenigen Augenblicken lag tiefe Stille über der Gegend, und nicht das leiseste Geräusch verrieth, daß der auf der weiten Ebene ruhende, scheinbare Frieden die Vorbereitung einer blutigen Katastrophe in sich berge.

Zunächst wurde eine ansehnliche Strecke in aufrechter Stellung zurückgelegt; dann aber, als die Nähe des muthmaßlichen Kampfplatzes erreicht war, legten sie sich nieder und krochen, Einer hinter dem Andern, auf Händen und Füßen zu beiden Seiten der Böschung entlang.

„Uff" klang es da leise an das Ohr Sam Fire-gun's.

„Die Reiter des Feuerrosses mögen hier liegen und warten, bis Winnetou, der Häuptling der Apachen, fortgeht und wiederkommt!"

„Winnetou?" frug der Jäger, sich halb emporrichtend. „Hat mein rother Bruder die Gestalt seines weißen Freundes vergessen, daß er ihn nicht erkennt?"

„Sam Fire-gun!" klang es überrascht. „Der große Geist sei gelobt, der dem Apachen heut Dein Angesicht zeigt; er mag Deine Hand segnen, daß sie vernichtend falle auf die Häupter Deiner Feinde! Ist mein Bruder auf dem Feuerroß geritten?"

„Ja; er hat das Gold, welches er der Freundschaft des Apachen verdankt, nach Sonnenaufgang geschafft und kehrt nun zurück, um mehr zu finden. Warum wollte mein wachsamer Bruder fortgehen und wiederkommen!"

„Die Seele der Nacht ist schwarz und der Geist des Abends dunkel und finster; Winnetou konnte nicht erkennen seinen Bruder, der am Boden lag. Aber den Mann hat er gesehen, der dort auf dem Hügel steht, um nach dem Feuerroß zu schauen. Der Apache wird gehen, um das Auge des Ogellallah zu schließen; dann kehrt er zurück!"

Er war im nächsten Momente im Dunkel der Nacht verschwunden.

Die zwei berühmtesten Männer der Prairie, von der Natur so verschieden ausgestattet und doch mit gleicher Freundschaft einander ergeben, hatte sich nach langer Trennung hier wiedergefunden. Aber ihre unberührbaren Naturen kannten nicht die lauten Freudenbezeugungen, wie sie sonst zu beobachten sind, und der Augenblick des Wiedersehens nahm sie ja anderweit so vollständig in Anspruch, daß an eine zeitraubende und geräuschvolle Begrüßung gar nicht zu denken war.

Trotz des nächtlichen Dunkels war auf der seitwärts liegenden, wellenförmigen Bodenerhebung eine Gestalt zu erkennen, welche sich für das scharfe Auge eines Westmannes deutlich genug von dem sternenbedeckten Horizonte abzeichnete. Die Ogellallah's hatten also eine Wache ausgestellt, um nach dem Lichte des nahenden Zuges zu schauen. Einem Weißen wäre es wohl schwer oder gar unmöglich geworden, unbemerkt an sie heranzukommen; Sam Fire-gun aber kannte die Meisterschaft des Apachen im Beschleichen und wußte, daß der Ogellallah in kurzer Zeit verschwinden werde.

Hart am Bahndamme liegend, behielt er ihn scharf im Auge und wirklich — nur wenige Minuten waren vergangen, so fuhr neben dem Wachehaltenden eine Gestalt blitzesschnell in die Höhe, beide lagen im Nu an der Erde; — das Messer des Apachen hatte seine Schuldigkeit gethan.

Dieser kehrte erst nach längerer Zeit zurück; er hatte die Indianer umschlichen und ihre Stellung in Augenschein genommen. Jetzt stattete er Sam Fire-gun seinen Bericht ab.

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts“ von Karl May.

Erstes Capitel.

Wer hat den hochwohlehrbaren Herrn Stadtkassirer Pappermann in Stolp gekannt? Wohl Niemand, denn der ist nun schon seit langer Zeit zum großen, ewigen Apell gegangen; aber wer ihn kannte, damals, als er noch lebte, der konnte gewiß nicht ohne Respect an ihn denken, und wer nun gar mit ihm persönlich zu thun hatte, oder sonst irgend wie in seine Nähe kam, der empfand ganz sicher jenes Gefühl, welches, wenn es seinen stärksten Grad erreicht, die Eigenthümlichkeit besitzt, eiskalt den Rücken hinab zu laufen.

Er hatte in früheren Jahren bei den Husaren gestanden und es bis zum Wachtmeister gebracht. Da hatte er sich ein strammes, kurzes Wesen angeeignet, war das Befehlen gewohnt geworden und hatte diese Tugenden auch mit in sein späteres Privatleben herübergenommen. Das Reiten war ihm während seiner langjährigen Dienstzeit so unvermeidlich geworden, daß er sich in der dabei nothwendigen Stellung am wohlsten befand. Nie nahm er auf einem Kanapee Platz, und setzte er sich auf einen Stuhl, so geschah es in der Weise, daß er die Lehne vorn in den Händen hatte und mit seinen beiden an den Seiten herabgehenden Beinen den gehörigen Schenkeldruck auf die vier Extremitäten des Möbels auszuüben vermochte. Befand er sich dabei in ruhiger Stimmung, so blieb er auch wie andere Leute am Platze halten, brachte ihn aber irgend Etwas in innere Bewegung, oder gar zur Begeisterung und Extase, so war es ihm unmöglich, still zu sitzen und er ritt auf dem Stuhle in der Stube hin und her, als habe er seinen alten, lieben Kommisschimmel noch unter dem Sattel.

In einer ähnlichen, inneren Ruhelosigkeit mußte er sich auch jetzt befinden, doch schien dieselbe keine freundliche Ursache zu haben, denn sein hageres Gesicht lag in tiefen Falten und die Hände erhoben sich sehr fleißig von der Stuhllehne zum Schnurrbarte, um die Spitzen desselben zornig in die Luft hinaus zu wichsen. Noch vor fünf Minuten hatte er am ersten Fenster der Stube gesessen und sehnsüchtig hinausgeschaut in die Dämmerung, ob die zwei Kumpane wohl erscheinen möchten, mit denen er heut das gewohnte Spielchen machen wollte. Er hatte Niemanden gesehen und war von der Ungeduld mit seinem Stuhle bis an das zweite Fenster getrieben worden. Dann war er bis zum Dritten geritten, hatte auch da ärgerlich hinausgeschaut, und da sie immer noch nicht kamen, so drehte er den Sessel herum und ritt brummend bis an das zweite zurück. Endlich sogar wieder beim ersten angekommen, fühlte er, daß es mit seiner Geduld nun zu Ende sei. Er drehte sein hölzernes Reitpferd nach der Thür, rüttelte an der Lehne, daß es krachte und fuhr dann mit der Faust durch die Luft, als habe er einen Pallasch in derselben und wolle Jemanden mitten auseinander hauen.

„Himmel-Mohren-Element, ist das eine Zucht mit diesem Civil! Schon seit zwanzig Minuten hat es acht geschlagen und noch ist Keiner da. Es ist doch nicht zum Aushalten mit Leuten, die der Herrgott nicht unters Militär gesteckt hat. Da kann eigentlich nichts Anderes helfen, als nur eine tüchtige Fuchtel! Da bin ich es doch anders gewohnt. Als ich damals bei den Belling-Husaren stand, hatte ich mich so pünktlich gewöhnt, daß alle Tage die Sonnenuhr über der Rathhausthür nach mir gerichtet wurde, wenn ich mit meinem Schimmel die Gasse heraufgeritten kam. Das Civil aber —“

Er wurde unterbrochen. Es klopfte an der Thür.

„Herein!“ rief er mit commandirender Baßstimme.

Ein kleines, dürftiges, vornübergebeugtes Männchen trat ein und grüßte mit einer Freundlichkeit, der ein klügerer Beobachter, als Pappermann war, ganz sicher die Absichtlichkeit angesehen hätte.

„Schönen Diener, Herr Oberstwachtmeister! Ich muß sehr um Entschuldigung bit— —“

„Halte Er das Maul mit Seinem ewigen Oberstwachtmeister, und merke Er es sich doch endlich einmal, daß ich nicht Major, sondern Feldwebel, also Wachtmeister gewesen bin. Es ist doch eine Sünde und eine Schande mit diesem Civil, das nicht einmal einen Dragoner von einem Kochlöffel unterscheiden kann! Warum kommt Er denn volle dreiundzwanzig Minuten zu spät?“

„Ich muß mich sehr entschuldigen, Herr Rittmeister, daß ich — —“

„Wachtmeister bin ich und nicht Rittmeister!“ unterbrach ihn Pappermann donnernd, indem er vor Aerger mit seinem Stuhle einen Seitensprung machte.

„Verzeihung, Herr Wachtmeister — nicht wahr, jetzt war's richtig? — daß ich nicht eher kommen konnte! Ich hatte eine Abhaltung, die nicht mit angerechnet war.“

„Eine Abhaltung, die giebts gar nicht; eine Abhaltung darf niemals stattfinden; eine Abhaltung ist rein unmöglich. Ja, bei diesem Civil ist Alles gleich: Komm ich heut' nicht, so komm ich morgen! Beim Militär ist's freilich ganz anders. Als ich damals bei den Belling-Husaren stand, da kannte man das Wort Abhaltung gar nicht. Einmal beim Distancereiten stand mir ein Thurm im Wege, das wäre für einen Civilisten doch sicher eine Abhaltuug gewesen, wie es gar keine größere geben kann. Ich aber bin mit meinem Schimmel im Galopp zur Thür hinein, die Wendeltreppe hinauf und mit einem Riesensprung von oben wieder herab, und das Alles so schnell, daß ich nicht einen halben Zoll zurückgeblieben bin. Was hat es denn eigentlich gegeben, daß Er um dreiundzwanzig Minuten verhindert worden ist?“

„Ich ging über den Markt, um den Gevatter Pfeffer-

korn mitzunehmen, und der sagte mir, daß er nicht kommen kann."

„Was? Der Pfefferkorn kann nicht kommen? Da wird ja aus unserm Spiele Nichts! Weshalb kann er denn nicht?"

„Weil ihm das Podagra wieder in den Beinen liegt. Ich mußte eine ganze Zeit lang bei ihm bleiben, um ihn zu trösten. Daher kam ich so spät."

„Das Podagra? Ja ja, so was kann nur dem Civil passiren, dem liegt das Reißen alle vierzehn Tage einmal in den Beinen, und dann giebt's ein Jammern und Wehklagen, daß sich die Steine erbarmen möchten. Da ist's doch beim Militär ganz anders! Als ich damals bei den Belling-Husaren stand, da lag mir das Podagra einmal so gewaltig im Leibe, daß mir's die Kniee bis herauf an die Achselschnüre gezogen hat. Der Feldscheer gab mich schon auf, und der Schimmel hat vor Kummer vier Wochen lang nicht eine Spur von Futter zu sich genommen. Ich aber habe mich unter eine Wäschmangel gelegt und mir die Beine wieder grad' rollen lassen. So eine Kur ist allerdings Nichts für Euch arme Schlucker; die hält blos ein Wachtmeister bei den Husaren aus! Aber was wird denn nun mit unserm Spiele? Wollen wir den Strohmann setzen?"

„Herr Oberstwacht — —"

„Wachtmeister bin ich, wenn es Ihm endlich einmal beliebt!"

„Allerdings! Also, Herr Wachtmeister, ich möchte Euch bitten, für heut einmal von der Karte abzusehen."

„Von der Karte absehen?" frug Pappermann so erstaunt, daß er mit seinem Stuhle um einige Schritte zurückfuhr. „Von der Karte absehen? Das ist seit dreißig Jahren noch nicht ein einziges Mal vorgekommen. Warum also sollte denn heut eine so reglementswidrige Ausnahme gemacht werden?"

„Weil ich Euch Etwas vorzutragen habe, was mir nöthiger und auch wichtiger erscheint, als das Spiel."

„Ich wüßte nicht, was mir wichtiger und nöthiger wäre als das, was ich mir vorgenommen habe! Ich wollte heut spielen, und so wird also heut auch gespielt. Wenn Er nicht will, so kann Er ja gehen. Aber wieder zu kommen braucht Er dann auch nicht mehr!"

„Ich will Euch ja gern zu Willen sein, Herr Oberstwacht — — Herr Wachtmeister: aber ich ersuche Euch wirklich ganz dringend, mich erst über meine Angelegenheit sprechen zu lassen, ehe wir anfangen!"

„Ueber Seine Angelegenheit! Er hat eine Angelegenheit mit mir? Da macht Er mich wirklich über alle Maßen neugierig. Also gut, ich will Ihm volle zehn Minuten Zeit geben, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Setze Er sich also nieder und mache Er kurz und bündig Seinen Rapport!"

Der Kleine folgte diesem Gebote und begann dann mit etwas unsicherem Tone:

„Ihr wißt, Herr Stadtkassirer, wer — —"

„Halt! Ist's etwa eine Stadtkassengeschichte, die Er mir vorzutragen hat?"

„Nein. Es ist nur eine Privatangelegenheit."

„Nun, so nenne Er mich nur immer Wachtmeister, wie sich's schickt und gehört. Stadtkassirer heiße ich nur dann, wenn es sich um eine Amtsangelegenheit handelt. Euch Civilisten sind diese nothwendigen Unterscheidungen freilich niemals beizubringen."

„Ich werde es zu merken suchen! Also, Ihr wißt ja, wer und was ich bin —"

„Natürlich weiß ich das. Er ist der Spezereikrämer Hiller und macht im Landsknecht die größten Pudel weit und breit."

„Das mag sein! Ein Fehler im Spiele hat nicht gar viel zu bedeuten, wenn man nur sonst den Kopf auf dem rechten Flecke hat und sein Geschäft versteht, so daß man Etwas vor sich bringt, so etwa, wie es bei mir der Fall ist. Ihr wißt ja, wie es mit mir steht, Herr Wachtmeister. Ich bin ein thätiger und sparsamer Mann, weiß aus dem Heller einen Groschen zu machen und habe mir ein Sümmchen gespart, wie es hier in Stolp wohl kaum ein Zweiter aufzuweisen hat."

„Das weiß ich. Er ist der wohlhabendste Mann in der ganzen Stadt und der größte Pfennigfuchser dazu. Was Er hat, das hat Er von anderen Leuten zusammengeschunden und sitzt nun über seinem Geldkasten wie ein alter, feuerspeiender Drache, den kaum zehn Herkulesse todtschlagen können. Aber warum spricht er denn auf einmal von Seinem Vermögen zu mir? Er vermeidet doch sonst mit einer wahren Todesangst jedes Wort darüber!"

„Ihr werdet das gleich hören, Herr Oberstwachtmei — —"

„Wachtmeister bin ich, Er Himmel-Mohren-Elementer, Er!"

„Jawohl, Herr Wachtmeister! Also was ich sagen wollte, ich habe mir das Meinige sauer erworben, aber nicht etwa, um es zu hüten wie ein Drache, wie Ihr vorhin sagtet, oder gar Wucher damit zu treiben, sondern ich habe in meinen jungen Jahren nur gearbeitet und gespart, um nachher das Leben ruhig und ohne Sorgen genießen zu können."

„Das wäre ein ganz gescheidter Gedanke, wenn es wirklich wahr ist, daß Er ihn gehabt hat!"

„Es ist wahr, sonst würde ich es doch nicht sagen!"

„Gut! Aber ich weiß noch immer nicht, was Er eigentlich mit Alledem will. Acht Minuten sind bereits vorüber, und Er hat also nur noch zwei übrig. Spute Er sich, denn sobald die zehn vorbei sind, geht das Spiel los!"

„Was ich will? Ja, das kann ich eigentlich gar nicht so schnell sagen und erklären. Ich habe nun so viel, daß ich mich zur Ruhe setzen und mir das Leben angenehm machen könnte; aber dazu fehlt mir Eins, und das ist grad die Hauptsache."

„Die Hauptsache? Ja, die besteht ja eben in dem Gelde, meiner Ansicht nach!"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Interessantes.

Auch ein Minirer.

Im pomologischen Garten zu Kassel ist folgender Versuch ausgeführt worden: Eine Fläche von 18 Quadratfuß ist 3 Fuß tief ausgegraben und die Grube alsdann an allen vier Wänden und dem Boden mit Dielen fugendicht verwahrt, so daß das Ganze einen hälzernen, einen Fuß hoch über die Oberfläche hervorragenden Kasten bildete. Hierauf wurde der Kasten mit der vorher ausgegrabenen Erde wieder zugefüllt und endlich die Oberfläche mit Strauchwerk und dergleichen überall bepflanzt. Nachdem die Gewächse vollständig angegangen waren, wurden 140 Stück Engerlinge und eben so viele Regenwürmer überall auf die Oberfläche vertheilt, worauf sich dieselben sofort eingruben. Erst nachdem sich annehmen ließ, daß Egerlinge und Würmer ihrer Nahrung nachgehen würden, ward ein Maulwurf eingelassen. Derselbe wühlte sich sofort in die Erde und begann seine Thätigkeit. Das Resultat wurde so geprüft, daß die Erde des Behälters sorgfältig durch ein feines Drahtgitter geworfen wurde, daß nur die feineren Erdtheilchen, nicht aber die gröberen so wie die Egerlinge durchfielen. Der Maulwurf hatte in 34 Stunden fast sämtliche Regenwürmer bis auf einen einzigen und 132 Egerlinge aufgefangen und gefressen. Der Boden war überall von den Gängen desselben durchzogen. Der Versuch war von einer besonderen zu diesem Zwecke bestellten Commission des Gartenbauvereins überwacht worden.

Leseaufgabe.

Auf einer neuseeländischen Insel wurde tief im Sande ein noch sehr wohlerhaltener Holzklotz aufgefunden, in welchem folgende Inschrift eingeschnitten war:

Diema ussis
rinda + sind
- - t/s - - is
Egro? che?
nund.
Kni ! st
- - er - -
tle is
Emit-Deus
tr.
ah! ha!
?L?
- - m - - e - - n - -
- - !!! - -

Wer vermag den Sinn dieser etnographisch jedenfalls sehr bedeutungsvollen Zeichen anzugeben?

Eingesandt von Herrn Karl May in Strießen-Dresden.

Knacknuß

Mein Ganzes ist im deutschen Land
Als großer Dichter wohl bekannt;
Nimmst Du das letzte Zeichen mir
Erscheine als Soldat ich Dir.

Eingesandt von Herrn Wilhelm Denecke in Braunschweig

Noch eine dito.

Schwefelhälzchen, Schwefelhälzchen,
Der Hund beißt die Laterne!
Ein Sinn liegt doch darin
Und zwei Buchstaben von uns.

Eingesandt von Fräulein Anna Uhlig in Hohenstein.

Auflösung der Scherzfragen in No. 21.

Eine, doch muß sie natürlich lang genug sein.
Die Fregatte. - - Grau. - - Heirath.
Der Diebstahl. - - Die Karpathen. - - Der Paletot.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Ida Alba in Harburg, Pauline Wolters in Hannover, Frau Anna Beck und Ottilie Löwel in Berlin und den Herren Wilhelm Denecke in Braunschweig. W.Majdewicz, F. Held und Hermann Findeis in Dresden

Briefkasten.

Herr D.U. in Hamburg. Die uns eingesandte Anecdote konnten wir nicht acceptiren, weil sie aus der Mayer'schen "Illustrirten Soldaten-Bibliothek für Krieg und Frieden", Leipzig entnomen ist.

Herr W.G. in Danzig. Sie wundern sich, daß ei Anfrage Ihres Fraundes F.M. nicht in Nr. 22, sondern in Nr. 29 beantwortet wurde, da sie doch nach dem Lesen der Nr. 21 eingesandt wurde? Wir wundern uns über Ihr Verwundern. Sie selbst haben ja bereits Nr. 31. in den Händen und müssen also wissen, daß die Antwort unmöglich in der bereits längst erschienenen Nr. 22. zu finden sein konnte. Die Zahl unserer Leser mehrt sich täglich, welche mit Nr. 1 beginnen, es liegt nur an ihnen, die anderen Abonnenten einzuholen, indem sie sich die schon gedruckten Hefte schnell nachliefern lassen.

Herr H. Osw. in Prag. Sie irren sich. Bei dem Manöver von Olmütz im Herbst 1853 bestand die Armee aus 60 Bataillonen, 4 Compagnien, 76 Escadrons und 126 Geschützen. Bei der betreffenden Kirchenparade stand sie in 5 Trffen: die Infanterie im 1. und 2., die Artillerie im 3. und im 4. und 5. die Cavallerie. Der Kaiser von Rußland war zugegen. - -

№ 33. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Die Ogellallah's hatten einige Schienen herausgerissen und diese sammt den Schwellen quer über das Bahngeleise gelegt. Der Zug hätte mit sammt seinen Passagieren ein fürchterliches Schicksal gehabt, wenn er ungewarnt an diese Stelle gekommen wäre. Sie lagen seitwärts von dieser Stelle in lautloser Stille am Boden, während noch eine Strecke weiter zurück ihre Pferde angepflockt waren. Die Gegenwart dieser Thiere machte das Beschleichen der Indianer von dieser Seite fast zu einer Unmöglichkeit, da das Pferd der Prairie an Wachsamkeit den Hund fast übertrifft und die Annäherung jedes lebenden Wesens seinem Herrn durch Schnauben verkündigt.

„Wer führt sie an?" frug Fire-gun.

„Riccarroh, die „Bärentatze".

„Hat mein Bruder ihn so deutlich gesehen?"

„Winnetou ist gewesen an seinem Rücken, daß er ihn konnte niederschlagen mit dem Tomahawk."

„Riccarroh? Das ist der Tapferste der Sioux; er fürchtet sich vor keinem Krieger und wird uns wohl zu schaffen machen!"

„Winnetou wird ihm nehmen den Scalp!" antwortete der Apache stolz.

„Sam Fire-gun weiß es, daß dem Häuptling der Apachen Keiner gleicht. Aber Riccarroh, der Ogellallah, ist stark wie der Bär und listig wie der Fuchs; er hat nicht alle seine Männer bei sich, sondern die Uebrigen in der Prairie zurückgelassen. Ein kluger Krieger wird nicht anders handeln."

„Ugh!" gab Winnetou in tiefem Gutturaltone seine Zustimmung zu erkennen.

„Mein rother Bruder warte, bis ich zurückkehre!"

Er schlich sich über den Bahnkörper hinüber zu Dik Hammerdull.

„Noch dreihundert Körperlängen vorwärts, Dik, dann bist Du den Indsmen gegenüber. Ich theile meine Leute drüben, schicke die Hälfte mit Winnetou hinaus in die Prairie, um — —"

„Ob Ihr sie schickt oder nicht, das bleibt sich gleich," fiel ihm der Dicke flüsternd in die Rede; „aber was sollen sie da draußen, Colonel?"

„Die Ogellallah's werden von Riccarroh angeführt —"

„Von der „Bärentatze"? Zounds, dann haben wir die Tapfersten des Stammes gegen uns, und ich traue es ihm zu, daß er da draußen auf der alten Wiese eine Reserve halten hat."

„So meine ich auch. Also diese Reserve lasse ich durch

Winnetou abschneiden und gehe mit den Uebrigen direct auf die Pferde los. Gelingt es uns, diese in unsre Gewalt zu bekommen, oder zu zerstreuen, so sind die Rothen verloren."

„Well, well, Colonel, und Dik Hammerdull und seine Mary werden das Ihrige beitragen, daß wir den Zug mit Scalps beladen können!"

„Du wartest also mit den Deinen, bis drüben der erste Schuß losgeht; die Indsmen werden uns hinter sich wissen, und sich zu Dir herübermachen, wo Du sie empfängst. Aber ruhig warten, Dik, bis sie so weit heran sind, daß Ihr sie Mann für Mann sehen könnt. Erst dann schießt Ihr los; dann geht keine Kugel fehl!"

„Keine Sorge, Colonel! Dik Hammerdull weiß ganz genau, was er zu thun hat. Nehmt Euch nur vor den Pferden in Acht, denn so ein Indsmustang schnobert den Weißen zehn Meilen weit!"

Fire-gun schlich davon, und der dicke Trapper kroch längs der Reihe der hinter ihm Liegenden hin, um ihnen die erhaltene Instruction mitzutheilen.

Als er wiederkehrte, nahm er neben Pitt Holbers Platz, der sich während der letzten Stunden schweigsam verhalten hatte.

„Pitt Holbers, altes Coon, nun geht der Tanz bald los!"

„Hm, wenn Du denkst, Dik! Hast Du nicht Freude darüber, he?"

„Das versteht sich ja ganz von selber! Was fragst Du also noch?"

„Hm, von wegen Deiner Perrücke, Dik."

„Heigh-ho, altes Coon, daran hab' ich gar nicht gedacht. Es war by god ein Ogellallah, der mir die Kopfhaut nahm, als sie mich da droben zwischen den Bergen gefangen hatten. Kenne den Kerl noch ganz genau und wollte, daß er mit dabei wäre. Habe mir seinetwegen, als es mir nachher glückte, mich fortzumachen, in Dekamah ein Ding gekauft, was sie Perrücke nennen; ist ein ganz prachtvolles Fell und kostet mich vier schöne Bündel Biberhäute. Ist er dabei, so muß er mir die Häute bezahlen, und ich ziehe ihm noch obendrein sein rothes Leder über die Ohren!"

„Kannst sie ihm abschneiden und da hinsetzen, wo Du früher auch welche hattest!"

„Ob ich welche gehabt habe oder nicht, das bleibt sich gleich, aber wenn Du mich verspotten willst, alter Stecken, so fahre ich Dir in das Genick, daß Dir Deine eignen Lappen bis hinunter auf die Füße hängen; wedelst ja schon jetzt mit ihnen wie ein Maulesel!"

„Wenn Du denkst, Dik, daß ich Dich beleidigen wollte so schwimmst Du verkehrt! Pitt Holbers weiß ganz genau, daß Du die Ohren mit Ehren verloren hast, damals bei den Black-foots!"

Hammerdull wollte eben eine Antwort geben, da — zuckte seitwärts drüben ein flüchtiges Leuchten auf, welchem ein lauter Knall folgte — noch ehe der Plan Sam Fire-gun's ausgeführt war, hatte sich das Gewehr eines der ihm folgenden Arbeiter entladen.

Sofort standen die Ogellallah's auf den Füßen und eilten nach ihren Pferden. Aber der geistesgegenwärtige Trapper hatte kaum hinter sich den verrätherischen Schuß gehört, so eilte er, den Folgen dieser Nachlässigkeit zuvorzukommen.

„Vorwärts, Männer, zu den Pferden!"

In weiten Sätzen stürmte er auf die Thiere los und erreichte sie mit den Seinen noch vor den Indianern. Mit Gedankenschnelle waren sie von den Pflöcken befreit und jagten wiehernd und schnaubend in die weite, dunkle Savanne hinaus.

Die den jetzt eintreffenden Indianern entgegenkrachenden Schüsse machten diese stutzig. Ihre Pferde waren fort; sie konnten in der Finsterniß die geringe Zahl ihrer Gegner nicht erkennen und hielten einige Augenblicke vollständig rathlos still, sich den Waffen der Weißen preißgebend. Dann aber ertönte der laute Ruf ihres Anführers; sie wandten sich und stürmten zurück, um jenseits des Dammes Deckung zu suchen und die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

Kaum aber hatten sie den Bahndamm erreicht, so stieg nur wenige Fuß vor ihnen eine dunkle Linie wie aus der Erde empor; der Blitz aus über fünfzig Büchsen erhellte für einen Moment die Nacht, und das Geheul der Getroffenen zeigte, daß Dik Hammerdulls Abtheilung gut gezielt hatte.

„Alle Kugeln heraus und dann drauf!" rief der wackere Dicke, schoß den zweiten Lauf seiner Mary ab, warf die alte Büchse, die ihm nun Nichts mehr helfen konnte, fort, riß den Tomahawk, diese furchtbare Waffe des Westens, unter dem langen Jagdhemde hervor und stürzte sich, gefolgt von Pitt Holbers und den Muthigsten unter den Arbeitern, auf die vor Entsetzen stockenden Wilden.

Diese hatten vor Ueberraschung über den ganz unerwarteten Ueberfall, die Besinnung verloren; vor und hinter sich den Feind, gab es für sie nur Rettung in der Flucht. Wieder erschallte ein lauter Ruf Riccarroh's, und im nächsten Momente war kein Wilder mehr zu sehen. Sie hatten sich mitten unter den Angreifern auf die Erde geworfen und suchten, zwischen ihnen hindurchkriechend, das Weite zu erreichen.

„Zur Erde, Ihr Männer, und die Messer zur Hand!" rief Fire-gun mit donnernder Stimme und eilte dann nach dem verlassenen Lagerplatze der Indianer.

Er dachte sich, daß diese sicher eine hinreichende Menge von allerlei Brennstoff gesammelt hatten, um im Falle, daß ihr Vorhaben gelungen sei, die nöthige Beleuchtung zu erhalten. Er hatte sich nicht geirrt. Einige große Haufen Dürrzeuges waren aufgeschichtet. Mit Hülfe des Pulvers machte er Feuer; die Nacht wurde erleuchtet, und im Scheine der Flammen sah er eine Menge zurückgelassener Spieße und Decken liegen. Diese boten ein willkommenes Brennmaterial. Er überließ die Sorge für die Unterhaltung des

Brandes einigen herbeieilenden Arbeitern und kehrte an die Stelle zurück, an welcher sich der nächtliche Angriff in einem fürchterlichen Einzelkampf aufgelöst hatte.

Dieser hätte einem nicht betheiligten Zuschauer Gelegenheit gegeben, Thaten zu beobachten, für welche der civilisirte Boden kaum einen Platz haben dürfte.

Die Schaar der Bahnarbeiter bestand begreiflicher Weise zwar meist aus Leuten, welche ihre Kräfte in den Stürmen des Lebens geübt hatten; aber der Kampfart der Indianer, welche jetzt beim Scheine der Feuer ihre Lage überblicken konnten und dabei bemerkten, daß sie an Zahl den Gegnern vollständig gewachsen seien, konnte wohl Keiner von ihnen nachhaltigen Widerstand leisten, und wo nicht Mehrere von ihnen gegen einen vereinzelten Indsman standen, behielt dieser gewiß die Oberhand, und die Stätte bedeckte sich immer mehr mit den unter dem wuchtigen Hiebe des Tomahawk Gefallenen.

Nur Drei von den Weißen waren mit dieser Waffe versehen: Sam Fire-gun, Dik Hammerdull und Pitt Holbers, und es zeigte sich da allerdings, daß bei gleichen Waffen der zähere und intelligentere Weiße meist im Vortheile steht.

Mitten unter einem Haufen Wilder hielt Fire-gun. Seine riesige Gestalt überragte sie um ein Bedeutendes, und nun waren heut zum ersten Male seine festen, wetterharten Züge zu erkennen. Sein Anblick mahnte an jene alten, gewaltigen Recken, von denen die Geschichte längst vergangener Zeiten berichtet. Die langen, schneeweißen Haare wehten ihm mähnenartig um das kühne Haupt; seine Augen blitzten, und in seinem von dem flackernden Lichte beschienenen Angesichte sprach sich ein Gefühl von jener Kampfeswonne aus, welche das verfeinerte Urtheil leugnet, nichts desto weniger aber doch eine oft bewiesene Wahrheit bleibt. Mit weit auseinander gespreizten Beinen stand er da, grad und aufrecht, als sei er aus der Erde gewachsen, und ließ sich von den Andern die Indianer in das Schlachtbeil treiben, welches, von seiner riesenstarken Faust geführt, bei jedem Schlage zerschmetternd auf den Kopf eines Feindes sank.

Seitwärts von ihm stand ein fast drollig zu nennendes Heldenpaar, trotz der Verschiedenheit ihrer Gestalt mit dem Rücken gegen einander gekehrt, ein Verfahren, welches die beiden originellen aber erfahrenen Jäger vor einem Angriffe von hinten beschützte: Dik Hammerdull und Pitt Holbers. Der kleine Dik, der auf jeden Fremden in seinem Anzuge den Eindruck der Unbehülflichkeit machen mußte, zeigte sich hier von einer wahrhaft katzenartigen Behendigkeit. In der Linken das scharfe, zweischneidige Bowiemesser und in der Rechten das schwere Schlachtbeil schwingend, hielt er jedem Gegner tapfer Stand. Sein langer Rock, Flick auf Flick und Fleck auf Fleck, ließ die auf ihn gerichteten Messerstiche vollständig unschädlich abprallen; er hatte in der hastigen Beweglichkeit des Kampfes nicht nur die alte, unnennbare Kopfbedeckung, sondern auch die Perrücke verloren und bot nun mit seinem nackten, von dem Scalpiren noch blauroth erglänzenden Schädel einen Anblick, der selbst einen Wilden ergrauen machen konnte. Pitt, der Lange, stand hinter ihm und fuhr mit seinen Armen in der Luft herum wie ein Polyp, welcher die gefährlichen Fänge ausstreckt, um seine Beute an sich zu ziehen. Sein Körper, welcher nur aus Knochen und Sehnen zusammengesetzt schien, entwickelte eine außerordentliche Kraft und Ausdauer; das Beil fiel bei ihm aus doppelter Höhe; er griff weiter von sich als jeder Andre, aber seine großen Füße rührten sich keinen Zoll breit von der Stelle, und wer ihm so nahe kam, daß er gefaßt werden konnte, der war rettungslos verloren.

Und noch Zwei ragten unter den weißen Kämpfern hervor: die beiden Deutschen. Sie hatten die Tomahawks gefallener Indianer aufgerafft und handhabten sie mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, als hätten sie sich auf diese Art des Fechtens auf irgend einem Kriegsschiffe mit dem weit schwereren Enterbeile eingeübt.

Auch unter den Arbeitern gab es genug Muthige, welche den Indianern, die überhaupt nicht gern Mann gegen Mann zu kämpfen pflegen, viel zu schaffen machten, und der Sieg neigte sich bereits stark auf die Seite der Weißen, und die Wilden wurden immer enger und enger zusammengetrieben; da aber donnerte es aus dem Dunkel der Prairie heran und mitten unter sie hinein; Sam Fire-gun hatte Recht gehabt, Riccarroh, der kluge Anführer der Wilden, hatte eine beträchtliche Anzahl der Seinen in der Savanne zurückgelassen, die jetzt mit frischen Kräften herbeigesprengt kamen und dem Gefechte augenblicklich eine andre Wendung gaben. Auch die bereits entflohenen Indianer eilten, den Umschwung bemerkend, mit erneutem Muthe herbei, und so verwandelte sich der Angriff der Jäger und Arbeiter in eine Vertheidigung, welche von Minute zu Minute weniger Erfolg erwarten ließ.

„Hinter den Damm zurück!“ gebot Sam Fire-gun, schlug sich mit wuchtigen Hieben durch und folgte seiner Weisung mit eigenem Beispiele.

Pitt Holbers brauchte nur wenige Schritte, um sich neben ihm einzufinden. Dik Hammerdull zog, um sich Luft zu machen, nun jetzt erst den Revolver, gab sämmtliche Schüsse ab und eilte dann dem Damme zu. Schon hatte er ihn fast übersprungen, so stolperte er, stürzte kopfüber zur Erde und kugelte jenseits des Dammes hinab und grad vor die Füße Fire-gun's hin. Dort raffte er sich empor und betrachtete den Gegenstand, welchen er in der Hand hielt. Er war über ihn gestürzt, hatte ihn unwillkürlich ergriffen und festgehalten. Es schien ein alter Prügel zu sein.

„Mary, wahrhaftig, es ist die Mary, die ich vorhin hier weggeworfen habe! Was sagst Du dazu, Pitt Holbers, altes Coon?“

„Wenn Du denkst, Dik, daß es gut ist, Deine Mar—“

Er konnte nicht weiter sprechen, denn die Ogellallah's waren ihnen gefolgt und der Kampf begann nun hier von Neuem. Die Feuer leuchteten über den Damm herüber und

erhellten eine Scene, welche mit dem Untergange der Weißen zu endigen schien, und schon wollte der Anführer derselben den Seinen rathen, in die Dunkelheit hineinzufliehen da krachten Schüsse im Rücken der Wilden und eine Anzahl Männer sprang mit hoch geschwungenen Waffen mitten unter sie hinein.

Es war Winnetou mit seiner Abtheilung.

Da die Finsterniß ihm hinderlich gewesen war, etwaige Spuren zu entdecken, so hatte sein Suchen nach dem vermutheten Hinterhalte zu keinem Resultate geführt, und da er die Flammen bemerkt und daher geschlossen hatte, daß seine Anwesenheit auf dem Kampfplatze nöthig sein werde, so war er herbeigeeilt und brachte nun grad noch im letzten Augenblicke die entscheidende Hülfe.

Im dichtesten Knäuel der Kämpfenden stand Riccarroh, der Ogellallah. Seine breit gebaute, untersetzte Gestalt stak in dem gewöhnlichen, weißgegerbten Jagdhemde, welches jetzt von oben bis unten vom vergossenen Blute bespritzt war, über dem Rücken hing ihm ein Fell des Prairiewolfes, dessen Schädeltheile seinen Kopf bedeckten. Den convex gearbeiteten Büffelhautschild in der Linken, führte er mit der Rechten den Tomahawk, und wen sein großes, dunkles, stechendes Auge anglühte, den traf der vernichtende Hieb, daß er todt zur Erde stürzte.

Schon hatte er geglaubt, den Sieg zu erringen und mit seiner eignen Stimme die Loosung zum Triumphgeheul gegeben, als Winnetou am Platze erschien. Riccarroh wandte sich um und erblickte ihn.

„Winnetou, der Hund von Pimo!" rief er. Aus seinem Auge leuchtete ein Strahl glühenden, tödtlichen Hasses, aber sein schon erhobener Fuß zögerte, und der Arm, der das Schlachtbeil zum Wurfe erhoben hatte, sank nieder, ohne es zu schleudern. Es war, als habe der Anblick dieses Feindes seinen Muth gelähmt und ihm die so nöthige Umsicht und Geistesgegenwart geraubt.

Auch Winnetou bemerkte ihn.

„Riccarroh, die Kröte der Ogellallah's!"

Wie in eine Wasserfluth, so tauchte seine schlanke, geschmeidige und dabei außerordentlich kraftvolle Gestallt in die Menge der Kämpfenden unter und reckte sich nach kaum einer Sekunde grad vor dem Ogellallah in die Höhe. Beide holten zugleich zum Tod bringenden Hiebe aus; die Beile krachten an einander, und dasjenige Riccarroh's sank ihm zerschmettert aus der Hand. Er wandte sich blitzschnell um und brach sich mit den gewaltigen Beinen Bahn zur Flucht.

„Riccarroh!" rief Winnetou, sich nicht von seiner Stelle bewegend. „Ist der Hund von Ogellallah eine feige Hündin geworden, daß er läuft vor Winnetou, dem Häuptling der Apachen? Der Mund der Erde soll sein Blut trinken und die Kralle des Geiers soll zerreißen sein Herz und seinen Leib; aber sein Scalp wird zieren den Gürtel des Apachen!"

Dieser Aufforderung mußte er Stand halten. Er kehrte m und drang auf den Feind ein.

„Winnetou, der Sclave der Bleichgesichter! Hier ist Riccarroh, der Häuptling der Ogellallah! Er tödtet den Bär und wirft den Büffel nieder; er folgt dem Elenn und zertritt der Schlange den Kopf; ihm hat noch Niemand widerstanden und er wird jetzt fordern das Leben von Winnetou, dem Feigling von Pimo!"

Einem der Seinen das Beil entreißend, stürzte er sich auf den Apachen, welcher ihn stehenden Fußes erwartete. Die Augen der beiden starken Männer bohrten sich mit fürchterlichem Blicke in einander; das Beil des Ogellallah schwirrte um das Haupte desselben und fuhr dann mit fürchterlicher Wucht hernieder. Winnetou parirte den Hieb mit einer Leichtigkeit, als sei er von dem Arme eines Knaben geführt; nun auch seine Waffe schwingend, wollte er den Schlag erwidern, wurde aber von hinten gepackt und daran verhindert. Zwei Ogellallah's hatten sich auf ihn geworfen. Blitzschnell drehte er sich um; die Feinde sanken, von ihm getroffen, nieder, aber schon schwebte das Beil Riccarroh's wieder über seinem Haupte.

Sam Fire-gun, der Alle überragte, hatte den Freund in Gefahr gesehen. Die Indianer wie Grashalme auseinanderschlagend, sprang er mitten durch sie hindurch, faßte mit den beiden riesenstarken Fäusten ihren Anführer bei Hüfte und Genick, hob ihn hoch in die Luft empor und schmetterte ihn zur Erde nieder, daß es krachte. Sofort knieete Winnetou über dem Besinnungslosen, senkte ihm das Messer in die Brust, faßte mit der Linken das reiche, dunkle Haar zusammen — drei Schnitte, kunstgerecht geführt — ein kräftiger Ruck — und der Scalp war gelöst. Er schwang ihn hoch um den Kopf und stieß jenen fürchterlichen Siegesruf aus, welcher Mark und Bein erschütternd auf den Gegner zu wirken pflegt.

Als die Ogellallah die Kopfhaut ihres Anführers erblickten, stießen sie ein erschütterndes Geheul aus und wandten sich zur Flucht.

Dik Hammerdull stand wieder bei Pitt Holbers; sie waren die beiden Unzertrennlichen und suchten jetzt die Fliehenden zurück zu halten.

„Pitt Holbers, altes Coon, siehst Du, wie sie laufen, he?"

„Hm, wenn Du denkst, Dik, so sehe ich es!"

„Ob ich es denke oder nicht, das bleibt sich gleich, aber ich möchte — — Zounds, Pitt, guk Dir einmal den Kerl an, der dort zwischen den beiden Männern aus Germany hindurch will! Ich lasse mich braten, wenn es nicht derselbe ist, der mir die Haare genommen hat, da droben in den Bergen. Hollah, der Mensch wird ausgelöscht!"

Mehr sich kugelnd als laufend, eilte er hinzu, wo mehrere der Indianer sich anstrengten, an den beiden Deutschen, welche sie aufhalten wollten, vorbei zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts“ von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Wie man's nimmt!“ entgegnete Hiller. „Das Geld ist das Fundament, auf das man bauen muß; aber zu einem gemüthlichen und ruhigen Leben gehört noch mehr. Das Nothwendigste ist da allemal eine — eine —“

„Eine — eine — nun, so fahre Er doch heraus mit Seiner Einen!“ sagte der Wachtmeister.

„Eine Frau.“

„Eine Frau?!“ rief Pappermann und machte mit seinem Stuhle einen Heckensprung, der den ehrsamen Spezereikrämer Hiller beinahe über den Haufen gerissen hätte. „Himmel-Mohren-Element, was ist Ihm denn da für eine riesenhafte Dummheit in den Kopf gefahren? Eine Frau soll das Nothwendigste sein? Eine Frau will Er sich nehmen? Hat Er vielleicht den Koller, oder steckt Ihm sonst irgend ein Rappel im Leibe?“

„Nichts von Alledem, mein bester Herr Wacht — ja, es ist richtig, Wachtmeister! Wenn es wirklich so eine riesenhafte Dummheit wäre, sich eine zu nehmen, so wäret Ihr ganz sicher unverheirathet geblieben.“

„Höre Er, das ist etwas ganz Anderes! Damals als ich bei den Belling-Husaren stand, wollte meine Löhnung weder hinten noch vorn so recht zureichen. Nur aus diesem Grunde sah ich mich endlich nach einer Frau um, die mit allerhand Weiberkram ein Weniges mit verdienen konnte. Es ist der einzige dumme Streich, den ich bei den Belling-Husaren begangen habe, trotzdem ich sagen muß, daß meine Alte die reine Seele war, fast so gut und lammfromm wie mein Schimmel. Freilich ihre Mucken hatte sie auch, denn wo wäre wohl eine Frau ohne dergleichen Dornen und Spitzen, und es hat gar manches Aergerniß gegeben, das ich mir besser hätte ersparen können. Na, jetzt ist sie todt, Gott hab' sie selig, und die Anna, das Mädel, die muß Ordre pariren daß die Gelenke knacken. Die habe ich mir dressirt und eingeübt, daß sie ohne einen Mux zu wagen zur Feueresse hinausfährt, wenn ich sie hinausschicke. Wer die 'mal bekommt, der ist unter vielen Tausenden der Einzige, dem ich das Heirathen vergeben will.“

„Ganz dasselbe meine ich auch, Herr Wachtmeister, und eben aus diesem Grunde wollte ich mit Euch reden!“

„Aus diesem Grunde? Mit mir reden? Wegen der Anna?“ rief und frug Pappermann und machte bei jeder dieser drei Fragen mit seinem Stuhle einen Satz nach rückwärts. „Höre Er, ich fange wirklich an zu glauben, daß Er nicht ganz bei Troste und bei Sinne ist! Ist es wirklich Sein Ernst, was Er da sagt?“

„Mein völliger.“

„So ist Er verrückt, geradezu verrückt!“

„Wieso denn, wenn ich fragen darf, Herr Stadtkass — — Herr Wachtmeister.“

„Weil Er, der Spezereikrämer Hiller, der niemals beim Militär gestanden hat und kaum einen Major von einem Laubfrosche unterscheiden kann, die Tochter eines langgedienten und ehrenvoll verabschiedeten Wachtmeisters von Sr. Majestät Bellings-Husare zur Frau begehrt. Das ist doch Wahnsinn, der reine Wahnsinn!“

„Doch vielleicht nicht so sehr wie Ihr denkt!“ entgegnete Hiller beleidigt. Wir Civilisten sind ebenso gut Menschen wie Ihr vom Militär, und wenn Ihr selbst vorhin sagtet, daß das Geld die Hauptsache sei, so haben wir von dieser Hauptsache wohl mehr als Ihr. Habe ich Recht oder nicht?“

„Hm, das kommt sehr darauf an! Bei einem Vergleiche zwischen uns Beiden kann ich dies natürlich gar nicht ableugnen, aber Er muß doch wohl auch zugeben, daß es im Offiziercorps und ganz besonders bei der Cavallerie gar manche Herrn giebt, deren einer hundert und mehr Spezereikrämer aufwiegt! Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, diente bei meiner Schwadron ein Rittmeister, der so reich war, daß er zum Desserte nur eingelegte Dukaten und marinirte Doppellouisd'ors verspeiste.“

„Das mag sein! Aber erstens ist Eure Tochter doch wohl nicht für einen General bestimmt, und zweitens sind ja für uns Beide nicht fremde Verhältnisse maßgebend. Und übrigens wißt Ihr ja nur zu gut, daß ich auch meine Meriten habe: ich bin bei der Bürgergarde Oberlieutenant.“

„Ja, das ist Er! Und wenn Ihr exercirt, so quikt Er Seine Kommando's wie ein junger Gänserich, dem die Stimme noch außen am Schnabel hängt. Eure Bürgergarde ist auch blos für den Kukuk. Da sollte Er mich einmal befehlen hören! Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, wurde im Regimente der Stabstrompeter abgedankt, weil meine Stimme sogar im Kanonendonner eine halbe Meile weit gehört wurde. Einmal — es war an einem ruhigen, windstillen Morgen — exercirten wir in der Gegend von Zessen. In Potsdam rückten um dieselbe Stunde die Dragoner aus. Der Oberst ruft mir das Kommando zu; ich rufe: „Reeee — gi — mecccnt, rrrreeeechts schwenkt ab!“ und was meint Er, was geschieht? Vor Potsdam schwenkten die Dragoner von der Straße ab und rechts in das Feld hinein. Hält Er das für möglich?“

„Warum nicht Herr Wachtmeister? Wenn Ihr es erzählt, so giebt es ja gar keinen Zweifel. Ich habe allerdings keine solche Meilenstimme, aber meinen Mann stelle ich doch, und wenn ich die Dütendreherei bei Seite lege und mich mit einer hübschen, jungen Frau in das Privatleben zurückziehe, so sollt Ihr schon sehen, daß ich mir Respect zu verschaffen weiß. Was ich brauche, das habe ich, und so werde ich den Leuten einmal zeigen, daß ich zu leben verstehe. Darum möchte ich Euch,“ fügte er langsam und mit Betonung hinzu, „ersuchen, Herr Wachtmeister, einmal nach einem guten, zuver-

äffigen Reitpferde auszuschauen. Ihr versteht Euch ja auf den Roßhandel besser als ich und sollt die Mühe nicht umsonst haben!"

Noch niemals hatte der Stuhl einen solchen Riesensprung gemacht, wie in diesem Augenblicke. Pappermann schnellte auf ihm von der Fensterseite des Zimmers fast bis an die gegenüberliegende Wand; seine Augen waren vor Verwunderung weit aufgerissen und unter dem gewaltigen Schnurrbarte gähnte eine Oeffnung, durch welche ihm der schlaue Spezereikrämer fast bis hinunter in den Magen zu sehen vermochte.

„Wa — wa — wa — was? Er Himmel-Mohren-Elementer will sich ein Reitpferd kaufen? Ist Er denn vor Hochmuth toll, oder steht Er im Begriffe, vor Stolz und Einbildung auseinander zu platzen?"

„Keins von Beiden, Herr Ritt — wollte sagen Herr Wachtmeister. Ein Wenig spazierenfahren werde ich zuweilen, reiten aber wenig oder gar nicht. Meine Absicht ist nur, Euch ein Vergnügen zu bereiten, wenn Ihr mein Schwiegervater werden wollt. Das Pferd halte ich lediglich nur für Euch, und wenn ich es einmal auf ein Stündchen brauche, so werdet Ihr es mir wohl überlassen."

„Er redet ja wahrhaftig, als wäre Er bereits mit der Anna copulirt! Aber ich will Ihm auch gern gestehen, daß der Gedanke gar nicht übel ist von Ihm. Was würde das Bürgervolk die Augen aufreißen, wenn der alte Wachtmeister und Stadtkassirer Pappermann auf einmal wieder wie in seinen jungen Jahren durch die Stadt galoppirte! Und nun gar erst die Militärs, die würden sich blau ärgern, wenn sie sähen, daß Unsereiner noch weit besser und adretter zu Pferde sitzt als die jetzigen neubackenen Gelb- und Grünschnäbel! Aber ein Schimmel müßte es sein, ein Apfelschimmel wie mein Hans, den ich hergeben mußte, als ich den Abschied nahm!"

„Das versteht sich ja ganz von selbst! Wenn Ihr einmal ein Reitpferd haben sollt, so könnt Ihr Euch natürlich auch die Farbe wählen," antwortete Hiller. Er kannte den Alten genau, der seine Tochter sicher keinem Civilisten zur Frau gab, wenn ihm nicht eine ganz außerordentliche Concession dabei gemacht wurde. Der Gedanke, ein Reitpferd zu besitzen, hatte den früheren Husaren auch sofort in einer solchen Weise in Beschlag genommen, daß ihm von all den Bedenken, welche er im andern Falle sicher vorgebracht hätte, kein einziges in den Sinn kam. Der in Aussicht gestellte Apfelschimmel bestach ihn so vollständig, daß er mit seinem Stuhle bis hart an den Heirathskandidaten heranritt und ihm die Rechte auffordernd entgegenstreckte.

„Hiller, Er ist ein Kerl, gegen den ich wohl gar Manches vorbringen könnte. Er hat keine Figur, ist bereits über die Jünglingszeit hinaus, hat niemals beim Militär gestanden, spielt einen ganz schauderhaft armseligen Landsknecht und hat es noch nicht ein einziges Mal so weit gebracht, pünktlich und auf die Minute hier bei mir einzutreffen. Aber Er hat auch seine Meriten, wie Er vorhin ganz richtig sagte. Sein Geschäft versteht Er aus dem Fundamente, hat ein hübsches Vermögen, besitzt keine ganz üblen Lebensansichten und — was mir ganz besonders von Ihm gefällt — Er ist ein Mann, der seinen Schwiegervater achten und in Ehren halten wird. Ich hätte vielleicht Nichts gegen die Heirath, wenn ich sicher sein könnte, daß Er mit dem Reitpferde auch wirklich Wort hält!"

„Ich halte Wort, Herr Wachtmeister. Ihr könnt Euch gleich morgen das Geld bei mir holen, welches Ihr zu dem Kaufe braucht!"

„Gut, dann schlage Er ein! Ich werde jetzt die Anna rufen und ihr sagen, was sich zugetragen hat."

„Wird sie unserm Plane auch beistimmen?" frug der Spezereikrämer etwas besorgt. Er wußte, daß er einen Nebenbuhler hatte, der nicht zu unterschätzen war.

„Warum denn nicht? Glaubt Er etwa, daß sich das Mädchen einen andern Willen erlaubt als den meinigen? Was ich will, das will ich. Sie weiß das und wird sofort ja sagen. Zwar habe ich schon öfters einen Unteroffizier bemerkt, der mit den Augen fast an ihrem Fenstern hängen bleibt, wenn er vorübersteigt, aber der darf Ihm nicht bange machen. Es ist der Wildebrandt, der Aufschneider, der einmal gesagt hat, es gäbe noch viel bessere Reiter als ich bin. Er sollte mir nur kommen. Ich wollte ihm — —"

Es klopfte.

„Herein!" rief der unterbrochene Wachtmeister.

Die Thür wurde geöffnet. Der Eintretende war ein junger, stattlicher Mann in Husarentracht. Er trug die Abzeichen des Unteroffiziers.

„Guten Abend, Herr Wachtmeister!" grüßte er, die Fersen klirrend zusammenschlagend und die Hand zur Stirnhöhe hebend.

„Ach, schön guten Abend, mein Bester! Was führt denn Ihn zu mir?"

„Ich bitte, mit Euch ein Wort unter vier Augen sprechen zu dürfen!"

„Unter vier Augen? Warum denn das? Hat Er mir vielleicht ein wichtiges Staatsgeheimniß mitzutheilen?"

„Das nicht; aber die Angelegenheit, welche mich zu Euch führt, ist nicht für Fremde."

„Eine Angelegenheit hat Er?" Das ist ja recht schön! Vielleicht ist es ganz dieselbe, welche ich heut schon einmal mit einem Andern besprochen habe. Doch das werde ich ja hören, sobald es Ihm nur beliebt, sie mir mitzutheilen."

„Das ist eben meine Absicht; doch sagte ich schon, daß die Sache nicht für fremde Ohren bestimmt ist."

„Fremde Ohren giebt es jetzt gar nicht in meiner Stube. Dieser Mann hier ist mein Spezial, der Alles hören kann, was Er mir zu sagen hat. Schlage Er also nur immer los mit Seiner Neuigkeit!"

„Wenn Ihr es so befehlt, Herr Wachtmeister, so muß ich gehorchen. Ich komme wegen Eurer Tochter Anna. Wir haben uns kennen gelernt und sind einander lieb geworden. Darum möchte ich Euch gern bitten, zuweilen ein Stündchen meiner Urlaubszeit bei Euch verbringen zu dürfen, damit Ihr Euch ein Urtheil über meine Person und meinen Cha-

racter aneignen könnt. Ich bin überzeugt, daß Ihr dann eine — — —"

„Seine Ueberzeugung ist mir gleichgültig!" fiel ihm Pappermann in die Rede, „und Seine Person und Sein Character auch. Er hat also meine Tochter kennen gelernt? Davon weiß ich ja gar Nichts! Beim Civil läuft man zusammen ohne zu fragen woher und wohin; beim Militär pflegt man aber anders zu verfahren Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, habe ich einmal bei einem Vater um ein Mädchen angehalten, die ich noch gar nicht gesehen hatte. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß man hinter dem Rücken der Eltern Nichts vornimmt. Er freilich hat nicht Ehrgefühl genug, dies einzusehen, und so hätte Er besser gethan, auch heut Seinen Besuch zu unterlassen. Das Mädchen bekommt Er nicht, und an Seiner Gegenwart ist mir nicht das Mindeste gelegen. Bleibe Er mir also in Zukunft vom Leibe!"

Der Unteroffizier behielt seine stramme, kerzengrade Haltung bei und veränderte nicht eine Miene seines tiefgebräunten, männlichen Gesichtes.

„Wie es zu der Zeit gewesen ist, als Ihr bei den Belling-Husaren gestanden habt, Herr Wachtmeister, davon weiß ich Nichts zu erzählen; ich kann nur von jetzt berichten, und da ist es allerdings Sitte, daß man sich das Mädchen erst ansieht, ehe man sie heirathet. Ich habe nach diesem Gebrauche gehandelt und Nichts gethan, was mein Ehrgefühl mißbilligen könnte!"

„Wie klug Er doch sprechen kann, grad so klug wie damals, als Er behauptet hat, daß Er viel besser reiten könne, als ich. Höre Er, Wildebrandt, Er ist ein Prahler, ein Großthuer, und was hinter solchen Leuten steckt, daß weiß man ja. Gehe Er, ich habe Nichts mit Ihm zu schaffen!"

„Ist dies Euer letztes Wort, Herr Wachtmeister?"

„Mein letztes. Er kann besser reiten als ich und wird also auch sonst besser als ich wissen, was die Glocke geschlagen hat, wenn ein ehrenvoll verabschiedeter Wachtmeister von den Belling-Husaren zu Ihm sagt, daß Er gehen soll!"

„Das weiß ich allerdings besser als Ihr: sie hat eben zur Hochzeit geschlagen. Ich bin Unteroffizier bei den Belling-Husaren und habe es mit dem nächsten Schritte ebenso wie Ihr zum Wachtmeister gebracht. Ein tüchtiger activer Unteroffizier aber wiegt wenigstens grad so schwer wie ein verabschiedeter Wachtmeister, und so könnt Ihr Euch denken, daß ich mich nicht so mir nichts Dir nichts ohne allen stichhaltigen Grund von der Thür weisen lasse. Ich habe die Anna lieb, sie mich auch, und wenn Ihr mir nicht beweisen könnt, daß Eins von uns Beiden des Andern unwerth ist, so trete ich nicht zurück, sondern erkläre Euch, daß sie meine Frau wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Versunkene Sterne.

Nachtstück aus dem Familienleben von Erwin von Eichfels.

(Schluß.)

Der Abend kam heran, Oskars Freund hatte Geld und war freigebig.

„Ich will Dich jetzt erst die Freuden unserer Stadt kennen lehren," sagte er zu Oskar, „komm ich will Dich zu schönen Mädchen führen!"

Oskar folgte ihm. — Sie gingen in eine enge, schmutzige Gasse; vor dem geöffneten Hause derselben hielten sie still. Drinnen war Musik und heller Jubel tönte auf die finstere Straße hinaus.

„Hier hinein!" sagte Oskars Freund, und sie traten ein.

Zwanzig geputzte und sehr geschmückte Mädchen kamen den Eintretenden entgegen und suchten sie durch ihre Reize zu fesseln und sich ihrer zu bemächtigen. Nur eine Einzige blieb ruhig und still auf ihrem Platze sitzen.

Auf diese schritt Oskar zu.

Als er näher kam, erkannte er in ihr entsetzt seine Schwester.

Auch Agathe hatte ihren Bruder erkannt und sank lautlos in ihren Stuhl zurück.

Eine seltsame Regung ging in Oskar vor, seine Schwester so wieder zu finden, hatte er nicht erwartet.

Nach einigen Minuten hatte sich Agathe erholt; sie war plötzlich eine andere geworden, all ihre frühere Kraft schien ihr wiedergekehrt zu sein, — sie fühlte, daß das traurige Drama, welches mit der Krankheit ihres Vaters begonnen, und das ihre Armuth gedichtet hatte, jetzt zu Ende gehen müsse.

„Komm!" sagte sie zu Oskar in fremden Tone, „komm, wir wollen gehen!"

Sie ließ sich von der kleinen Frau den Schlüssel zu ihrem Zimmer geben und ging dann mit Oskar hinaus.

Aber sie gingen nicht hinauf in Agathens Stube, sondern sie traten aus dem Hause, und schritten ruhig neben einander her, in die finstere Aprilnacht hinaus.

Sie kamen in eine elende Vorstadt und Agathe drängte sich fester an Oskars Seite und zog ihn weiter.

Sie gingen den Weg zum Armenkirchhofe, auf dem ihr Vater ruhte.

Nach einer Viertelstunde hatten sie ihn erreicht.

Agathe schien hier sehr bekannt zu sein, sie öffnete schnell eine kleine Seitenpforte, dann traten sie auf den Gottesacker.

Unfern dem Eingange ragte ein hohes, steinernes Kreuz über die anderen Grabhügel hinaus, sein weißer Schein leuchtete gespenstig durch die Nacht. Auf dieses Kreuz schritt Agathe zu.

Allerlei.

Anecdoten.

Eine Hökerin wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen. Der Prediger stellte ihnen vor, wie unrecht es wäre, sich von dem Wesen trennen zu wollen, mit dem man eigentlich nur Eins ausmachen sollte. „Ach, Herr Pastor!“ rief die weibliche Ehehälfte verwundert, „wir Beede man Een? Ne, da irren Se sich, Herr Paster. Ick bin überzeugt, wann Se dann und wann wären vor unsere Wohnung vorbeijejangen: Se hätten jejlobt, wir sind zusammen unsere Zwanzig!“

Ein berühmter Dichter und witziger Kopf aß einst zu Tische bei einem Pastor, der mehr um seiner guten Tafeln als um seiner guten Predigten willen berühmt war. Gleich nach Tische schlief der Dichter ein, ward aber alsbald vom Pastor geweckt, um ihn in die Kirche zu begleiten und ihn predigen zu hören. — O! es ist durchaus nicht nöthig, rief der Witzige, ich habe die Ehre, Sie zu versichern, daß ich hier fast eben so gut zu schlafen denke.

Ein Landschaftsmaler besaß eine sehr hübsche Frau. — Ein Fremder besuchte ihn darum unter dem Vorwande der Kunstliebhaberei sehr häufig, fand aber nie nach seinem Wunsche die Frau allein, sondern immer auch ihren Gatten zu Hause. Zum Geier, rief der Fremde daher eines Tages voll Verdruß dem Manne zu: Sie wollen ein Landschaftsmaler sein, aber ich versichere Sie auf Ehre, für einen solchen sind Sie verflucht wenig auf dem Lande.

So recht von Herzen.

„Haben Sie je gehört,“ fragte ein Richter einen Zeugen, „daß Verklagter zu ihr „meine Theure“ oder „meine Liebe“ gesagt hat?“ — „Wie soll er denn dadruf kommen,“ erwiderte der Zeuge lebhaft, „et is ja seine Frau!“

Seines Gleichen.

Herr: „Jean, ich hatte Dir doch gesagt, Du solltest mich sofort holen, wenn Jemand käme.“ — Diener: „Ich habe Euer Gnaden im Haus und im Garten gesucht, aber Sie nicht gefunden.“ — Herr: „Ach, Du bist ein Esel, der seines Gleichen nicht findet!“

Rebus.

den den den den
den den den **M** den den den
den den den den

Eingesandt von Herrn Otto Wolf in Torgau.

Geographische Knacknuß.

Welcher bekannte Fluß wird mit vier Buchstaben geschrieben, von denen der erste 1 mal, der zweite 2 mal, der dritte 3 mal und der vierte 4 mal zu lesen ist?“

Eingesandt von Herrn Franz Heilig in Hamburg.

Arithmogriph.

1. 12. 6 9. 5. Kopfbedeckung eines geistlichen Würdenträgers.
2. 6. 7. 8. 1. ein nothwendiges Lebensbedürfniß.
3. 13. 6. 7. ist theuer, wenn gut.
4. 11. 13. 3. Nebenfluß der Donau.
5. 9. 4. 8. ein beliebtes Tonstück.
6. 7. 10. 8. 3. ein vielgebrauchtes Heil- und Schmiermittel.
7. 10. 3. 6. 7. 2. eine altgermanische Göttin.
8. 11. 3. 5. ein alttestamentlicher Prophet.
9. 2. 7. 1. ein milchwirthschaftliches Product.
10. 4. 11. ein Aggregatszustand des Wassers.
11. 4. 5. 1. ein südasiatisches Reich.
12. 5. 7. 9. eine Monatssumme.
13. 3. 5. eine Papageyenart.

Die Anfangsbuchstaben dieser Worte, von oben nach unten gelesen, geben den Namen einer berühmten deutschen Regentin.

Eingesandt von Herrn Karl May in Strießen-Dresden.

Auflösung des Räthsels in № 28.

Bach — Dach — Fach — Schach.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 28.

Kehlkopf.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Anna Waldau in Berlin, Amalie Holfort in Dresden, Frau Emma May und Marie Lenk in Strießen und den Herren W. Majdewicz, Franz Ullrich, Wilhelm Holz in Dresden, Ferdinand Schöne in Hohenstein, David Huhn in Prag und Heinrich Wild in Mainz.

Briefkasten.

Fräulein **O. F.** in Dresden. Bemühen Sie sich in unsere Redaction, wo wir Ihnen die erbetene Auskunft mündlich ertheilen und die betreffenden Journale zur Auswahl vorlegen werden.

Fräulein **A. W.** in Berlin. Daß trotz der Richtigkeit der eingesandten Lösung Ihr Name nicht in Nr. 17 genannt wurde, hat seinen Grund in dem Umstande, daß bereits Nr. 32 erschienen ist. Ihr verspätetes Abonnement ist leicht dadurch auszugleichen, daß Sie sich von Ihrer Bezugsquelle gleich die bereits ausgegebenen Nummern auf ein Mal aushändigen lassen.

Herrn **W. M.** in Dresden. Haben Sie die betreffenden Lösungen in Nr. 32 gefunden?

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 34. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Have care, Du rothe Kreatur! Kennst Du Dik Hammerdull, he, kennst Du ihn? 'sdeath, da hat er meine eigne, leibhaftige Haut am Gürtel hängen! Komm her, Geliebter, ich muß Dich umarmen!"

Der Wilde trat beim Anblicke des blaurothen, nackten Schädels zurück und starrte dem Jäger erschrocken in das Gesicht.

„So, guck mich an, Du rothe Canaille, und gieb mir Deine Wolle!"

Noch ehe der Indianer eine vertheidigende Bewegung machen konnte, stak ihm das Messer Hammerdulls bis an den Griff im Herzen und er schlug schwer zur Erde nieder. Der Jäger bog sich auf ihn herab, zog sein Messer zurück und faßte ihn bei den Haaren — drei Schnitte, ein Ruck, — dann richtete er sich wieder empor.

„Pitt Holbers, sag', wo bist Du denn? Schau her und sag', ob nun das Ding bezahlt ist, was sie Perrücke nennen?"

„Hm, wenn Du denkst, Dik, daß Ihr nun quitt seid, so hab' ich nichts dagegen!"

„Ob wir quitt sind oder nicht, das bleibt sich gleich; aber da schau' einmal her an den Gürtel dieses rothen Hallunken! Kennst Du vielleicht dieses alte, liebe Opossumfell, he? Es ist meine eigne Haut, die er mir über die Ohren gezogen hat damals, und nun habe ich dafür die Seine — kann sie mir auch über den Bauch hängen, die alte Rattenherberge!"

Die beiden Männer hatten vollständige Zeit zu diesem Gedankenaustausch, denn der Sieg war jetzt vollständig errungen, und was vom Feinde nicht todt oder verwundet am Boden lag, das hatte fliehend das Weite gesucht.

Am östlichen Horizonte wurde nun auch das scharfe Licht der nahenden Maschine sichtbar. Der Heizer hatte den Schein der Feuer bemerkt, sie für das verabredete Zeichen gehalten und nun den Zug in langsame Bewegung gesetzt.

Der Ingenieur, welcher zu der Abtheilung Winnetou's gehört hatte und jetzt sich ein Tuch um den verwundeten Arm befestigte, trat zu dem Apachen.

„Ihr seid Master Winnetou?"

Der Indianer neigte, den Scalp Riccarroh's an seinen Gürtel hängend, zustimmend das Haupt.

„Wir haben Euch die heutige Rettung zu verdanken. Ich werde einen Bericht schreiben, der bis hinauf zum Präsidenten geht; dann wird der Lohn nicht ausbleiben!"

„Der Häuptling der Apachen bedarf des Lohnes nicht; er liebt die weißen Brüder und giebt ihnen seinen Arm im Kampfe, aber er ist stark und reich, reicher als der große Vater der Bleichgesichter. Er bedarf weder Gold noch Silber, weder Hab noch Gut; er will nicht nehmen, sondern er giebt. Uff!"

Der Zug hielt kurz vor den aufgerissenen Schienen an.

„Donnerwetter, Sir," rief der herabspringende Feuermann dem herbeitretenden Vorgesetzten entgegen, „muß es hier Arbeit gegeben haben. Das ist ja, bei Gott, die reine Schlächterei!"

„Sollst Recht haben, Mann, — ist heiß hergegangen, heute Abend, und habe mir auch ein kleines Loch geholt, wie Du hier sehen kannst! Aber nun vor allen Dingen das Werkzeug herunter und die Schienen in Ordnung, damit wir baldigst weiter können! Versorge das; ich will jetzt mit nach den Gefallenen sehen!"

Er wollte eben zurücktreten, da schnellte hart neben ihm aus dem tiefen Grase der Dammböschung eine dunkle Gestalt empor und eilte an ihm vorüber. Es war einer der Ogellallah's, der keine Gelegenheit zur Flucht gefunden und sich hier versteckt hatte, um einen geeigneten Augenblick abzuwarten.

Der Arbeiter, welchem die Pferde anvertraut waren, war natürlich dem Zuge gefolgt und stand jetzt mit ihnen in der Nähe der haltenden Wagen. Der Indianer, dem der Anblick der Thiere Hoffnung auf das Entkommen gegeben hatte, eilte auf ihn zu, riß ihm den Zügel eines der Pferde aus der Hand, schwang sich in den Sattel und jagte davon.

Alle hatten die verwegene Flucht des Wilden bemerkt, die sie nicht hindern konnten, weil sein Vorsprung zu bedeutend war und Niemand mehr ein geladenes Gewehr in den Händen hatte.

„Pitt Holbers, altes Coon," meinte Hammerdull, „siehst Du den Rothen springen? Alle Teufel, er geht nach den Pferden!"

„Wenn Du denkst, Dik, daß er eins bekommen wird, so habe ich Nichts dagegen, denn der Mann, der sie hält, sieht mir grün genug dazu aus!"

„Ob er grün sieht oder nicht, das bleibt sich gleich, denn — — Pitt Holbers, schau — er reißt ihm die Zügel aus den Fingern, er springt auf, er — — good luck, es ist die Mirjam, auf die er sich gesetzt hat! Na, Bursche, das ist der gescheidteste Einfall, den Du in Deinem ganzen Leben gehabt hast, denn nun wirst Du das Glück haben, mit meiner Mary reden zu können.

Wirklich hatte sich der Indianer auf die alte Stute geworfen und schlug ihr die Fersen in die Seiten, um so schnell wie möglich das Weite zu gewinnen. Er hatte sich jedoch verrechnet, denn Dik Hammerdull schob den gekrümmten Zeigefinger in den Mund und ließ einen schrillen, weithin tönenden Pfiff erschallen. Sofort fuhr das gehorsame Thier herum und galoppirte trotz aller Anstrengung des Wilden grad auf seinen Herrn zu. Der Indianer sah keine andre Rettung, als sich noch zur Zeit herabzuwerfen; da aber nahm der dicke Trapper die Büchse an die Backe; der Schuß krachte, und der Indsman fiel, durch den Kopf getroffen, zu Boden.

„Hast Du es gesehen, Pitt Holbers, was die Mirjam für ein wackeres Viehzeug ist? Ich möchte nur wissen, ob er auch ohne sie glücklich in seine ewigen Jagdgründe kommen wird! Was meinst Du, he?"

„Ich habe nichts dagegen, Dik, wenn Du denkst, daß er den richtigen Weg gefunden hat. Willst Du Dir nicht seine Haut nehmen?"

„Ob ich sie nehmen will oder nicht, das bleibt sich gleich, aber herunter muß sie, das ist sicher. Ich habe die meinige auch hergeben müssen!"

Um zu dem Gefallenen zu gelangen, mußte er an den zwei Deutschen vorüber, welche, von der Anstrengung des Kampfes ausruhend, neben einander standen.

„So wahr ich Jean Letrier heiße, Capitain, das war ein Rencontre, wie man es kaum zur See beim Entern erlebt!" hörte er französisch sagen. Aber er war zu sehr mit seiner Absicht beschäftigt, als daß er für den Augenblick auf diese Worte einen Werth gelegt hätte.

Als er dem Todten den Scalp abgezogen hatte und wieder in die Nähe des haltenden Zuges zurückkehrte, sah er Sam Fire-gun in der Nähe der beiden Männer.

„Dik Hammerdull," frug dieser, „ist's nicht so, daß Du die zwei Gentlemen bei Master Winklay getroffen hast?"

„Well, so ist es, Colonel."

„Sie haben sich gut gehalten und machen Dir Ehre. Aber wie kommt es, daß Du sie mitgenommen hast? Du kennst ja meinen Willen in Beziehung auf neue Bekanntschaften!"

„All right, Sir, aber der Eine, der sich Heinrich Sander nennt, meinte, daß Ihr sein Oheim wäret."

„Sein Oheim? Bist Du toll?"

„Hm, ob ich toll bin oder nicht, das bleibt sich gleich; aber wir kamen in einen kleinen Handel und ich hatte da schon die Messerspitze an seiner Kehle, als er sagte, Ihr würdet es mir schlecht danken, wenn ihm die Klinge um ein Weniges zu tief in die Wolle gehe. Machts mit ihm selber ab, Colonel!"

Der berühmte Tracker (Pfadfinder) trat an die Deutschen heran.

„Ihr seid von drüben herüber aus Germany, wie man mir sagt?"

„Ja."

„Was sucht Ihr in der Prairie?"

„Euch, Sir."

„Mich? Weshalb?"

„Oheim, willst Du noch fragen?"

Sam Fire-gun trat um einen Schritt zurück.

„Oheim? Ich kenne keinen Verwandten mit Namen Sander!"

„Das ist richtig! Doch nannte ich mich so, weil ich nicht wußte, ob Dir der Name Wallerstein lieb sein würde."

„Wall— —. Ist es denn möglich, daß Du es bist, Heinrich?!"

„Nicht möglich, sondern wirklich, Onkel. Hier ist Dein Brief, in welchem Du schreibst, daß ich kommen soll. Die andern Papiere kannst Du ja morgen lesen!"

Er langte unter den Jagdrock und zog ein sorgfältig verwahrtes Papier hervor, welches er ihm überreichte. Der alte Jäger warf bei dem noch immer hellen Feuerscheine einen Blick auf die Zeilen und zog ihn dann an seine Brust.

„Es ist wahr! Gott segne meine Augen, daß es ihnen noch vergönnt ist, Einen der Meinigen zu sehen. Wie geht es Deinem Vater? Warum schrieb er mir nicht? Ich hatte ihm doch die Adresse für Omaha angegeben?"

„Er kann nicht mehr schreiben."

„Er kann nicht? Weshalb?"

„Weil — weil er todt ist."

„Todt — —? Heavens, ist's möglich! Wann ist er gestorben und wie?"

„Er wurde — — erschrick nicht, Onkel, er wurde — ermordet."

„Herr mein Heiland, sagst Du die Wahrheit? Von wem und aus welchem Grunde?"

„Von einem ruinirten Offizier, dem Lieutenant von Schönberg, um elenden Raubes willen. Ich bin dadurch zum Bettler geworden."

„Zum Bettler? Ich habe aus den Big-Horn-Bergen Gold geholt für mehr als hunderttausend Dollars und ihm den Betrag per Wechsel zugeschickt!"

„Das ist wahr, dear uncle, und wir waren voll Lobes und Dankes dafür, denn der Vater wurde dadurch aus dem armen Hilfsarbeiter der angesehenste Juwelier der Residenz; aber wir mußten dieses ganze Vermögen in einen einzigen Schmuck stecken, dessen Preis bei dem Morde geraubt wurde."

Diese seltsame Unterhaltung wurde, ohne daß einer der vielbeschäftigten Leute auf sie achtete, in der unmittelbaren Nähe der Wagenreihe geführt. Weder Sander noch Old Fire-gun hatten bemerkt, daß sich in dem Coupee hinter ihrem Rücken eine Person befand, welcher keines der gesprochenen Worte entging. Diese Person war eine Dame, die einzige, welche der Zug mit sich geführt hatte und die im Drange der Ereignisse bisher vollständig vergessen worden war. Mit angehaltenem Athem lauschte sie den ferneren Ergießungen der beiden Männer und zog, als sich diese endlich entfernt hatten, ein kleines Notizbuch hervor.

„Mille tonnerre, ein verteufelt seltsames Zusammentreffen!" flüsterte sie vor sich hin. „Ich gehe nach Californien, wo ich endlich den „L'Horrible" finden werde, und treffe unterwegs auf offener Prairie bei einem nächtlichen Indianerüberfall den Herzallerliebsten, dem ich mit dem Gelde für den Schmuck der Frau Herzogin von Oerstädt durchgegangen bin! Ist das nicht riesenhaft abenteuerlich?"

Sie lachte kichernd vor sich hin und fuhr dann in ihrem Selbstgespräche fort:

„Der alte Tracker, den sie Sam Fire-gun nennen, muß wie ich höre, ein Bruder des ermordeten Wallerstein sein — außerordentlich interessant! — und hat fameuse Kenntniß der Goldfelder droben in den Bergen — werde mir das für geeignetere Zeiten merken! — er hat seinem Bruder emporgeholfen und ist doch selbst ein einfacher Jäger geblieben — hm, diese Leute sind alle so; wer einmal Savannenluft gekostet hat, der kann sie nie wieder lassen! — aber den Verwandten hat er doch sehen wollen und deshalb hinübergeschrieben. Der Neffe ist auch gekommen und — chez dieu, ungeheuer eigenthümlich, dem — dem Herrn Vicomte de Latour in die Hände gelaufen, der ihm die Papiere abgenommen hat, um die goldene Bekanntschaft für sich auszubeuten. Hm, was doch aus dem armen Teufel von German geworden sein mag? Aber ich werde meinem Herrn Vicomte einen Strich durch die Rechnung machen, einen Strich, der ihm ein scharfes Eisen an die Kehle bringt. Es ist gut für Viele und auch für mich, wenn seine Kerze hier in der Verborgenheit den Docht verliert, und dieser Sam Fire-gun scheint mir grad der richtige Mann zu sein, das zu besorgen!"

Die Flammen leuchteten noch hell genug. Sie nahm den Stift zur Hand und schrieb. Eben war sie fertig und faltete das aus dem Buche gerissene Blatt zusammen, als die Stimme des Zugführers erscholl.

Die Todten blieben liegen; die Verwundeten waren behutsam in die Wagen placirt worden, und die Uebrigen stiegen ein. Da jeder Zug die nöthigen Handwerkszeuge mit sich führt, so hatte man das zerstörte Gleis schnell wieder hergestellt, und die unterbrochene Reise konnte fortgesetzt werden. Es war sehr viel Zeit verloren gegangen, die nun wieder eingeholt werden mußte, und so drängte der Ingenieur zum Aufbruch.

Es war eine eigenthümliche Scene, dieses Abschiednehmen des Zugpersonales von den Prairiejägern nach so kurzem, aber desto inhaltsreicherem Beisammensein, und schon gab die Dampfpfeife das übliche Zeichen, als sich die Dame aus dem Fenster des Coupee's neigte und den langen Pitt herbeiwinkte, welcher unweit von ihr seine unendlichen Glieder in die Höhe streckte.

„Heda, Master," rief sie, „wollt Ihr nicht einmal näher treten?"

„Hm, wenn Ihr denkt, Miß oder Mistreß, so kann ich es schon thun! Was giebt es?"

„Ihr kennt doch den Mann da vorn, den Ihr Sam Fire-gun nennt?"

„Sollte es meinen! Was ist's mit ihm?"

„Wollt Ihr ihm einmal dieses Papier geben? Aber nicht eher, als bis der Zug vorüber ist!"

„Well, Ma'am, das soll geschehen!"

„Und ihm selber, ja keinem Andern!"

„Wenn Ihr denkt, Mylady, so soll es mir ganz recht sein! Aber Pitt Holbers darf's wohl lesen?"

„Pitt Holbers? Wer ist das?"

„Pitt Holbers? Hm, wer denn anders als ich selbst, Mistreß!"

„Nein, auch Ihr dürft es nicht lesen!"

„Na, wenn Ihr denkt, so will ich es bleiben lassen, aber viel Schaden hättet Ihr wohl nicht davon gehabt, denn ich habe noch niemals gehört, daß Pitt Holbers gewußt hätte, wie man einen Buchstaben malt oder vom Papiere herunterschreit. Dik Hammerdull kann's auch nicht; warum soll denn da grad ich es gelernt haben!"

Die Dame zog lachend den vorsichtig verhüllten Kopf zurück; die Wagenreihe setzte sich langsam in Bewegung, vermehrte von Sekunde zu Sekunde ihre Geschwindigkeit, wand sich wie eine dunkle, feuerköpfige Riesenschlange in die dunkle Nacht hinein und war bald den Augen der Nachblickenden entschwunden. Nur ein immer mehr verklingendes Rollen gab ein Zeichen, daß das Band, welches die Westmänner für kurze Zeit mit der großen Welt vereinigt hatte, schon wieder zerrissen sei; dann war auch dieses noch verschallt.

Pitt stieg mit langen Schritten zu Sam Fire-gun, welcher den Befehl gegeben hatte, die zerstreut umherliegenden Waffen der Geflohenen und Gefallenen zu sammeln.

„Hab' Etwas für Euch, hier, Colonel!"

Dieser nahm den Zettel in Empfang und blickte den Ueberbringer fragend an.

„Was ist es, Pitt Holbers?"

„Hm, ein Papier, wie mir scheint."

Von wem?"

„Wenn Ihr denkt, daß es von der kleinen Miß ist, welche dort im Wagen saß, so habt Ihr es richtig errathen, Colonel."

„Von der kleinen Miß? Ich habe doch keine Dame gesehen!"

„Pitt Holbers auch nicht eher, als bis sie den Kopf herausstreckte. Hat mir extra gesagt, daß die Schrift nur für Euch sei. Sollte sie nicht einmal selber lesen. Haha. Pitt Holbers und lesen!"

„Sagte sie nichts über wer, woher und wohin?"

„Kein Wort, Colonel. Wird eine jener Lady's sein, die sich auf Emancipission legen, oder wie das Ding heißt, und nicht eher klug werden, als bis es zu spät ist. Les't das Ding, Sir, aber verschont mich mit der Antwort; ich kann sie ihr nicht nachtragen!"

Old Fire-gun trat zum Feuer und entfaltete das Papier. Es enthielt folgende Zeilen:

„Sir!

Ihr steht im Begriff, das Opfer eines raffinirten Betruges zu werden. Euer Bruder, der Juwelier Wallerstein wurde ermordet und beraubt. Der Thäter ist der Seecapitain Francois Latour, der unter der Maske eines Vicomte in Deutschland war und jetzt in den Vereinigten Staaten den Namen Heinrich Sander führt. Er hat Euren Neffen getroffen und ebenso beraubt, wie seinen Vater und legitimirt sich jetzt durch die gestohlenen Schriftstücke, um Euch zu übervortheilen. Sein Begleiter heißt Jean Letrier, diente unter ihm auf dem Piratenschiffe „l'Horrible" und war bei dem Morde zugegen. Das Uebrige überlasse ich Euch.

Clairon."

Der Tracker starrte lange Zeit auf den verhängnißvollen Zettel, dann faltete er ihn zusammen und steckte ihn zu sich.

„Dik Hammerdull!"

Der Gerufene trat herbei.

„Du weißt genau, daß die beiden Männer dort aus Germany sind?"

„Ob ich es genau weiß oder nicht, das bleibt sich gleich, aber sie sagten so."

„Und wie heißen sie?"

„Der Eine, der Euer Neffe sein will, Colonel, nannte sich Heinrich Sander — Harry würde besser klingen; und der Andre heißt Peter Wolf — ein miserabler Name, Sir; man stößt sich dabei alle Zähne aus der Kinnlade!"

„Hast Du nicht einmal einen andern Namen von ihnen gehört?"

„Einen andern Namen? Hm, nein!"

„Sprechen sie stets nur englisch oder deutsch?"

„Ob englisch oder deutsch, das bleibt sich gleich, aber — halt, Colonel, wenn ich mich nicht irre, so hörte ich vorhin ein Ding, was ganz französisch klang. Vom Deutschen versteht Dik Hammerdull kein Wort, aber mit einem Franzmann kommt er so leidlich fort."

„Welcher von Beiden sprach so?"

„Der Peter Wolf — der Teufel hole den armseligen Namen; die Leute drüben in Germany müssen ja Zungen haben wie die Ameisenfresser, so lang und dünn!"

„Und was sagte er?"

„Hm, was er sagte, das bleibt sich gleich, aber er meinte, daß man so ein Recontre wie heut' kaum beim Entern zur See erlebt."

„Ah, Dik Hammerdull, besinne Dich ganz genau. Hat er keinen Namen genannt?"

„Hm — hm — egad, Sir, da fällt mir ein, daß er den Heinrich Sander „Capitain" genannt hat."

„Also wirklich! Aber ein Name, Dik, ein Name! Denke nach!"

„Ja, ein Name war auch dabei, aber ich hab' nicht auf ihn geachtet, weil ich mit der Rothhaut zu thun hatte, die mit meiner Mirjam — hahaha, Colonel, war das nicht — —"

„Den Namen muß ich wissen!" unterbrach ihn der Tracker. War es vielleicht Latour?"

„Latour? Nein."

„Oder Letrier?"

„Letrier? Hm, ob Letrier oder nicht, das bleibt sich gleich, aber dieses Wort ists gewesen und auch noch eines dazu."

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts“ von Karl May.

(Fortsetzung).

„Will Er wohl machen, daß Er sofort hinauskommt, Er Himmel-Mohren-Elementer!“ rief Pappermann zornsprühend und galoppirte mit seinem Stuhle grad auf Wildebrandt los. „Ich sage Ihm, Er bekommt sie nicht. Ich bin der Wachtmeister und Stadtkassirer Pappermann und weiß, was ich will!“

„Und ich sage Euch, ich bekomme sie. Ich bin der Unteroffizier Wildebrandt und weiß auch, was ich will. Gute Nacht!“

Er öffnete die Thür und schritt sporenklirrend die Treppe hinab. Unten stand die Geliebte in banger Erwartung der Entscheidung. Aus dem lauten Tone, in welchem die Unterhandlung geführt wurde, hatte sie auf das Ergebniß derselben geschlossen und frug jetzt leise:

„Nicht wahr, er hat nein gesagt?“

„So ist's!“ sagte Wildebrandt zornig. „Und als einzigen Grund hat er angegeben, daß ich behauptet habe, ich könne besser reiten als er. Ich habe allerdings so gesagt, aber nur, weil er sich über mich und meinen Apfelschimmel moquirt hat. Er nennt ihn einen alten Ziegenbock und sagt, ich sitze darauf wie der Affe auf dem Kameele. Kann ich dafür, daß er auch einen Apfelschimmel geritten hat und nun seine beleidigenden Vergleiche zieht zwischen sich und mir?“

Der Zornige hätte seinem Herzen noch länger Luft gemacht, wenn nicht soeben die Stimme Pappermanns oben erschollen wäre.

„Anna, herauf zur Parole!“

„Komm, tritt hier herein!“ flüsterte das Mädchen, eine Thür öffnend und ihn in den dunklen Raum schiebend. „Ich schließe Dich ein, damit Dich Niemand bemerkt, und werde Dir nachher berichten, was es oben giebt!“

Sie zog den Schlüssel ab und stieg die Treppe empor. Als sie in das Zimmer trat, hielt der Vater noch immer zornglühend auf seinem Stuhle vor der Thür.

„Kennst Du den Unteroffizier Wildebrandt?“

„Ja.“

Sie war gewohnt, ihr Antworten nur in der kürzesten und bündigsten Weise zu geben.

„Du hast eine Liebschaft mit ihm?“

„Ja.“

„Hinter meinem Rücken?“

„Nein!“

„Wie meinst Du das?“

„Du hast mich noch nicht darnach gefragt!“

„Ach so! Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, machten mir meine Untergebenen ihre Meldungen auch ohne daß ich sie fragte. Er sagt, Du wärst ihm gut. Ist das wahr?“

„Ja.“

„Schön! Ich befehle Dir hiermit, ihm nicht mehr gut zu sein!“

Sie schwieg.

„Hast Du's gehört?“

„Ja.“

„Ich habe Dir bereits einen Mann bestimmt.“

Sie sah ihn bestürzt und fragend an.

„Nämlich diesen da!“ erklärte er, auf den Spezereikrämer deutend.

„Das ist nicht möglich, Vater!“

„Warum nicht? Was ich thue, das ist stets uud allemal möglich! Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, habe ich Manches möglich gemacht, was Andre für eine Unmöglichkeit gehalten haben. Einmal hatten wir ein Treffen in der Pfalz; eine feindliche Kanone schoß immer grad mitten in unsre Glieder hinein; wir befanden uns in einer sehr exponirten Stellung und hätten aus der Haut fahren mögen vor Aerger, uns so ruhig wegputzen lassen zu müssen. Da zog ich meine Pistolen, gab dem Nebenmanne das Ladezeug, und während er nur immer lud, zielte ich grad auf die Mündung der Kanone und schoß auf diese Weise jede Kugel entzwei, die sie uns entgegen schickten. Ich erhielt für diese Geschicklichkeit eine Medaille, habe sie aber später einmal wieder verloren. Das war doch das reine Unmögliche möglich gemacht. Meinst Du da, daß ich mich vor Deiner Unteroffiziersliebe fürchte?“

„Nein!“

„Na also! Der Lieutenant von der Schützencompagnie, Herr Hiller, hat vorhin bei mir um Deine Hand angehalten. Ich habe sie ihm zugesagt, und Du wirst nun wissen, was Du zu thun und zu lassen hast. Verstehst Du mich?“

„Ja.“

„Du wirst es gut haben bei ihm, davon hat er mich vollständig überzeugt. Du wirst die reichste und vornehmste Frau im Orte sein und die Freude erleben, daß Dein Vater täglich spazieren reitet.“

„Du? Woher nimmst Du denn das Pferd?“

„Das wird Dein Mann mir schenken. Morgen schon zahlt er das Geld, und dann werde ich mich sofort nach einem tüchtigen Schimmel umsehen.“

„So hast Du mich für ein Pferd, für ein Thier verkauft?“

Er fuhr mit seinem Stuhle zurück, als sehe er sich plötzlich der Mündung einer geladenen Kanone gegenüber. Dann wirbelte er die beiden Spitzen seines Schnurrbartes in die Luft, schlug mit den Füßen an die Stuhlbeine, als habe er es mit einem widerspenstigen Reitthiere zu thun, und rief mit blitzendem Auge:

„Was meinst Du, Du Himmel-Mohren-Elements-Hexe Du? Verkauft hätte ich Dich, verkauft für ein Pferd? Meine

eigene Tochter erklärt mich, den Stadtkassirer und von den Belling-Husaren ehrenvoll verabschiedeten Wachtmeister Pappermann für einen Menschenhändler, für einen Menschenabschlächter, für einen Rabenvater, für einen — ich, ich finde gar keine Worte, ich könnte, ich möchte, ich —"

Er trabte auf seinem Stuhle stampfend in der Stube hin und her und hielt endlich mit einem krachenden Rucke vor dem Spezereikrämer, den er grimmig bei der Brust packte.

„Höre Er, was soll ich mit der ungerathenen Tochter machen? Soll ich sie todtschießen, soll ich sie fortjagen, soll ich sie krummschießen, soll ich — he, so sage Er doch, was ich mit ihr machen soll!"

Der Gefragte hielt ängstlich den Zornigen mit beiden Armen von sich ab.

„Herr Ritt — Herr Stadtkass — Herr Wachtmeister, verheirathet sie, dann seid Ihr sie und die Aergerniß los und der Schimmel ist Euer."

„Ja, das werde ich machen! Erst sollte sie Ihn nehmen, jetzt aber muß sie Ihn nehmen; sie muß und zwar zur Strafe, zur gerechten Strafe für den Rabenvater. Und den Schimmel, auf den soll sie mich alle Tage sehen zur Züchtigung für die Insubordination und Bosheit, die sie gegen mich begangen hat!"

Er warf sein prasselndes Pferd herum zu ihr und donnerte:

„Anna!"

„Was?"

„Du kennst mich!"

„Ja!"

„Wenn Du noch ein einziges Wort mit dem Wildebrandt sprichst, so passirt Etwas! Hast Du's gehört?"

„Ja!"

„Du heirathest den Herrn Lieutenant Hiller!"

Sie schwieg.

„Hast Du's gehört?"

„Ja!"

„Morgen bekomme ich den Schimmel und in acht Tagen ist die Verlobung. Verstanden?"

„Ja!"

„Tret' ab!"

Sie gehorchte dem Commandoworte und verließ das Zimmer.

Während der ehrenvoll verabschiedete Wachtmeister oben noch lange seine möbelzerstörenden Evolutionen ausführte, öffnete sie unten die Thür und stattete dem Geliebten den versprochenen Bericht ab. Mancher Rettungsplan wurde von den beiden jungen Leuten, die sich in ihrer Liebe so ernstlich bedroht sahen, ausgesonnen und wieder verworfen, und Hiller hatte schon längst das Haus verlassen, als der Unteroffizier sich endlich von seinem Mädchen verabschiedete. Er ließ sie nicht ohne Trost zurück.

„Es bleibt dabei, Anna, ich spreche mit dem Herrn Lieutenant von Blücher. Er ist nicht nur ein respectabler Offizier, sondern auch ein Pfiffikus, wie es im ganzen Regimente keinen zweiten giebt, und hält große, sehr große Stücke auf mich. Wenn irgend ein Rath möglich ist, so weiß er ihn, und ist eine That nothwendig, so läßt er mich sicher auch nicht im Stiche. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Ein zärtlicher Kuß klang leise von den vier warmen Lippen; dann nahm Wildebrandt vorsichtig den Degen in den Arm und schlich unhörbar davon.

Pappermann ahnte nicht, daß die Tochter, welche er sich „so gut dressirt" hatte, daß sie „nicht einen Mux wagen durfte", zu einer Widersetzlichkeit entschlossen war, die ganz ohne Beispiel dastand seit damals, „als er noch bei den Belling-Husaren stand".

Zweites Kapitel.

Jungfer Adelheid stand am Fenster und schaute sehnsüchtigen Blickes hinüber nach dem Laden, hinter dessen Glasscheiben zuweilen ein hageres, gelbbleiches Gesicht vorüberhuschte, momentan und eilfertig, als hätte es nicht Zeit, einen raschen oder auch nur halben Blick hinauszuwerfen auf die Straße.

Lange, lange Jahre hatte sie an derselben Stelle, an demselben Fenster gestanden und hinübergesehen nach denselben Glasscheiben, erst mit heißem Verlangen, dann mit ängstlicher Ungeduld und endlich mit stillem, tiefem, unheilbarem Weh im Herzen, denn niemals hatte sich das Gesicht ihr zugewendet, niemals war eine kleine Aufmerksamkeit, ein freundliches Lächeln, ein grüßendes Kopfnicken ihr zu Theil geworden.

Und wenn der Abend sich mit seinem geheimnißvollen, verschwiegenen Dunkel über die Erde neigte und Alles, Alles sich fand, was sich liebte und suchte, dann verließ auch der Herr Spezereikrämer Hiller seine Wohnung, aber nicht, um die Pfade der Liebe zu wandeln, sondern er ging entweder zum alten Pappermann spielen, oder unternahm einen einsamen Spaziergang vor das Thor, um sich die neuen Waarenpreise zu berechnen und ungestört den Gedanken an Gewinn und Profit nachhängen zu können.

Kein einziger Blick war jemals hinauf zu ihr gefallen. Trotzdem hatte sie stets gewartet, bis er zurückkehrte, und wenn dann seine Gestalt im Schatten der Thür verschwunden und das grausame Klirren des Hausschlüssels verklungen war, so zog auch sie sich zurück und begab sich zur Ruhe, um am nächsten Morgen ihre ewig erfolglosen Beobachtungen von Neuem zu beginnen.

„Ach, was haben doch die Männer für harte, verständnißlose und unbedürftige Herzen," seufzte sie. „Er ist so einsam und allein, und ich hätte ihn gewiß sehr glücklich gemacht. Er ist zwar nicht mehr so jung und schmuck, wie früher, nicht den zehnten Theil so drall und reizend, wie zum Beispiel mein Herr von Blücher, aber ich liebe ihn doch, ich habe ihn geliebt heiß und innig, ich werde ihn lieben jetzt und in alle Ewigkeit."

Da ertönte die Klingel des Vorsaales. Sie ging hinaus und öffnete. Draußen stand der Diener des Lieutenants.

„Darf ich um den Kellerschlüssel bitten, gnädiges Fräulein?"

„Mit Vergnügen darf Er das!" antwortete sie.

Im Stillen dachte sie:

„Was doch die Leute vom Militär für charmante, liebenswürdige und höfliche Menschen sind. Seit ich den Herrn von Blücher bei mir wohnen habe, bin ich ein gnädiges Fräulein geworden und werde von Jedermann mit Respect und Ehrerbietung behandelt. Ach, wenn doch der Herr Kaufmann Hiller auch Husar geworden wäre; er würde gewiß nicht so gleichgültig sein!"

Und laut fügte sie hinzu:

„Er will gewiß wieder Wein aus dem Keller holen?"

„Ja."

„Zu so früher Tageszeit schon?"

„Es ist Besuch da, und die Herren Offiziere lassen sich nichts Anderes vorsetzen."

„Besuch? Ich sah doch Niemanden kommen, trotzdem ich mich schon ziemlich lange am Fenster befinde."

„Hm, das glaube ich wohl," lachte er. „Die Herren sind nicht durch die Straße, sondern hinter der Stadt hergekommen und über den Zaun gesprungen."

„Gesprungen?" frug sie erstaunt. „Warum gingen sie denn nicht durch die Pforte? Sie steht ja am Tage stets offen."

„Weil sie zu Pferde waren."

„Zu Pferde? Mein Gott, so sind sie wohl gar über den Zaun geritten, über meinen schönen Zaun hinweggesprengt?"

„Freilich."

„Und ihre Pferde haben mir die Blumen vernichtet und das Gras niedergestampft?"

„Ich weiß das nicht, denn ich habe mich nicht darnach umgesehen. Die Thiere stehen jetzt unten im Vorrathsgewölbe."

Sie schlug erschreckt die Hände über dem Kopfe zusammen.

„In meinem Vorrathsgewölbe?" jammerte sie. „Wo ich die Eier, die Butter, das Gemüse und tausend andere nothwendige und zerbrechliche Dinge aufbewahre! Sind die Herren denn von Sinnen?"

„Auch das weiß ich nicht. Ich werde sie aber gleich einmal darnach fragen und Euch dann Bescheid sagen, gnädiges Fräulein."

„Um Gotteswillen, thue Er das nicht! Sie würden mir bös darüber sein und ich wäre dann wahrhaftig ganz untröstlich. Aber ist es denn möglich, über einen so hohen Zaun hinwegzureiten? Wenn nun Einer gestürzt wäre und Etwas gebrochen hätte!"

„Ja, gnädiges Fräulein, wir Leute von den Belling-Husaren brechen niemals den Hals! Jetzt aber muß ich fort. Soll ich einmal nachsehen, ob sich die Pferde über die Eier und das Gemüse hergemacht haben?"

„Ja, mein Lieber, ich bitte ihn um diese Gefälligkeit. Ich würde es gern selbst thun, aber ich wäre ja gleich des Todes, wenn ich öffnete und so ein Thier blickte mich mit den großen, fürchterlichen Augen an. Ist der Herr Lieutenant auch schon zu Hause?"

„Nein. Er befindet sich noch auf dem Exerzierplatze, wird aber wohl bald heimkehren."

Es war so, wie er sagte: Blücher hielt mit seiner Fuchsstute — damals das anerkannt beste Pferd im ganzen Regimente, wie sein Herr auch als der geschickteste und kühnste Reiter bekannt war — auf dem freien Raume vor der Stadt, wo die täglichen Uebungen stattzufinden pflegten, und drängte sein muthiges, tänzelndes Roß in die glänzende Colonne, welche sich unter dem Kommande des Obersten zum Heimritte anschickte.

Unter den schmetternden Klängen der Trompeten hielten die schmucken Cavalleristen ihren Einzug in die Stadt. Gar manches schöne Auge folgte ihnen und gar mancher bewundernde Blick ruhte besonders auf dem Lieutenant, dessen schlanke, kräftige Figur, von der knappen Husarenuniform noch mehr hervorgehoben, so leicht und sorglos im Sattel saß und dessen hell und kühn über die wohlgebogene Adlernase blitzendes Auge wohl hier und da empor nach einem Fenster flog, niemals aber mit einem Blicke, der zur leisen Hoffnung hätte ermuthigen können.

Blücher war einer der tüchtigsten, flottesten und — hübschesten Offiziere, das wußten nicht nur seine Vorgesetzten, sondern besonders von seiner letztgenannten Eigenschaft waren auch die Schönen der Stadt überzeugt, doch ebenso gut wußte man auch, daß sein Herz noch frei und gar nicht geneigt sei, sich in süße Fesseln schlingen zu lassen.

Nach Auflösung der Truppe stand er im Begriffe, sich nach seiner Wohnung zu begeben, als der Unteroffizier Wildebrandt, den Hut mit Kolpak auf dem Kopfe und den Säbel dicht herangezogen, in dienstlicher Haltung an ihn heranritt.

„Mit Erlaubniß, Herr Lieutenant; darf ich heut' vielleicht eine Bitte aussprechen?"

„Ist es etwas den Dienst Betreffendes?"

„Nein, sondern eine Privatangelegenheit."

„So kommen Sie zu mir, sobald Sie Ihr Pferd versorgt haben. Ich werde zu Hause sein."

Als er an dem Hause des Stadtkassirers vorbeitrabte, klirrte ein sich öffnendes Fenster und eine Stimme rief in devotem Tone:

„Herr Lieutenant, ich bitte um ein Wort!"

Er zog das Pferd herum und antwortete:

„Ah, guten Morgen, Herr Wachtmeister! Was haben Sie auf dem Herzen?"

„Eine Frage ist's, die ich Ihnen vorlegen möchte."

Der alte Herr hatte trotz seiner Bärbeißigkeit einen ganz gehörigen Respect vor dem überall beliebten und angesehenen, wackeren, jungen Manne und pflegte ihn daher

niemals mit dem altgebräuchlichen „Ihr“, sondern mit dem damals eben in die Mode kommenden „Sie“ anzureden, eine Ausnahme, deren sich nur Wenige zu rühmen wußten.

„So fragen Sie nur zu.“

„Ich stehe im Begriffe, mir ein Reitpferd zu kaufen.“

„Ein Reitpferd?“ frug Blücher verwundert. „Wozu denn?“

„Nun, wozu anders, als zum Reiten!“ antwortete Pappermann etwas pickirt.

„Natürlich, natürlich,“ lachte der Offizier, „denn zum Schlachten wird es doch wohl nicht sein. Aber wer soll es reiten?“

„Wer sonst, als ich! Oder glauben der Herr Lieutenant vielleicht, daß ich nicht mehr im Stande sei, mich im Sattel zu halten?“

„Ich traue Ihnen alles Mögliche zu, Herr Wachtmeister! Aber was habe ich mit Ihrem Pferdehandel zu schaffen?“

„Sie sind der gewiegteste Pferdekenner und in den Ställen der ganzen Umgegend zu Hause; darum möchte ich gern eine Frage aussprechen. Wissen Sie nicht etwas Passendes für mich? Auf alle Fälle muß es ein Apfelschimmel sein und abgeleiert möchte ich ihn auch nicht haben. Ich kaufe mir ein Pferd zum Vergnügen, also einen Spazierschimmel, mit dem man sich nicht zu schämen braucht.“

„So, so! Hm, für den Augenblick fällt mir grad' nichts Convenables ein, obgleich ich so ziemlich Alles weiß, was hier zu haben ist. Aber warten Sie, ich werde mich besinnen und Ihnen dann Nachricht geben.“

„Schön, Herr Lieutenant. Danke, und bin Ihnen gern zu jedem Gegendienst bereit!“

Mit einem militärischen Gruße zog er sich von dem Fenster zurück und Blücher ritt kopfschüttelnd davon. Er konnte den Luxus eines Spazierpferdes mit dem Einkommen des verabschiedeten Wachtmeisters nicht in Einklang bringen. Zu Hause angekommen, übergab er die Fuchsstute dem Diener und trat in das Zimmer, wo er die anwesenden Kameraden mit einer Miene bewillkommnete, welche verrieth, daß er gewohnt sei, sie auch während seiner Abwesenheit hier nach Belieben schalten und walten zu lassen.

Der einfach möblirte Raum war nicht sehr groß und seine ganze Einrichtung ließ erkennen, daß der Bewohner desselben nicht gerade sonderlich viel auf häusliche Bequemlichkeit und übermäßigen Comfort zu geben geneigt sei. Mehrere große, schon sehr mitgenommene Polsterstühle, ein derber Eichentisch, von dem die Decke entfernt war, um einem halbgeleerten Flaschenkorbe Platz zu machen, ein großer, massiver Schrank, durch dessen geöffnete Thür verschiedene Uniformstücke neugierig schauten, ein alter Schreibtisch mit unendlich vielen Fächern bildeten nebst den verräucherten und in sorglose Falten verzogenen Gardinen die Ausstattung der Stube, welche der später so berühmte Mann damals bewohnte.

Doch ein Hauptschmuck muß noch erwähnt werden. Die ganze den Fenstern gegenüberliegende Wand war mit allerlei merkwürdigem Reitzeug, mit älteren und neuen kostbaren Sätteln und mit Waffen aller Art behangen und bedeckt. Neben dem Dienstpallasch hing der schön verzierte Damascener eines türkischen Paschas; zwischen zwei stark mit Silber beschlagenen Reiterpistolen aus der berühmten Werkstatt des Meister Erneste in Paris funkelte die graue, schneidige Klinge eines seltenen malayischen Yatagans, und wenn man die gegenwärtigen Insassen des Zimmers betrachtete, so mußte man wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß sie in jenen Sätteln zu Hause waren und es auch gar wohl verstanden, die prächtigen Waffen mit Erfolg zu gebrauchen.

„Ihr benutzt Euern Urlaub auf eine sehr ausgiebige Weise,“ meinte er, auf die geleerten Flaschen deutend. „Doch laßt Euch nicht stören, ich thue mit.“

Er ergriff einen der ziemlich umfangreichen Humpen, in welchen der dunkelglühende Burgunder blinkte und trank ihn mit einem kräftigen Zuge aus.

„Was treibt Euch denn so früh schon in meine Kasematte? Der Durst nach meinem Rothen pflegt sich doch gewöhnlich erst des Nachmittags bei Euch einzustellen.“

„Wir kommen, um Deine Meinung zu hören,“ antwortete Einer, welcher die Abzeichen eines Oberlieutenants trug.

„Worüber?“

„Wir saßen bei unserm Rudorf hier, tranken unschuldigen Kaffee und bissen neubackene Hörnchen dazu, kurz und gut, wir waren die unbefangensten Menschen von der Welt und freuten uns unsers Daseins in bester Weise. Da plötzlich fiel es unserm Teufel, dem langen Venske ein, das Kraut der Zwietracht in unsre paradiesische —“

„Schweig, Treskow, mit Deinen malcontenten Gleichnissen,“ fiel ihm der Genannte in die Rede.

Er war eine lange, hagere Gestalt, mit schwarzem, weit herabhängendem Schnurrbart.

„Die Sache ist sehr kurz: Treskow behauptete, Keiner von uns vermöge mit seinem Pferde fünf Fuß feste Barrière zu überspringen; ich hielt ihm Widerpart; wir stritten uns noch hin und her und wären jetzt noch im selben Zanke, wenn nicht Rudorf auf den Gedanken gekommen wäre, Dich als Schiedsrichter vorzuschlagen. Wir saßen sofort auf, machten einen Probesprung über Deinen viereinhalbfüßigen Zaun und — tout voilà, da sind wir. Nun aber sag' uns auch, wer Recht hat.“

„Natürlich Du, Venske. Dein Schwarzer hat gute Knochen und wenn Du ihn gut in die Zügel nimmst, so brauchst Du Dich vor den fünf Fuß gar nicht zu fürchten.“

„Das bestreite ich!“ rief Treskow. „Wenn es nicht feste Barrière wäre, so wollte ich es eher für möglich halten.“

„So glaubst Du wohl auch nicht,“ entgegnete Blücher, „daß ich mit meiner Stute fünfeinhalb Fuß überflogen habe?“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Vom Brennen.

Die Leichenverbrennung ist ein würdiger, harmonischer Abschluß unseres Lebens. Denn das Leben ist nichts als ein Verbrennungsprozeß. Man ist umgeben von brennenden Fragen. Man wird angefeuert. Man fängt Feuer. Man ist Feuer und Flamme. Man hat seine Flamme. Man verzehrt sich in Liebesgluthen. Man steht im Feuer mit Gott für König und Vaterland. Man geht für den Freund durch's Feuer. Man dreht sich um die Brennpunkte des Lebens. Man wird warm im Feuer der Leidenschaft. Man brennt vor Lust und Begierde. Man wird in flagranti betroffen. Man holt die Kastanien aus dem Feuer. Man fürchtet sich als Gebrannter vor dem Feuer. Man wird hart im Feuer der Erfahrung. Man läuft gebrandtmarkt umher. Man steht auf Kohlen. Man sammelt glühende Kohlen auf sein Haupt. Man trinkt gebrannte Wasser. Es wird Einem Eins auf den Pelz gebrannt. Man sucht sich in das beste Licht zu setzen. Man leidet alle Augenblicke an einer anderen Entzündung. Man versichert sich bei den besten Feuer-Assekuranzen. Man ist ein Mann bei der Spitze. Man verbrennt sich die Finger. Man verbrennt sich den Mund. Man brennt ab. Man brennt durch. Man flackert schließlich noch einmal auf, ehe das Licht ausgeht und verpafft. Und der ausgebrannte Leib wird von Sonnen verbrannt, um ihn dem Fegefeuer zu entziehen und die gesamte Welt sagt: Amen, Ruhe seiner Asche!

Ameisen=Vertilgung

Dieses lästige Ungeziefer ist oft sehr schwer anzurotten, weil man gewöhnlich seinen Schlupffwinkel nicht beikommen kann. Wenn man die letzteren findet, wendet man Einspritzung von starkem Salzwasser, wo mäglich heiß oder von einer Wermuthabkochung, odedr nöthigen Falls von Petroleum an. Vertreiben kann man sie durch Gerüche von Leberthran, Heringslacke, durch Kampfer u.s.w. Mittel, die aber of lästiger werden, als das Ungeziefer selbst. – Fangen kann man sie, indem man Waschschwämme mit feinem Zucker bestreut und die Schwämme in heißes Wasser wirft, wenn sich die Ameisen darin gesammelt haben, oder indem man Honig oder Syrup in tiefen Gefäßen mit glatten Wänden, die indeß ganz rein sein müssen, aufstellt. Sie kleben an der süßen Flüssigkeit fest. Außerdem lehnt man ein Stückchen Holz an das Gefäß, damit sie bequem hinaufsteigen können. Vergiften kann man sie, wenn man ihnen Zuckerwasser mit Arsenik hinstellt. Diese letztere Art der Vergiftung hat sich bisher immer noch mit am besten bewährt.

Charade.

Mein Erstes ein gewichtiges Metall,
Der Bermann bringt's heran aus tiefen Schachten.
Manch, wacker Krieger unter Blitz und Knall
Bekommt's zu kosten im Gewühl der Schlechten.
Mein Zweites ist ein frommes Institut,
Wohlthät'gem Zweck geweiht von milden Händen
Manch'adlig Fräulein ist versorgt dort gut,
dem Armen weiht es gern barmherz'ge Spenden.
Wird nun mein Ganzes fertig vor Dir sein,
So dient's zum Zeichnen Dir und auch zum Schreiben;
Du mußt ihm eine scharfe Spitze leih'n,
Soll nicht sein Werth verloren für Dich bleiben.

Eingesandt von Frau Anna Hetzel in Berlin.

Sylbenräthsel.

Aus dem 15 Sylben ta - - nan - - ti - - der - - hay - - laf - - es - - nie - - af - - li - - tang - - se - - fee - - ner - - und - - e sind zu bilden:

1. eine Insel der großen Antillen.
2. ein Erdtheil.
3. ein schlesischer Badeort.
4. ein beliebtes Getränk und
5. eine jüdische Secte.

Die Anfangsbuchstaben dieser fünf Wörter geben von oben nach unten gelesen den Namen einer früher sehr gelesenen, deutschen Schriftstellerin, während die Endbuchstaben den Geburtsort derselben anzeigen.

Eingesandt von Fräulein Ida Heddel in Werdau.

Auflösung des Räthsels in No. 29.

Schimmel

Auflösung der dreisylbigen Charade in No. 29.

Zimmermann.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Kaiser und Pauline Müller in Berlin, Ida Fellner in Chemnitz. Frau Wilhelmine Berthold in Meißen und den Herren Fritz Werner in Neuschönfeld b. Leipzig. Hugo Moormann in Grimmitzschau, F.A. Bermann in Leipzig, W.Majdewicz, Otto Uhlig und Karl Pechstein in Dresden.

Briefkasten.

Herrn W.Mcz. in Dresden. Accptirt, besten Dank. Wir haben uns schon längst gefreut über Ihre so rege Theilnahme. Fahren Sie fort!

Herrn X.A. in Berlin. Ihre Lösungen waren falsch, darum konnten Sie nicht genannt werden.

№ 35. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Jean — Jean Letrier?" frug Sam Fire-gun Dik Hammerdull.

„Good lack, Colonel, seid Ihr allwissend? Jean Letrier, ja, so war es, und nicht anders."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Winnetou hatte sein Pferd herbeigeholt und unterwegs einen der versprengten, indianischen Mustangs eingefangen, den er jetzt Sam Fire-gun brachte.

„Mein weißer Bruder ist gekommen mit dem Feuerroß; er nehme dieses Thier, um zu seinem Wigwam zu gelangen!"

Er führte die beiden Pferde zu dem Orte, wo man die andern vier angepflockt hatte, und streckte sich dann am Feuer nieder.

Vor der Hand waren die in alle Richtungen zerstreuten Ogellallah's nicht zu fürchten; darum nahmen, als der Kampfplatz in Ordnung gebracht war, auch die Andern neben dem Apachen Platz, um für kurze Zeit auszuruhen und dann ihren Weg fortzusetzen.

Sander hatte sich neben Sam Fire-gun gesetzt. Er schien zu erwarten, daß dieser eine Unterhaltung über ihre Privat- und Familienangelegenheit beginnen werde, hatte sich aber darin geirrt, denn der Tracker redete nur mit Winnetou, und zwar in indianischen Ausdrücken, welche den beiden Neulingen vollständig unverständlich waren. Erst als man sich zum Fortgehen rüstete, wandte er sich zu ihnen.

„Heinrich Sander, ich habe Euch von Clairon zu grüßen!"

Dieses unerwartete Wort traf den Angeredeten, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen, aber er raffte sich schnell zusammen und frug, allerdings mit vor Schreck heiserer Stimme:

„Clairon? Wer ist das, Oheim?"

„Der Kapitän des „l'Horrible" oder meinetwegen auch der Vicomte de Latour kennt Clairon jedenfalls ebenso genau wie ich! Peter Wolf, klingt nicht für einen Mann, wie Ihr seid, der Name Jean Letrier besser?"

Der Diener stand ebenso bestürzt wie sein Herr vor den Männern. Pitt Holbers und Dik Hammerdull vermochten allerdings nicht sofort sich in die Situation zu finden, aber Sam Fire-gun hatte die Hand am Revolver, und der Apache spielte mit dem Riemen seines Lariat, ein Zeichen, welches jeder Westmann sofort verstehen mußte.

„Ich verstehe Dich nicht, Onkel; bitte, erkläre Dich deutlicher!"

„Laßt den Oheim nur weg, Latour! Ich kenne den

Mörder meines Bruders und werde über ihm zu Gerichte sitzen. Heraus mit der Legitimation meines Neffen!"

Sander öffnete den Kugelbeutel und nahm ein kleines Papierpacket hervor, welches er ihm überreichte.

„Hier ist meine Legitimation; das Andre wirst Du mir wohl erklären!"

Sam Fire-gun steckte die Papiere zu sich, ohne sie zu öffnen.

„Die Erklärung erwarte ich von Euch, Francois Latour, aber nicht jetzt, wo uns die Indsmen noch tüchtig zu schaffen machen können, sondern später. Doch merkt Euch Folgendes: Den Mörder meines Bruders bringe ich hinüber an den Platz, wo er die That beging, und wenn meinem Neffen ein Unheil widerfahren ist, so werde ich an dem Thäter noch ein Extraurtheil vollstrecken, wie es in den Gesetzbüchern des alten Landes wohl nicht zu suchen ist. Das schwöre ich Euch, und was ein Tracker schwört, das versteht er auch zu halten! Jetzt vorwärts zu Pferde; der Weg führt nach dem Hide-spot!"

Heinrich Sander warf Peter Wolf einen Wink zu, den er unbeachtet wähnte, und schritt zum Pferde. Kaum saß er auf und sah auch den Genossen im Sattel, so gab er seinem Pferde den Stachel zu kosten, daß es hoch in die Höhe ging, riß es herum und jagte, gefolgt von Peter, im gestreckten Laufe davon. Er glaubte, mit dieser plötzlichen Flucht die Männer so überrascht zu haben, daß ihm ein genügender Vorsprung werden mußte, ehe sie an seine Verfolgung dachten. Aber schon nach dem ersten Augenblicke hörte er außer seinem Begleiter noch den Hufschlag zweier Pferde hinter sich; es war der Hengst Winnetou's und die Stute Dik Hammerdulls, welche ihm folgten.

Er spornte sein Pferd zur höchsten Eile; da aber tauchte nur wenige Schritte hinter ihm die vorgebeugte Gestalt des Apachen empor, welcher den Arm mit dem gefährlichen Lariat (Lasso) erhob — ein kurzer, feiner Laut, wie wenn ein Riemen durch die Luft streicht — ein fürchterlicher Ruck — und Roß und Reiter stürzten zu Boden.

Auch hinter ihnen erscholl ein Schrei. Die alte Stute hatte ihre Schuldigkeit gethan; Hammerdull stand über dem auf der Erde liegenden Peter Wolf und schnürte ihm die Arme zusammen. Sam Fire-gun und Pitt Holbers hatten sich auf die Geschicklichkeit der beiden Verfolger verlassen und waren ihnen langsam nachgeritten. Sie erreichten jetzt den Platz, wo die Ereilten gefesselt lagen.

„Pitt Holbers, altes Coon, schau her," meinte Hammerdull, „ob das Green-horn wieder loskommen wird! Ist der Riemen fest genug, he?"

„Wenn Du denkst, Dik, daß er fest genug ist, so habe ich Nichts dagegen. Zieh' nur die Schlinge von seinem Pferde, damit es nicht erstickt!"

„Ob es erstickt oder nicht, das bleibt sich gleich, aber da wir das Viehzeug noch brauchen können, so wollen wir sie losmachen."

Auch der Apache hatte bereits die Schlinge von dem Pferde Sanders gelöst. Dieser hatte sich niedergerissen und gefesselt gesehen, ehe es ihm nur möglich war, ein Glied zur Gegenwehr zu rühren, und stand nun wie ein bereits verurtheilter Deliquent vor Sam Fire-gun.

„Herr Vicomte de Latour, Ihr seid ein schlechter Reiter. Versucht das Stück nicht wieder, sonst lassen wir anstatt des Lariat die Büchse sprechen! Ihr habt Euch jetzt als schuldig bekannt und sollt erfahren, wie ein Tracker seinen Schwur zu halten weiß. Dik Hammerdull und Pitt Holbers, ich übergebe Euch diese Männer. Bindet sie im Sattel fest und seht zu, daß wir sie gut ins Hide-spot bringen. Come on, der Weg ist noch weit!"

Der kleine Zug setzte sich wieder in Bewegung. Die Vorsehung hatte eine jener tausendfältigen Episoden gestattet, welche der Ungläubige Zufall nennt, in denen aber der schärfere Beobachter das Walten einer Alles lenkenden Vorsehung erkennt. — —

4.

Auf der Fährte.

„Mutter Thick in Hobokken," welch' einen prächtigen, anheimelnden Klang hat doch dieser Name für die seefahrenden Angehörigen aller Nationen, die einmal vor New-York vor Anker gegangen sind! Eine zweite Mutter Thick ist nicht zu finden, so weit die Winde gehen und die Wogen rauschen, und wer nur ein einziges Mal bei ihr gewesen ist, der weiß von ihren Eigenthümlichkeiten zu erzählen, von ihrer Liebenswürdigkeit zu rühmen und sehnt sich, wieder einmal bei ihr an Bord gehen zu dürfen.

Aber freilich, ein braver Maat muß er sein, sonst mag sie Nichts von ihm wissen und er ist schneller hinaus vor ihre Thür, als er hinein gekommen ist. Sie hat einen gar strengen Begriff von Ambition und wahrt das Renommee ihres Hauses eigenhändig und in so kräftiger Weise, daß schon mancher alte, widerhaarige Seemann die Kraft ihrer dicken Fäuste und die Unwiderstehlichkeit ihrer fetten Arme aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat. Wen sie nicht bei sich leiden mag, den winkt sie einfach hinaus, und geht er nicht sofort, so nimmt sie ihn bei der Parabel und bringt ihn mit der Schnelligkeit einer Locomotive auf die Straße. Wem es aber einmal geglückt ist, sich ihr Vertrauen zu erwerben, der darf auf ihren Schutz und Beistand in jeder Beziehung rechnen und wird sicher in keiner Noth von ihr verlassen.

Das Haus zur „Mutter Thick" ist zwar blos einstöckig, aber lang und tief. Durch den breiten Flur tritt man in eine außerordentlich geräumige Gaststube, deren verräucherte Decke von hölzernen Säulen getragen wird. Vorn sind die Plätze für „Allerlei", an den weiter zurückstehenden Tafeln dürfen nur Diejenigen Platz nehmen, welche die Wirthin als Zeichen ihrer Freundschaft mit „Du" anredet, und durch die hintere Wand führt eine Thür in ein Zimmer, wo die Steuerleute und Capitains verkehren und wohl auch einen

gewöhnlichen Swalker mit leiden müssen, den Mutter Thick mit ganz besonderem Wohlwollen auszeichnet.

Solche Bevorzugte bedient sie selbst, während die Andern sich an das zahlreiche Dienstpersonal zu halten haben.

Heut waren mehrere Segel und Dampfer vor Anker gegangen, und das niedrige Haus, über dessen Thür ein großes Schild mit der wohlgetroffenen, dicken Wirthin thronte, hatte in Folge dessen viele Gäste aufzuweisen. Die „Mutter" lehnte am Büffet, hatte die Arme in die breiten Hüften gestemmt und dirigirte ihr Personal trotz eines Feldherrn mit Blicken und Winken, die im Falle des Nichtverstehens mit einem kurzen, scharfen Worte begleitet wurden.

An einem der vorderen Tische saß eine Gesellschaft von Männern, die der Kenner sofort als Runners, Loafers oder Rowdie's bezeichnet hätte. Sie führten ihr Wort so laut, daß ihre Stimmen jedes andere Gespräch überschallten, und trugen eine politische Ansicht zur Schau, welche für New-York und zumal für die brave Mutter Thick etwas sehr gewagt erscheinen mochte.

„Hast Recht, Tommy," rief Einer von ihnen; „die Nigger sind keine richtigen Menschen; sie sind halb Mensch und halb Thier und passen nur zur Peitsche. Der Teufel hole den Norden, der aus ihnen Gentlemen machen will!"

„Gentlemen? Das soll ihm so leicht nicht werden! Der Süden hat seine Rechte, die er nicht hergiebt, und wenn ich zu befehlen hätte, so kämen alle Niggerfreunde an den Strick. Mutter Thick, alte Hexe, noch ein Glas!"

Es wurde sofort ruhig im ganzen Raume, denn Jeder, der die Wirthin kannte, wußte, was nun folgen werde. Diese verließ langsam ihren bisherigen Standort und schob sich durch die Gäste auf den Sprecher zu.

„Will, stoß die Thür ein Wenig auf!" gebot sie dem Hausknechte, welcher soeben ein Faß Bier auf die Stellage gehoben hatte.

Als dem Befehle Folge geleistet worden war, nahm sie den Schreier bei den Schultern.

„Höre, mein Junge, hier im Norden segelst Du mit Deiner Hexe gegen den Schwall; ich werde Dich nach dem Süden bringen und die Zeche schenke ich Dir!"

Wie im Sturmwinde, so wurde er aus der Stube und durch den Flur hinaus auf die Straße gefegt.

Als die tapfere Frau wieder eintrat, hatten sich die Genossen des an die Luft Expedirten erhoben und schlossen einen drohenden Kreis um sie. Doch mit einigen kraftvollen Stößen ihrer Arme machte sie sich Platz und rief, zu den Umstehenden gewendet:

„Kinder, wer hilft mir von diesen Männern?"

Alle ohne Ausnahme sprangen auf, und im nächsten Augenblicke war das Zimmer gesäubert. Mutter Thick wußte ganz genau, daß sie niemals umsonst an die Bereitwilligkeit ihrer Gäste appelliren werde.

Längst schon hatte sie ihren gewöhnlichen Platz wieder eingenommen, da öffnete sich die Thür und ein junger Mann trat ein. Trotz seines nicht sehr feinen, sondern sogar etwas fadenscheinigen Anzuges machte er den Eindruck, als gehöre er eigentlich nicht in ein Local, wo Matrosen und dergleichen ihren Verkehr suchen. Er sah sehr bleich und angegriffen aus, als habe er mit schweren Sorgen zu kämpfen, oder eine schlimme Krankheit hinter sich. Schon machte er Miene, sich unweit der Thür niederzulassen, da ertönte die Stimme der Wirthin:

„Good evening, Master Wallerstein! Wollt Ihr nicht heraus in die Stube kommen?"

Sie schritt ihm voran, so daß ein Widerspruch nicht möglich war, und er folgte ihr durch die Reihen der über diese Auszeichnung bei seinem einfachen Aeußern aufschauenden Gäste in das hintere Zimmer, wo sich noch Niemand befand.

„Eine Flasche Porter, nicht, Sir?"

Selbst wenn er etwas Anderes, Billigeres gewünscht hätte, es wäre zu spät gewesen, denn schon war sie fort und brachte ihm dann den bezeichneten Trunk.

„Seid lange nicht bei mir gewesen, Sir; hatte schon Sorge, daß Euch Etwas widerfahren sein könne!"

„Habe arbeiten müssen, sehr arbeiten, Mutter Thick, und wollte nicht eher wiederkommen, als bis ich meine Schuld bezahlen konnte!"

Er griff in die Tasche; sie aber hielt seinen Arm zurück.

„Wollt Ihr einmal aufrichtig sein, Master Wallerstein?"

„Gewiß!"

„Habt Ihr in den drei Wochen so viel verdient, daß Euch das Geld drückt?"

„Hm, das nun grad nicht, doch möchte ich —"

„Weiß, weiß schon! Drum soll es so sein. Ihr seid mir gewiß und werdet mich bezahlen; jetzt aber mag ich das Geld nicht haben, absolut nicht, sondern später; ich werde Euch schon selber daran erinnern. Ihr habt geschrieben?"

„Ja, Noten."

„Das ist ein Anfang. Es wird sich schon auch noch etwas Besseres finden. Nur abwarten und dann rasch zugreifen, so heißt es hier zu Lande."

„Hm, wenn Einem nur das Zugreifen etwas leichter gemacht würde!"

„Wieso? Hat sich Euch Etwas geboten?"

„Ja."

„Was?"

„Ihr wißt, Mutter, daß ich eigentlich Juwelier und Goldarbeiter bin. Ich verstehe mein Fach und könnte grad jetzt eine ganz gute Stellung finden, wenn — —"

„Nun, wenn — —?"

„Wenn ich sie annehmen könnte."

„Warum könnt Ihr das nicht, he?"

„Der Caution wegen."

„Ah! Ist's bei einem Juwelier?"

„Ja."

„Wie viel sollt Ihr legen?"

„Zweihundert Dollars."

„Master Wallerstein, gefällt Euch der Mann, der Euch diesen Platz anbietet? Denn das ist die Hauptsache!"

„Ja."

„Well, Sir, so sollt Ihr das Geld haben, nämlich von mir und heut Abend noch!"

„Mutter Thick · Ich habe Euch den Fall nicht erzählt, um — —"

„Weiß schon, weiß schon, Sir! Kenne ja Eure Vergangenheit und Euch ganz genau. Aber der Herrgott verläßt Keinen, der sich Mühe giebt; merkt Euch das. Nun aber trinkt und laßt mich einmal nach vorn sehen!"

Sie trat in die große Gaststube zurück und kam grad zur rechten Zeit, um den Eintritt eines Mannes zu bemerken, bei dessen Anblicke ihr die Freude aus allen Zügen lachte.

Von hoher, breiter und außerordentlich muskulöser Figur, trug er einen Hut auf dem glattgeschorenen Kopfe, dessen ungeheure Krempe hinten weit über den Nacken herunterschlappte, während ihr vorderer Theil über dem Gesichte einfach weggeschnitten war. Den Leib bedeckte ein kurzer, weiter Sackrock, dessen Aermel kaum bis über die Ellbogen reichten und erst die Aermeltheile eines sauber gewaschenen Hemdes, dann die braun gebrannten Vorderarme und endlich zwei Hände sehen ließen, die einem vorsündfluthlichen Riesenthiere anzugehören schienen. Die Beine staken in einem Paar ebenso weiter Hosen von leichtem Zeuge, unter denen zwei Stiefel sichtbar wurden, deren Leder aus dem Rücken eines Elephanten herausgeschnitten sein mußte.

Der Mann sah in dem alten Hute, dem moosgrünen Rocke und den gelben Hosen einer Maskenballfigur ähnlich, welche sich vom Saale verirrt hat, und schritt mit weit auseinander gespreizten Beinen und balancirenden Armen zwischen die Tische und Stühle hindurch, als befinde er sich in einem Boote, welches von den Wogen auf- und niedergeworfen wird.

„Mutter Thick," rief er, die Arme nach der Wirthin ausstreckend, halte-là — heigh-day — heda, Ihr Leute, laßt mich doch einmal hindurch! Good evening, Mutter Thick; da bin ich wieder! Wie gehts, mon bijou?"

„Peter — —? Wahrhaftig, das ist der Peter Polter, der mir — —"

„Natürlich, der Peter Polter aus Langendorf, früher Hochbootsmannsmaat auf Ihrer englischen Majestät Kriegsschiffe „Nelson", dann Steuermann auf dem Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow" und jetzt — hallo, Mutter Thick, komm an meine Weste und laß Dich küssen!"

Er nahm sie bei der Taille, zog sie an sich und drückte ihr einen schallenden Kuß, den sie auch ruhig litt, auf die Lippen.

„Bist doch stets und immer der Alte, Peter! Immer gut vor dem Winde und — —"

„Und durstig vor dem Glase. Bring' einige Schlucke von meiner Sorte heraus, denn ehe ich Dir erzählen kann, muß ich erst die Lucke waschen!"

Er trat in die hintere Stube und nun erst sah die Wirthin, daß er nicht allein gekommen war. Es folgte ihm ein junger Mann, dem man den Gentleman auf tausend Schritte ansehen konnte, und es war eigentlich zu verwundern, wie der alte Südwester in eine so noble Gesellschaft hatte kommen können.

Mutter Thick war schnell wieder bei der Hand. Sie brachte das Verlangte und stellte zugleich drei Gläser auf den Tisch.

„Eins für mich!" meinte sie. „Denn es versteht sich ja ganz von selbst, daß ich mit meinem liebsten Gaste den „Welkome" trinke."

„Natürlich, Du alte, liebe Fregatte Du! Aber höre zuvor muß ich gentlemanlik sein und Dir hier den Master Treskow vorstellen, der ein verteufelt guter Freund von mir ist."

Sie machte ihren besten Knix und Peter fuhr fort:

„Wir haben uns da drüben bei meinem Bruder getroffen, der —"

„Bei Deinem Bruder? Ja, leben sie denn noch, die Du da drüben hast?"

„Leben? Alas, das fällt Keinem von ihnen ein; nur der Heinz steht noch unter Segel und liegt bei einem Duc oder Lord oder Prinz von Schönberg vor Anker, mit dem ich manche schöne Leine abgewickelt habe. Aber um wieder auf meinen Maat Treskow zu kommen, hast Du denn so eine Koje oder zwei, worin wir einige Nächte schlafen können?"

„Versteht sich, versteht sich, Peter! Wen Du mir bringst der ist willkommen, und ich werde Euch Beiden ein Plätzchen zurecht machen, wo Ihr besser schlaft, als der Steward oder gar der Präsident selbst. Wirst Du wieder an Bord gehen?"

„Welche Frage! Wo denn hin? Kannst Du mir vielleicht sagen, in welcher Gegend der Windrose die „Swallow" zu finden ist?"

„Das kann ich Dir ganz genau sagen: Sie ging unter Lieutenant Parker vor drei Wochen nach New-Orleans."

„Kennst Du den Lieutenant?"

„Warum soll ich nicht, da er hier in diesem Room so oft gesessen hat! Er ist ein junger, prachtvoller Offizier, der den Admiral in sich stecken hat."

„Well, das denke ich auch. Wir werden nach New-Orleans gehen, um ihn zu treffen, denn der Herr Polizeilieutenant von Treskow hat — —"

„Stopp, Peter Polter!" befahl Treskow mit einem warnenden Blicke auf den Goldarbeiter. „Du weißt ja, daß diese Dinge unerwähnt bleiben sollen! Wer ist der Mann dort am Tische, Mutter Thick?"

„Ein Deutscher."

„Auswanderer?"

„Ja."

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts“ von Karl May.

(Fortsetzung).

Auf die Frage Blüchers antwortete Treskow: „Nein! Du reitest besser als wir Alle, und ich habe auch ganz gehörigen Respect vor Deinem Thiere, aber ich meine doch, daß Du Dich in dieser Höhe ein Wenig irrst!“

„Willst Du es vielleicht bewiesen haben?“

„Du vermagst den Beweis nicht zu führen!“

„Was gilt die Wette?“ frug Blücher. Spiel und Wette liebte er fast leidenschaftlich, und wo sich eine Gelegenheit zur Letzteren bot, versäumte er sie gewiß niemals.

„Was setzest Du?“

„Fünfzig Dukaten!“

„Angenommen. Schlag ein!“

Die Hände der beiden Offiziere fielen bekräftigend ineinander, als der Diener die Thür öffnete.

„Was giebts?“ forschte Blücher, sich zu ihm wendend.

„Der Unteroffizier Wildebrandt ist draußen. Er sagt, er sei bestellt.“

„Laß ihn eintreten!“

Als der Bezeichnete bemerkte, daß der Lieutenant nicht allein sei, konnte er trotz der straffen Stellung, in welcher er grüßte, eine kleine Verlegenheit nicht bemeistern.

„Da mich keine dienstliche Meldung herführt, erlauben mir vielleicht der Herr Lieutenant, wieder zu kommen!“ meinte er.

„Warum das? Tragen Sie immerhin Ihr Anliegen vor; wir sind hier ganz unter uns.“

„Ich darf die Herren doch unmöglich mit einer Sache belästigen, welche nur allein für mich von Interesse ist.“

„Sie wollten doch mir die Mittheilung davon machen! Setzen Sie bei den Herren Kameraden nicht die gleiche Theilnahme für einen braven Husaren, der Sie doch sind, voraus?“

„Ich befürchte, ein Wenig ausgelacht zu werden, wie ich offen gestehen muß!“

„So! Ich versichere Ihnen, daß dies nicht geschehen wird. Sie sind nicht der Mann, der eine Lächerlichkeit begeht!“

„Und doch werden grad' der Herr Lieutenant das, was ich von mir zu sagen habe, für ungeheuerlich lächerlich halten!“

„Meinen Sie? Da bin ich doch neugierig, es zu hören. Also heraus damit, Wildebrandt!“

„Ich bin — ich bin nämlich — ich habe — ich habe mich nämlich — —“

„Nun, was sind Sie denn nämlich, oder was haben Sie nämlich?“

„Verliebt,“ platzte er heraus. „Verliebt bin ich, verliebt habe ich mich!“

„Verliebt? Das ist allerdings kein grad' sehr bewundernswerther Husarenstreich, den Sie da begangen haben. Wer ist denn die tapfre Amazone, die es wagt, einen Belling-Husaren so über's Ohr zu hauen?“

„Es ist die Tochter des Stadtkassirer Pappermann.“

„Ah, mein lieber Wildebrandt, da haben Sie keinen ganz schlechten Geschmack! Ich sah das Mädchen einige Male am Fenster sitzen, und glaube, sie ist nicht ganz übel.“

„Der Herr Lieutenant haben Recht,“ antwortete der Unteroffizier, erfreut sowohl über dieses Urtheil als auch darüber, daß er nicht ausgelacht wurde, wie er vorher wirklich sehr befürchtet hatte. „Die Anna ist nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern steckt auch voller Tugenden wie mein voriger Apfelschimmel voller Mucken. Nur einen einzigen Fehler hat sie, und wegen ihm wollte ich Sie um einen guten Rath bitten.“

„Mich wegen eines Fehlers Ihrer Geliebten um einen guten Rath bitten? Wollen Sie vielleicht ein Mittel hören, ihr diesen Fehler auszutreiben?“

„Ja; das war's, was ich wollte!“

„Hören Sie, mein Lieber, Ihrem vorigen Apfelschimmel — ach,“ unterbrach er sich plötzlich lachend, „erinnern Sie mich nachher einmal an die liebe, alte, gute Liese, die Ihnen so viel Mühe und Aerger bereitet hat! — also Ihrem vorigen Apfelschimmel hätte ich vielleicht von seinen Mucken helfen können, ob mir das aber auch bei Ihrem Mädchen gelingen würde, das bezweifle ich sehr. Meine Erfahrungen reichen da gar nicht sehr weit!“

„Und doch vermögen Sie es, Herr Lieutenant, das weiß ich. Wenn Sie sich einmal Etwas vorgenommen haben, so gelingt es Ihnen auch, denn Sie gehen nie wieder zurück.“

„Ja, „Vorwärts,“ das habe ich mir zur Losung gemacht, aber vor Frauenmucken fühle ich doch einen ganz gewaltigen Respect. Welches ist denn der Fehler, den das Mädchen hat?“

„Ich soll sie nicht bekommen!“

„Ach so!“ rief Blücher. „Das scheint mir allerdings der größte Fehler, den ein Mädchen haben kann. Ist sie Ihnen denn gut?“

„Von Herzen.“

„Also ist der Vater gegen Sie?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ich einmal behauptet habe, daß es Leute giebt, die besser reiten können als er.“

„Da haben Sie wohl auch die Wahrheit gesagt.“

„Und weil ihr der Alte schon einen Bräutigam ausgesucht hat.“

„Das sieht ihm ganz ähnlich! Wer ist denn der Erwählte?“

„Der Spezereikrämer Hiller da drüben.“

„Der — — —?“ frug der Lieutenant gedehnt. „Der will Ihnen das hübsche, frische Mädchen wegschnappen? Der

Kerl ist ja trockener als seine Düten und dürrer als seine Nudeln! Wollen Sie sich denn das so ruhig gefallen lassen?"

„Fällt mir gar nicht ein, und der Anna auch nicht! Wir haben uns gestern Abend besprochen, fanden aber das rechte Mittel nicht. Vielleicht wäre noch Etwas zu machen, aber der Pappermann ist ein eingefleischter Kavallerist, und der Krämer hat ihm einen Apfelschimmel versprochen, wenn er das Mädchen bekommt."

„Ah, ah, ah, — — jetzt geht mir ein Licht auf!" rief Blücher, von seinem Stuhle, auf welchem er Platz genommen hatte, emporspringend und mit hastigen Schritten in der Stube auf und niederschreitend. „Warten Sie einmal, warten Sie; ich merke, daß mir ein Gedanke kommen will!" Dann blieb er vor dem Unteroffizier stehen, blickte ihn mit lustig blitzenden Augen an und frug:

„Wissen Sie, wer Ihren früheren Apfelschimmel damals beim Ausrangiren erstanden hat?"

„Ja. Er steht noch heut draußen bei dem Schulzen von Fahrenkow in guter Kost und Pflege. Ich habe ihn erst kürzlich gesehen und mich über ihn gefreut."

„So ist er wohl gut erhalten."

„Ja; man sieht ihm seine alten Tage gar nicht an, und seine Launen hat er auch alle noch. Der Schulze hat ihn verkaufen wollen und darum die Bohnen aus den Zähnen fortgebrannt."

„Das paßt ganz prächtig! Hören Sie, Wildebrandt, Sie sollen das Mädchen bekommen!"

„Wirklich, Herr Lieutenant?" frug der Unteroffizier hoch erfreut.

„Wirklich! Ich will Ihnen nicht nur einen guten Rath geben, sondern Ihnen auch mit der That beistehen. Ich halte Etwas auf Sie, das wissen Sie ja; Ihr Mädchen wird es ja auch werth sein, daß man Etwas für sie thut; der Krämer ist ein abscheulicher Kerl, obgleich er den besten Burgunder führt, und was den alten Pappermann betrifft, so ist es sicher kein Unrecht, ihn darüber zu belehren, daß ein hübscher Husarenunteroffizier einem alten, ausgetrockneten Pfefferhändler allemal vorzuziehen ist. Hören Sie, was ich Ihnen sage: Sie nehmen sofort in Angelegenheiten des Lieutenants von Blücher einen kurzen Urlaub — die Bescheinigung werde ich Ihnen gleich schreiben — reiten hinaus nach Fahrenkow und sagen dem Schulzen, er solle mir einmal unverweilt den Schimmel schicken, ich hätte einen Käufer für denselben."

„Zu Befehl Herr Lieutenant!"

„Sie bringen die alte Liese so schleunig wie möglich zu mir, reiten aber nicht durch die Straße, sondern ziehen sie durch den Garten in den Hof."

„Zu Befehl Herr Lieutenant!"

„Das Uebrige werden Sie seiner Zeit erfahren. Jetzt sind Sie entlassen, und hier ist das Papier mit der Bescheinigung! Reiten Sie schnell. In einer Stunde können Sie wieder eingetroffen sein!"

Der Entlassene verließ mit freudigem Herzen das Haus. Er kannte seinen Lieutenant und wußte, daß er sich auf ihn verlassen könne.

Die anwesenden Offiziere hatten dem Gespräche zugehört, ohne an demselben Theil zu nehmen; jetzt aber brachen sie ihr bisher behauptetes Schweigen.

„Sag' einmal, Blücher, was für ein Plan Dir durch den Kopf gefahren ist!" meinte der lange Venske. „Du machst ja ein ganz erstaunlich unternehmendes Gesicht!"

„Ein Plan ist es allerdings, der mir durch den Kopf geht, nur muß er erst die gehörige Reife erlangen. Der brave Wildebrandt muß unterstützt werden, das versteht sich ganz von selbst, und wenn es dabei dem alten Bramarbas, dem Pappermann, ein Wenig an den Kragen geht, so kann es ihm gar Nichts schaden. Vielleicht wird er dann für einige Zeit von seinem Aufschneiden kurirt."

„Was für eine Absicht hast Du denn eigentlich mit dem Schimmel?"

„Das ist mir selbst noch nicht recht klar. Der Wachtmeister hat mich vorhin gefragt, ob ich kein Spazierpferd für ihn weiß; es muß aber partout ein Apfelschimmel sein, weil er früher einen solchen geritten hat. Da kommt mir nun unsre ausrangirte Liese zu Statten. Sie geht für's Leben gern in's Wasser, und ich weiß sehr genau, daß Pappermann halb todt ist, wenn er nur die geringste Pfütze zu sehen bekommt. Er ist vor einigen Jahren einmal in einen Teich gerathen und hat seit dieser Zeit eine unüberwindliche Idiosynkrasie gegen Alles, was naß ist. Außerdem besitzt die Liese eine solche Zuneigung für mich und meine Fuchsstute, daß sie trotz Sporen und Zügel und des besten Reiters mit uns Beiden durch Dick und Dünn geht, sobald ich ihr nur die Hand entgegenhalte. Es ist das eine Folge der verschiedenen Parforcetouren, welche ich mit Wildebrandt früher zu meinem Privatvergnügen unternommen habe. Damals hat sie der Unteroffizier dressirt, daß sie einen fremden Reiter nicht eher absitzen läßt, als bis sie den betreffenden Wink dazu erhält, und rechne ich zu Alledem noch, daß sie als ehemaliges Militärpferd unsern Signalen unmöglich widerstehen wird, so scheint mir genug Stoff zu einen lustigen Streiche vorhanden, der den alten Stadtkassirer zu Verstande bringen und ihn darüber belehren wird, ob er wirklich besser reitet als sämmtliche Angehörigen der hiesigen Garnison. Ich meine — —"

Er wurde durch eine neue Meldung des Burschen unterbrochen. Auf sein zustimmendes Kopfnicken trat ein kleines, verwachsenes Bürschchen in das Zimmer und überreichte ihm ein zusammengefaltetes Papier. Als er es geöffnet hatte und mit dem Auge überflog, zuckte es wie Zorn über sein kräftig gebräuntes, männlich schönes Angesicht, bald jedoch machte sich auf demselben ein Zug geltend, welcher für Jemanden, der den Lieutenant nicht kannte, schwer zu enträthseln gewesen wäre.

„Wer bist Du eigentlich, Kleiner?" frug er."

„Ich bin der neue Ladendiener des Herrn Spezereihändlers Hiller."

„Der mir hier die Rechnung über den von ihm bezo-

genen Burgunder nun zum zweiten Male schickt und mich zur — Zahlung mahnt! Sage doch einmal Deinem Herrn, er solle sofort zu mir herüberkommen, wenn er bezahlt sein will, aber sofort, hörst Du?"

„Ja, Herr Lieutenant. Sie sagen es ja laut und deutlich genug!"

„Gut; so troll Dich von dannen!"

Der Ladenjüngling ließ sich das nicht zweimal heißen. Es wurde ihm fast unheimlich unter dem Blicke, welchen die großen, hellblauen Augen auf ihn blitzten, und so machte er sich mit der größten Beschleunigung aus dem Staube und brachte seinem Herrn und Meister die Kunde, welche ihm übergeben worden war. Dieser äußerte nicht die geringste Verwunderung über dieselbe; er nahm an, daß Blücher dem ihm unbekannten Diener die Summe nicht haben anvertrauen wollen, warf sich in den großschößigen, blauen Staatsrock und schritt in gravitätischer Haltung über die Straße hinüber.

Jungfer Adelheid saß wie gewöhnlich am Fenster und sah den Einziggeliebten ihres Herzens direct auf ihre Thür lossteuern. Ein heiliger Schreck bemächtigte sich ihres zarten, schamglühenden Herzens. Sollte sie doch nicht so ganz unbeobachtet gewesen sein, als sie immer gemeint hatte? War ihre unendliche und unveränderliche Liebe bemerkt worden? Kam er vielleicht, um — — — Ach, wie schlug doch ihr Puls auf einmal so fieberhaft selig, wie zitterten ihr die Hände und Füße so wonnig wie — ach, ach, ach! Sie huschte trotz ihrer freudebebenden Glieder zur Thür, öffnete dieselbe leise und horchte hinab. Die Thür zu dem Vorzimmer des Lieutenants wurde geöffnet; also nicht ihr, sondern ihm galt der Besuch! Aber was wollte Hiller bei dem Offizier? Sie war vorhin einige Augenblicke vom Fenster fortgewesen und hatte in Folge dessen das Kommen und Gehen des Ladendieners nicht bemerkt. War es nicht vielleicht möglich, daß der Spezereihändler, der ja mit ihr noch niemals zusammengetroffen war und noch kein einziges Wort mit ihr gewechselt hatte, den Herrn von Blücher um seine gütige Vermittelung in dieser discreten Angelegenheit bitten wollte? Sie mußte Gewißheit haben und beschloß daher, auf jeden Fall den Burschen auszufragen.

Während sie, oben an der Treppe stehend, auf jeden Laut, der sich unten vernehmen ließ, mit gespannter Anstrengung lauschte, trat Hiller in die Stube, in welcher ihn die Offiziere mit Blicken empfingen, unter denen es ihm ganz eigenthümlich zu Muthe werden wollte. Ganz besonders aber fiel ihm Blücher auf, welcher in kerzengrader Haltung und mit über die Brust verschränkten Armen am Tische lehnte und dabei ein Gesicht machte, als wolle er ihn sammt dem blauen Staatsrocke mit einem einzigen Bisse verschlingen.

Er grüßte, vollständig eingeschüchtert unter der Vorahnung eines Unheiles, welches im Begriffe stand, über ihn herein zu brechen.

„Lasse Er Seine Höflichkeiten!" bedeutete ihm Blücher in barschem Tone. „Nach dem, was Er sich gegen mich erlaubt hat, sind sie am unrechten Platze!"

„Erlaubt, Herr Lieutenant?" frug er ängstlich. „Das klingt ja fast, als hätte ich etwas Böses gethan, und ich bin mir etwas Derartiges gar nicht bewußt!"

„Er soll darüber sofort die rechte Aufklärung erhalten und hat hier weiter Nichts zu thun, als kurz und bündig die Fragen zu beantworten, welche ich an Ihn stellen werde."

Die Gestalt des Krämers wurde unter dem Eindrucke dieser streng gesprochenen Worte wo möglich noch kleiner und dünner als sie so schon war.

„Ich werde mich bemühen, so kurz und bündig wie möglich zu sein!" versicherte er, fast athemlos vor banger Befürchtung.

„Das ist Ihm auch sehr anzurathen! — Also: Wer bin ich?!"

„Der Herr Lieutenant von Blücher."

„Gut. Kennt Er meine Verhältnisse?"

„Ja."

„Sind dieselben etwa derangirt?"

„Ich verstehe dieses Wort nicht."

„Das heißt auf gut Deutsch: ob ich mit meinen Geldbeutel auf den Hund gekommen bin!"

„Das wird Niemand zu behaupten wagen! Ich meine vielmehr grad das Gegentheil."

„Mache Er keine Flaußen. Er hat es ja doch behauptet!"

„Ich?!!!" frug Hiller auf das Heftigste erschrocken.

„Ja, Er!"

„Herr Lieutenant ich versichre — —"

„Ruhig! Er hat diese Behauptung nicht durch das Wort, sondern durch die That ausgesprochen. Wer einen Offizier um die Bezahlung von einigen lumpigen Weinflaschen mahnt, der erklärt natürlich durch dieses beleidigende Verhalten nichts Andres, als daß er ihn für insolvent, für bankerott halte!"

„Aber ich versichere — —"

„Still soll Er sein, habe ich Ihm gesagt! Er hat hier gar Nichts zu versichern, sondern nur einfach mit Ruhe und Ehrerbietung das zu vernehmen, was ich Ihm sagen will. Seine erste Rechnung habe ich vorige Woche erhalten; sie wurde nicht berichtigt, weil ich an die Bagatelle wirklich nicht wieder gedacht habe. Heut nun schickt Er mir ein Duplucat in's Haus. Ist das nicht eine Unverschämtheit, die gradezu ihres Gleichen sucht?"

„Aber, Herr Lieutenant, ich versichre — —"

„Nichts hat Er zu versichern, gar Nichts, denn hier giebt es nicht den mindesten Grund zu irgend einer Entschuldigung!"

„Und doch giebt es einen solchen, wenn nur der Herr Lieutenant die Gnade haben wollen, mich anzuhören!"

„Da wäre ich doch wirklich neugierig!"

„Ich will Ihnen offen gestehen: Ich habe meinem Schwiegervater — —"

„Seinem Schwiegervater? Er ist ja unverheirathet!"

„Das wohl, aber ich werde baldigst heirathen. Also

ich habe meinem Schwiegervater, dem Herrn Stadtkassirer und Rittmei — und Wachtmeister Pappermann — —"

„Dem Stadtkassirer und Wachtmeister Pappermann? Der soll Sein Schwiegervater werden, dem seine Tochter will Er heirathen? Na, darüber sprechen wir uns noch weiter! Was hat Er denn Seinem Schwiegervater, he?"

„Ein Reitpferd, einen Apfelschimmel versprochen."

„So! Alle Wetter, da hat Er sich doch ganz gewaltig auf die splendite Seite gelegt! Aber was hat denn der Apfelschimmel mit meinem Burgunder zu schaffen?"

„Der Herr Wachtmeister will sich noch heut Vormittag das Geld zu dem Pferde holen, und da — —"

„Das Geld zu dem Pferde holen? Hat Er ihm denn eine bestimmte Summe dafür ausgeworfen, oder ist der Handel bereits abgeschlossen?"

„Keins von Beiden; er will wohl nur sehen, ob ich Wort halte. Da nun meine Kasse grad heut auf eine solche Ausgabe nicht eingerichtet ist, so — —"

„So schlug Er dem Lieutenant von Blücher die größte Beleidigung in's Gesicht, die es für jeden Ehrenmann und insbesondere für jeden Offizier nur geben kann. Wenn Er meint, daß mein Beitrag dem alten Wachtmeister zu dem versprochenen Apfelschimmel verhelfen solle, so mag Er meinetwegen Seinen Willen haben, aber die Folgen muß Er natürlich auf sich nehmen!"

„Die Folgen? Welche meinen der Herr Lieutenant?"

„Das wird Er gleich hören!"

Er trat an den Schreibtisch, öffnete eines der zahlreichen Fächer und entnahm demselben die verlangte Summe.

„Hier hat Er Sein Geld! Wäre Er nur der Pfefferkrämer Hiller, so würde ich Ihn jetzt, da Er die Bezahlung hat, durch meinen Burschen auf die Straße werfen lassen; da Er aber zufälliger Weise Offizier der hiesigen Schützencompagnie ist, so will ich das unterlassen und in anderer Weise mit Ihm sprechen. Er hat mich gemahnt, Herr Oberlieutenant, Er ist ein Flegel, hört Ers, Herr Oberlieutenant, ein Erzflegel, den man eigentlich beohrfeigen sollte! Als Offizier von der Schützengilde wird Er wissen, was Er jetzt zu thun hat. Und sollte Er in Beziehung auf den Flegel wirklich ohne alle Kenntniß davon sein, was die Ehre fordert, so darf Er nur Seinen zukünftigen Schwiegervater fragen und ihm sagen, daß der Herr von Blücher Jedem zu Diensten stehe, der ein solches Wort nicht leiden will. Jetzt aber mache Er nun, daß Er hinaus kommt!"

Ganz steif vor Schreck und Entsetzen wandte sich Hiller nach der Thür. Es war ihm ganz so, als habe ihn Jemand mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Halb bewußtlos schritt er über die Straße hinüber, und wie im Traume betrat er seinen Laden, in welchem er sich gar nicht aufhielt. Er begab sich vielmehr sofort in die Wohnstube und warf sich dort, ohne den Staatsrock abzulegen, schachmatt in allen Gliedern, auf das prasselnde Kanapee und stierte gedanken- und bewegungslos empor zur Decke.

So fand ihn Pappermann, welcher bei dem Anblicke des halb Erstarrten, der weder sein Erscheinen noch seinen Gruß beachtete, besorgt auf ihn zutrat.

„Was fehlt Ihm denn, Er Himmel-Mohren-Elementer, daß Er sich hier auf die Pritsche legt und Augen macht wie Einer, den der Blitz erschlagen hat?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Kann Er nicht reden, oder will Er nicht reden und spielt Komödie mit mir?"

Er faßte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn so kräftig, daß sein Auge sich nothwendiger Weise von der Decke wenden mußte.

„Nun, wie wirds? Mache Er den Mund auf, damit man hört, was es mit Ihm gegeben hat!"

„Gegeben? Mit mir?" frug Hiller, wie aus einem tiefen Schlafe erwachend. „Ach ja, Herr Stadtkass — Herr Wachtmeister, es hat Etwas gegeben, und zwar etwas Schreckliches, etwas Fürchterliches, etwas Ungeheuerliches!"

„Das klingt ja wahrhaftig als hätte Ihn der leibhaftige Gottseibeiuns überfallen und Ihm den Kopf auf den Rücken drehen wollen!"

„Das ist's ja auch, grad das ist's und nichts Anderes!"

„Mache Er keine Flausen! Vor dem braucht man sich nicht zu fürchten, wenigstens ein alter Kavallerist nicht. Bei Euch vom Civil freilich ist es anders; Euch holt er ohne vorher viel zu fragen und zu parlamentiren. Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, lag ich einmal in einer Mühle in Quartier. Nachts punkt zwölf Uhr ging meine Kammerthür auf, obgleich ich sie von innen und von außen verschlossen hatte, und wer trat herein? Nun, Er kann sich's ja denken, wer es war. Ich sollte mit ihm gehen, weil im Garten ein ungeheuer großer Schatz vergraben lag; aber ich packte den Kerl bei den Parabel, trug ihn hinaus und hinunter in die Mühle, schüttete ihn auf wie einen Sack voll Getreide und ließ ihn zu Pulver mahlen. Es war ein ganzer Scheffel voll, und ich hab es mir mitgenommen und die größten Wunderkuren damit gemacht. Er wird wohl einsehen, daß es seit jener Zeit unmöglich mehr einen Teufel geben kann; meine Patienten haben das Pulver verschluckt, und er ist so vollständig verdaut worden, daß er ganz und gar alle geworden ist. Wenn Er sagt, daß der Böse bei Ihm gewesen ist, so ist das gar nicht wahr, sondern Er hat es nur geträumt."

„Geträumt habe ich es nicht, sondern es ist gewiß und wahrhaftig geschehen."

„So! Wie sah er denn aus?"

„Jung und hübsch, und eine Belling-Husaren Uniform hatte er an."

„Höre Er, Er will mich wohl zum Narren halten? Wer soll denn dem Teufel eine Husarenuniform borgen!"

„Ja der Teufel war es eigentlich nicht, aber es ist trotzdem nicht weniger schlimm, denn aus ist's doch nun mit mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Seelen derjenigen Menschen, die auf Erden schlecht gelebt haben, werden nach ihrer Ansicht in Thierkörpern wiedergeboren. Von der Gottheit selbst ist bei den Buddhisten wenig die Rede. Ihre Gebete richten sie zumeist an ihren Religionsstifter und andere berühmte Lehrer, welche die Würde eines Buddha erlangten. Die Priester der Buddhisten scheren das Haupt, leben ehelos und häufig in Klöstern beisammen, während bei den Priestern der Brahmanen die Ehe eine heilige Pflicht ist.

Es war natürlich, daß eine Lehre, die nicht allein ihrer Caste, sondern auch ihren Göttern verderblich wurde, den Brahmanen verhaßt sein mußte. Dem ungeachtet scheinen beide Secten mehrere Jahrhunderte friedlich neben einander bestanden zu haben. So war es zu Alexander's Zeiten, und erst später, wahrscheinlich nach Christi Geburt erhob sich ein furchtbarer Kampf, der mit der gänzlichen Vertreibung der Buddhisten von dem indischen Festlande endete. Auf Ceylon und den meisten andern indischen Inseln herrscht der Buddhismus, der durch seine Verbreitung in China, Tibet, Japan, in der Mongolei ꝛc. über 200 Millionen Bekenner zählt.

So geistig der Anlauf dieses Systems aber auch ist, so erscheint die Religiösität bei den Buddhisten doch keineswegs in einem bessern Lichte, als bei den Brahmanen. Sie führt zu sinnlichem Materialismus und zu äußerlicher Werthheiligkeit; die Frömmigkeit beschränkt sich auf äußere Zeichen, der Mensch selbst wird zum Götzen, und Gebetsformeln gelten für innerliche Reinigung und Erhebung. Die Wärme des brahmanischen Götzendienstes hat in den buddhistischen Ländern fast überall großer Lauheit und Gleichgültigkeit Platz gemacht, und nur der Todtendienst wird mit Ernst und Würde begangen.

Die sittlichen Verhältnisse stehen gleichfalls denen der Brahmanen nach. Ist bei diesen, wie oben erwähnt, die Vielweiberei dann und wann üblich, so herrscht bei den Buddhisten die Vielmännerei, wodurch die Familienbande einen unreinen und unnatürlichen Charakter erhalten. Selbst des Verschwinden der Kasten hat einen verderblichen Einfluß ausgeübt. Für die priesterlich-gemäßigte Monarchie bei den Brahmanen tritt in den meisten der Buddhismus unumschränkter Despotismus der geistlichen und weltlichen Herrscher.

Der Vergleich beider Hauptsekten der indischen Religion geht also dahin, daß das Schlechtere leichter und mächtiger, das Bessere und Geistigere leicht von mancherlei Seiten her kann. Hält die nüchterne Kälte der Buddhisten diese vor wilden leidenschaftlichen Ausbrüchen des Aberglaubens zurück, so verfallen sie in selbstsüchtigen todten Materialismus, der eine wahrhaft schöne Gestaltung des sittlichen Wesens unmöglich macht.

(Schluß folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXI.

Der Africander.

Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer.

1.

Der Raub.

Wie eine große, riesige Sphinx, deren Räthsel seit Jahrtausenden ihrer Lösung harren, liegt an der südlichen Spitze der „alten Welt" und bespült von zwei Oceanen die an Gegensätzen ebenso wie an Geheimnissen reiche Ländermasse Afrika's. Eine riesenhafte Natur schafft hier mit riesigen Kräften die gigantischsten pflanzlichen und thierischen Erscheinungen des Erdballes; Hunderttausende von Quadratmeilen Landes dürsten unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit, oder bilden weite Steppenplateau's deren spärliche Vegetation nur in den feuchten Jahreszeiten dem Springbocke und den ihm verwandten Arten ein Dasein gestattet. Unzählige Bäche und Wadi's stürzen im Frühling donnernd und schäumend zu Thal, um schon nach kurzer Zeit im dürren Sande zu versiechen und Nichts als wüstes Geröll und Steingetrümmer zurückzulassen, und wo die Gesittung es wagt, den kühnen Fuß auf den widerstrebenden Boden zu setzen, da muß sie sich zum Kampfe mit Gewalten rüsten, die über Tod und Verderben gebieten.

Die Bewohner der Nordküste Afrika's spielten schon in den ältesten Zeiten eine hervorragende geschichtliche Rolle, während der übrige Theil dieses bis heut noch unbekanntesten Continentes in tiefes Dunkel gehüllt blieb, denn daß das Südkap schon im Alterthume von historischen Völkern gekannt und umfahren worden sei, ist theils lose Vermuthung, theils Sage. So glaubte z. B. Kant nach 1. Buch der Könige Cap. 22, daß zur Zeit des jüdischen Königs Josaphat die Seereisen vom arabischen Meerbusen aus um das Cap nach Spanien etwas Gewöhnliches gewesen seien, und Herodot erzählt, daß Karthager, von dem egyptischen Könige Necho gesendet, um 610 v. Chr. denselben Weg zurückgelegt hätten. Uebrigens galt schon ein weiteres Vordringen an der Westküste für eine Umschiffung Afrika's wie die Fahrt des Karthagers Hanno um 500 vor Chr., welcher doch höchstens bis Guinea kam. Daß später der Kyzikaner

Eudoxos von Gades aus eine Reise um das Cap in den arabischen Meerbusen gemacht habe, ist eine Erdichtung.

Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts war von Norden aus Niemand an und um das Cap gekommen. König Johann II. von Portugal sendete ein kleines Geschwader unter Bartholomäus Diaz aus; dieser umsegelte 1487 auch wirklich das Cap, aber weiter vorzudringen hinderte ihn eine unter seinen Leuten ausgebrochene Meuterei. Wegen der schrecklichen Stürme, die er an dem Cap auszustehen hatte, nannte er dasselbe Cabo tormentoso, (stürmisches Vorgebirge), König Johann aber änderte diesen Namen in „Vorgebirge der guten Hoffnung" um, da er nun nicht zweifelte, daß der Weg nach Indien nun gefunden sei. Sein Nachfolger, König Immanuel, schickte eine Flottille von vier Schiffen unter Vasco de Gama aus, um den aufgefundenen Weg weiter zu verfolgen, welche Aufgabe dieser berühmte Mann auch glücklich löste. Doch war es den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun, um die Südspitze Afrika's kümmerten sie sich nicht.

Erst die Holländer besetzten diese Letztere 1600 durch den Seekapitän Van Kisbock. Die Colonisten (Boers) warfen die Hottentotten zurück, drangen nach und nach bis zu den Kaffern vor und rangen auch diesen eine Strecke Landes nach der andern ab. Die Ansiedelung wuchs und erregte den Neid der Engländer, welche nicht eher ruhten, als bis sie 1714 im Pariser Frieden das Land abgetreten bekamen. Dies zog eine Zufuhr englischer Colonisten nach sich, durch welche sich die holländischen Boers beeinträchtigt sahen, und es entstand zwischen Beiden eine Feindseligkeit, welche in den Kämpfen der Kolonie mit den Eingeborenen des Landes eine nicht unbedeutende Rolle spielte. —

Ueber die einförmige Ebene ritten zwei Männer. Ihre Thiere waren von der leichtfüßigen, ausdauernden Rasse, wie sie von den Söhnen Altenglands nach Südafrika gebracht worden war und die sich so vortheilhaft von den schweren, unbehülflichen, niederländischen Trabern unterscheidet.

„Damn it," meinte der Eine, indem er das Auge gegen den Strahl der niedergehenden Sonne mit der Hand beschattete und den vor ihnen liegenden Horizont musterte; „wo bleibt nur dieses verteufelte Klaarfontain! Oder hast Du Dich in der Gegend geirrt, John Hoblyn?"

„Ich mich in der Gegend irren, Sir Raffley? Das wäre ja ein Ding, welches ich noch niemals kennen gelernt habe. Klaarfontain liegt grad vor uns, und in höchstens einer halben Stunde sind wir dort."

„Und das Mädchen ist wirklich so prachtvoll, wie Du sie beschrieben hast?"

„Wirklich! Sie muß eine Amatomba oder eine Lagoanerin sein, der Schönheit nach; ich kenne das, Sir!"

„Gut, John; sie wird also für einige Zeit meine kleine Frau werden müssen. Ich kaufe sie, und wenn ich finde, daß — —"

„Kaufen? Hm, ich glaube nicht, daß Euch das gelingen wird. Diese niederländischen Boers sind gar eigene Leute, und der Piet van Holmen auf Klaarfontain ist grad einer von den Rechten, obgleich er kaum einige und zwanzig Jahre zählt. Er scheint mir selbst ein Auge auf sie geworfen zu haben und würde auch ohne Das nicht der Mann sein, ein Hausgesinde an einen Inglishman abzulassen."

„Habe von ihm gehört! Er soll einer der verwegensten Afrikanders sein und sich vor einem ganzen Rudel Kaffern ebenso wenig fürchten, wie vor dem Löwen oder Rhinozeros. Doch, wir werden ja sehen! Er ist die rechte Hand von Pieter Uys, der sich gegen den Zuluhäuptling Dingaan rüstet; wir dürfen diesen Boers den Sieg nicht lassen, und mit den Aufträgen, die ich vom Gouverneur in den Händen habe, ist es mir ein Leichtes, ihn zu verderben. Gefällt mir das Mädchen, so wird sie mein; dabei bleibts!"

Die beiden Engländer setzten ihren Weg nun schweigend weiter fort.

John Hoblyn hatte Recht gehabt, denn noch war keine halbe Stunde vergangen, so traten die niedrigen Gebäude einer einzelnen holländischen Ansiedelung aus der Ebene hervor. Es war Klaarfontain.

Ein paar mächtige Fanghunde begrüßten die Ankömmlinge mit wüthendem Gebell. Eine außerordentlich sauber gekleidete Frau trat aus der Thür und beschwichtigte die Thiere, wobei ihr Auge mit mißtrauisch fragendem Blicke die Fremden musterte.

„Seid Ihr die Mutter von Piet van Holmen?" frug Raffley.

„Ja," antwortete sie einfach und kurz.

„Ist er daheim?"

„Nein."

„Wo trifft man ihn?"

„Auf der Jagd. Er sucht einen Leoparden, der uns in die Heerde gerathen ist."

„Wer ist mit ihm?"

„Er ist allein."

„Wann kommt er zurück?"

„Weiß nicht genau. Bis morgen sicher.

„Dann bleiben wir hier. Wir haben mit ihm zu reden."

Er stieg ohne Umstände vom Pferde, übergab dasselbe seinem Begleiter und trat in das Haus. Der Pflanzer versteht es, ohne große Einleitung von den Rechten der Gastfreundschaft Gebrauch zu machen. Als er in die Stube trat, schickte sich ein junges Mädchen an, diese scheu zu verlassen. Er warf einen raschen Blick auf sie und hatte sie dann sofort beim Arme gefaßt.

„Halt, Kleine! Warum willst Du so schnell fort? Du hast von mir keine Unliebenswürdigkeit zu befürchten!"

Sie suchte sich von ihm los zu machen und hob, als ihr das nicht gelang, das große, dunkle Auge bittend zu der Herrin empor.

„Wie ist Euer Name, Herr?" frug diese.

„Raffley."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Interessantes.

Todtenklage.

Von dem Redakteur einer Missouri-Zeitung erschien folgende führende Klage um sein dahingegangenes Eheweib in den Spalten seiner Zeitung: "So starb sie denn, mein Weib! Nicht länger werden ihre lieben Hände mir die Stiefeln ausziehen und das Haar auf meinem Hinterhaupte scheiteln, wie dies eben nur eine Gattin versteht. Nie mehr werden jene Füße hin und her trippeln, um meinen Kohlenbehälter oder mein Waschbecken zu füllen. Nicht länger wird sie sich unter den wildesten Stürmen des Winters erheben und leise sich fortschleichend das Feuer anzünden, ohne den Schlummer des Gatten zu stören, der ihr so innig zugethan war. Ihre Erinnerung ist in dem Innersten meines Herzens eingegraben. Ich wollte ihren Körper einbalsamiren, fand aber, daß ich es billiger haben könne, indem ich ihr Gedächtniß einbalsamire. Ich verschaffe mir von Eli Mudgek, einem meiner Nachbarn, einen recht artigen Grabstein. Sein Weib war schwindsüchtig und er hatte sich denselben in Erwartung ihres Dahinscheidens vor Jahren angeschafft. Ihr Zustand verbesserte sich jedoch im letzten Frühling und seine Erwartungen wurden getäuscht. Den Kummer des alten Mannes, als ich ihn bat, mir den Grabstein zu überlassen, werde ich nie vergessen. "Nehmt ihn Steiner," rief er unter Schluchzen, "und mögt Ihr nie erfahren, was es heißt, solche bittere Enttäuschung erleben zu müssen;" und dabei brach er in einen Sturm von Thränen aus. Sein Geist war gebrochen – gänzlich gebrochen. Ich ließ folgende Inschrift auf den grabstein setzen: "Zum Gedächtniß an Tabitha, Weib des Moses Steiner Esq., dem Gentleman, Redacteur des "Trombone" (Posaune). Abonnement drei Dollars per Jahr – versteht sich Vorausbezahlung. Eine gütige Mutter und ein exemplarisches Web. Geschäftslokal über Coleman's Spezereiwarenhandlung über zwei Trppen. Man bittet laut zu klopfen. Wir werden Dich vermissen, Mutter, wir werden Dich vermissen. Drucksachen werden besorft; man bittet um Kundschaft. Wie Rachel weinte über ihre Kinder, so schreit mein zerschundener Geist in der Qual des Schmerzes. Ein Lichtstrahl drang jedoch in die verzweifelnde Seele; der Sarghändler und Leichenbesorger gingen auf Gegenrechnung ein, und der Leichengräber schuldete mir längst eine Kleinigkeit, die ich sonst nicht erhalten hätte. Warum sollen wir trauern über die Wege der Vorsehung.

Ofenschwärze.

Eine schöne, glänzende Ofenschwärze erhält man, wie die "Fundgrube" mittheilt, wenn man Reißblei gewöhnliches Ofenschwarz) mit Eiweiß vermischt, mit einem Pinsel aufträgt und wenn es trocken ist, mit einer Bürste polirt.

Buchstabenräthsel.

Mit F erfreu, ich Dich gar sehr,
Mit G geht's hin und wohl her,
Mit H ist's ein gefährlich Ding,
Mit M kann's sein hoch und gering,
Mit S hörst Du mich immer gern,
Nun rathe, was des "Pudels Kern!"

Eingesandt von Frau Wilhlmine Schöne in Hohenstein.

Arithmogriph.

1.7,5,9 ein Nichts, das noch viel gelten kann.
2.11,8,10,5, eine Gestaltungsart der fetten Erde,
3.4,5,2,3, eine Krankheit
4.10,5, ein Leuchtstoff
5.2,11,8,10, eine Leguminose
6.13,10, ein bepflanzter Plan
7.8,13,8, ein lateinischer Gebrauch
8.6,7,5, ein israelitischer König
9.10,2,11, eine Pflanze
10.9,5,10, ein abgesetztes Maß
11.7,8,8, eine beliebte Frucht
12.11,2,8, ein Gewürz
13. Abkürzung eines Bindewortes.

Die Anfangsbuchstaben dieser Worte von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines im Irrenhause gestorbenen Dichters.

Eingesandt von Herrn August Jahn xx in Hohenstein.

Auflösung der Charade in No. 30.

Klingelbeutel

Auflösung des Arithmogriph in No. 30.

Bordeaux - - Nevada - - Helena - - Ob - - Hut - - Hardt - - Tell - - Allah - - Ural - - Hermann - - Bornholm - - Oder - - Alexander von Humboldt.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Auguste Horn in Dresden, Anna Pöger in Leipzig, Emma Schöllmann in Halle, Frau Ullricke Hahn in Berlin, Henriette Schmidt in Torgau und den Herren W. Majdewicz, Franz Solbrig, Hermann Schönfeld in Dresden, Gotthardt Lange in Erfurt und Heinrich Ostermann in Prag.

Briefkasten.

Fraulein von I.D. in Werdau. Acceptirt, wie Sie bereits in Nr. 34 gesehen haben. Aehnliche Einsendungen sind von solcher Hand immer doppelt willkommen. Herzlichen Gruß!

№ 36. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Wo ist der junge Mann her?" frug der Polizeilieutenant von Treskow Mutter Thick.

„Aus Berlin."

„Aus Berlin? Was ist der Mann?"

„Goldschmied, Juwelier oder so Etwas. Ist ein sehr ordentlicher Junge, hat aber viel Unglück gehabt. Sein Vater hatte das größte Geschäft da drüben, wurde aber ermordet und beraubt, und — —"

„Ermordet und beraubt?"

„Ja, um eine horrente Summe, wie mir Master Wallerstein erzählt hat."

„Wallerstein? Ist das sein Name?" frug Treskow, auf's Höchste überrascht.

„Ja, Wallerstein. Kennt Ihr den Mann, Sir?"

„Hm, wäre wohl möglich. Wollen sehen!"

Er erhob sich und trat zum Tische, an welchem der Betreffende saß.

„Sie verzeihen, mein Herr," redete er ihn deutsch an, „daß ich mir gestatte, Sie anzureden!"

„Sie wünschen?" frug Wallerstein, sich von seinem Stuhle ebenfalls erhebend.

„Nichts mehr und weniger als Ihre Gesellschaft. Wollen Sie die Güte haben, mit hier bei uns Platz zu nehmen!"

„Welchem Umstande verdanke ich das Vergnügen, diese Einladung zu erhalten?"

„Einer Angelegenheit, die Sie sehr nahe anzugehen scheint. Wir haben, wie ich von der Wirthin soeben erfuhr, eine und dieselbe Heimath. Ich bin der Polizeilieutenant von Treskow und — —"

„Von Treskow? Richard von Treskow?"

„Derselbe!"

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant, und weiß nun mit einem Male, warum Sie mir gleich bei Ihrem Eintritte so bekannt vorkamen. Ich hatte schon einmal die Ehre, mit Ihnen, allerdings nur flüchtig, zusammenzutreffen."

„Ich entsinne mich. Es war bei einem kurzen Besuche, den ich Ihnen machte, um mich über einen Fall zu unterrichten, der von so tief eingreifenden, betrübenden Folgen für Sie geworden ist. Auch Sie kamen mir jetzt bekannt vor, doch sind Sie in Ihrem Aeußern — Sie verzeihen diese Bemerkung — so verändert, daß ich mich nicht sofort besinnen konnte. Aber bitte, wollen Sie zu uns übersiedeln!"

Wallerstein folgte mit gespannter Erwartung der so freundlich ausgesprochenen Einladung.

„Steht die Angelegenheit, von welcher Sie sprechen,

Herr Lieutenant, mit ihrem damaligen Besuche in irgend welcher Beziehung?"

„Gewiß. Es wurde ein junger Offizier als Mörder Ihres Vaters verhaftet?"

„Ja, der Lieutenant von Schönberg-Wildauen. Er entfloh leider."

„Leider? Ich bin sehr geneigt, zu sagen: glücklicher Weise!"

„Wieso? Das Entkommen eines Raubmörders kann doch wohl nicht anders als beklagt werden!"

„Sie halten ihn also für den Thäter?"

„Er ist es; seine Schuld ist erwiesen. Er vermochte keinen einzigen Entlastungsmoment aufzubringen und ist — geflüchtet. Dieses Letztere spricht deutlicher als alle andern Beweise. Ich bin durch ihn ruinirt und habe verarmt die Heimath verlassen, um mir hier eine neue Existenz zu gründen. Dabei will ich allerdings aufrichtig bemerken, daß der Gedanke, ihm hier hüben vielleicht zufälliger Weise zu begegnen, sehr viel zu meinem Entschlusse, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, beigetragen hat."

„Dieser Gedanke ist derjenige, welcher auch mich herübergeführt hat, nämlich die Absicht, den wirklichen Thäter zu entdecken."

„Den wirklichen Thäter? Sie haben die Reise nur deshalb unternommen? So vermuthen Sie, daß die That von einem Andern begangen wurde, und haben bereits triftige Gründe zu dieser Ansicht, Gründe, die Sie sogar bestimmen, sich den Beschwerden einer so bedeutenden Reise auszusetzen?" frug Wallerstein ebenso überrascht wie erstaunt.

„So ist es! Wollen Sie einmal die Güte haben, diesen Gegenstand in Augenschein zu nehmen?"

Er öffnete den Ueberrock, zog den Gehrock auseinander und deutete auf seine Weste.

„Diese Uhrkette? Sie scheint — mein Gott, das ist ja die Kette meines Vaters! Um Gotteswillen, wie kommen Sie zu derselben, Herr Lieutenant?"

„Und die Uhr, welche an ihr befestigt ist? Betrachten Sie auch diese!"

Er zog sie hervor und reichte sie ihm zu Besichtigung entgegen.

„Auch sie gehörte dem Vater. Ich bin — bin außer mir, Herr Lieutenant! Bitte, Aufklärung. Sie sehen, ich zittere vor Erregung."

„Ich nahm diese Uhr nebst Kette einem Manne ab, dessen Bruder sie ihm schenkte. Dieser Bruder war zur Zeit der That in Berlin; auch Sie hat er besucht; er ist der Mörder, wenn mich meine Combination nicht täuscht."

„Wie heißt er? Bitte, schnell; ich muß den Namen sofort hören!"

„Latour, Francois Latour aus l'Havre de Grace, Seecapitain, Sclavenhändler, Pirat und — Vicomte, damals, als der Raubmord geschah."

„Latour — der Vicomte de Latour! Mein Gott, mir schwindelt. Lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen; dieser Name weckt Gedanken in mir, denen mein von Kummer und Sorgen angestrengter Kopf für den Augenblick nicht gewachsen ist!"

Er zog das Taschentuch hervor, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und erst nach einer längeren Pause bat er:

„Darf ich über Ihr Zusammentreffen mit seinem Bruder das Nähere erfahren, Herr Lieutenant?"

„Ich stehe Ihnen natürlich sehr gern damit zu Diensten."

Er erzählte ihm das Nöthige über jenes Ereigniß auf dem Bahnhofe zu Wildauen und fuhr dann fort:

„Ich versicherte mich natürlich sofort der Person des Mannes und telegraphirte nach l'Havre. Nach einiger Zeit erhielt ich die Photographie, die betreffenden Briefe und einige andre Gegenstände, welche der dortigen Polizei von Bedeutung geschienen hätten. Ich konnte nun den Franzosen frei lassen, und da ich wußte, daß sein Bruder nach Amerika sei, stellte ich mir, nebenbei getrieben von Rücksichten, deren Erwähnung nur nebensächlich sein würde, die Aufgabe, ihn dingfest zu machen. Vorher aber ging ich zu Ihnen, um mich noch einmal über gewisse Punkte zu informiren, hörte aber, daß Sie Berlin verlassen hätten. Uhr und Kette nahm ich in der Weise, wie Sie es gesehen haben, mit, um sie jeden Augenblick bei der Hand zu haben, und auch die Photographie, welche — —"

„Führen Sie diese bei sich?"

„Natürlich; sie ist mir vollständig unentbehrlich, obgleich ich die sehr zweifelhafte Ehre habe, dem Originale persönlich begegnet zu sein!"

„Darf ich sie sehen?"

„Hier ist sie!"

Er zog ein Portefeuille hervor, öffnete es und entnahm ihm eine Photographie, welche er dem Juwelier zur Ansicht übergab.

„Er ist es, ja, er ist es. Das Bild ist außerordentlich gut gelungen!"

„So erinnern Sie sich noch seines Besuches bei ihnen, wo Sie ihn sahen?"

„Oh, ich brauche nicht in so ferne Zeit zurückzugehen; ich traf ihn hier."

„Hier in New-York?"

Der Lieutenant sprang auf. Der erste Fußtapfen der gesuchten Spur schien gefunden.

„Ja, hier in New-York, hier in Hoboken, hier bei Mutter Thick!"

„Ja, hier bei mir, Sir!" bekräftigte die Wirthin, welche der Unterredung mit wachsender Theilnahme gefolgt war.

„Wann und unter welchen Umständen, Herr Wallerstein?"

„Vor einigen Wochen. Ich hatte von Mutter Thick gehört und beschlossen, bei ihr zu boarden. Auch er wohnte seit Kurzem hier, und zwar unter dem deutschen Namen Heinrich Sander. Es hatte sich ihm eine zweite Person

angeschlossen, welche sich Peter Wolf nannte. Ich erfuhr nachher von ihm selbst, daß der Mann sein Diener sei."

„Er wohnte hier, in dem einfachen Schifferhause? Er mußte verwirrt sein bei dem Zusammentreffen mit Ihnen; er mußte nach einem Grunde suchen, seine Anwesenheit hier zu erklären!"

„Diesen Grund hatte er, wie er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute."

„Welcher war es?"

„Es steht hier in den Staaten eine politische, vielleicht auch kriegerische Verwickelung bevor; er war von seiner Regierung in Beziehung darauf mit geheimen Missionen betraut, die ihm ein strenges Incognito auferlegten."

„Ah—!" dehnte Treskow; „eine zwar schlaue, aber sehr gewöhnliche Zuflucht! Der Diener war Jean Letrier, ein Mensch, von dem ich — —"

„Jean Letrier?" rief die Wirthin; „der „böse Jean", der mit dem „schwarzen Capitain" gesegelt ist, wie sich die Maaten erzählen, die bei mir verkehren? O, hätte ich das gewußt, hätte ihn nur Einer von den Leuten hier erkannt!"

„Ja, der ist's, Mutter Thick, alte Seejungfer," meinte Peter Polter. „Und der Labour oder Latour, der sich Heinrich Sander geheißen hat, ist der „schwarze Capitain" in eigener Person, so wahr ich Hochbootsmannsmaat auf ihrer englischen Majestät Kriegsschiffe „Nelson" und dann Steuermann auf dem Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow" gewesen bin!"

„Was Du sagst, Peter!" meinte sie erschrocken. „O, hätte ich das gewußt, hätte ich's gewußt, ich hätte für so ein Dutzend Ketten und Handschellen gesorgt, daß diese Hallunken es wagen, mein gutes Haus zu verschimpfiren!"

„Er hat sich natürlich nach der Begegnung mit Ihnen schleunigst unsichtbar gemacht?" frug Treskow weiter.

„O nein. Er zeigte große Theilnahme für mein Geschick, gab mir Gelegenheit, mich ihm näher anzuschließen und verlängerte durch die mir erwiesene wohlwollende Aufmerksamkeit meinen Aufenthalt in New-York, der eigentlich nur für einige Tage berechnet war."

„So muß er hierfür einen besonderen Grund gehabt haben, einen Grund, der selbst seine Befürchtung, entdeckt zu werden, überwog!"

„Den hatte er, wie ich zu meinem eignen Schaden bald bemerken mußte."

„Nun?"

„Ich war wirklich von seiner Freundlichkeit bestrickt und machte ihm Mittheilung über Verhältnisse, welche ich der vorhin erwähnten Existenz zu Grunde legen wollte."

„Und diese Verhältnisse? Oder ist diese Frage vielleicht zu indiscret?"

„Nein. Sie dürfen, Sie sollen und müssen sogar Alles erfahren! Mein Vater ist nicht stets der wohlhabende Mann gewesen, der er in den letzten Jahren seines ihm von Mörderhand geraubten Lebens war. Er stammte vielmehr von sehr armen Eltern, welche ihre beiden Söhne zwar während der Lehre unterstützten, sonst aber Nichts weiter für die Brüder thun konnten. Er wurde nach seiner Neigung Goldarbeiter, während der Bruder sich dem Forstwesen widmete und später eine Försterstelle auf den Besitzungen des Fürsten — wir haben den Namen vorhin bereits genannt — des Fürsten von Schönberg-Wildauen erhielt."

„Good lack," fuhr Peter empor, „so hat er vielleicht gar meinen Heinz gekannt!"

„Wer ist das?"

„Wer das ist? Nun, wer denn anders als mein Bruder Heinrich Polter aus Langendorf, der am crutch laufen muß, an der Krücke, weil er ein Bein und einen Stelzfuß hat! Er ist Kammerzofe oder wie das Ding heißt, beim Minister Schönberg oder Prinz oder was der alte Lewdrian eigentlich ist."

„Möglich! Da kam die Zeit der Gährung da drüben, die Manchen als Flüchtling über die See gejagt hat; mein Onkel wurde mit in den Strudel gerissen, verlor Heimath und Stellung und verschwand. Erst nach einigen Jahren durfte er wagen, uns zu schreiben. Er war nach Amerika gegangen und hatte sich als ausgezeichneter Schütze einer Gesellschaft von Pelzjägern angeschlossen. Den Ertrag seiner Mühen sandte er stets den Eltern, und als diese gestorben waren, seinem Bruder, dem diese Spende geschäftlich sehr zu statten kam. Dann gab es eine Zeit, während welcher wir lange nichts mehr von ihm hörten, bis eines Tages mein Vater zu einem der bedeutendsten Banquiers gerufen wurde und eine Summe ausgezahlt erhielt, deren Höhe uns fast schwindeln machte. Ein dabei ausgehändigter Brief des Onkels erklärte uns das Nähere. Er hatte die Bekanntschaft eines Indianerhäuptlings gemacht, auf welche Weise, war nicht erwähnt, welcher Winnetou hieß und — —"

„Winnetou?" rief Peter. „Mille tonnere, sacré de Trekschuit, das ist ja der Häuptling der Apachen, den ich bei Sam Fire-gun getroffen habe, als ich damals nach dem Westen segelte, um in der alten Prairie, von der ich so viel gehört hatte, einmal gehörig Ausguck zu halten!"

„Sam Fire-gun?" frug Wallerstein überrascht. „Kennen Sie ihn?"

„Ob ich ihn kenne? Versteht sich! Ihn und Dick Hammerdull und Pitt Holbers und Bill Potter und Alle, die da drin im Hide-spot stecken, wie der Schiffsmaat in seiner Koje!"

„Welch ein Zusammentreffen! Sam Fire-gun, diesen Namen hat mein Onkel von den Jägern erhalten, und zwar wegen der Geschicklichkeit, mit welcher er die Büchse zu führen versteht."

„Euer Onkel? Cheer up, junger Mann, gebt mir doch einmal Eure zehn Finger herüber; ich muß sie ein Wenig drücken! Mutter Thick, hol' doch noch einige Tropfen von diesem braunen Wasser da, denn wenn sich Peter Polter freut, so muß er trinken!"

„Was meinten Sie vorhin mit dem Hide-spot?"

„Das ist ein Versteck, welches sich die alten Swalkers ausgesucht haben, damit sie von den rothen Männern nicht

gebissen werden, ein Versteck sage ich Euch, in dem man ebenso sicher liegt wie in Abrahams Schooß, oder wie in einem Bette bei Mutter Thick!"

„Und wissen Sie, wo es zu suchen ist?"

„Hm, das ist ein böses Ding! Beschreiben läßt sich so ein Weg nicht, aber wenn man den richtigen Cours zu steuern weiß, so kann man schon dort vor Anker gehen."

„Gut, wir werden darüber noch weiter sprechen. Ich muß es gradezu ein Glück nennen, daß ich hier so mit Ihnen zusammengetroffen bin. Doch nun wieder zu meinem Berichte! Dieser Winneton also hat dem Onkel einen Platz im Gebirge gezeigt, wo eine außerordentliche Menge Gold zu finden sein muß, denn der Onkel ist oben gewesen, und was er gefunden hat, ist eben zu dem Betrage gewesen, den er uns schickte. Wir wurden dadurch in den Stand gesetzt, unserm Geschäft einen Aufschwung zu geben, der allerdings mit der Ermordung und Beraubung des Vaters einen fürchterlichen Abschluß erreichte. Dieses Unglück hatte eine längere Pause in dem Briefwechsel mit dem Oheim zur Folge, bis ich vor nicht gar langer Zeit die Einladung erhielt, eine ähnliche Summe und zwar persönlich in Empfang zu nehmen, da der Onkel sich sehne, einmal einen Verwandten bei sich zu sehen, er selbst sei zu sehr an den Westen gewöhnt, als daß er sich entschließen könne, ihn oder gar die Staaten zu verlassen. Ich sollte den Arkansas hinauf und bis hinter Fort Gibson gehen, wo ich bei einem gewissen Winklay — —"

„Master Winklay, der Irishman? Thunder-storm, den kenne ich auch! Ist eine verteufelt langweilige Seele, der Kerl, und hat den schlechtesten Kautabak, den ich zu Wasser und zu Lande getroffen habe!" bemerkte der Steuermann.

„Also richtig! Dort sollte ich bleiben und nach Sam Fire-gun fragen."

„Nun, Master Wallerstein oder Wallerstone, warum sitzt Ihr denn da noch am Quai und seid nicht abgesegelt nach dem alten Arkansas?"

„Weil — ja, da komme ich eben wieder auf den Herrn Vicomte de Latour. Ich theilte ihm diese Absicht und ihre Veranlassung mit. Er frug mich, ob der Onkel mich persönlich kenne oder ob ich mich genügend bei demselben zu legitimiren vermöge. Ich wieß auf meine polizeilichen Papiere und auf des Onkels Briefe hin, die ich bei mir führte Er ließ seine Bedenken fallen, und erst später fiel mir auf, daß er das Gespräch auf unsere Familie lenkte, jedenfalls nur, um sich gehörig zu unterrichten und aus dem Gehörten Nutzen zu ziehen, denn am andern Tage waren, als ich von einem Ausgange zurückkehrte, meine Papiere, mein Geld, alle meine Habseligkeiten und auch der Herr Vicomte mit sammt seinem Diener verschwunden."

„Ah—!" machte Treskow. „Sie haben doch sofort Anzeige gemacht?"

„Allerdings, aber vergeblich. Ich war nun vollständig mittellos, da ich an dem Tage nur wenig Baarschaft in der Tasche geführt hatte und vermochte nicht einmal, meine Rechnung zu bezahlen. Daß ich nicht in die äußerste Noth gerieth, habe ich nur unserer guten Mutter Thick zu verdanken."

„Pah, Master Wallerstein! Eure Zeche ist nicht so bedeutend, und ich wage Nichts dabei, denn ich weiß, wie ich mit Euch halte."

Treskow blickte sinnend vor sich nieder.

„Heut ist mir eine nicht ganz üble Stellung angeboten worden," fuhr der Juwelier fort, „und vielleicht hätte es mir auch geglückt, sie annehmen zu können; nach Dem aber was ich jetzt erfahren habe, möchte es mich keinen Augenblick länger hier in Hoboken leiden, wenn — —"

„Nun, wenn?" frug die Wirthin.

„Wenn ich die nöthigen Mittel hätte," ergänzte der junge Mann mit niedergeschlagener Miene, „den beiden Schurken folgen zu können. Bis ich sie erworben habe, ist Alles zu spät geworden."

„Das laßt Euch keine Sorge sein, my dear! Was Ihr braucht, das sollt Ihr haben, und ich hoffe, daß Ihr mich damit nicht zurückweiset!"

„Stopp, Mutter Thick," meinte der Steuermann, „erst kommt Peter Polter, ehe das Weibsvolk hier zu reden hat. Ein Dreimaster ist ein stattlich Ding, und nur wenn er leck geworden ist, steigt man in den Kutter. Ich bin der Dreimaster und Du bist der Kutter, so ist es, verstehst Du mich? Und leck, god dam, leck bin ich noch lange nicht! Der Peter Polter hatte sich so einige Guineen zurückgelegt, um den Seinen eine Freude zu machen; da sie aber Alle zum Himmel gesteuert sind und der Heinz auch Nichts brauchte, so steckt der alte, dumme Mammon noch grad so hier in der Tasche, wie ich ihn hineingeschoben habe. Er soll heraus, und der Master Wallerstone wird dem Peter Polter nicht das Herzeleid anthun, ihn mit seinen Dollars abfegeln zu lassen."

„Halt, Peter," remonstrirte Treskow lächelnd, „Ihr meint es Beide jedenfalls gleich gut, aber diese Sache werdet Ihr wohl mir überlassen müssen, und zunächst haben wir noch Anderes zu besprechen. Sind Sie vollständig überzeugt, daß nur Latour sich Ihrer Papiere bemächtigt haben kann?"

„Vollständig. Der Boardkeeper hat ihn sogar aus meinem Zimmer kommen sehen."

„Dann hat er die Absicht, nach den Westen zu gehen, um sich Ihrem Onkel als Neffen vorzustellen. Dieses und der Umstand, daß er sich hier einzuschränken hatte, giebt mir Einiges zu bedenken. Wo ist der Raub hin, die ungeheuere Summe, welche er Ihrem Vater damals abgenommen hat?"

„Dieser Gedanke hat auch jedenfalls seine volle Berechtigung!"

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts“ von Karl May.

(Fortsetzung).

„Es ist aus mit Ihm?“ fragte Papperman. „Der Teufel war's nicht? Er redet irre! Wer war es denn?“

„Der Lieutenant von Blücher,“ antwortete Hiller.

„Nun hört mir aber Verschiedenes und Alles auf! Den Herrn von Blücher mit dem Satan zu vergleichen! Was hat Er denn mit dem gehabt, daß es nun aus mit Ihm ist?“

„Ich habe ihn gemahnt wegen dem Burgunder, den er noch nicht bezahlt hatte. Das hat er mir übel genommen und mich hinüber kommen lassen.“

„Nun?!“

„Da hat er mich vor den Offizieren, welche bei ihm saßen, angeschnauzt, daß mir die Haare zu Berge standen, von Ohrfeigen und vom Hinauswerfen gesprochen und — “

„Donnerwetter! Und das hat Er gelitten? Das hat Er ruhig und geduldig hingenommen?“

„Was konnte ich denn machen? Nicht einmal reden durfte ich! Und zuletzt brachte er endlich gar einen Brocken, an dem ich mich sicher todtkauen werde.“

„Welchen denn?“

„Ich habe die Worte und den Sinn eigentlich nicht so recht verstanden, aber es ahnt mir, was es zu bedeuten hat.“

„Wie sagte er denn?“

„Er meinte: „Wäre Er nur der Pfefferkrämer Hiller, so würde ich Ihn auf die Straße werfen lassen, da Er aber zufälliger Weise Offizier der hiesigen Schützengilde ist, so will ich in einer andern Weise mit Ihm sprechen. Er ist ein Flegel, Herr Oberlieutenant, ein Erzflegel, den man eigentlich beohrfeigen sollte! Als Offizier von der Schützengilde wird Er wissen, was Er nun zu thun hat, und sollte Er es wirklich nicht wissen, so darf Er nur Seinen zukünftigen Schwiegervater fragen!“ Das ist ja das reine Duell, das ist der fürchterlichste, hinterlistigste Mord und Todtschlag, den er an mir begehen will!“

„Das ist nun freilich eine schlimme Geschichte! Was hat Er denn geantwortet?“

„Was soll ich denn auf so eine tigerhafte Blutdürstigkeit antworten? Nichts habe ich gesagt, gar Nichts, sondern gegangen bin ich!“

„So, gegangen ist Er und vor Furcht und Angst hier auf das Kanapee gefallen. Was wird Er denn nun thun?“

„Thun? Ich? Nicht das Geringste! Ich bin ein guter, seelensguter Kerl und thue Niemandem Etwas!“

„So hab ich's nicht gemeint. Er muß doch Etwas unternehmen auf die Beleidigung hin, die Ihm da drüben geworden ist!“

„Fällt mir gar nicht ein! Ich bin nicht rachsüchtig; ich werde dem Lieutenant Alles verzeihen!“

„Da wäre Er ja ein ganz ehrloser, miserabler Hallunke! Glaubt Er denn, daß der Herr von Blücher Seine Verzeihung annehmen wird?“

„Es ist mir ganz gleichgültig, ob er sie annimmt oder nicht! Ich bin ein Christ; ich räche mich nicht; ich vergelte lieber Böses mit Gutem; ich sammle glühende Kohlen auf seinem Haupte!“

„Das ist ja Alles recht schön, denn es steht so in der heiligen Schrift zu lesen; aber bei dieser Sache ist es doch wohl anders. Die Drohung mit der Ohrfeige und dem Hinauswerfen und nun gar noch den Flegel, den Erzflegel, den darf Er bei Leibe nicht auf sich sitzen lassen. Er ist Offizier bei der Schützengilde, wie der Lieutenant ganz richtig bemerkt hat, und will mein Schwiegersohn werden. Das sind zwei sehr triftige Gründe, Seine Ehre zu wahren und lieber mit Händen und Füßen drein zu schlagen, als dieselbe ungestraft beleidigen lassen!“

„Ich schlage aber nicht darein, weder mit den Händen noch mit den Füßen. Ich weiß, was mir gut ist und was ich vertragen kann; ein Duell aber ist für meine Gesundheit schädlich, und wer gegen die Gesundheit wüthet, der ist sein eigener Selbstmörder!“

„Da ist Er sehr auf dem Holzwege! Das Duell ist der Gesundheit nur zuträglich. Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, hatte ich wöchentlich fünf bis sechs Duelle zu bestehen, entweder mit den Lieutenants oder mit dem Rittmeister und Major, die zuweilen etwas anderer Meinung waren als ich und sich dann stets mit dem Pallasch vertheidigen mußten; zweimal habe ich mich sogar mit dem Obersten geschlagen, wobei mir der Generalmajor seeundirte. Ich bin gesund und munter dabei geblieben und ein alter Kerl geworden. Er sieht also wohl, daß so ein Duell für den guten Schützen oder einen wohlgeschulten Fechter weiter Nichts ist als eine angenehme und kräftigende Leibesbewegung!“

„Ich danke schön für diese Art von Leibesbewegung! Wenn ich mich angenehm bewegen will, so krabbele ich mir mit den Fingern hinter den Ohren, und will ich mich durch Bewegung kräftigen, so schiebe ich mir ein gutes Frühstück in den Mund. Dabei werde ich wenigstens ebenso alt wie Ihr bei Eurem Säbelgeklirr und Pistolengeknalle und brauche auch keinen Generalmajor, der mir bei meiner Krabbelei oder bei dem Frühstücke secundirt!“

„So! Da hat Er allerdings Ansichten, welche das Schützencommando bei einem seiner Offiziere und ich bei meinem Schwiegersohn unmöglich billigen kann. Wenn die Sache ruchbar wird — und das wird sie sicher, denn dafür wird der Herr von Blücher Sorge tragen — so wird man Ihm die Epauletten nehmen, und aus der Verbindung mit meiner Tochter kann trotz des Apfelschimmels natürlich auch Nichts werden. Ich brauche keinen Schwiegersohn, der sich selbst für ehrlos erklärt!“

„Was Ihr da sagt!“ rief Hiller erschrocken, indem er von den Kanapee emporschnellte. Die letzten Worte des

Wachtmeisters gaben ihm seine ganze Spannkraft wieder. Er war enragirter Gildenschütze und unendlich stolz auf seine Charge. Der Gedanke, dieselbe einzubüßen, war ihm vollständig unerträglich. Ebenso verhielt es sich mit dem zweiten Punkte. Er war bisher einsam und allein durch das Leben gegangen und hatte den Gewinn, den Reichthum als einzigen Zweck, als einziges Ziel all seiner Arbeit und Anstrengung gekannt. Die Liebe war ihm fremd geblieben, bis er eines Abends ganz plötzlich bemerkt hatte, daß Anna, die Tochter seines Spielkollegen, die er doch seit ihren frühsten Jahren kannte, nie aber groß beachtet hatte, ein allerliebstes, wunderhübsches Mädchen geworden sei. Von diesem Abende an war sein enges, hartes Herz groß und weich geworden, und die süße Neigung, die ihren Einzug in dasselbe hielt, wuchs höher und höher, ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht und veranlaßte ihn endlich, um die Hand des Mädchens anzuhalten. Er mußte dabei seiner Sparsamkeit durch das Versprechen eines Apfelschimmels einen harten Stoß geben, aber einestheils wußte er, daß nur auf einem solchen Wege zum Ziele zu gelangen sei, und anderntheils blieb das Pferd ja sein Eigenthum und konnte zu jeder beliebigen Zeit, sobald Anna seine Frau geworden war, wieder verkauft werden.

„Die Wahrheit sage ich, die reine Wahrheit! Das Offiziercorps von der Schützengilde kann und darf einen Menschen, der sich ungestraft einen Flegel nennen läßt, nicht unter sich leiden, und ich mag erst recht Nichts mehr von Ihm wissen. Thue Er, was Ihm beliebt; ich habe meine Pflicht gethan und Ihn gewarnt!"

„Nein, aus der Schützengilde werden sie mich nicht streichen; ich leide es nicht. Und Ihr dürft das Wort nicht brechen, welches Ihr mir gegeben habt!"

„Sie werden es thun, darauf verlasse Er sich, das ist so Ehre und Gesetz. Und mein Wort kann ich zurücknehmen so oft es mir beliebt und sobald ich sehe, daß Er keine Ambition im Leibe hat. Mein Mädchen bekommt allemal einen Mann, und wenn ich sie dem Unteroffizier Wildebrandt geben sollte!"

Das war dem Spezereikrämer denn doch zu viel. Der Wildebrandt? Nein, der durfte sie nicht bekommen; lieber wollte er sich von einem ganzen Dutzend spitziger Degen aufspießen lassen!

„Ja, so sagt mir doch, was ich in dieser Angelegenheit eigentlich zu thun habe, um Euch zufrieden zu stellen! Ihr redet von meiner Ehre, die beleidigt worden ist; ich fühle aber doch gar nicht, daß sie mir wehe thut!"

„Desto schlimmer für Ihn, wenn Er eine Ehre besitzt, die so steinhart ist, daß sie sogar einen Erzflegel, der ihr an den Kopf geworfen wird, nicht fühlt! Er hat weiter Nichts zu thun, als den Lieutenant von Blücher einfach zu fordern."

„Wenn's weiter Nichts ist! Das kann ich schon thun, zehnmal für einmal!"

„Gut! Endlich kommt Er zu Verstande! Dazu ist es nothwendig, daß Er sich einen unbescholtenen Mann als Cartellträger engagirt."

„Was ist das?"

„Der dem Lieutenant die Forderung bringt."

„Der ist bald gefunden! Wollt Ihr es thun, Herr Ritt— Herr Wachtmeister?"

„Mit Vergnügen! Es giebt für mich keine größere Lust, als Säbel blitzen zu sehen und Kanonen donnern zu hören."

„Säbel blitzen?! Kanonen donnern?! Habe ich denn so Fürchterliches auszustehen?"

„Na, Kanonen werden grad nicht dabei donnern, denn der König wird Ihm zum ordnen Seiner Ehrensachen nicht die ganze tapfere preußische Artillerie zur Verfügung stellen. Aber mir ist es doch einmal ganz eigenthümlich passirt. Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, forderte ich einmal einen Hauptmann von der Artillerie; ich kam mit einem Säbel und er mit einem Vierundzwanzigpfünder. Er hatte den ersten Schuß; ich wartete, bis die Kugel kam und hieb sie mitten auseinander, dann drang ich auf den Kerl ein und machte es mit Ihm g'rad' wie mit der Kugel: ich theilte ihn mit einem einzigen Hiebe in zwei Hälften, die rechts und links zur Erde fielen. Solche Abenteuer wird Er freilich nicht zu bestehen haben."

„Das ist mir lieb zu hören. Welcher Art werden denn die meinigen sein?"

„Das wird ganz auf den Herrn von Blücher ankommen."

„Inwiefern auf diesen?"

„Weil er die Waffen bestimmen wird, das heißt, ob Ihr Euch mit Degen oder mit Schießwaffen schlagt."

„Da thue ich nicht mit! Ihr habt doch vorhin gesagt, ich hätte weiter nichts zu thun, als den Lieutenant einfach zu fordern."

„Allerdings!"

„Gut! Ich habe Euch beauftragt, ihn zu fordern; weiter habe ich nichts zu thun; stechen oder schießen werde ich auf keinen Fall!"

„Da hat Er mich falsch verstanden. Wenn Er den Offizier fordern läßt, so versteht es sich ja ganz von selbst, daß Er Seine verletzte Ehre durch die Waffen wieder herstellen will."

„Nein, das versteht sich nicht ganz von selbst! Giebt es denn nichts Anderes, wodurch ich sie wieder herstellen kann, wenn sie wirklich verletzt ist, wovon ich aber gar nichts merke?"

„Nichts, gar nichts giebt es, als das Duell."

„Aber ich kann ja gar nicht fechten und wenn ich einen Schuß höre, so falle ich um! Meine Nerven sind so gefühlsam, daß ich in meinem Laden kein Pulver führe, viel weniger aber gar noch schießen darf."

„Das denkt er nur! Ich habe nun genug mit ihm verhandelt und bin des Redens müde. Er hat ja die Wahl. Soll ich Sein Secundant sein oder will Er die Forderung bleiben lassen? Seine Epauletten stehen auf dem Spiele und

Seine Braut dazu. Entscheide Er sich rasch, sonst gehe ich meiner Wege!"

„Giebt es wirklich nichts Anderes?"

„Nein!"

„So mögen mir die sechsunddreißig heiligen Nothhelfer, oder wie viel es ihrer sind, ich weiß es nicht genau, gnädig und barmherzig sein! Geht hinüber und fordert ihn. Ich mache heute Nachmittag mein Testament."

„Zu dieser Vorsicht will ich Ihm allerdings gerathen haben. Der Blücher ist ein Schütze, wie kein zweiter, und den Säbel versteht er erst recht zu führen. Denke Er aber bei dem Testiren auch an mich und Seine Braut! Wie steht es denn von wegen dem Pferde? Hat er das Geld parat gelegt?"

„Ich hätte es wohl; aber wenn ich todtgeschossen werde, so wird ja auch aus der Heirath nichts und ich hätte Euch den Apfelschimmel umsonst gekauft."

„Dann werden Ihm die paar Thaler, welche er kostet, auch gleichgültig sein und Er hätte wenigstens die Genugthuung, daß ich alle Tage hinaus auf den Gottesacker geritten käme und den Schimmel über Seiner letzten Ruhestätte dreimal wiehern ließe. Aber mit dem Todtschießen geht es nicht so schnell. Vielleicht kostet es Ihm blos die Hand, oder den Fuß, oder das Ohr, und das läßt sich schon ertragen."

„Die Hand — den Fuß — das Ohr! Und blos! Giebt es wirklich kein anderes Mittel, den Flegel von meiner Ehre wieder herunter zu bringen?"

„Keins!"

„Gut, Ihr sollt das Geld haben! Es mag immerhin zum Fenster hinausgeworfen sein; mit mir ist's doch nun auf alle Fälle aus. Kauft Euch dafür, was Ihr wollt, einen Apfelschimmel, einen Rappen, einen Fuchs, meinetwegen auch einen Orang-Utang oder eine Seeschlange. Aber das Wiehern auf meinem Grabe könnt Ihr bleiben lassen. Wenn mir hier oben auch auf eine so schauderhafte Weise mitgespielt wird, so will ich wenigstens dann da unten meine Ruhe haben!"

Drittes Kapitel.

Es hatte während der Nacht heftig und anhaltend geregnet und das Stolpeflüßchen trieb seine trüben, angeschwollenen Wasser durch die leise Dämmerung des anbrechenden Morgens. Die Straßen und Gassen der Stadt schwammen im Wasser und die Wege vor derselben waren fast bis zur Bodenlosigkeit aufgeweicht.

Wer die Thore des Ortes verließ, um das freie Feld zu erreichen, der wurde sicher entweder von der Noth oder von irgend einer dringenden Geschäftsangelegenheit hinausgetrieben. Und doch war es weder der eine noch der andere Grund, wegen dessen sich heute bei grauendem Tage verschiedene Personen zum Aufbruche rüsteten.

Drei Häuser waren es, in denen Regsamkeit und Leben herrschte, während die Bewohner der übrigen noch in tiefem Schlummer lagen.

An derselben Stelle, an welcher Jungfer Adelheid gestern dem Kommen des heimlich Geliebten gelauscht hatte, stand sie auch jetzt und horchte mit angehaltenem Athem nach unten, von woher sich schallende Hammerschläge vernehmen ließen. Der Klang, welchen sie verursachten, war dumpf und hohl; sie konnte ihn nicht deuten, aber sie wußte, daß es sich jedenfalls um etwas Furchtbares handle. Noch am vergangenen Abende hatte sie von dem Burschen des Lieutenants vernommen, daß der Letztere den Spezereikrämer auf Tod und Leben gefordert habe. Der Schlaf war von ihren Augen gewichen, ihr Herz klopfte laut und stürmisch vor Angst um den theuren Mann, fast so laut und kräftig, wie die Schläge unter ihr im Flur der Hauses.

Sie konnte es nicht länger aushalten, sie mußte hinab, um zu erfahren, was das Unheil verkündende Pochen zu bedeuten habe.

Als sie hinunterkam, fand sie den Diener mit dem Unteroffizier Wildebrandt beschäftigt, einen großen, hölzernen Kasten zusammenzunageln. Er war lang und schmal, gerade als ob ein Mensch in ihm Platz finden sollte.

„Was baut Ihr denn da zusammen?" frug Adelheid ahnungsvoll.

„Einen Sarg, gnädiges Fräulein."

„Einen Sarg? Für wen denn?"

„Für den Schützengildenlieutenant Hiller."

„Für wen?! Ist er denn gestorben?"

„Noch nicht. Aber nachher wird er erschossen!"

„Er meint wohl im Duell von dem Herrn von Blücher?"

„Ja."

„Das ist ja fürchterlich, das ist ja entsetzlich! Giebt es denn kein Mittel, diesen unmenschlichen Handel rückgängig zu machen?"

„Keins!"

„Weiß Er das genau?"

„Sehr genau. Und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, dürft Ihr nur den Herrn Lieutenant selbst fragen."

„Ist er in seinem Zimmer?"

„Ja."

„So melde Er mich doch einmal an," bat sie nach einem kurzen Besinnen.

Als sie bei dem Offizier eintrat, fand sie ihn mit den beiden Reiterpistolen beschäftigt, welche an der Wand zu hängen pflegten.

„Verzeihung, Herr Lieutenant! Die Sorge um Ihr Wohl treibt mich so ungewöhnlich früh schon zu Ihnen."

Er kannte seine Wirthin; er hatte sie täglich am Fenster stehen und den gegenüberliegenden Laden beobachten sehen; er war von ihrer stillen, jungfräulichen Neigung überzeugt und wußte, welche Sorge sie zu ihm trieb.

„Ich danke Ihnen! Was macht Sie denn so besorgt um mein Wohl?"

„Ich erfuhr, daß Sie im Begriffe stehen, eine böse

Ehrensache auszufechten und habe so große Angst, daß Ihnen dabei etwas Schlimmes passiren könnte."

„Beruhigen Sie sich, mein bestes, gnädiges Fräulein! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß mir nichts Uebles widerfahren wird."

„Aber ich habe doch gehört, daß bei solchen Begegnungen Blut fließen muß!"

„Da haben Sie allerdings recht gehört!"

„Aber, mein Gott, mein guter, mein bester Herr Lieutenant, es muß doch für einen Christenmenschen geradezu unmöglich sein, den Nächsten so mir nichts dir nichts um's Leben zu bringen!"

„Das ist wahr! Aber ich setze den Fall, dieser Nächste will es nicht anders? Und übrigens habe ich gar nicht die Absicht, den Herrn Spezereihändler umzubringen. Ich werde auf ihn schießen und dann ist es seine Sache, wohin er sich von meiner Kugel treffen läßt."

„O, ich bin sicher, daß Sie ihn grade in die Brust oder in die Stirn treffen werden! Herr Lieutenant, mein liebster, mein bester Herr Lieutenant, thuen Sie doch das nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil ich Sie nicht als Mörder sehen kann."

„Oder weil Sie wünschen, daß dem Herrn Nachbar da drüben nichts geschehe. Habe ich Recht, gnädiges Fräulein?"

Sie schlug unter dem scharfen, forschenden Blicke des großen, blauen Auges die Wimpern schamvoll nieder und fand keine Antwort auf diese militärisch gerade und unverhohlene Frage.

Er trat ihr näher und legte ihr die Hand schwer auf die Schulter.

„Lassen Sie mich offen zu Ihnen reden! In Augenblicken, in denen man dem Tode nahe steht, kennt man keine alltäglichen Höflichkeiten, sondern geht ohne Seitenwege auf sein Ziel los. Der Herr Spezereihändler ist Bräutigam?"

„Bräutigam?" rief sie erblassend. „Nicht möglich! Wissen Sie es genau?"

„So genau, wie ich auch weiß, daß Sie ihn lieb haben. Er ist seit vorgestern mit der Tochter des alten Stadtkassirers Pappermann versprochen, der ihm sein Kind für ein Reitpferd verhandelt hat. Der Schwiegervater hat es mir selbst erzählt; er war gestern hier und kaufte mir einen Apfelschimmel ab. Das arme Mädchen ist einem Andern herzlich gut. Sie kennen ihn auch; es ist der Unteroffizier Wildebrandt, welchen Sie draußen im Flur getroffen haben. Nur die Empörung über diesen Menschenschacher ist es, welche das heute stattfindende Duell herbeigeführt hat."

„Was ich da höre!" jammerte sie, die Hände zusammenschlagend.

„Ich habe dem Wildebrandt versprochen, daß er sein Mädchen bekommen solle und darum werde ich seinem Nebenbuhler eine Kugel zu kosten geben, die er wohl nicht gleich wieder verdauen wird."

„Nein, Herr Lieutenant, schießen Sie ihn nicht todt! Es ist wahr, ich denke oft und viel an ihn und würde kein Opfer scheuen —"

Sie unterbrach sich. Die Angst um den gleichgültigen Geliebten hatte sie rückhaltloser sprechen lassen, als es sonst ihre Gewohnheit zu sein pflegte.

„Bitte, vollenden Sie Ihre Rede," mahnte er. „Vielleicht ist es möglich, eine Aenderung zum Guten herbei zu führen."

„Wirklich?"

Sie athmete erfreut auf.

„Ich wollte sagen, daß ich viel, sehr viel darum geben würde, wenn —"

„Nun, wenn?"

„Wenn — wenn — hundert Thaler, zweihundert, dreihundert — ach, ich weiß vor Angst ja gar nicht, was ich sagen soll!"

„Ich weiß genug, mein gnädiges Fräulein! Sie geben dem armen Unteroffizier dreihundert Thaler zur Einrichtung, wenn er die Tochter des Wachtmeisters Pappermann heirathet. Sie sind wohlhabend, Sie können das, zumal wenn ich Ihnen ein ähnliches Versprechen gebe, wie es Wildebrandt von mir bekommen hat."

„Ein ähnliches Versprechen —? Ach so!" meinte sie erröthend. „Ja, ich gebe diese Summe, ich gebe sie gern, wenn Sie Wort halten."

„Ein Mann, ein Wort; schlagen Sie ein. Topp!"

Sie legte ihre Hand in die dargebotene Rechte und verabschiedete sich dann um ein Bedeutendes ruhiger, als sie gekommen war.

Er blickte ihr lächelnd nach. Daß er ihr ein Versprechen gegeben hatte, von dem er noch nicht wußte, wie es zu lösen sei, machte ihm keine Sorge; er hätte auch nicht Zeit gehabt, sich mit einer solchen zu quälen, denn ein nahendes Sporengeklirr machte ihn auf das Erscheinen der Kameraden aufmerksam, welche kamen, um dem ungewöhnlichen Morgenritte beizuwohnen.

Auch im Hause Pappermanns herrschte frühzeitiges Leben. Er war eben aus dem Holzschuppen, in welchem bei Ermangelung eines Stalles der gestern erhandelte Apfelschimmel einstweilen untergebracht worden war, herbeigekommen und in das Zimmer getreten, wo er sich anschickte, die Stücke einer Husarenuniform anzulegen, welche er als ein heilig gehaltenes Andenken an seine ehrenvoll zurückgelegte Militärzeit aufbewahrt hatte.

Anna schlief. Sie durfte nicht ahnen, zu welchem ernsten Gange der Vater sich rüstete. Die Frauen sind ja ohne Verständniß für solche wichtige Dinge und erschweren durch ihr Jammern und Wehklagen nur das nothwendige Handeln. Als er den alten, nur mit großer Mühe blankgeputzten Schleppsäbel umgegürtet hatte, betrachtete er seine martialische Gestalt wohlgefällig im Spiegel.

(Fortsetzung folgt.)

der finstern Gottheit Kali, die nur am Blutvergießen Freude hat und vor Allem das Menschengeschlecht haßt, und durch geistige und sinnliche Genüsse im andern Leben um so reicher belohnt, je mehr Opfer ihr der Gläubige hier geschlachtet hat. Wenn den Mörder das Schaffot in seiner Laufbahn aufhält, so stirbt er mit dem Enthusiasmus eines Märtyrers. Gegen seine Genossen menschlich, großmüthig und treu, vertilgt er außer ihnen ohne Erbarmen den Greis, das Weib, das Kind. Zerstörung ist seine göttliche Mission, sein höchster Wollustrausch die Menschenjagd; und solcher Glieder, die sich des Mordes von Hunderten rühmen können und sich dessen in der That rühmen, zählt die Secte eine Menge.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXI.

Der Africander.

Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

„Nun gut, Sir Rassley, laßt mir das Kind in Ruh. Ihr seid mein Gast, und sie hat in der Küche für Euch zu sorgen."

„Wollt Ihr das nicht lieber selber thun, Jeffrouw van Holmen?"

Er versuchte, das Mädchen an sich zu ziehen, aber die Wirthin schob ihre breite, holländische Figur dazwischen.

„Wartet mit Eurer Meinung, bis ich Euch um dieselbe frage, Sir! Das Hannje geht in die Küche; so habe ich gesagt, und so bleibt es auch!"

Im nächsten Augenblicke war das Mädchen verschwunden.

Das „Hannje", wie sie von der Boersfrau genannt worden war, konnte allerdings die Aufmerksamkeit auch eines sonst gegen das andere Geschlecht gleichgültigen Mannes auf sich ziehen. Die Frauen der Kaffern sind zwar meist klein, verkommen und unansehnlich oder sogar häßlich, aber es giebt einige Stämme, welche durch die Schönheit ihrer Weiber und Mädchen berühmt geworden sind. Hannje mußte einem dieser Stämme entsprossen sein, und die einfache, zeeländische Kleidung, welche sie trug, war ganz geeignet, diese körperlichen Vorzüge zur Geltung zu bringen.

Der Engländer war ihr mit leuchtendem Blicke gefolgt. Dann wandte er sich an die strenge Frau zurück:

„Habt Ihr das Mädchen gekauft, Jeffrouw?"

„Nein. Der Boer — Gott segne sein Andenken — fand sie draußen in der Wüste; zwei Todte lagen bei ihr, ein Mann und ein Weib. Er nahm das Kind mit nach Klaarfontain, und da ist es mit Piet, unserm Sohne, auferzogen worden."

„So wißt Ihr nicht, woher es stammt?"

„Wir wissen es. Als Panda, der Häuptling der Zulu, von seinem Bruder Dingaan verfolgt wurde, übergab er sein Lieblingsweib nebst ihrem Kinde einem Vertrauten, der sie in der Kalahari verbergen sollte. Sie fanden die Quellen verstopft und sind elendiglich umgekommen; das Kind aber war unsre Hannje. Panda hat es wiedererkannt, als er einst in Klaarfontain übernachtete."

„Warum hat er es nicht mitgenommen?"

„Er hatte keine Heimath mehr, und Hannje wollte nicht von uns lassen."

„So! Ihr habt also mit Panda, dem größten Feinde der englischen Regierung zu thun?" frug Sir Rassley lauernd.

Die Frau sah ihm unerschrocken in das Gesicht.

„Habt Ihr Etwas dagegen, Sir? Wer unter das Dach eines Boers tritt, darf unter demselben essen und ruhen; so war es Sitte, so ist es noch jetzt, und so soll es auch bleiben. Oder soll ich Euch fortweisen?"

„Verkauft Ihr das Mädchen, Jeffrouw?" frug er ausweichend. „Ich nehme sie für einen guten Preis morgen mit mir."

„Verkaufen? Nein, Sir, um keinen Preis. Sie ist mein Kind geworden und wird 'bald das Weib meines Sohnes sein. Die Boeren von Klaarfontain haben nie mit Menschenfleisch gehandelt!"

Sie ließ ihn stehen und ging in die Küche. Er lächelte höhnisch vor sich hin, verließ die Stube, bog um das langgestreckte Gebäude und trat zu der Quelle, von deren klarem hellen Wasser die Besitzung ihren Namen erhalten hatte. John Hoblyn befand sich hier, um die dürstenden Pferde zu tränken.

„Nun, Sir, saht Ihr das Mädchen?"

„Ja."

„Und gefällt es Euch?"

„Ich muß sie haben; ich nehme sie mit!"

„Wann?"

„Jetzt gleich!"

„Jetzt — gleich jetzt?"

„Ja, weil es grad jetzt am Leichtesten geht. Sie ist Panda's Tochter."

„Pan— Panda's Tochter? Ist's möglich, Sir? Was würde Dingaan sagen, wenn er es erführe!"

„Er soll es erfahren; wir haben große Vortheile davon Du sagtest, daß er jetzt die Quathlambapässe besetzt hält, um sich auf die Boers zu werfen?"

„Es ist so, ich weiß es genau."

„Es ist nur eine halbe Tagereise bis dahin. Würden die Pferde den Ritt aushalten?"

„Sicher; sie sind noch ziemlich frisch, Sir!"

„Piet van Holmen ist auf der Jagd. Hast Du irgend welches Gesinde bemerkt?"

„Nein. Die Leute müssen bei den Heerden sein."

„Ich denke auch, daß die beiden Frauen allein sind. Wir dürfen die Rückkehr der Andern nicht abwarten. Die Hunde sind angehänkt; wir brauchen sie nicht zu fürchten. Pferde stehen im Stalle: wir nehmen eins für das Mädchen Die Frau wird gefesselt. Vorwärts; laß uns keine Zeit verlieren!"

Die zwei Männer verschwanden im Hause. Kaum waren einige Augenblicke vergangen, so ertönte ein Schrei — noch einer — — Hoblyn erschien wieder, trat in den Stall und zog eines der Pferde heraus. Auch Rafftey kam. Er trug eine in eine Decke geschnürte Gestalt in den Armen. Sie wurde auf das Thier befestigt; dann trabten die Räuber eiligst von dannen. — —

2.

Die Vergeltung.

Das Quellwasser von Klaarfontain berieselte eine weite, von Oxalis- und Pelargoniumarten reich bestandene Senkung und vereinigte sich dann mit einem Bache, welcher weither von oben kam, wo einer der im Caplande so seltenen Wälder seine riesigen Stinck- und Gelbholzstämme zum Himmel streckte.

Auf einer Lichtung dieses Waldes standen drei Männer. Der Eine von ihnen war ein Kaffer. Er mußte schon engere Bekanntschaft mit der Civilisation gemacht haben, denn er trug nicht die Waffen seiner Stammverwandten, sondern das Roer — die gefährliche, sicher treffende Büchse der holländischen Colonisten — und das scharfe, spitze und leicht gekrümmte Messer, welches für Stich und Hieb gleich gut geeignet ist. Auch seine Kleidung war eine halbeuropäische, jedoch dem unstäten Leben angemessen, zu welchem der verdrängte Sohn des Landes verurtheilt ist. Die beiden Andern waren Boers, das sah man ihnen auf den ersten Blick an.

Der Aeltere von ihnen war nicht hoch, aber ungewöhnlich breit und kräftig gebaut; er hatte gewiß schon allen Unbilden eines harten und gefahrvollen Lebens Trotz geboten und sah ganz so aus, als könne ihn keine Schwierigkeit von einem einmal gefaßten Vorhaben abschrecken.

Der Jüngere konnte nur wenig über zwanzig Jahre zählen, aber seine Glieder waren von wahrhaft herkulischen Verhältnissen, und das ihm über den Rücken hängende Pantherfell erhöhte den kriegerischen Eindruck, welchen seine stattliche Erscheinung machen mußte.

Die drei Männer waren Panda, der Zulufürst, Pieter Uys, der Boermanführer und Piet van Holmen von Klaarfontain, der jetzt für jeden Fremden als auf der Jagd befindlich galt, während seine Abwesenheit doch nur der Besprechung galt, welche so eben ihr Ende erreicht zu haben schien.

„Also Panda ist mein Freund," meinte Uys; „er wird sein Wort nicht brechen?"

„Panda wird halten, was er sagt," antwortete der Kaffer. „Dingaan hat ihn verstoßen von seinem Kraal, darum hat er sich gestellt an die Spitze der tapfern Männer von Fingo und wird noch heut mit ihnen aufbrechen nach den Schluchten von Quathlamba, wie er versprochen hat!"

„Und welche Stämme ziehen mit?"

„Die Amafengu, die Amabaca und Amawazi. Auch werden kommen die Schembi, Latonga und Amahuta aus dem Lande Sofala, welche nur auf seinen Boten warten, um Dingaan, den Verräther, niederzuwerfen."

„So sind wir einig. Ich reite direct von hier nach Pieter-Moritzburg ins Lager, um meine Anordnungen zu treffen. Morgen früh greife ich Dingaan an, und während er hervorbricht, besetzt mein Freund Panda hinter ihm die Pässe, so daß wir ihn erdrücken. Gelingt uns der Sieg, so wird Panda der König der Zulu, und alle Fingo werden ihm Tribut bezahlen. Piet van Holmen, Du kehrst jetzt nach Klaarfontain zurück und verabschiedest Dich von den Deinen. Auf dem Wege nach Pieter-Moritzburg ziehst Du alle Boers an Dich, die noch ohne Anführer sind, und bringst sie mir in das Lager. Leb' wohl!"

Er reichte den beiden Andern die Hände und verschwand sodann im Dickicht des Waldes. Panda legte seine Hand auf die Schulter des jungen Boers.

„Wenn Panda ist geworden der König der Zulu, dann wird er geben dem Manne von Klaarfontain seine Tochter und eine große Zahl von Diamanten, welche wachsen in der Erde des Kurukaberges. Er wird ihm sein ein Bawo, ein guter Vater, und auch morgen beim Kampfe seine Hand über ihn halten, damit ihn nicht treffe der giftige Spieß der Lagoamänner!"

„Will mein Vater nicht mit mir gehen, um die Stimme seiner Tochter zu vernehmen?"

„Nein. Die Stunde ist kurz und die Arbeit lang, die unsrer wartet. Geh' in Frieden!"

Sie trennten sich. Der Kaffer trat in das wirre Gezweig des Waldes und Piet eilte der Heimath zu.

Es war ein weiter Weg, den er zu machen hatte, und es war daher bereits Abend geworden, als er die Ansiedelung erreichte. Er fand die Bewohner derselben in sprachloser Verwirrung, und die Nachricht von der Entführung der Geliebten traf ihn beinahe wie ein vernichtender Donnerschlag. Doch war er nicht der Mann, sich durch eine solche Kunde widerstandslos niederschmettern zu lassen, vielmehr erhielt seine jugendliche Thatkraft durch dieselbe nur eine erhöhte Spannung.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Raffinirte Industrie.

Ein als Sammler bekannter englischer Lord kam nach Rom. Als der Kunsthändler D. seine Ankunft vernahm, bestellte er sogleich bei einem der besten Steinschneider eine Camée nach dem wohlbekannten Geschmack des edlen Lords. Der Stein wurde mit großer Sorgfalt ausgewählt, die Arbeit war eine vortreffliche Copie, und ein guter Juwelier erhielt Auftrag, den Stein in einen Ring zu fassen. Dabei zerbrach jedoch der Stein. Das Opfer schien allem Anschein nach gerettet, aber blos dem Anschein nach. Der listige Italiener fand ein Mittel, seinen Köder noch gefährlicher zu machen. Er nahm eines der schönsten und größten Fragmente der Camé und brachte dasselbe dem Lord. Er gab es für den Fund eines Bauern aus und wollte dem Kunstliebhaber vorgeblich nur das schöne Fragment einer Antike bewundern lassen, die fast unschätzbar sein müßte, wenn sie ganz gefunden worden wäre. Seine Beredtsamkeit verfehlte ihre Wirkung nicht; der Lord ließ sich verführen, wollte durchaus das kostbare Fragment besitzen und bezahlte es mit einer Summe, die alle Auslagen des Kunsthändlers deckte. Das genügte Letzterem noch nicht. Da er seinen hohen Gönner über den Handel sehr erfreut sah, so stellte er sich ein paar Tage später mit einem andern Bruchstück der ausgezeichneten Camée ein, das, wie er sagte, vom Bauer nach sorgfältigerer Nachforschung noch gefunden worden sei. Ein neuer Enthusiasmus, ein neues Geschäft war die Folge. Lord . . . war einmal in das Netz gegangen und sollte nicht sobald wieder herauskommen. Ein drittes, ein viertes Fragment wurde gefunden und gekauft, wie die beiden ersten. Kurz, der ganze Camée ging allmählig stückweise in den Besitz des edlen Lords über, der zuletzt für die Bruchstücke eine viermal größere Summe bezahlt hatte, als er ursprünglich für den unverletzten Stein geben sollte.

Waschen seidener Zeuge.

Seide und seidene Zeuge oder Tücher wäscht man am Besten in Theewasser, spült sie dann in Branntwein aus, worin etwas Zucker aufgelöst ist und rollt oder bügelt sie noch feucht. Nach einer anderen Waschmethode breitet man das Seidenzeug auf einen reinen Tisch und streicht das Zeug mit einem stark eingeseiften wollenen Lappen und mit Hülfe von warmem Wasser anhaltend nach einer und derselben Richtung. Ist der Schmutz entfernt, so beseitigt man die Seife mittelst eines in kaltem Wasser getauchten Schwammes. Hierauf wird auch die andere Seite des Zeuges in gleicher Weise gereinigt, dieses sodann in kaltem Wasser gespült und im Schatten getrocknet. Zum Bügeln nimmt man ein halbwarmes Eisen, und legt Papier zwischen Platteisen und Zeug.

Sprungräthsel.

den	lands	ley=	und	nes	ßet	siehst	schau=
den	chen,	sei=	deutsch=	ten	zu	na=	ste=
gan=	bil=	bei=	nen'	trem=	hol=	en	du
zei=	auf's	nem	de	die	er=	durch=	mens
chen	en,	sten	schie=	der	den	lieb=	ist
uns	ei=	zei=	land.	lenz	nen.	band.	strom
fünf	er=	fluß	nen,	mächt'=	die	dann	lich
in	ist	ein	drei	ein	grü=	ger	nimm

Rechnungsaufgabe.

Ein Trupp von 17 Landleuten finden einen Beutel, worin 2 Thlr. 3 Sgr.; nach langem Streite über die Art der Theilung beschließen sie dieselbe so, daß jedes Kind den ½ Theil vom Antheile eines Mannes, und jedes Weib noch einmal so viel als ein Kind bekommen solle. Wieviel waren Männer, Weiber und Kinder, und wieviel bekam jede Person? (Thlr. 30 Sgr., 1 Sgr. 10 Pf.)

Charade.

Wenn Dir die Erste den Kopf drückt nieder,
Daß muthlos Du schleichst durch's Leben hin,
Erhebe die Zweite Dich kräftig wieder
Und richte Dir auf den schwankenden Sinn.
Doch laß von dem Ganzen Dich nicht erfassen,
Sonst werden die Freuden des Lebens Dich hassen!

Eingesandt von Herrn Wilhelm Teuete, Braunschweig.

Auflösung der Charade in № 31.

Meerbusen.

Auflösung des Arithmogriph in № 31.

Ja — Erde — Anna — nie — Nena — Edda — dein — Ader — Ried — Geber — Jeanne d'Arc.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Heilmann und Rosa Zschäkel in Dresden, Frau Anna Mühlig in Halle und den Herren Adelbert P. und W. Kuhn in Leipzig, Franz Walde und Otto Heinz in Berlin, W. Majdewicz in Dresden, Fritz Werner in Neuschönefeld und O. Glaser in Chemnitz.

Briefkasten.

Herrn J. B. in Blasewitz. Räthsel acceptirt; kommt in nächster Nummer. Ihre Frage war doch wohl nur im Scherz ausgesprochen?

Herrn L. T. in Glogau. Ihre arithmetische Aufgabe haben wir angenommen, trotzdem sie nicht neu ist.

Herrn W. D. in Braunschweig. Besten Dank! Wir sehen ferneren Einsendungen, auch Anecdoten, mit Interesse entgegen.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 37. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Ausgegeben, verschwendet und verprasst ist ein solches Vermögen in so kurzer Zeit nicht;" fuhr Treskow fort. „Verloren—? — sehr unwahrscheinlich; versteckt—? — vielleicht; aber dann hätte er sich wenigstens mit Genug versehen, um auf dem ihm geläufigen Fuße leben zu können. Mir scheint nur zweierlei möglich: entweder sind wir auf falscher Fährte, so daß er der Thäter nicht ist, oder er hat Complicen, einen oder mehrere, und ist auf irgend eine Weise um sein Antheil gekommen. Ich neige mich zu der letzteren Ansicht. Im Hotel, welches er bewohnte, logirte ein junger Mensch neben ihm, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand und der zu gleicher Zeit mit ihm abreiste; das erfuhr ich später. In wie weit der Diener Jean Letrier mit im Complote steckt, ist nicht zu sagen. Jedenfalls aber bleiben mir zwei Aufgaben: den Lieutenant von Schönberg und den Pseudo-Vicomte schleunigst aufzusuchen, Ersteren, um ihn von dem fürchterlichen Verdachte zu reinigen, Letzteren, um ihn der Gerechtigkeit zu überliefern. Und da Mutter Thick sagt, daß Lieutenant Parker mit der „Swallow" nach New-Orleans ist, so lassen sich beide Aufgaben sehr wohl vereinigen: wir gehen zu Dreien nach New-Orleans und von da den Arkansas hinauf nach dem Hidospot, von dem der Steuermann uns erzählte. Ich bin beinahe überzeugt, Latour und Letrier dort zu finden. Sie sind natürlich bei dieser etwas ausgedehnten Parthie, Herr Wallerstein?"

„Von ganzem Herzen," antwortete der Gefragte, freudig aufathmend; „doch erwähnte ich schon — —"

„Bitte, darüber mag jetzt kein Wort mehr verloren werden! Ich wünsche nur, daß wir die Swallow noch richtig treffen."

„Bitte, Herr Lieutenant, Sie sprechen von einem gewissen Parker, während es sich doch um den Prinzen von Schönberg-Wildauen handelt!"

Treskow lächelte.

„Wer gezwungen ist, als Mörder zu entfliehen, pflegt vor allen Dingen seinen Namen mit einem andern zu vertauschen. Parker und Schönberg sind Einer und Derselbe. Mutter Thick, welches ist die schnellste Gelegenheit nach dem Süden? Meinen Sie, daß wir die Bahn wählen oder eine Schiffsgelegenheit benutzen sollen?"

„Ja, Sir, mit der Bahn kämt Ihr eigentlich um Einiges früher als mit dem Schiffe, aber es fährt sich jetzt da unten in den Niggerstaaten außerordentlich unsicher, denn die Revolution steht vor der Thür. Zur See habt Ihr dergleichen Störungen nicht zu befürchten und im Ge-

gentheil vielleicht noch den Vortheil, daß Ihr der „Swallow" begegnet, wenn sie im Süden einen neuen Cours erhalten hat."

„Ich stimme Ihnen bei. Wissen Sie vielleicht ein Schiff, welches bald die Anker lichtet?"

„Hm, der Unions-Dampfer „Leviathan" geht noch heut in der Nacht in offene See; der Kapitän hat noch am Lande zu thun und kommt ganz sicher her, um der Mutter Thick fare well zu sagen. Das Schiff ist scharf auf dem Kiel gebaut und der Capitain ein tüchtiger Offizier. Ein Orlogschiff ist allerdings nicht eigentlich für Passagiere, aber mein Wort gilt Etwas bei ihm, und ich werde also mit ihm reden."

„Thun Sie das, Mutter Thick!"

„Natürlich thue ich es, obgleich es mir lieb wäre, Euch noch länger bei mir behalten zu können. Doch ich hoffe, daß Ihr mich nicht back- oder steuerbord links liegen laßt, wenn Ihr zurückkehrt, denn ich muß ganz genau erfahren, wie der Faden von hier weitergelaufen ist."

„Silence, Mutter Neugierde," meinte Peter. „Ich werde Dir das Tau Zoll für Zoll abwickeln, wenn wir wiederkommen, denn ich weiß, daß Du — —"

„Du, Peter —? Du willst auch mit?"

Der alte Seemann riß den Mund auf und starrte sie mit weit offenen Augen an.

„'sdeath, alte Schaluppe, was soll ich denn? Etwa mich hier aufstapeln und ruhig warten, bis hier mein lieber Herr Policeman mit sammt dem Master Waldstone von den Haien gefressen oder von den Indsmen gespießt worden ist? Das sind zwei ganz unglückselige Landratten, folglich muß ich mit zur See. Und wer will ihnen denn den Weg zu Master Winklay und zum Hide-spot zeigen, wenn es der Steuermann Peter Polter aus Langendorf nicht thut? Der alte Lord Schönberg hat mir den Sir hier auf die Seele gebunden und der Heinz mit dem crutch ebenso; ich lasse ihn also keinen Augenblick aus dem Glase und segle mit ihm Bord an Bord, wo er nur immer hinsteuern mag!"

Die brave Frau war wirklich herzlich betrübt, ihren Freund wieder so bald zu verlieren; doch ließ sich Nichts dagegen machen.

Die Unterhaltung hatte ein Ende. Es fanden sich nach und nach Gäste ein, und auch der Capitän des „Leviathan" kam, wie Mutter Thick gesagt hatte. Sie hielt Wort und sprach mit ihm, und auf ihre Verwendung hin ließ er sich bereit finden, gegen den auf Kriegsschiffen herrschenden Gebrauch die drei Männer mit nach New-Orleans zu nehmen.

Sie mußten sich sofort reisefertig machen, da keine Zeit zu verlieren war, und begleiteten ihn nach einem herzlichen Abschiede von der Wirthin an Bord. Noch bei Tagesgrauen verließ der Dampfer den Hafen und stach in See. Die Reise zeigte einen schnelleren Erfolg als Treskow sich hätte träumen lassen. Er stand an Deck und ließ den Blick hinaus auf die See schweifen, deren Wogen weit, weit drüben im Osten das heimathliche Land bespülten. Er dachte an Die, denen er den Frieden wiederbringen sollte und an das Glück, welches seiner wartete, als der köstlichste Lohn, der ihm geboten werden konnte. —

Die Fahrt ging ohne Unfall und Aufenthalt schnell von statten. In der Metropole des Südens angekommen, verließen sie das Schiff, um sich nach der „Swallow" umzusehen.

Sie fanden die Stadt in einer ungeheuren Aufregung; die politische Scheidung von Nord und Süd war immer augenfälliger zu Tage getreten. Man hielt Meetings, man rüstete und betrachtete jeden Nordländer mit offenbarem Mißtrauen, so daß der Aufenthalt jedem ruhig Denkenden nicht nur verleidet, sondern sogar von Stunde zu Stunde schwieriger und gefährlicher wurde.

Auf ihre Erkundigung erfuhren sie an sicherer Stelle, daß Lieutenant Parker sofort nach seinem Eintreffen den Befehl erhalten hatte, mit der „Swallow" um Cap Horn herum nach Californien zu gehen. Diese Ordre war jedenfalls eine Folge der gegenwärtigen, politischen Lage; Parker war zur See unmöglich mehr zu ereilen. Treskow mußte einstweilen von ihm absehen und sein Augenmerk auf den gesuchten Mörder richten.

Da Schaden im Verzuge liegen konnte und New-Orleans sich ihnen von einer nichts weniger als angenehmen Seite bot, so bestiegen sie, nachdem sie sich mit den nöthigen Waffen versehen und ihre jetzigen Anzüge mit der praktischen Trapperkleidung umgetauscht hatten, den ersten aufwärts gehenden Mississippisteamer, der sie bis an die Mündung des Arkansas trug.

Ohne besondere Abenteuer kamen sie hier an, stiegen ab und fuhren mit einem kleineren Dampfer bis Fort Gibson, wo sie sich drei wackere Pferde kauften und die Beutel mit einem gehörigen Quantum von Munition und Proviant füllten. Dann ging es zu Roß mehrere Tage lang am Flusse weiter, bis sie das kleine Settlement erreichten, wo Master Winklay sein „Store and boarding-house" aufgeschlagen hatte.

Treskow und Wallerstein waren Beide, wenn auch nach europäischer Art und Weise, gute Reiter; anders aber verhielt es sich mit Peter Polter, welcher in einer gradezu unbeschreiblichen Stellung auf dem Pferde hockte und die Kniee in die Höhe zog, als wate sein Thier bis hinauf zum Sattel im Schlamme. Grad er hatte einen außerordentlich widerspenstigen Dakotatraber erwischt, der ihm gar viel zu schaffen machte, obgleich der brave Steuermann sich bei seinem früheren Aufenthalte in der Prairie wenigstens so viel Geschicklichkeit angeeignet hatte, daß er nicht aus dem Sattel zu bringen war.

„Have care — Achtung — attention — hopp, Du falscher Racker!" raisonnirte er, als sein muthiger Fuchs den Versuch machte, mit allen Vieren in die Luft zu steigen. Ein Hieb mit der gewaltigen Faust zwischen die Ohren belehrte das Pferd, daß es außer dem seinen noch einen höhern Willen gebe, den es zu respectiren habe. „Da hast

Du Eins, wenn Du meinst, daß der Peter Polter aus Langendorf ein Seiltänzer sei oder ein ähnliches halsbrecherisches Individuum! Wirst mir die Bestie den Schwanz in die Höhe wie die Sternflagge eines Dreimasters und schlägt mit dem Gehör um sich, als wolle sie Seekrebse damit fangen! Hätte ich Dich nur zwischen Vor- und Mittelmast eines guten Oceaners, so wollte ich Dir zeigen, was ein Steuermann zu bedeuten hat! Grace à dieu -- heigh — day, da ist ja die Kabine, in der Master Winklay, der Irishman vor Anker liegt. Herunter von der Raae, Peter Polter; und Du, Teufelsgaul, Dich werde ich hier mit dem Riemen an die Fenzlatte sorren, damit Dich die Strömung nicht hinaus in die See treibt! Steigt ab, Master Treskow und Herr Wallerstone, wir sind im rechten Hafen!"

Er trat mit so weit auseinander gereckten Beinen auf, als habe er vom Reiten die Seekrankheit bekommen, und schob sich dann vorsichtig durch den Flur und die offenstehende Thür in den Boarraum des Irländers.

„Good day, alter Marsgast!" grüßte er diesen, der sich ganz allein in der Blockstube befand. „Schaff' etwas Nasses zur Stelle', sonst segle ich Dich über den Haufen, so liegt mir der Durst in den Segeln!"

Die beiden Andern zeigten weniger Redseligkeit; sie nahmen schweigend Platz und überließen ihrem Gefährten die Einleitung zu dem beabsichtigten Gespräch.

„Holà my good Hagglor, kennst Du den Peter Polter noch?" frug dieser.

Der Wirth zog sein vertrunkenes Gesicht in schmunzelnde Falten.

„Kenn Dich schon noch. Wer so trinken kann wie Du, den vergißt man nicht so leicht!"

„Well done — bon! Hätte Dir aber einen solchen Merks kaum zugetraut! Weißt noch, als ich mit Dik Hammerdull, Pitt Holbers und noch Einigen hier Abschied trank und doch zwei Tage länger warten mußte, weil die Andern gar nicht wieder aufwachen wollten?"

„Yes, yes, das war ein „Drink", wie ich noch keinen erlebt hatte und wohl auch keinen wieder mitmachen werde. Wo bist Du denn herumgestiegen?"

„Bin nach dem Osten und zur See, habe hierhin geguckt und dorthin und will nun wieder auf eine Woche oder zwei zum alten Fire-gun. Ist doch noch zu haben, der alte Trapper, he?"

„Meine es! Den löscht so leicht kein Indsman aus, und die bei ihm sind, wissen sich und ihn zu halten. Dik Hammerdull ist hier gewesen vor nicht gar langer Zeit; der lange Pitt war auch bei ihm. Sind dann fortgegangen und auf die Rothen gestoßen, wie ich mir denke. Man sagt, die Ogellallah's hätten einen Zug überfallen und von Sam Fire-gun und Winnetou eine gute Portion Blei und Eisen erhalten."

„Winnetou? Ist der Apache auch wieder zu haben?"

Der Irländer nickte.

„Freilich; war sogar hier bei mir und hat mich bei der Gurgel gehabt, daß mir beinahe der Athem ausgegangen ist."

„Alas, alter friend, bist ihm wohl quer durch den Cours gerudert?"

„War so Etwas! Kannte ihn nicht und wollte ihm keine Munition verkaufen, kam aber da verdammt an den Unrechten. Willst Du Bill Potter sehen?"

„Bill Potter? Ist er hier an Bord?"

„Meine es! Ist nur ein Wenig in den Wald gegangen und hat sein Pferd hinter dem Hause stehen."

„Lack-a-day, das paßt sich gut! Wie segelt er, von oder zu dem Colonel?"

„Zu — zu ihm; ist einige Zeit da unten in Missouri gewesen, wo er Verwandte hat, und will nun wieder hinauf nach den Bergen."

„Wann macht er sich an die Ankerwinde?"

„Wie? Rede doch so, wie einem ehrlichen Manne der Schnabel gewachsen ist. Wer soll denn dieses schauderhafte Zeug verstehen?"

„Bist ein dull-man, ein Dummkopf, wie er im Buche steht, und wirst auch einer bleiben! Wenn er fortgeht von hier, meine ich!"

„Kann es nicht sagen, wird aber nicht in alle Ewigkeit hier liegen bleiben."

„Hat er abgesattelt?"

„Nein."

„So wird er sich vielleicht noch heut in die Ruder legen, und wir machen mit!"

Der Wirth schien wirklich sehr freundschaftliche Gesinnungen für den originellen Seemann zu hegen, denn der sonst so schweigsame und zurückhaltende Mann hatte sich wohl seit Jahren zu keinem so langen Gespräche herbeigelassen, wie das gegenwärtige war.

Jetzt machte sich Treskow zu einer Frage bereit. Er griff in die Tasche und zog die Photographie Latours hervor.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, ob vor Kurzem bei Euch zwei Männer vorgesprochen haben, zwei Deutsche, Master Winklay, die sich Heinrich Sander und Peter Wolf nannten?"

„Heinrich Sander -- Peter Wolf? Hm, ich will mein ganzes Schießpulver verschlucken und eine Portion Schwamm und Feuerzeug dazu, wenn das nicht die beiden Green-horns waren, die zu Sam Fire-gun wollten!"

„Wie sahen sie aus?"

„Grün, sehr grün, Mann; mehr kann ich nicht sagen. Der Eine — Heinrich Sander glaube ich, war es — machte uns den Spaß und ging mit seiner Mückenflinte dem dicken Hammerdull zu Leibe, wurde aber ganz gehörig heimgeschickt. Ich glaube, Dick hätte ihm einige Zoll Eisen zu kosten gegeben, wenn er nicht gesagt hätte, daß der Colonel sein Oheim sei."

„Gefunden!" meinte Treskow freudig. „Wo sind die Beiden dann hin?"

„Fort mit dem Langen und Dicken, hinaus in die Savanne. Mehr weiß ich nicht."

„Seht Euch doch einmal dieses Bild hier an, Master! Kennt Ihr den Mann?"

„Wenn das ein Andrer ist, als der Heinrich Sander, so sollt Ihr mich auf der Stelle theeren und federn!"

Dann aber trat er, wie unter einem plötzlich in ihm auftauchenden Gedanken, um einen Schritt zurück und frug in zurückhaltendem Tone:

„Sucht Ihr den Mann, Sir?"

„Warum?"

„Hm! Ein Westmann trägt niemals so ein Conterfey mit sich herum, und Ihr seht — seht so nett und sauber aus, daß — daß — —"

„Nun, daß — —"

„Daß ich Euch einen guten Rath geben möchte!" verbesserte er den beabsichtigten Satz.

„Welchen?"

„Was hier bei mir vorgeht, das kümmert mich nichts; so lange man mir meine guten Hausrechte läßt. Ich frage Niemanden und antworte auch Keinem. Euch aber habe ich Rede gestanden, weil Ihr mit Dem da gekommen seid, sonst hättet Ihr Nichts von mir erfahren. Aber zeigt Niemand das Bild wieder vor und erkundigt Euch nicht eher nach irgend Wen, als bis Ihr ein Wenig mehr nach der Savanne ausseht, denn sonst — sonst — —"

„Weiter! Sonst —?"

„Sonst hält man Euch gar für einen Policeman, für einen Dedective, und das ist oft sehr schlimm. Der Westmann braucht keine Polizei, er richtet selber, was es zu richten giebt, und wer sich da hineinmengt, den weißt er mit dem Bowiekneif zurück!"

Treskow wollte eben antworten, da aber öffnete sich die Thür, und ein Mann trat ein, bei dessen Anblick der Steuermann sich mit lautem Zurufe erhob.

„Bill Potter, alter Swalker, bist Du's wirklich? Komm her und trink; ich weiß noch ganz genau, daß Deine kleine Kehle ein ganz verteufelt großes Loch ist!"

Der Angeredete war ein winziges, dürftiges Männlein, an dessen Körper sich kaum ein halbes Pfund Fleisch vermuthen ließ. Er sah den Sprecher verwundert an, wobei sich sein kleines Gesichtchen in hundert lachende Falten und Fältchen legte.

„Bill Potter —? Swalker —? — trinken —? großes Loch —? Hihihihi, wo hab' ich nur den Kerl gesehen, der mir so bekannt vorkommt!"

„Wo Du mich gesehen hast? Hier, natürlich hier. Streng nur Dein Gehörnchen ein Bischen an!"

„Hier? Hm! Kann mich doch nicht gleich besinnen. Bin so oft hier gewesen und mit so verschiedenen Männern, daß ich den Einzelnen nicht so schnell aus dem Haufen herausfinden kann. Wie klingt Dein Name, he?"

„Donnerwetter, hat der kleine Junge hier bei Master Winklay an meiner Seite gesessen und dabei getrunken, daß er zwei Tage lang mit keinem Finger wackeln konnte, und fragt mich jetzt, wie mein Name klingt! Und noch dazu bin ich mit ihm im Hide-spot gewesen, wo wir bei Sam Fire— —"

„Stopp, Alter! Hihihihi, jetzt kenne ich Dich!" fiel ihm der Kleine hier in die Rede. „Heißest Peter Folter oder Molter oder Wolter oder — —"

„Polter, Peter Polter aus Langendorf, zuerst Hochbootsmannsmaat auf ihrer englischen Majestät Kriegsschiffe Nelson und dann Steuermann auf dem Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow", wenn Du Dir es merken willst!"

„Weiß — weiß — weiß! Bist ja mit bei uns gewesen und hast mir zu guter Letzt beinahe noch den Tod an den Hals getrunken. Hihihihi, hast eine Gurgel, wie ich noch keine gesehen habe, und kannst trinken wie — wie — wie der alte Vater Mississippi selber. Wo warst Du denn nachher, und wo willst Du hin?"

„War ein Weniges in der Welt herum, und will jetzt wieder zu Euch, wenn es Dir recht ist."

„Zu uns? Weshalb?"

„Diese Gentlemen hier haben mit Eurem Capitän oder Colonel zu reden. Wird er daheim auch zu finden sein?"

„Denke es. Wenn wollt Ihr fort von hier?"

„So bald als möglich. Reitest doch mit, he?"

„Möchte schon, wenn Ihr mich nicht zu lange warten laßt!"

„Je eher, desto lieber ist es uns. Iß und trink, alter Schießpügel, und dann mag es vorwärts gehen!"

Es war nur kurze Zeit vergangen, so saßen die Männer zu Pferde und verließen das Store and Boarding-house des ehrenwerthen Master Winkley.

Sie schlugen ganz dieselbe Richtung ein, welcher vor ihnen Dik Hammerdull mit seinen Begleitern gefolgt war, deren Spuren allerdings nicht mehr bemerkt werden konnten.

Bill Potter erwies sich als ein ausgezeichneter Führer. Das kleine Männchen entwickelte eine Ausdauer, einen Scharfsinn und eine Beweglichkeit, welche ihm das Vertrauen der drei Anderen gewann.

So hatte der Ritt schon einige Tage fortgedauert, als sie den Schienenstrang der Bahn erreichten, an welchem der Ueberfall der Ogellallah stattgefunden hatte. Es war am frühen Morgen, als Bill Potter plötzlich sein Pferd hielt und aufmerksam in die Ferne schaute.

„Seht Ihr, Mesch'schurs," rief er, mit dem Arme vorwärts deutend, „die Todtengräber (Präriegeier) in der Luft und die Coyotes (Schakals, Savannenwölfe) am Boden? Dort hat irgend Wer den letzten Stich oder die letzte Kugel erhalten. Wollen hoffen, daß es eine Rothhaut gewesen ist, hihihihi. Kommt, laßt uns einmal nachsehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts“ von Karl May.

(Fortsetzung).

„Ich bin doch ein Himmel-Mohren-Elements-Wachtmeister!“ sagte Pappermann, sich selbstgefällig im Spiegel betrachtend. „Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, war ich der schönste Mann im ganzen Regimente und noch heute, wenn ich des Königs Rock anhabe, sehe ich aus wie Einer, vor dem die Andern Respect haben müssen. Und nun noch der Apfelschimmel! Die Offiziere laufen bei diesem Wetter sicher nicht in den Wald hinaus und so wird es mir, da ich einmal das Pferd habe, auch nicht einfallen, mir müde und schmutzige Beine zu machen. Ich komme ebenso stolz zu Rosse wie sie. Der Hiller, denn ich abholen muß, mag sehen, wie er durch den Sand und Schlamm zur Stelle kommt.“

Er schritt leise, um die Tochter nicht aufzuwecken, die Treppe hinab, zog den Schimmel auf die Straße, setzte sich auf und trabte mit stolzer Miene in den grauenden Morgen hinein.

Bei dem Spezereihändler angekommen, fand er denselben in fürchterlicher Angst und Unruhe seiner wartend.

„Nun, wie steht es, ist Er parat?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte kleinlaut.

„So! In diesem Anzuge will Er, der Oberlieutenant von der Schützencompagnie, sich mit einem Offizier von den Belling-Husaren schlagen? Ist Er von Sinnen?“

„Soll ich vielleicht zu der Menschenschlächterei gar noch meinen theuern, blauen Staatsrock anziehen?“

„Auf seinen Staatsrock ist es nicht abgesehen, sondern auf seine Uniform.“

„Auf meine Uniform? Die mich ein so schweres Geld gekostet hat? Die soll ich anlegen? Bei diesem Wetter? Fällt mir gar nicht ein!“

„Es wird ihm schon einfallen. Wer bei so einem Rencontre seine Charge verleugnet, darf sich auch nicht wundern, wenn er als ordinärer Mensch angesehen und behandelt wird!“

„Aber wenn ich erschossen werde, so wird ja der schöne Waffenrock ganz mit Blut und Schmutz bespritzt!“

„Das ist ihm dann ganz egal. Jetzt holt Er gleich die Uniform, sonst mag Er sich nur immer nach einem andern Secundanten umsehen!“

Hier war nicht länger zu widerstehen. Hiller legte seine Schützengildenuniform an und trat dann mit dem strengen Schwiegervater hinaus auf die Straße.

„Ich glaube gar, Ihr wollt zu Pferde hinaus!“ meinte er, als er den Apfelschimmel erblickte.

Die Sorge um sein kostbares Leben hatte ihn so gleichgültig gegen alles Andere gemacht, daß er das Thier vorher weder gehört noch gesehen hatte. Auch jetzt bemerkte er nicht, daß da drüben in dem gegenüberliegenden Hause Jemand am Fenster stand und mit bleichem Angesichte herunter auf die Gasse schaute.

„Das versteht sich ganz von selbst. Ein ehrenvoll verabschiedeter Wachtmeister von den Belling-Husaren setzt sich zu Pferde, wenn er eine solche Ehrensache mit zu verhandeln hat. Bei Ihm ist das etwas ganz Anderes. Er ist Mitglied der Schützencompagnie und muß zu Fuß gehen. Vorwärts marsch!“

Er war aufgestiegen, setzte seinen Schimmel in Bewegung und ritt in gemüthlichem Schritte dem Thore zu. Hiller stieg in einer unbeschreiblichen Stimmung neben ihm her und ärgerte sich nicht wenig über den sonderbaren Umstand, daß er, als der eigentliche und rechtmäßige Besitzer des Pferdes, gezwungen war, die Beine zu gebrauchen, während der Stadtkassirer vornehm und ganz in der Haltung eines Generals der Kavallerie hoch oben im Sattel thronte.

„Aber, Herr Stadt— Herr Ritt— Herr Wachtmeister,“ brummte er, als sie in das Freie gelangt waren; „das geht doch eigentlich nicht, daß Ihr auf meinem Schimmel reitet, und ich laufe wie ein Schulbube hinter Euch her, werde bis an den Federstutz voll Schmutz bespritzt und mache mir meine kostbare Uniform zu Schanden!“

„So? Warum geht es denn nicht? Er sieht es ja ganz deutlich, daß es geht. Und was Er da von Seinem Pferde sagt, das kann ich nun gar nicht verstehen. Es ist doch mein, Er hat es mir gekauft!“

„Da seid Ihr ganz außerordentlich im Irrthum, Herr Wachtmeister. Ich habe es für mich gekauft und Euch nur zum Gebrauche überlassen.“

„Dagegen will ich allerdings Nichts sagen, denn wenn Er es mir zum Gebrauche überläßt, so ist es ja mein Eigenthum so lange als ich es benutzen will.“

„Ihr werdet Euch aber doch besinnen, daß ich vorgestern die Bedingung machte, daß ich es auch auf ein Stündchen bekommen kann, wenn ich es besteigen will.“

„Besteigen? Nein, Er hat nur vom Fahren gesprochen, jetzt aber wird geritten.“

„Ihr seht doch wohl jedenfalls ein, daß ich hier unten im Schlamme ersticken muß, wenn es so fortgeht. Laßt mich wenigstens ein Bischen mit aufsitzen!“

„Was will Er?“ frug Pappermann ganz erstaunt. „Zu mir heraufsetzen will Er sich?“

„Ja. Es ist kein Mensch in der Nähe, und Niemand wird es sehen, daß wir zu zweien reiten. Nehmt doch Rücksicht auf den miserablen Weg, den ich bis an die Kniee durchzuwaten habe. Ich habe mich Euch doch auch gefällig erwiesen!“

„Hm, da hat Er nicht so ganz Unrecht! Der Schimmel ist stark und kann uns Beide eine Strecke weit tragen. Na, da komme Er, und setze Er sich hinter mich. Aber halte

Er sich fest an, damit Er mir nicht wieder hinunter in den Mehlbrei rutscht!"

Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es dem Spezereihändler und Schützengildenlieutenant hinter seinem Schwiegervater Platz zu nehmen. Es war das erste Mal, daß er ein Pferd bestieg; er zog die Beine so weit wie möglich in die Höhe, klammerte sich mit den beiden Armen ängstlich an den Stadtkassirer und gab sich im Verlaufe des ungewöhnlichen Rittes alle erdenkliche Mühe, die kostbare Balance nicht zu verlieren."

„Drücke Er mir nur nicht die Rippen ein," mahnte Pappermann, als sie eine kurze Strecke vorwärts gekommen waren. „Er sitzt mir ja auf dem Nacken, wie ein alter Infanterietorniſter!"

„Kann ich dafür?" frug Hiller. „Der Schimmel wirft ja die Beine als wolle er in die Wolken steigen, und ich rutsche dabei immer weiter über den Schwanz hinunter. Mir wird's ganz jämmerlich zu Muthe, grad' wie Einem, der auf dem Kirchthurme sitzt und den Krampf in die Beine bekommt!"

„Das hätte Er sich gleich erst denken können! Ein Apfelschimmel ist kein Kanapee und ein Schützengildist noch lange kein Kosakenhäuptling. Mache Er sich wieder herunter, sonst bekommt Er die Seekrankheit und fällt mir in die Buttermilch, aus welcher ich Ihn zeitlebens nicht wieder herauskriege! — Mache Er rasch," fügte er hinzu; „dort aus dem Seitenwege scheint Jemand zu kommen, und das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn man uns beisammen auf dem Pferde träfe!"

„Ihr könnt doch auch absteigen. Die Reihe, zu laufen, ist nun an Euch! Dann sitze ich besser und werde den Schwindel los. Ein Oberlieutenant mit Epauletten gehört doch wohl eher auf den Schimmel als ein Wachtmeister, der keine — — —"

„Ah, guten Morgen, meine Herren!" ließ sich in diesem Augenblicke eine helle Stimme vernehmen. Blücher kam mit seinen Begleitern zwischen den am Wege stehenden Büschen dahergesprengt, und sein schnelles, unerwartetes Erscheinen hatte den Beiden nicht Zeit gelassen, ihre Fußgängerangelegenheit in Ordnung zu bringen. „Ah," rief er lachend, „wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!"

„Ja," meinte der lange Venske mit einem Blicke, der fast noch spitzer war als seine Nase; „eine Umarmung zu Pferde und zwar von hinten. Es passiren merkwürdige Neuigkeiten in der Welt!"

Der alte Wachtmeister kam in eine ganz schauderhafte Verlegenheit. So eine Blamage war ihm noch niemals widerfahren. Er drehte sich zurück und gab dem Krämer einen Stoß, der denselben bald vom Apfelschimmel geworfen hätte.

„Will Er wohl nun endlich einmal zusehen, daß Er hinunter und auf die Beine kommt, Er Himmel-Mohren-Elementer Er! Drei Dutzend Mal habe ich's Ihm schon gesagt, Er aber scheint heut' gar keine Ohren mehr zu haben!"

„Das Pferd ist mein; ich bleib sitzen!" erklärte Hiller, indem er sich bemühte, seine halbverlorene Stellung wieder zu gewinnen. Er durfte sich unmöglich vor den Herren Offizieren von dem Stadtkassirer demüthigen lassen

„So lange ich es brauche, ist es mein!" behauptete dieser. „So ist es ausgemacht, und so muß es auch gelten. Wenn Er nicht sofort und auf der Stelle absteigt, nehme ich das Thier vorn in die Höhe, und dann wird Er ja wohl erfahren, wie weich es sich im Schlamme sitzt!"

„Lassen Sie den Herrn Oberlieutenant immerhin bleiben, wo er sitzt," suchte Rudorf zu begütigen. „Sie haben das Pferd gekauft und er hat es bezahlt; also haben Sie gleiche Rechte und müssen zu zweien reiten. Vorwärts, Kinder!"

„Ja, vorwärts!" stimmte Blücher bei, indem er seiner Fuchsstute den Schenkel zu fühlen gab. „Die Zeit vergeht und Ihr wißt, daß ich heut' Blut sehen muß!"

Er strich dem Apfelschimmel über die Nase, schnalzte mit dem Finger und schoß dann im Galopp davon. Dies war das alt gewohnte Zeichen für das ausrangirte Husarenpferd. Es spitzte die Ohren, schnaubte einige Male wie beistimmend in die Nüstern und flog dann mit seinen beiden Reitern in weiten Sätzen der Stute nach.

„Mein Jesses, Herr Wacht— Herr Stadt— Herr Ritt— Herr Schwiegervater, haltet mich fest, sonst fliege ich in die Luft!" brüllte Hiller, indem er die Arme um seinen Vordermann schlug, als wolle er ihn erwürgen.

„Hab — keine — Zeit!" rief dieser athemlos zurück. „Der Schimmel — hat — den Teufel — im Leibe. Fliege Er — wohin er will! Als ich — noch bei — den Belling-Husaren stand — da hatte — ich einmal — — —"

Die Rede blieb ihm im Munde stecken. Blücher hatte jetzt vom Wege abgebogen. Der Ritt ging grad mitten in die Büsche hinein, und die Zweige schlugen dem Wachtmeister klatschend um die Ohren. Er konnte weder sehen noch hören; das Sprechen verging da ganz von selbst. Er mußte alle frühere Geschicklichkeit herbeisuchen, um nur sitzen zu bleiben und konnte sich also unmöglich um das Schicksal des Spezereihändlers bekümmern. Dieser schloß die Augen, zog die Beine in die Höhe, und schlang sie um die Hüften des Wachtmeisters. So lange dieser sich hielt, war auch er gesichert, das stand fest, und so brauste die verwegene Jagd prasselnd und knackend durch Strauch und Busch, bis endlich Blücher auf einem freien Platze hielt, auf welchem zwei Männer standen, welche die Kommenden erwartet hatten.

Es waren der Bursche und Wildebrandt. Sie hielten neben dem vorhin gezimmerten Kasten vor einem tiefen Loche. Hacke und Schaufel in ihren Händen zeugten, daß sie es eben erst aufgeworfen hatten.

Sobald der Schimmel stand, machte Hiller Miene, schleunigst herabzuklettern, doch das in seine alten Gewohnheiten fallende Thier schlug hinten in die Höhe und ließ ihn

nicht eher herunter, als bis Blücher mit der erhobenen Hand ein Zeichen gab.

„Was ist denn das für ein Loch?“ frug Pappermann, sich den rinnenden Schweiß von dem Gesichte wischend. „Das Himmel-Mohren-Elements-Vieh hätte mich ja beinahe hinein geworfen!“

„Es ist für Ihren Herrn Schwiegersohn bestimmt,“ antwortete Blücher gleichmüthig, indem er abstieg und an die Grube trat, um ihre Weite mit der Größe des Kastens zu vergleichen. „Einer von uns Beiden wird fallen, das versichere ich Ihnen, und wer es sein wird, darüber kann ja gar kein Zweifel sein!“

„Für meinen Schwiegersohn?“ Er sah mit einem Gesichte drein, welches schwer zu beschreiben war. „Wollen Sie ihn denn geradezu todtschießen?“

„Das versteht sich ganz von selbst! Wenn es Einer von der Schützencompagnie wagt, einen Husarenoffizier zu fordern, so wird von dem Letzteren die Sache natürlich so scharf wie möglich genommen. Das müssen Sie als alter Cavalleriſt sehr gut wissen!“

„Also nicht blos ein Wenig angeritzt, sondern wirklich erschossen soll er werden! Nachher in den Kasten und dann in das Loch? So gefährlich für ihn habe ich es mir allerdings nicht vorgestellt. Als ich noch bei den Bellings-Husaren stand, habe ich wöchentlich wenigstens sechs bis acht Rencontre's gehabt, aber getödtet, eingekastet und begraben ist dabei Niemand worden.“

„Das mag sein. Doch beginnen wir; die Zeit ist verflossen!“

Auch die andern Offiziere, welche den drei Reitern auf dem Fuße gefolgt waren, stiegen ab. Wenn sie auf den Spezereihändler blickten, fiel es ihnen schwer, den nothwendigen Ernst zu bewahren. Er hatte das Gespräch Pappermanns mit dem Lieutenant angehört und stand auf dem Platze wie Einer, über den das jüngste Gericht hereinbricht. Der Federhut war ihm während des Parforceritts verloren gegangen; die Haare hingen ihm wirr um das hagere, angstbleiche Gesicht, und seine Hände lagen gefaltet in einander, als erwarte er schon jetzt die tödtliche Kugel.

Treskow trat vor. Er war der Zeuge Blüchers und begann den üblichen Versuch zu einer friedlichen Ausgleichung der Sache.

„Schon gut!“ schnitt ihm Blücher, indem er die Pistole hervorzog, kurz die Rede ab. „Ersparen wir uns alle unnützen Worte und schreiten wir lieber zur That. Herr Wachtmeister, messen Sie die Distanze ab, fünfzehn Schritt, nicht zu weit; ich werde einstweilen versuchen, ob meine Hand heut sicher ist. Da oben die einzelne Zapfe an der Tannenspitze soll herunter. Aufgepaßt!“

Der Schuß krachte und die Zapfe flog zerschmettert in die Luft.

„So, es geht! Will der Herr Oberlieutenant nicht vielleicht auch einen Probeschuß thun?“

Dieser schüttelte nur verneinend mit dem Kopfe. Es war ihm nicht wie Schießen, es war ihm überhaupt wie gar Nichts, er wußte kaum, daß er noch lebte. Er hatte noch niemals ein Mordgewehr in der Hand gehabt und Blücher hatte aus so bedeutender Höhe das kleine Ziel herabgeholt. Es gab ja gar nichts Anderes zu erwarten, als den Tod! Der omiöse Kasten stand ja schon bereit und daneben gähnte das furchtbare Loch, welches bestimmt war, einen armen Oberlieutenant von der Schützencompagnie zu verschlingen, welcher keinen Schuß zu hören vermochte, ohne in Ohnmacht zu fallen.

„Also sind Sie Ihres Armes sicher? Das ist mir lieb. Treten wir also an!“

Die Pistolen wurden geladen. Jeder der beiden Contrahenten erhielt eine derselben in die Hand, und nun war der fürchterliche Augenblick endlich gekommen.

Hiller mußte an seinen Platz geschoben werden. Es war ihm vollständig schwarz vor den Augen und in den Ohren tobte und toste es ihm, als brande die ganze Ostsee in ihnen.

„Herr Lieutenant,“ rief Pappermann in bittendem Tone; „ich ersuche Sie ganz gehorsamst um eine möglichst milde — — —“

„Sparen Sie alle vergebliche Mühe, Herr Wachtmeister! Ich weiß ganz genau, was ich zu thun habe, und einen Schwiegersohn bekommen Sie allemal wieder. Also, Herr Oberlieutenant, auf Commando Beide zugleich schießen. Zielen Sie genau, ich werde es auch thun!“

Er hob die Waffe; Hiller that es ihm mechanisch nach. Sie zitterte in seiner Hand. Er raffte sich mit aller Gewalt zusammen, und legte den Finger an den Drücker der Pistole.

Das Zeichen wurde gegeben. Zwei Schüsse krachten zu gleicher Zeit.

„Mein Jesses, Herr Wacht— ich — — ich bin — — — ich bin todt!“ schrie der Spezereikrämer, mit den beiden Händen sich krampfhaft nach der Brust fahrend. Dann brach er auf der Stelle, wo er gestanden hatte, leblos zusammen.

Pappermann eilte herbei und knieete an seiner Seite nieder. Die Offiziere warfen sich Blicke zu, aus denen eine nur mühsam unterdrückte Lachlust blitzte.

Hiller hatte gradauf gen Himmel geschossen, Blücher aber auf einen Baumstamm losgedrückt, der auch getroffen worden war.

„Er ist todt, ganz und gar todt, fürchterlich todt!“ wehklagte der Stadtkassirer. „Aber — aber — ich bemerke doch keine Wunde!“

„Er ist todt!“ wiederholte Blücher. „Das sagte er selbst, und das sagen auch Sie, Herr Wachtmeister; folglich wird er sofort begraben, damit keine Spur von unserm immerhin gefährlichen Handel zu finden sei!“

„Ja, todt ist er, der arme Teufel, und den Apfelschimmel, Gott sei Dank, den habe ich! Aber wo ist denn eigentlich Ihre Kugel eingedrungen?“

„Da er todt ist, so ist diese Untersuchung vollständig überflüssig. Wildebrandt, die Leiche gehört jetzt Ihnen!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Machen Sie Platz, Herr Wachtmeister!"

„Das geht nicht so schnell, wie Er es meint! Es ist Menschenpflicht und Christenpflicht und ganz besonders auch meine Pflicht, hier so sorgfältig wie nur möglich zu verfahren. Ich sehe keine Wunde. Vielleicht ist er nur vor — vor — vor Anstrengung umgefallen!"

„Ob er in Folge der Anstrengung umgefallen oder von dem Schusse getroffen worden ist," meinte der lange Benske, „das ist hier ganz und gar gleichgültig. Er selbst hat in seinem letzten Augenblicke erklärt, daß er todt sei; und ein Sterbender sagt niemals eine Lüge. Legt ihn in den Kasten und werft ihn in das Loch. Es giebt noch genug Spezereikrämer in der Welt!"

„So!" rief Pappermann zornig werdend. „Vielleicht giebt es auch der Lieutenants genug!"

„Das ist möglich," antwortete Blücher; „aber jedenfalls sind sie mehr werth, als alle möglichen Krämer und Wachtmeister zusammengenommen!"

Der Stadtkassirer erhob sich überrascht.

„Soll das vielleicht eine Beleidigung sein, Herr von Blücher?"

„Wie Er's nimmt!"

„Er?" Das war dem alten Bramarbas noch nicht widerfahren; in dieser Weise war er seit langen Jahren nicht angeredet worden. Er wußte nur zu gut, daß Blücher den Streit mit dem Spezereihändler vom Zaune gebrochen hatte. Wollte er vielleicht mit ihm ein Gleiches thun?

„Wenn ich es nun nicht als eine solche nehme?"

„Das ist Seine Sache! Wir sind hier sechs Personen, welche Seinen Schwiegersohn für todt erklären. Er als der Siebente ist nicht berechtigt, eine andere Meinung durchzusetzen. Der Todte wird begraben!"

„Meinetwegen! Jedenfalls aber nicht eher, als bis auch ich von seinem Tode vollständig überzeugt bin. Daß Sechs gegen mich sind, macht mich nicht furchtsam. Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, bin ich einmal ganz allein mitten in eine feindliche Batterie hineingeritten, habe die Bedienungsmannschaft sammt der ganzen Bedeckung niedergesäbelt und die vier Kanonen nachher zu meiner Schwadron gebracht. Ich erhielt für diesen Streich damals eine Medaille; sie ist mir aber später einmal wieder verloren gegangen. Solcher Abenteuer könnte ich viele erzählen; glauben Sie da etwa, daß ich mich vor sechs Leuten fürchte, die in Summe kaum so alt sind, wie ich allein es bin?"

„Nein, das glauben wir nicht; aber ein Aufschneider ist Er, wie es keinen zweiten wieder giebt."

„Herrrrrr—!" brauste der Alte auf. „Soll das etwa wieder eine Beleidigung sein?"

„Wie Er's nimmt! Er wird es aber jedenfalls wieder als keine solche gelten lassen!"

„Meinen Sie. Wenn ich es nun als eine Beleidigung nehme?"

„So weiß Er als ehrenvoll verabschiedeter Veteran, was Er zu thun hat. Wer ganz allein eine Batterie erstürmt, der muß trotz der verlorenen Medaille seine Ehre vertheidigen, sobald sie angegriffen wird."

Gut; ich fordere Sie!"

„Schön! Ich bin jetzt einmal im Zuge, und im Kasten ist vielleicht grad noch Platz genug für ihn."

„Wir wollen erst abwarten, wer von uns Beiden hineinkommt. Denken Sie denn, daß es mir einfällt, mich mit Ihnen zu schießen? Nein, die Säbel müssen blitzen!"

„Darüber zu entscheiden ist wohl nicht Seine, sondern meine Sache! Aber ich will Ihm den Gefallen thun und den Degen wählen."

„Schön! Und Ort, — Zeit?"

„Jetzt, aber nicht hier! Er hat sich gestern den Schimmel gekauft, und ich will Ihm Gelegenheit geben, uns zu zeigen, daß Er keinen schlechten Handel gemacht hat. Wir fechten zu Pferde und reiten deshalb hinaus in's freie Feld."

„Angenommen!" zwang sich der Wachtmeister zu sagen. Es war ihm doch nicht ganz wohl zu Muthe. Er sah ein, daß der Lieutenant zu seinem ungewöhnlichen Verhalten durch eine ganz besondere Absicht getrieben werden müsse und daß er als der Aeltere und Erfahrenere mehr Vorsicht und Bedachtsamkeit hätte zeigen müssen.

„So setze Er sich auf!"

„Nicht eher, als bis ich hier den Todten gehörig untersucht habe!"

„Das kann unterbleiben! Ich gebe Ihm mein Ehrenwort, daß Sein Spezial nur dann begraben wird, wenn er wirklich todt sein sollte. Lebt er noch, so soll er mit der größten Sorgfalt behandelt werden. Genügt ihm das?"

„Gegen Ihr Ehrenwort kann ich natürlich keine Einwendung machen. Aber wie steht es denn mit dem Secundiren. Wird einer der Herren mir die Ehre erweisen?"

„Das versteht sich ganz von selbst. Das kann Er aber auch ausmachen, wenn wir am Platze sind. Jetzt also auf die Pferde und vorwärts, fort von hier!"

Dieser Aufforderung wurde Folge geleistet. Als sie das Gebüsch hinter sich hatten, wandte sich Blücher an Treskow.

„Jetzt gilt's Deine fünfzig Dukaten. Hältst Du das Geländer am Mühlwasser für feste Barrière?"

„Jedenfalls."

„Gut! Es ist wohl einige Zoll noch über fünfeinhalb Fuß hoch. Mach Dich gefaßt zum Zahlen!"

„Du wirst doch nicht etwa gar bei der Ausführung Deines Planes einen so gefährlichen Sprung wagen! Bedenke doch, daß Du den Wachtmeister ganz ohne alle Tollkühnheit dahin bringen kannst, wo — — —"

„Ah bah! Ich brauche die fünfzig Füchse grad nothwendig und verdiene sie heut besser und lieber als morgen. Also Ihr reitet sofort zum Müller und laßt ihm das Wasser abstellen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Beichte.

Aus den Papieren eines sächsischen Landgeistlichen.

Finstre Nacht deckte die Erde. Des Himmels brennende Blumenkelche, die Sterne, traten nur zuweilen mit ungewissem Schein aus dem ungewissen Dunkel formloser Wolken, wenn der mächtig daher brausende Wind deren sich wechselseitig bekämpfende Geschwader auseinanderriß. Der zweigehörnte Mond glitt, ein leuchtendes Segel auf einsamem Ocean, durch die Unermeßlichkeit der Nacht und sandte matte Strahlentropfen zur entschlafenen Flur, zu den von der Sonne verbrannten Halmen, zur herbstlichen Oede der Felder und des Waldes.

Ueber die gelben Stoppeln rollten kalte Luftströme, in kurzen Intervallen bald anschwellend bis zur Gewalt des Sturmes, bald in sich selbst zurücksinkend zum kaum vernehmbar leisen Flüstern, zum geheimnißvollen Lispeln und Wispern.

In den schauerlich erhabenen Wäldern, die den Herzschlag Sachsens und Böhmens zugleich belauschen, in den Schluchten des Gebirgskammes, unter welchem die Erde edles Metall in ihrem Eingeweide trägt, liegt an der Grenze auf sächsischer Seite ein kleines Dorf, wenig bekannt und selten genannt, abgeschieden von der Welt, eine Insel im grünen Meere von Tannen und Kiefern. Das Centrum dieses Dorfes wird von einer im alterthümlichen Styl erbauten Kirche und von der Pfarrwohnung gebildet, deren erstes Stockwerk über den Rand der Kirchhofmauer die Aussicht auf die stillen Todtenhügel der Heimgegangenen gewährt.

In der Nacht, von der die Rede ist, schritt, oder wankte vielmehr ein Wandrer den Weg entlang, der aus dem Walde zum Dorfe führt.

Die Glocke schlug eben elf. Des Nachtwächters Horn ertönte zwischen den Häusergruppen, dann wurde eine schnarrende Stimme laut, welche die Stunde absang, „Lobt Gott den Herrn!“ und Alles war wieder still, wie zuvor. Nur in einzelnen Bauerhöfen schlugen, einander antwortend, halbwilde Kettenhunde an, mit ihrem eisernen Geschmeide klirrend und wüthend nach dem eigenen Schatten beißend.

Als der Wandrer das erste Haus des Dorfes erreicht hatte, blieb er stehen. Durch eine Spalte des geschlossenen Fensterladens schimmerte Licht.

Der Nachtgänger klopfte.

Eine Minute später wurde die mit Eisen beschlagene Thür der Bauernwohnung geöffnet und eine Frau, eine brennende Kienfackel in der Hand, erschien auf der Schwelle. Die Dame des erzgebirgischen Hochwaldes trug, obschon es noch nicht Winter war, eine der in jener Gegend so beliebten Pelzjacken, die ihr, ebenso wie ein um den Kopf geschlungenes, an der Stirn von zwei Schleifen zusammengehaltenes Baumwollen-Tuch ein behäbiges Aussehen verlieh. Eine zweite, kleinere Thür, aus zusammengenagelten Bretern bestehend, war nicht geöffnet und bildete eine Scheidewand zwischen ihr und dem Fremdling.

Ein wolfähnlicher Kettenhund sprang mit heulendem Gebell an der Umzäunung des Hauses in die Höhe, die funkelndverdrehten Augen auf die unbekannte Gestalt gerichtet.

„Entschuldigt,“ sagte der Fremde, als die Bäuerin unter dem Hausthor erschien. „Dieses Dorf ist ein Kirchspiel?“

„Es ist so, wie Ihr sagt. Biegt um jene Ecke und Ihr werdet nach einigen hundert Schritten bei der Kirche anlangen.“

„Ich habe mit dem Pfarrer zu reden.“

„Des Pfarrers Wohnung liegt unmittelbar neben der Kirche.“

„Es ist schon spät,“ seufzte der Fremde. „Wird der Pfarrer nicht Bedenken tragen, mich vor sich zu lassen?“

Die Frau in der Pelzjacke streckte die Kienfackel weiter hinaus und betrachtete bei ihrem Flackerschein das kummervolle Gesicht des Außenstehenden.

„Ihr habt ein Anliegen an den Pfarrer?“ fragte sie.

„Ja.“

„So geht immerhin zu ihm. Der gute, alte Herr weist Niemand von sich, der seines Rathes oder seines Trostes bedarf. Er ist der Vater unsers Dorfes, wir Alle lieben und verehren ihn.“

Der Fremde dankte und setzte seinen Weg nach dem Dorfe fort. Die Bäuerin ihrerseits schloß kopfschüttelnd die schwere Thür, die sie zum Ueberfluß noch mit einem breiten Riegel verwahrte.

Der Reisende, soviel hatte sich bei dem rothen Scheine, den der brennende Kienspahn verbreitete, erkennen lassen, war hoch und schlank gewachsen. Sein Aeußeres glich dem eines wandernden Handwerkers. Eine rockähnliche Blouse von grobem Zeuge wurde an den Hüften von einem Ledergürtel zusammengehalten, während den Kopf ein alter, grauer Filzhut bedeckte. In der Hand trug der Blousenmann einen gewichtigen Stock mit langer Eisenspitze, oben zur Form einer querliegenden Birne abgerundet; auf dem Rücken ein dem Anschein nach schweres Felleisen. Der Fremdling war nicht mehr jung oder früh gealtert. Ein schwarzer Bart umrahmte Wangen und Lippen, die Augen wurden von dunkeln Brauen beschattet. Auf dem hübschen Gesicht hatte tiefer Kummer sein Schmerzenslager aufgeschlagen, die Augen irrten unstät umher, an den Mundwinkeln zuckte es zuweilen convulsivisch. Der Mann war früher offenbar stark und kräftig gewesen; aber jetzt lag in seinem Wesen etwas so Schlaffes, ich möchte sagen, Hinsterbendes, daß seine Erscheinung jenes Mitleid hervorrief, welches wir beim Anblicke hoffnungsloser Kranken empfinden. So viel

war außer allem Zweifel, war sein Körper auch gesund, seine Seele war es gewiß nicht.

Der Reisende war unterdeß an dem Stein-Quadrat angekommen, welches die Kirchhofmauer bildete.

Inmitten des Quadrates stand die Kirche, grau, düster, unheimlich, eine echt protestantische Kirche von steinerner Wehmuth und starrer, eiskalter Katechismus-Melancholie.

Die Wetterfahne oben auf dem Thurme schrillte und schickte seufzende Klagen zum entlaubten Rosen- und Fliederstrauchwerk nieder.

An der südlichen Seite der Kirchhofmauer lag das Pfarrhaus, eine einfache, ländliche Wohnung, aus Granit aufgeführt, von einigen Bäumen umgeben. Schmucklos, wie es war, unterschied es sich wenig von den Häusern in seiner Nähe; nur die Bauart war von derjenigen der Bauerwohnungen verschieden, die Fenster größer als bei jenen, das Dach nicht mit Schindeln, sondern mit Ziegeln gedeckt.

Der Wanderer seufzte, als er an die Thür trat, und griff an die Brust. Einen Augenblick blieb er so stehen, dann zog er den Klingelzug.

Ein Fenster im obern Stock wurde geöffnet . . .

„Was giebt es?" rief eine männliche Stimme. „Wer verlangt nach mir?"

Es war der Pfarrer selbst, der so fragte.

„Wenn Sie der Seelenhirt dieser Gemeinde sind", sagte der Fremde bittend, „so weisen Sie einen Unglücklichen, der Ihre Schwelle sucht, nicht zurück. Es ist ein armer, lebensmüder Wanderer, der vor Ihnen steht und nach Ihrem geistlichen Trost verlangt."

„Sie wünschen also . . ."

„Zu beichten, Herr Pfarrer!"

„Aber diese ungewöhnliche Zeit . . . Mitternacht ist nahe . . ."

„O, seien Sie großmüthig!" flehte der Pilger. „Schenken Sie mir nur eine halbe Stunde und geben Sie mir Ihren Segen. Der Himmel wird Ihnen vergelten, was Sie an einem gebrochenen Herzen thun. Ich fühle, daß ich sterbe."

Der Pfarrer, durch diese Worte bewegt, schloß das Fenster, kleidete sich an und ließ den Fremdling eintreten. Er führte ihn in eine Stube im ersten Stockwerk, wo über einem schwarzbehangenen Bettisch ein Kreuz mit dem Bilde des Weltheilandes angebracht war, und hieß ihn niedersetzen.

Erschöpft sank der geheimnißvolle Kommunikant auf einen Stuhl.

Des Pfarrers Auge heftete sich forschend auf seinen Gast. —

„Ich sagte Ihnen schon, ich fühle, daß ich bald sterben muß", sagte dieser, den Blick zu Boden geschlagen. „Wollen Sie die Beichte eines Verzweifelnden hören?"

„Beichten Sie! Der Herr ist nahe allen Denen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen."

„Ich habe schwer gefehlt."

„Und wenn Eure Sünden auch blutroth wären, sollen sie doch schneeweiß werden."

„Ich wage nicht zu hoffen."

„In der Schrift heißt es: Siehe, um Trost war mir sehr bange, du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück."

„Wohlan, so hören Sie mein Bekenntniß, Herr Pfarrer!"

Der Fremde hatte seinen Knotenstock in einen Winkel gestellt und sein Felleisen auf einen Stuhl niedergelegt. Er stand jetzt auf, öffnete den ledernen Reisesack und langte ein Kästchen von Ebenholz daraus hervor. Er schloß es auf und schlug den Deckel zurück.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer!"

Im Kästchen lag, von Spezereien umgeben, eine weibliche, unterhalb des Daumens vom Arm abgetrennte Hand. Sie war frisch und wohlerhalten, so daß es den Anschein hatte, als sei sie erst vor Kurzem amputirt worden.

Der Pfarrer schauderte . . .

„Es ist noch nicht genug!" stöhnte der Fremde. „Sie sollen Alles sehen, Alles wissen."

Dabei knöpfte er den Rock auf und entblößte seine Brust. Der Pfarrer erblickte ein kleines Kreuz von Eisenblech darauf, das mit dünnen Nägeln an das Fleisch befestigt war. Das Fleisch um das Kreuz war blau, einige geronnene Blutstropfen lagen auf der geschwollenen Fläche.

„Hören Sie mich jetzt an, ehrwürdiger Herr!" sagte der Fremde, indem er vor den Pfarrer niederknieete.

Schweigend blickte der Pfarrer auf den Unglücklichen zu seinen Füßen.

„Was und wer ich bin", sprach der Beichtende, „bleibe für ewig ein Geheimniß. Ich übergehe eine glückliche Jugend, um sogleich die Ereignisse zu berühren, die mich so namenlos elend gemacht haben. Es mag etwa zehn Jahre her sein, als ich in Wien, wo ich mich damals aufhielt, die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der alle Vorzüge eines edlen, vortrefflichen Herzens besaß. Antoine war jung, reich, liebenswürdig, aber häßlich wie die Nacht. Das war sein Kummer. Sein Haar war roth und struppig, sein Gesicht von den Pocken verunstaltet, seine Nase plattgedrückt, seine Lippen wulstig. Aber welch' schöne Seele wohnte in dieser unscheinbaren Hülle, die Vielen lächerlich erschien! Antoine suchte, da er es durch Vorzüge des Körpers nicht vermochte, durch Tugenden zu glänzen: er war redlich, mildthätig, gefällig, bescheiden, sein Ruf tadellos wie seine Aufführung, seine Talente nicht minder groß, als sein Eifer, dieselben auszubilden. Vernehmen Sie, wie ich Antoine kennen lernte. Ich badete einst in der Donau, als ich von einem Krampfe befallen wurde, der mich am ganzen Körper lähmte. Die Willenskraft machte erfolglose Anstrengungen, die erstarrten Glieder zum Gehorsam zu bringen; ich fing an zu sinken und war nicht einmal im Stande, nach Hilfe zu rufen. In diesem fürchterlichen Augenblicke, als ich mich schon verloren gab und meine Lebensgeister entflohen, fühlte ich mich von starker Hand gepackt und an's Land gezogen. Hier wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder

zu mir kam, sah ich einen jungen Mann über mich gebeugt, der mich mit theilnehmenden Augen betrachtete.

„Gott sei Dank, er lebt!“ rief er, als ich die Augen aufschlug.

Ich wollte sprechen, aber er wehrte mir. Ich bemerkte jetzt, daß sich eine Menge Personen um uns versammelt hatten, und wurde unruhig. Da rief der junge Mann seinen Wagen herbei, trug mich mit Hilfe seines Bedienten in denselben, ließ sich meine Wohnung von mir sagen, brachte mich nach Hause und verließ mich nicht eher, als bis der herbeigerufene Arzt gekommen war. Der junge Mann war Antoine, er selbst hatte mich den todbrohenden Wellen entrissen. Am andern Vormittage erschien er wieder bei mir und erkundigte sich nach den Folgen meines Unfalles. Ich war wieder vollkommen wohl und dankte ihm mit verbindlichen Worten für seine kühne That; denn ich muß bemerken, Antoine war im Schwimmen sehr wenig erfahren und mehr seine Verwegenheit, als seine Geschicklichkeit rettete mein Leben. Der Häßliche that, als hörte er nicht.

„Ich betrachte Sie als mein Eigenthum“, sprach er ausweichend mit liebenswürdigem Lächeln. „Wenigstens habe ich, wie Sie sagen, durch den Vorfall von gestern einigen Anspruch auf Ihre Person. Meiner Treu', meinen Sie dies im Ernst, so würde ich auf der Stelle von meiner Obergewalt über Sie Gebrauch machen und Sie bitten, mir den heutigen Tag zu schenken.“

„Den heutigen Tag . . . mein ganzes Leben gehört Ihnen.“

„Das ist ein reiches Geschenk. Sie sind nicht älter, als ich und haben noch lange zu leben.“

„Ich bin vierundzwanzig Jahre.“

„Und ich zähle ein Jahr mehr. Gelt, man ist schon ziemlich alt, wenn man ein Vierteljahrhundert zurückgelegt hat. Aber es ist hübsch von Ihnen, daß Sie nicht viel jünger sind, als ich. Seien wir Freunde und gute Kameraden!“

Wir schlossen den Bund der Freundschaft mit Kuß und Händedruck, frühstückten zusammen und fuhren nach 1 Uhr auf Antoines, eine Meile von der Hauptstadt gelegenes Landgut. Das rasche Zweigespann legte den Weg in noch nicht einer Stunde zurück.

„Eh bien“, sagte der Häßliche unterwegs zu mir, „ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet bin.“

„Sie sind verheirathet?“

„Wie ich Ihnen sage. Ich habe meiner Livia von Ihnen erzählt. Es wird ihr Freude machen, von Ihnen selbst zu erfahren, daß das gestrige Abenteuer ohne nachtheilige Folgen für Sie geblieben ist. Sie ist so gut, über alle Beschreibung gut.“

Antoine plauderte in dieser Weise fort und entwarf mir ein reizendes Bild von seiner angebeteten Frau und dem Glück, das er an ihrer Seite gefunden. Sie war sein Stolz, seine Freude, sein ganzes Glück, sein Leben selbst. Er liebte sie grenzenlos, das ging aus allen seinen Worten und Schilderungen hervor. Daß sie ihm, dem häßlichen, pockennarbigen Rothkopf ihre Hand gereicht, darin sah er nicht sowohl einen einfachen Beweis ihrer Liebe, als vielmehr ein Opfer, das ihm ihre Liebe gebracht, eine heroische That, der Bewunderung und Verehrung werth. Unter solchem Geplauder kamen wir auf Antoines Landhause an. Mein Freund hatte nur die Wahrheit gesagt, wenn er seine Frau liebenswürdig und schön nannte. Livia, der er mich vorstellte, war in der That ein Bouquet von Reizen, ein Blumenstrauß von Schönheiten aller Art. Ich sah und — ehrwürdiger Herr! — ich liebte sie von dem Augenblicke an, wo ich sie sah. Und wer hätte sie nicht lieben sollen! Sie war schön wie Byron's Julia, ihr Auge groß und schwarz, und wenn sie sprach, rollte daraus ein halbersticktes Feuer. Dunkle Haarwellen umzogen eine von Schönheit, Sanftmuth und Geist belebte Stirn. Die jugendrothe Wange bebte oft röther auf, durchsichtig und gluthenklar, als ob Licht und Sonnenschein in ihren Adern flössen. Ihr rosenrother Mund verschloß zwei Reihen kleiner Elfenbeinzähne, die blüthenrein sichtbar wurden, wenn sie lächelte. Ein Meisterwerk der Schöpfung aber war ihre Hand, diese kleine, lilienweiße, aus Schneeflocken und Rosenduft gehauchte Hand, durch deren Weiße zarte, himmelblaue Adern dämmerten. Man konnte diese verführerischen Grübchen, diese atlasweichen Finger, diese morgenrothschimmernden Nägel nicht sehen, ohne von ihrer märchenhaften Schönheit entzückt zu werden. Es lag etwas wunderbar Fesselndes und Verlockendes in dieser kleinen, wollüstigheißen Hand. Ich will Sie, mein Vater, nicht ermüden mit der Beschreibung der unseligen Leidenschaft, die mich in solchem Grade ergriff, daß es mir unmöglich war, mich davon loszureißen. Erfahren Sie nur, in welchen Abgrund von Elend und Sünde sie mich stürzte. War es Verhängniß, war es Sinnlichkeit, Livia theilte bald die Empfindungen meines Herzens. Ich besuchte Antoines Landhaus öfter und in kurzer Zeit durfte ich, von ihren Blicken ermuntert, wagen, ihr das Geständniß meiner Liebe zu machen. Unseliger Augenblick! Livia sank an meine Brust und sah mich mit unbeschreiblich süßem Lächeln an. Ich umfing sie, ich küßte sie, sie küßte mich wieder. Wir sündigten . . . Der arglose, keines Betrugs fähige Antoine wurde lange von uns getäuscht und erst nach Verlauf eines Jahres entdeckte ihm ein Zufall die Schuld, die mich und Livien befleckte. Unsere Leidenschaft war in diesem Zeitraume womöglich noch gewachsen, ja, sie verblendete uns dergestalt, daß wir im Ernst daran dachten, Antoine zu beseitigen, um unserer Liebe ohne Hinderniß leben zu können. So saßen wir an einem schönen Sommerabende in einer Gartenlaube. Ich hielt Liviens Hand in der meinen und sprach den Wunsch aus, diese Hand für immer zu besitzen. Der Pockennarbige war vor einigen Stunden nach Wien geritten und, wie wir glaubten, noch nicht zurückgekehrt.“

(Schluß folgt.)

Die Geschichte des Steinkohlenbergbaues.

Historische Scizze nach dem „Saarbrücker Bergmannskalender 1876".

I.

„Das schwarze Gold", dem auch Sachsen zum großen Theile das rapide Emporwachsen seiner gesammten Industrie verdankt, soll nach dem berühmten Reisenden Marco Polo in China bereits seit mindestens 300 Jahren bergmännisch gewonnen worden sein.

Auch in Europa scheint die Steinkohle nicht ganz unbekannt gewesen zu sein. Der griechische Naturforscher Theophrastus, der im vierten Jahrhundert vor Christo lebte, berichtet wenigstens, daß in Ligurien (Oberitalien) und in der griechischen Landschaft Elis Steinkohlen gefunden wurden und daß sich ihrer die Schmiede und Erzgießer als Feuermaterial bedienten.

Außer diesem einzigen Zeugnisse findet sich indessen in den zahllosen Schriften der Alten nirgends weiter der Steinkohle Erwähnung gethan. Phöniciern, Griechen und Römern, die in den verschiedensten Ländern ausgedehnten Erzbergbau betrieben, war der Steinkohlenbergbau völlig fremd.

Die erste Entdeckung und Verwendung der Steinkohle läßt sich mit Sicherheit nirgends nachweisen, ein sagenhafter Schleier umhüllt jene Zeiten. Eine der ältesten Sagen ist diejenige des Lütticher Landes.

Nach derselben verdankt man die Entdeckung der Steinkohle im Bisthum Lüttich einem Engel, der einst an der Schmiede eines armen Grobschmiedes vorbei ging und mit diesem eine Unterhaltung anknüpfte. Der Schmied klagte dem Engel seine Noth, daß die Theuerung des Holzes und der Holzkohle mit jedem Tage zunehme und er den Preis dafür nicht mehr zu erschwingen vermöge. Jener gab hierauf dem Schmiede den Rath, in einem benachbarten Berge Namens Publemont nachzugraben, wo er schwarze Steine im Ueberflusse finden würde, mit denen er in seiner Schmiede feuern könne. Der arme Grobschied vertraute den Worten des Engels, so sonderbar sie ihm auch erscheinen mochten, und sein Glaube wurde belohnt: er fand die Steinkohle, deren Gebrauch sich dann im ganzen Lütticher Land rasch verbreitete.

Der Schmied soll „Hullos" geheißen haben, daher die von ihm entdeckte Kohle Houille (französischer Name für Steinkohle) benannt wurde.

Eine ähnliche Sage erzählt man sich über Auffindung der Steinkohle bei Zwickau in Sachsen. Es sollen nämlich dort einst Hirten auf freier Flur ein Feuer angemacht und dieses, um es vor dem Winde zu schützen, mit in der Nähe gefundenen „schwarzen Steinen" umstellt haben; zu ihrer Verwunderung seien aber nach kurzer Zeit diese Steine selbst in Brand gerathen und so die Hirten auf die Steinkohle und ihre Brauchbarkeit aufmerksam geworden.

Die älteste urkundliche Erwähnung des Steinkohlenbergbaues datirt erst aus dem 12. Jahrhundert und betrifft den Steinkohlenbergbau in England. Es ist dies das sogenannte Bolton-Buch vom Jahre 1183, in welchem eines Steinkohlenzinses der zinspflichtigen Hammerschmiede von Warmouth und Sheffield gedacht wird und aus welchem hervorgeht, daß in beiden, heute noch durch ihre Stahlindustrie berühmten Orten die Steinkohle damals schon — nach einer anderen Nachricht schon seit 833 — in Gebrauch war.

Weitere Urkunden berichten, daß 1239 die Bürger von Newcastle am Tyne-Fluß vom Könige mit dem Steinkohlenbergbau beliehen und 1280 von dort bereits ansehnliche Mengen Steinkohle nach der Hauptstadt London für Schmiede und Metallarbeiter ausgeführt wurden. 1291 soll die Steinkohle auch in Wales und Schottland erschlossen worden sein.

Für Belgien giebt die oben erwähnte, in den Chroniken von Lüttich niedergelegte Sage die älteste Kunde von der Steinkohle.

Als Kern derselben bleibt die Thatsache, daß das erste Steinkohlenflötz im Lütticher Lande durch einen Schmied des Dorfes Plenerauxr bei Lüttich entdeckt worden ist. Diese Thatsache wird von den meisten Geschichtsschreibern in das Jahr 1198 oder 1200 verlegt, nach andern hat sie schon 1049 stattgefunden.

Im Hennegau (Mons) soll nach der Sage im dreizehnten Jahrhundert ein Bauer beim Graben eines Brunnens auf ein Steinkohlenlager gestoßen sein und nachdem er die Brennbarkeit des auf diese Weise an's Tageslicht geförderten Materials erkannt, dasselbe bergmännisch ausgebeutet haben. Aus einer Urkunde vom Jahre 1297 geht hervor, daß um diese Zeit in der Gegend von Lüttich, Charleroi und Mons bereits ein regelmäßiger Steinkohlenbergbau betrieben wurde.

In Frankreich läßt sich der Beginn der Steinkohlengewinnung bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückführen. 1321 waren urkundlich wenigstens die Kohlengruben bei St. Etienne schon in der Ausbeute begriffen. Andererseits scheint auch sehr früh von England aus Steinkohle nach Frankreich gebracht und dort verwendet worden zu sein.

Innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschland dürfte die bergmännische Gewinnung der Steinkohle wohl am frühesten in der Umgegend von Aachen begonnen haben. Wann der Betrieb der Kohlengruben daselbst seinen Anfang genommen, ist unbekannt. Jedenfalls hat die Kenntniß der Steinkohle sich von dem benachbarten Lüttich sehr rasch nach dem Aachener Lande verbreitet und die Kohlengewinnung hierselbst vielleicht schon zu derselben frühen Zeit wie dort begonnen.

1333 war die Ausbeutung der Gruben bei Aachen bereits im vollen Gange und wurde die Steinkohle in der Stadt Aachen selbst bereits als gewöhnliches Brennmaterial gebraucht mit dem ausschließlich alle städtischen Lokale geheizt wurden und das auch von der Stadt zur Winterszeit an dürftige Einwohner, Klöster und die Geistlichkeit als Brennmaterial verschenkt wurde.

In der Umgebung von Zwickau läßt die Sage bereits im 10. Jahrhunderte durch die Hirten die Steinkohle entdecken. Die frühesten urkundlichen Nachrichten vom Zwickauer Steinkohlenbau finden sich in den alten Schmiedeartikeln, welche dem Zwickauer Stadtrecht vom Jahre 1348 einverleibt sind; es wird darin den Schmieden verboten, innerhalb der Stadtmauer mit Steinkohlen zu schmieden. Die erste Zwickauer Kohlenordnung wurde 1520 vereinbart, nachdem der Steinkohlenbergbau inzwischen einen ziemlichen Umfang genommen hatte.

Der bergmännische Schriftsteller Agrikola, der sich von 1519—1522 in Zwickau aufhielt, bezeugt, daß die Zwickauer Kohlen bereits zu damaliger Zeit sehr gesucht waren. Ebenso erwähnt derselbe eines jetzt nicht mehr brennenden Kohlenflötzes beim Dorfe Planitz unweit Zwickau als einer seit undenklichen Zeiten bekannten Thatsache und erzählt, daß der unterirdische Brand 1505 so bedeutend überhand genommen habe, daß die Flammen aus einigen Schächten zu Tage geschlagen und sowohl die Zimmerungen der Gruben, wie auch viele Bäume an der Erdoberfläche verkohlt seien.

Im Plauen'schen Grunde unweit Dresden ist zuerst 1540 bei Kohlsdorf Steinkohle gewonnen worden; von dort aus hat sich dann der Bergbau auf die benachbarten Orte, namentlich Potschappel und Burgk, fortgepflanzt.

An der Ruhr hat der Steinkohlenbergbau gleichfalls schon sehr frühe begonnen. Zufolge alter Urkunden sind in der Nähe von Dortmund bereits 1302 Steinkohlen gegraben worden; 1389 wurden während der Belagerung von Dortmund durch einen Ausfall der Schmiede 100 Malter Steinkohlen in die Stadt eingebracht; 1443 war nachweisbar in der Grafschaft Dortmund eine ziemlich bedeutende Kohlengewinnung im Gange.

Der Steinkohle bei Essen geschieht schon 1317 Erwähnung, der Kohlengruben bei Mühlheim an der Ruhr 1460, derjenigen in der Abtei Werden 1520, in der Grafschaft Mark 1542.

Das Alter des westphälischen Steinkohlenbergbaues ist hiernach ein ziemlich bedeutendes, wenn auch derselbe zu einiger Blüthe sich erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erhoben hat.

Vom Saarbrücker Steinkohlenbau liegen die ersten Nachrichten nicht so weit zurück, wie die vorgenannten. Zwar wird in einer Verordnung die Kohlengräberei zu Sulzbach und Dudweiler vom Jahre 1586 des Gebrauchs der Steinkohlen „von Alters her" gedacht, ebenso auch bereits im Schöffenweisthum von Neumünster (bei Ottweiler) 1529 die Steinkohle erwähnt, doch scheint der Beginn der Kohlengewinnung im Saarbrücker Lande nicht weit über das 16. Jahrhundert zurückzureichen, wie denn auch andererseits dieselbe eine größere Bedeutung erst seit 1750 erlangt hat, von wo ab der Landesfürst selbst den Bergbau in die Hand nahm.

In Schlesien hat sich der Steinkohlenbergbau zuerst auf niederschlesischem Gebiete entwickelt. Hier wurden schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei Hermsdorf, Weißstein und Altwasser im Fürstenthum Schweidnitz, sowie bei Neurode in der Grafschaft Glatz Steinkohlen gegraben, indessen nur in sehr beschränktem Umfange.

Auch noch unmittelbar vor der preußischen Besitznahme Schlesiens 1740 war die Steinkohlengewinnung unbedeutend und fehlte es namentlich in Oberschlesien noch an jeder Spur von Bergbau. Die nach Beendigung des siebenjährigen Krieges 1768 gemachten Erhebungen ergaben in Niederschlesien 16 und in Oberschlesien 4 Steinkohlengruben, welche aber alle zusammen und einschließlich noch der Erzbergwerke 1770 nur 270 Arbeiter beschäftigten.

Ein geregelter Bergbaubetrieb auf Steinkohlen wurde in Oberschlesien erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen, namentlich seitdem auf fiskalische Rechnung 1780 die Königin-Louisengrube bei Zabrze und 1791 die Königsgrube bei Königshütte in Angriff genommen war. Letztere beiden sind heute die größten Steinkohlengruben der Welt, zum Wenigsten diejenigen mit der größten jährlichen Steinkohlen-Förderung.

Die erste Ausbeutung der kleineren Steinkohlenbecken Deutschlands, wie derjenigen bei Wettin, im Plauenschen Grunde, bei Ibbenbüren und Hannover, bei Obernkirchen, im Schwarzwalde, bei Stockheim in Baiern, hat theilweise auch im 16. Jahrhundert ihren Anfang genommen.

Bei Wettin in der preußischen Provinz Sachsen soll die Steinkohle bereits 1466 entdeckt worden sein; weil man aber dieselbe nicht zu verwerthen verstand, blieb der Betrieb liegen und fand eine eigentliche Förderung erst 1583 statt; 1624 wurden die dort gewonnenen Steinkohlen zum ersten Male in Halle zum Salzsieden verwandt.

Bei Ibbenbüren und in der Provinz Hannover scheint theilweise der Steinkohlenbergbau ziemlich weit zurück zu reichen. Der Bau bei Borgloh und Oesede wird urkundlich zuerst 1517, der am Piesberge bei Osnabrück 1568 erwähnt. Ebenso waren am Osterwalde bereits 1581 und am Deister 1639 die Bergwerke auf Steinkohlen in Betrieb. Ueber das Bestehen von Kohlenwerken bei Ibbenbüren sind sichere Nachrichten erst vom Jahre 1676 ab vorhanden. Der Bergbau von Obernkirchen in der Grafschaft Schaumburg war schon 1647 in vollem Gange und wurde seit dieser Zeit gemeinschaftlich von Hessen (jetzt Preußen) und Schaumburg-Lippe betrieben. Die Gruben von Böhlhorst bei Minden verdanken ihre Entstehung der Anlegung der Saline Neu-Salzwerk in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Die Steinkohlenlager von Stockheim in Baiern sind 1758 entdeckt und werden seit 1766 bergmännisch abgebaut. Von noch viel jüngerem Datum ist der Steinkohlenbergbau

im Schwarzwalde und im Elsaß, wo seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts an verschiedenen Punkten eine — übrigens nur ganz unbedeutende — Steinkohlengewinnung stattfindet.

In Oesterreich-Ungarn hat Böhmen die ältesten Steinkohlengruben nachzuweisen. Bei Radnitz soll schon vor dem dreißigjährigem Kriege ein blühender Steinkohlenbergbau bestanden haben, der indessen durch den Krieg zum Erliegen kam. Die heute sehr ausgedehnten Gruben bei Kladno, sowie auch diejenigen in der Umgebung von Pilsen wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eröffnet, sind aber allerdings erst um die Mitte des laufenden Jahrhunderts zu einiger Bedeutung gelangt.

Der Kohlenbergbau in Mähren ist etwa gleichalterig, indem daselbst die erste Grube zwischen 1770 und 1870 bei Ostrau begonnen wurde. Ebenso wurden gegen 1790 und in den folgenden Jahren die reichen Steinkohlenlager bei Reschitza und Steierdorf im Banat, sowie bei Fünfkirchen in Ungarn erschürft.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXI.

Der Africander.

Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer.

(Schluß).

Piet van Holmen rief die Knechte herbei, übergab dem Einen von ihnen den Auftrag Pieter Uys an die in der Richtung nach Pieter-Moritzburg liegenden Boers, ließ sich von den Andern schleunigst sein schnellstes Pferd satteln, befahl ihnen die Obhut über die Heimath und verabschiedete sich dann von der Mutter.

„Piet, nimm meinen Segen mit; er möge Dich schützen und führen!“ meinte sie. Sie klagte und weinte nicht; sie frug auch nicht, wohin er wolle. Ein ächtes Boerenweib weiß, daß eine einzige That mehr werth ist, als tausend leere Worte.

„Mutter, ich bringe sie Dir zurück!“ antwortete er, die Schweißhunde losbindend, die sich sofort auf die Spur der beiden Engländer warfen, und im raschesten Schritte folgte er ihnen.

Der aufgegangene Mond erleichterte ihm den Weg; die Hunde waren gut dressirt und gingen ihm nicht außer Sicht- und Hörweite, und schon nach kurzer Zeit war er überzeugt, daß die Räuber ihren Weg nach dem Quathlambapässen zu Dingaan genommen hatten.

Sollte er den Weg fortsetzen? Die Verfolgten waren jedenfalls in Sicherheit, ehe er sie zu erreichen vermochte, und auf welche Weise vermochte er dann noch, Hannje zu retten? Die Vorsicht gebot ihm, den morgenden Kampfestag abzuwarten, die Liebe aber trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. Er folgte ihr und beschloß, das Pferd an irgend einem geeigneten Orte unter der Obhut der Hunde zurückzulassen und dann zu Fuße zu recognosciren.

Der Weg führte jetzt immer mehr bergan, durch tiefe Schluchten, an steilen Abhängen vorüber. Er mußte bald am Ziele sein und sah sich nun zur doppelten Vorsicht genöthigt.

Eben ritt er einen schmalen Felsensteig dahin, der scharf nach einem Abgrund niederfiel, während zur andern Seite eine senkrechte Steinwand aufstieg, da gab der vorderste der Hunde einen scharfen Laut, und zu gleicher Zeit ertönte mit gebieterischem Tone das unter den Kaffern gebräuchliche:

„Ilitzwi — halt, die Losung!“

Er parirte das Pferd, nahm das Rohr in die Höhe und gebot:

„Tiger, Simson, faß!“

Er glaubte, einen vereinzelten Posten vor sich zu haben, wie sie von den Eingeborenen auch in größerer Entfernung von ihrem Kriegslager aufgestellt werden, hatte sich aber geirrt.

Die Hunde warfen sich mit schnaubendem Laute nach vorn; ein durchdringender Schrei ertönte — noch einer — ein dritter und vierter — es waren vier Feinde gepackt und zerrissen; dann erklang ein zweifaches, heulendes Winseln — die muthigen Thiere unterlagen der Uebermacht. Jetzt fuhr der Lauf einer Büchse um die Felsenkante herum, und ein zorniges:

„Ilitzwi — teta — die Losung, sprich!“ erscholl.

Piet vermochte weder die Losung zu sagen noch den hinter dem Felsen Verborgenen auf das Korn zu nehmen. Der feindliche Schuß krachte; das Pferd des jungen Mannes war getroffen, ging schnaubend in die Höhe — er glitt blitzesschnell aus dem Sattel, dann stürzte es kopfüber hinunter in die Tiefe.

Da er die Zahl der Feinde, welche er vor sich hatte, nicht kannte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich so schnell wie möglich zurückzuziehen. So eilig er vermochte, sprang er nach dem Eingange des Passes zurück, doch kaum hatte er ihn erreicht, so starrten ihm die Waffen einer Anzahl Kaffern entgegen, welche seinem Passiren vorhin Nichts in den Weg gelegt hatten, jetzt aber sich ihm entgegenstellten. Er gab die zwei Schüsse ab, welche er hatte, und stürzte dann mit hochgeschwungenem Kolben auf die Feinde ein. Von hinten und von vorn gepackt, war ihm bei der

großen Ueberzahl der Gegner ein Entkommen unmöglich. Er wehrte sich wie ein angeschossener Löwe; es half Nichts; ein Keulenschlag streckte ihn besinnungslos auf den Boden nieder. —

Als er wieder zu sich kam, war es heller Morgen. Sein Auge fiel auf ein Lager von mehreren Tausend Eingeborenen, deren Anführer in diesem Augenblicke vor der Hütte stand, die man ihm errichtet hatte. Es war Dingaan, der Zuluhäuptling. Er schien mit seinen Unterbefehlshabern in ein lebhaftes Gespräch verwickelt zu sein, an welchem auch die beiden Engländer Theil nahmen, auf deren Veranlassung er in der letzten Nacht eine Schaar der Seinen ausgeschickt hatte, um den Adjutanten Pieter Uys zu fangen.

Sein Auge fiel auf den Erwachenden, und mit einer schnellen Handbewegung lenkte er die Aufmerksamkeit auch der Andern auf diesen hin.

„Du bist Piet van Holmen?" frug er den jungen Mann, der sich langsam erhoben hatte.

„Ja," antwortete dieser kurz. Sein Kopf schmerzte ihn zwar, aber er fühlte sich sonst bei vollen Sinnen und Kräften.

Mit einem schadenfrohen Zuge um den breiten Mund trat Dingaan unter die Thür seiner Hütte und zog Hannje die Tochter seines vertriebenen Bruders hervor. Piets Augen leuchteten; er wußte, daß ein grausamer Tod seiner harrte, wenn es ihm nicht gelang, zu entkommen. Hier standen die zwei Männer, die ihm die Geliebte geraubt hatten; unweit der Hütte hielten mehrere Pferde — er war sich seiner riesigen Körperkraft bewußt — ein kühner, verwegener Entschluß durchzuckte ihn.

Noch ehe Dingaan eine zweite Frage an ihn richten konnte, hatte Piet John Hoblyn das Messer entrissen; es blitzte zweimal nieder — die Räuber waren in das Herz getroffen.

„Hannje, aufs Pferd dort!" rief er und hatte im nächsten Augenblicke den vor Ueberraschung starren Häuptling beim Schopfe. Das Mädchen war oft an seiner Seite über die weite Steppe dahingebraußt; mit einigen raschen Sprüngen stand sie bei den Thieren und schwang sich auf. Piet folgte ihr, den Kaffer wie mit Eisenklammern festhaltend, und dahin fuhr die Jagd, durch das Lager, durch Schluchten und Kloofs, über Abhänge und Bergwände immer thalabwärts, hinter ihnen ein fürchterliches Schreien und Lärmen, über das sie lachen konnten, da die Kaffern stets unberitten sind und die wenigen Pferde der Anführer den jetzigen Vorsprung nicht mehr zu mindern vermochten. Aber die ganze Heeresmacht der Wilden war dessen ungeachtet hinter ihnen her auf den Beinen, um den geraubten Anführer zurückzuholen.

Längst schon lagen die Quathlambapässe hinter dem kühnen Africander, so daß er nun die Pferde zu geringerer Eile zügeln konnte, da klang es aus einem Farren- und Aloögesträuch:

„Halt! Bei der heiligen Jeffrouw von Antwerpen, das ist ja Piet van Holmen! Wo kommst Du denn da her, myn Jong? Ich habe Dich heut früh vergeblich erwartet!"

Es war Pieter Uys selbst, welcher sich noch bei der Vorhut des vorrückenden Boerenheeres befand. Er hatte sich bei dem Geräusch der nahenden Hufschläge mit den Seinen versteckt und trat nun staunend hervor.

„Wo ich herkomme, Baas Uys? Von den Pässen da oben. Und wen bringe ich mit? Da guckt ihn Euch an!"

Er warf den halb todtgedrückten Häuptling vom Pferde.

„Dingaan — bei Gott, Dingaan selbst! Um aller Heiligen willen, wie kommst Du zu diesem Gefangenen!"

Piet erzählte mit fliegenden Worten das gehabte Abenteuer. Das Staunen der Zuhörer war ebenso groß wie ihre Freude über die Gefangennahme des gefürchteten Kaffernkönigs. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Der Gefangene wurde gefesselt und in sichere Obhut gegeben; die Leute machten sich bereit, die nachfolgenden Feinde aus sicherem Verstecke zu empfangen, und Uys begab sich mit Piet und Hannje zum Hauptheere zurück, welches im vollen Anmarsche begriffen war.

Die berühmte Kaffernschlacht bei Pieter-Moritzburg wurde geschlagen und glänzend gewonnen; die Eingeborenen sahen sich vorn von den Boers und hinten von Panda angegriffen und vollständig aufgerieben. Dingaan mußte der Herrschaft entsagen, und Panda übernahm sie an seiner Stelle. Er hielt das Piet van Holmen gegebene Wort. Der junge Herr von Klaarfontein führte Hannje, die Tochter des berühmten Kaffernkönigs heim und bekam den versprochenen Brautschatz, welcher „in der Erde des Kurukaberges wächst."

In der Nähe von Gröningen steht mitten unter Taxushecken ein kleines, einstöckiges Häuschen.

Sein Besitzer ist ein Herr van Holmen. Er war noch vor wenigen Jahren sehr arm; da erhielt er aus dem Caplande einen Brief von einem weit entfernten Anverwandten, der ihn unter vielen Grüßen um seine Verhältnisse befragte.

Auf die sofort ertheilte Antwort erfolgte eine weitere Sendung, die einen hellen, goldenen Klang hatte, durch welchen die Noth und Sorge des lieben „Neef" van Holmen vollständig gehoben wurde. Und dieser erfreulichen Sendung war einer der werthvollen Capdiamanten beigefügt, welche von den Juwelieren jetzt so sehr gesucht sind.

Wer einmal nach Gröningen und in jenes Landhaus kommt, der kann ihn sehen und noch manches Interessante erfahren, über Piet van Holmen, den verwegenen Africander. — — —

Allerlei.

Interessantes.

Verheerungen der Sperlinge unter den Insekten und Würmern.

Wie groß die Verwüstung ist, welche die Sperlinge unter den Insecten und Würmern anrichten, kann man deutlich aus der Berechnung sehen, die Herr Bradley, Professor der Botanik an der Universität Cambridge, in seiner Abhandlung über den Ackerbau eingerückt hat, und worin er die Anzahl von Larven angiebt, welche ein paar Sperlinge gebraucht haben, um ihre Jungen zu füttern. Sie beläuft sich in einer Woche auf 3,300. Die Richtigkeit dieser Berechnung zeigt sich auf folgende Art. Man hat bemerkt, daß ein Sperling, der Junge hat, jede Stunde 20 Mal zu Neste fliegt, um ihnen Futter zu bringen. Dies thut sowohl der Vater als die Mutter. Die Jungen erhalten also jede Stunde 40 Schnäbel voll Futter. Nimmt man nun an, das beide Sperlinge 12 Stunden täglich dazu verwenden, ihre Jungen zu füttern, so erhalten diese jeden Tag 480 Portionen und dies macht denn die Woche 3,360 Larven, wenn man annimmt, daß der Sperling jedesmal nur eine Larve bringt; sie haben aber oft mehrere Larven zugleich im Schnabel. So sehr trägt diese Vogelart zur Vertilgung der Insekten bei; und es ist wohl zu merken, daß dies die einzige Nahrung ist, die sie ihren Jungen geben. Besonders wird eine Art junger, glatter, grünlicher Larven von ihnen sehr gesucht, und scheint ein Leckerbissen für sie zu sein, wie man dies in den ersten Tagen des Frühlings sehen kann, wenn man auf die Sperlinge acht giebt.

Räucherpapier.

Dieses angenehme und bequeme Räuchermittel bereitet man leicht auf folgende Art. In einer kleinen Reibschale mengt man durch Reiben unter einander: 1/4 Loth Zimmetöl, 1/4 Loth Muskatennußpulver, 1/4 Loth flüssigen Storax, 1/8 Loth pulv. Benzoeharz, 5 Gran Ambra, 5 Gran Moschus. Man setzt tropfenweise noch so viel Weingeist zu, daß eine ziemlich flüssige Masse entsteht, die man mit einem großen weichen Pinsel auf die eine Seite von Stücken feines Papier trägt; diese werden in Oel- oder Wachspapier gelegt und zum Gebrauch hält man ein solches Stück über ein Licht oder eine Lampe, so daß es nur raucht, aber nicht anbrennt; es verbreitet sofort den angenehmsten Geruch und kann zur öfteren Benutzung aufbewahrt werden.

Anecdote.

Frau: „Warum sind Sie denn von Ihrer letzten Herrschaft entlassen worden?“ Köchin: „Sie dürfen nicht so neugierig sein, Madame. Ich habe Sie auch nicht gefragt, warum Ihr letztes Mädchen es nicht bei Ihnen ausgehalten hat!“

Charade.

I.

Kennst Du die kunstgeformte Muschel
Mit tiefem, dunkeln Gang?
In deren Innern hallet
Ein jeder leise Klang?

II. III.

Wir schweben in der luft'gen Höhe
Und rufen laut Dir zu.
Bald künden wir ein lautes Wehe,
Bald mahnen wir zu Freud und Ruh'.

Das Ganze.

Das Ganze ist ein kleiner Tant
Die Erste zu verzieren,
Als Schmuck des Weibes anerkannt,
Und sehr leicht zu verlieren.

Diophantische Gleichung.

Die Zahl 1855 so in zwei Theile zu theilen, daß der erste Theil durch 11 dividirt den Rest 7, und der zweite durch 19 dividirt den Rest 17 läßt.

Räthsel.

Bei Tag, da hab ich nichts zu thun,
Da läßt man mich im Winkel ruhn;
Doch bricht die dunkle Nacht herein,
So schluck ich Feuer und Flammen ein.

Eingesandt von Herrn Joseph Baldrich in Blasewitz.

Auflösung der Leseaufgabe in №. 32.

Die Maus ist in das Bett gekrochen und knistert leise mit den Strohhalmen.

Auflösung der Knacknuß in №. 32.

Uhland — Uhlan.

Auflösung der „Dito“ in №. 32.

Unsinn.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Therese Müller in Dresden, Ida Kraft in Leipzig, Pauline Kießling in Breslau, Frau Hermine Neumann in Berlin und den Herren W. Majdewicz und Fritz Thiele in Dresden, F. A. Bergmann und Adalbert P. in Leipzig, Wilhelm Heilmann in Jena, Karl Claus in Halle.

Briefkasten.

Herrn O. K. in Berlin. Senden Sie nur getrost ein.

Herrn B. W. in Leipzig. Wir sind Ihnen zu der betreffenden Auskunft gern erbötig.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 38. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Die vier Reiter setzten ihre Pferde in Trapp und gelangten auf den Kampfplatz. Die Leichen der Erschlagenen lagen, von Geiern und Wölfen ihres Fleisches beraubt, noch da, wie sie gefallen waren. Die Bahnzüge waren vorübergesaußt, ohne daß deren Insassen die Stätte beachtet hatten. Potter untersuchte jede Kleinigkeit genau.

„Lack-a-day," meinte er endlich; „hier hat ein fürchterlicher Kampf stattgefunden. Seht Ihr diese Schienenhier? Sie sind reparirt worden. Die rothen Hallunken haben den Zug überfallen wollen, sind aber von den Weißen daran verhindert worden. Es waren die Ogellallah; ich sehe es an der Tätowirung. Und diese zerspaltenen Schädel — einen solchen Hieb vermag nur der Colonel, Sam Fire-gun zu führen. Dik Hammerdull ist dabei gewesen und Pitt Holbers auch. Hier haben sie gestanden, wie gewöhnlich Rücken an Rücken; ich sehe es an den Fußspuren, die tief in die Erde gegraben sind. Dort haben die Feuer gebrannt; da drüben hatten die Indianer ihre Pferde angepflockt — seht Ihr die Löcher im Boden — und hier, kommt, hier sind Zwei geflohen und verfolgt worden!"

Er zog sein Pferd hinter sich her und folgte den Spuren, die bei der Flucht Heinrich Sanders und Peter Wolfs in den weichen Boden so tief eingegraben worden waren, daß man sie noch jetzt zu erkennen vermochte.

„Halloo, hier ist's aus gewesen; hier sind ihre Pferde von den Lariat's niedergerissen worden, und egad, Mesch'schurs, es sind zwei Weiße gewesen, aber nicht verfolgt von Rothen, sondern von drei Weißen und nur einem Rothen. Hihihihi, diese Fußtapfen sollte ich wohl kennen! Ich lasse mir vom ersten besten Grizzly die Hirnschale einbeißen, wenn das nicht der Colonel war mit Dik Hammerdull und Pitt Holbers und — und — wahrhaftig, das ist kein Anderer gewesen als Winnetou, der Häuptling der Apachen!"

Die Anderen mußten über den Scharfsinn und die Sicherheit erstaunen mit welcher der kleine Jäger aus den verworrenen und schon vielfach verwischten Spuren seine Schlüsse zog.

„Zwei Weiße sind es gewesen, die von ihnen verfolgt wurden?" frug Treskow gespannt.

„Zwei Weiße, Sir, das ist sicher, denn ihre Tapfen gehen hier, wo sie gestanden haben, mit den Zehen auseinander, während die Rothen meist mit den Zehen nach einwärts laufen. Und seht, wie unsicher ihr Schritt gewesen ist? Ich glaube, sie sind gebunden und auf die Pferde geschnallt worden, weil die Thiere von hier aus paarweise ge-

gangen sind. Die Sieger haben die Pferde der Beiden an dem Zügel genommen."

Obgleich die stillen Vermuthungen Treskows der Wahrheit ziemlich nahe kamen, konnte sich doch Keiner so recht erklären, wie nach einem Kampfe zwischen Rothen und Weißen zwei der Letzteren von ihren Kampfgenossen hatten verfolgt werden können. Man sprach die verschiedensten Meinungen aus, bis Bill Potter dem vergeblichen Grübeln ein Ende machte:

„Sie haben die Richtung nach dem Hide-spot eingeschlagen, doch will ich wetten, daß die Indsmen sich gesammelt haben und sie nun verfolgen. Das Beste ist, Mesch'schurs, wir bleiben auf der Spur!"

Die Drei stimmten bei und trabten dann munter hinter dem Kleinen her.

„Behold," rief er nach Verlauf von kaum einer halben Stunde, „habe ich nicht recht gehabt? Hier sind zwei Trupps Pfeilmänner von rechts und links gekommen. Sie haben den Kampfplatz umritten, um die Richtung zu finden, in welcher die Weißen fortgegangen sind, und sich hier vereinigt, um ihnen zu folgen. Der Sand behält die Spuren lang, so daß ich vermuthe, sie haben einen Vorsprung von mehreren Tagen. Doch sind unsre Pferde gut, und sie haben jedenfalls Verwundete bei sich, die einen schnellen Ritt nicht vertragen können. Wir holen sie noch ein, ehe sie den Hide-spot erreichen."

Wieder ging es vorwärts, nicht blos Stunden, sondern Tage lang und immer auf der aufgefundenen Spur, die bald deutlich erkennbar war, bald sich wieder auf dem harten Gestein oder im weichen Grase verlor, stets aber von Bill Potter wiedergefunden wurde.

So gelangte man in jene Gegend, wo der Arkansas-River einen weiten Bogen nach den Smoky Hills beschreibt, und zahlreiche Bäche ihm von den Bergen herab entgegenströmen.

Die offene Prärie ging durch weitgebreitetes Gebüsch nach und nach in den hochstämmigen Urwald über, und der Führer der kleinen Gesellschaft wurde von Minute zu Minute vorsichtiger, da die Spur, welcher sie folgten, sich immer jünger zeigte und sie hinter jedem Baume auf einen der Wilden stoßen konnten.

Da plötzlich hielt Bill Potter an und unterwarf den weichen, mosigen Boden einer sehr sorgfältigen und genauen Prüfung.

„Wahrhaftig, hier kommen die Spuren weißer Männer aus dem Walde, Sie sind mit den Wilden zusammengetroffen, ohne daß ein Kampf stattgefunden hat. Seht her, hier in diesem Kreise haben die beiden gegenseitigen Anführer gestanden und mit einander verhandelt; dann ist das Calummet, die Friedenspfeife herumgegangen; Ihr seht es hier an dem kleinen Rest von Punks (Prärieseuerzeug), der halb verkohlt am Boden liegt. Es ist jedenfalls eine Schaar Bushhawkers (Buschklepper) gewesen, die sich mit den Rothen vereinigt hat, um unsern Hide-spot ausfindig zu machen, ihn zu überfallen und sich in die Beute zu theilen."

„Mille tonnere — Millionen-Schock-Backborddonnerwetter," fuhr Peter Potter auf; „da werde ich einmal mit diesen meinen guten Fäusten dreinfahren, daß die Weißen roth und die Rothen vor Schreck weiß werden! Wenn mich die Luft nicht trügt, so haben wir gar nicht mehr weit zu segeln, um in dem Hide-spot vor Anker zu gehen. Aber was thun wir hier mit unsern vierbeinigen Fahrzeugen? Ich habe das meinige satt bis an den Hals herauf; es schüttelt und schlingert mich hin und her, daß mir der Verstand im Kopfe wehe thut und meine zweihundertachtunddreißig Knochen alle einzeln hinunter in die Stiefeln rutschen!"

Potter lachte über dieses klägliche Lamento des wackeren Seemannes.

„Will's gern glauben, Master; Du sitzt ja auch zu Pferde, als solltest Du zu Eierkuchen verbacken werden! Die Thiere können wir allerdings nicht weiter mitnehmen; sie sind uns hinderlich. Aber ich weiß einen Ort, wo wir sie verstecken können, ohne daß eine Indsmen sie zu finden vermag. Kommt, Mesch'schurs!"

Er wandte sich seitwärts in den Wald. Nach vieler Mühe, welche ihnen das Durchdringen des dichten Unterholzes bereitete, gelangten sie auf eine kleine, freie und tief versteckte Blöße, auf welcher sie die Pferde anhobbelten (die Vorderfüße fesseln). Dann kehrten sie zu der Stelle zurück, wo sie die Spur verlassen hatten.

Sie folgten derselben weiter, und zwar mit außerordentlicher Vorsicht und Behutsamkeit, das Bowiemesser gelockert und die Büchse im Anschlage zum Schusse bereit. Da plötzlich hielt Potter still und lauschte.

„Horcht, Ihr Männer! Klang das nicht wie das Schnauben einen Pferdes?"

Auch die Anderen hielten die leisen Schritte an und horchten in die tiefe Stille des Urwaldes hinein. Ein leises Wiehern erklang von der Seite her.

„Entweder haben sie sich dort gelagert, oder die Thiere zurückgelassen, um schneller vorwärts zu kommen. Das verteufelte Viehzeug wird uns wittern und verrathen. Wir müssen ihnen den Wind abgewinnen!"

Er legte sich zur Erde und bewegte sich kriechend in einem weiten Bogen. Die Anderen folgten seinem Beispiel. Nach einiger Zeit gab er ihnen ein Zeichen, alles Geräusch zu vermeiden und deutete zwischen die Büsche hindurch nach einem freien Platze, der vor ihnen lag. Dort weideten gegen dreißig Pferde, bewacht von zwei Indianern.

„Seht Ihr die rothen Hallunken, Mesch'schurs? Ich hätte große Lust, ihnen mein Messer fühlen zu lassen und die Pferde in alle Winde zu jagen, hihihihi. Aber es geht nicht. Wir dürfen uns nicht verrathen, denn sie sind zu Fuße weiter, um die Verfolgten zu überfallen. Vorwärts; wir müssen so bald als möglich an sie kommen, aber nicht auf der Führte, sondern von der Seite!"

Der kleine Mann wandt sich mit der Geschicklichkeit und Geräuschlosigkeit einer Schlange durch das Dickicht. Der Weg war ein furchtbar beschwerlicher. Stunden vergingen; der Abend begann unter den hochgewölbten Baum-

kronen eher zu dunkeln; als draußen in der offenen Prärie, und es wurde immer schwerer, die eingeschlagene Richtung einzuhalten. Da hob Potter den Kopf und sog mit weitgeöffneten Nüstern die Luft ein.

„Das riecht nach Brand und Rauch. Sie haben Lager gemacht. Vorwärts, aber leise, leise, denn wir sind jetzt ganz nahe bei ihnen!“

Das Unterholz war jetzt gewichen, und die gigantischen Stämme ragten frei, wie die Säulen eines gewaltigen, grünbedachten Tempel zu der dichten Kronendecke empor. Die vier Männer krochen von einem Baum zum andern auf dem Bauche und suchten dann stets hinter den dicken Baumstämmen so lange Deckung, bis sie sich überzeugt hatten, daß man sie nicht bemerkt habe und ihre nächste Umgebung noch frei von Gefahren sei.

So gelangten sie an den Rand eines Gutter, wie der Hinterwälder die rißartigen Vertiefungen nennt, welche, lang, schmal und tief geschnitten, sich oft im dichtesten Urwalde zeigen. Potter schob vorsichtig den Kopf vor und blickte hinab. Grad unter ihnen, in einer Tiefe von ungefähr vierzig Fuß, brannte ein Feuer, um welches wohl um die dreißig rothe und weiße Männer saßen, während seitwärts von ihnen und von ihren scharfen Blicken bewacht, drei Gestalten lagen, die an Händen und Füßen gebunden waren.

„At length, da haben wir sie!“ meinte der kleine Trapper. „Und sie ahnen nicht, daß sie von oben so prächtig beguckt werden, hihihihi! Aber wer sind denn die drei Leute dort? Schiebt Euch ein wenig weiter vorwärts, Mesch'schurs, bis dort zu den Farrenkrautbüscheln; da können wir die Gesichter sehen!“

Ein dichtes Farrengesträuch trat bis an den Rand des Gutter heran und gestattete ihnen, sich so vollständig zu verbergen, daß sie unmöglich gesehen werden konnten.

„Zounds,“ flüsterte Potter, als er jetzt den Blick wieder hinabwarf, „es ist der Colonel mit Pitt Holbers und Dik Hammerdull, die sie überfallen und gefangen genommen haben!“

„Der Colonel?“ frug der Steuermann, indem er den Kopf zwischen die breiten Blätter hindurchsteckte; heavens — vraiment — wahrhaftig! Soll ich hinunterspringen und ihn mit meinen beiden Fäusten aus der Patsche herausfischen, Bill?“

„Warte noch ein Wenig, Alter; wollen erst sehen, was da eigentlich vorgehen soll! Siehst Du nicht, daß die Schufte sich nur so eng zusammengethan haben, um über das Schicksal der Gefangenen zu berathen? Dort der schwarzbärtige Jäger führt den Vorsitz; die Ogellallah leiden das; ihr Häuptling Riccarroh muß also dort an der Bahn mit gefallen sein. Schaut, jetzt sind sie fertig, und ihr Anführer erhebt sich!“

Es war so, wie er sagte. Einer von den weißen Jägern, der allem Anscheine nach den Anführer machte, war aufgestanden und zu den Gefangenen getreten. Er löste die Fesseln, welche ihre Füße umschlungen hielten und gab ihnen einen Wink, sich zu erheben.

„Steht auf, und vernehmt, was über Euch beschlossen ist!“

Die drei Männer folgten dieser Aufforderung.

„Ihr seid Sam Fire-gun, der Anführer der Jäger, die hier im Walde ihr Hide-spot haben?“

Der Angeredete nickte zustimmend.

„Ihr habt Riccarroh, den Häuptling dieser braven redmen erschlagen?“

Ein gleiches Nicken war die Antwort.

„Man sagt, daß Ihr viel Gold von den Bergen herab in Euer Versteck geschafft habt. Ist das wahr?“

„Sehr viel!“

„Und daß Ihr mehrere Tausend Biberfelle in Euren Caches liegen habt?“

„Well, Master, Ihr seid gut unterrichtet.“

„So hört, was ich Euch zu sagen habe: Diese rothen Männer verlangen Euren Tod. Ich habe ihnen denselben zwar zugestanden, aber sie verstehen unsre Sprache nicht, und ich will Euch daher einen Vorschlag machen.“

„Redet!“

„Ihr führt uns in Euern Hide-spot, gebt uns das Gold und die Häute und seid dann frei!“

„Ist das Alles, was Ihr von uns wollt?“

„Alles. Entscheidet schnell!“

„Ihr scheint verteufelt wenig von Sam Fire-gun gehört zu haben, Master, daß Ihr mir einen so albernen Vorschlag machen könnt. Ihr habt Euch mit den rothen Schuften, die Ihr also an Schurkerei noch übertrefft, nur verbunden, um meines Goldes willen — ein Weißer mit Rothen gegen Weiße, verdammt soll Eure Seele sein für diese Schlechtigkeit in alle Ewigkeit! Oder haltet Ihr mich wirklich so dumm, zu glauben, daß Ihr uns frei lassen werdet, wenn Ihr habt, was Ihr begehrt?“

„Ich halte mein Wort, verbitte mir aber alle weitere Beleidigung!“

„Das macht einem Greenhorn weiß, aber nicht mir! Ihr wißt nur zu gut, daß ich meine Freiheit nur benutzen würde, um Euch vor die Büchse zu bekommen und den Raub wieder abzunehmen. Schießt uns nieder, wenn Ihr das Herz dazu habt!“

Vielleicht wußte Sam Firegun, weshalb er so muthig reden durfte. Sein Auge hatte, während er sprach, sich zum Rande der Schlucht erhoben, denselben mit einem blitzschnellen und scharfen Blicke gemustert und sich dann ebenso rasch wieder gesenkt. Ein kaum bemerkbares, befriedigtes Lächeln glitt um seine Lippen.

Dieser Blick war dem aufmerksamen Polizistenauge Treskows nicht entgangen; er sah hinüber nach der Stelle, wo das Auge des Colonels zuletzt gehangen hatte und fuhr unwillkührlich zusammen.

„Schaut da hinüber,“ flüsterte er Bill Potter zu, welcher neben ihm lag; „ich sehe den Kopf eines Wilden!“

Der Angeredete folgte der Weisung.

„Good lack, das ist bei Gott Winnetou, der Apache! Dachte ich es doch, daß er mit bei dem Colonel gewesen ist!

Er wurde nicht mit gefangen und ist ihnen gefolgt, um sie zu befreien. Ich muß ihm unser Zeichen geben!"

Er nahm ein Blatt an die Lippen und ließ das Zirpen der amerikanischen Grille vernehmen. Dieser Laut konnte den Feinden unmöglich auffallen, da diese Art von Heimchen sich nur des Nachts hören läßt. Winnetou aber warf einen erstaunten Blick herüber und war dann verschwunden. Auch die drei Jäger hatten aufgehorcht, verriethen sich aber nicht durch die geringste Bewegung ihrer Mienen.

„Schießen?" frug der Jäger, die Achsel zuckend. „Was bildet Ihr Euch ein! Ich muß Euch den Indsmen übergeben, und die werden Euch an den Marderpfahl binden. Euer Gold und die Felle bekommen wir trotzdem. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht eine Spur von Euren Leuten entdeckten. Also nehmt Verstand an, Master, und sagt Ja!"

„Fällt mir nicht ein! Ich mag Nichts, auch das Leben nicht, von einem Manne geschenkt haben, der seine Brüder hinterrücks überfällt und an die Feinde verkauft. Ihr seid ein Hallunke, Master, merkt Euch das!"

„Wahrt Eure Zunge, sonst hole ich sie mit meinem Messer heraus, noch ehe ich Euch den Rothen übergebe!"

„Beweißt, daß Ihr besser seid, als ich denke! Gebt uns die Waffen zurück und laßt uns kämpfen, Drei gegen Dreißig, wenn Ihr kein Weib sondern ein richtiger Westmann seid!"

„Ist nicht nothwendig, Master! Wir blasen Euch auch ohne Kampf die Seele aus der Haut. Und was den „Hallunken" betrifft, so zupft Euch am eigenen Ohre. Oder habt Ihr nicht diese beiden Männer gefangen und gefesselt mit Euch geführt, bis wir sie befreit haben?"

Er deutete dabei auf Heinrich Sander und Peter Wolf, welche in seiner Nähe saßen.

„Sie hatten nichts Besseres verdient; ich aber habe Euch nicht das mindeste Leid gethan!"

„Darüber wollen wir nicht streiten! Also, kurz und bündig: Nehmt Ihr meinen Vorschlag an oder nicht?"

„Nein!"

„Und Ihr andern Beide?"

„Hm," antwortete Dik Hammerdull mit verächtlichem Blinzeln seiner kleinen Aeuglein, „ob wir ihn annehmen oder nicht, das bleibt sich gleich; für Euch kommt auf keine Weise etwas Gutes heraus, das könnt Ihr glauben! Hätte ich nur meine Hände frei und die Mary in der Faust, so sollte Euch der Teufel holen! Oder meinst Du nicht, Pitt Holbers, altes Coon?"

„Wenn Du denkst, Dik, daß er ihn holen soll," antwortete der Lange, „so habe ich nicht das Mindeste dagegen!"

„Well done," antwortete der Jäger mit zornigem Leuchten seiner Augen; „so mögen Euch die Rothen spießen und braten, ganz wie es Euch beliebt!"

Er ließ sich bei den Indianern nieder, um ihnen das Ergebniß der Verhandlung mitzutheilen.

Während dieser Letzteren hatte im Schutze des Farrengestrüppes ein leises aber außerordentlich bewegtes Gespräch stattgefunden.

„Also Der, welcher jetzt spricht, ist Euer Colonel?" frug Wallerstein Bill Potter.

„Ja, Sir, Euer Onkel, wenn das wahr ist, was Ihr mir erzählt habt."

„Er ist's, Ihr könnt es glauben. Er ist dem Vater so ähnlich, daß kein Zweifel übrig bleibt. Und nun ich ihn endlich treffe, ist er verloren! Giebt es keine Hülfe, Bill?"

„Hört, Sir, wenn Ihr denkt, daß ich meinen Colonel stecken lasse, so habt Ihr Euch in mir verrechnet. Kann ich auf Euch zählen, Meschschurs?"

Treskow und Wallerstein nickten nur; Peter Potter aber meinte:

„Ich will hier liegen bleiben und verhungern wie ein altes Wrack, wenn ich den Kerl da unten, der mit dem Colonel spricht, nicht zwischen meine zehn Finger nehme und zu Hafergrütze quetsche. Aber nehmt doch einmal die Photographie aus Eurem Beutel, Master Lieutenant! Das Feuer brennt hell genug zu einem Blick darauf. Ich lasse mich auf der Stelle kielholen, wenn dort nicht Einer sitzt, der genau so ein Gesicht macht wie Euer Bild!"

„Ich brauche die Photographie nicht, Peter; er ist's; ich habe ihn erkannt," antwortete Treskow. „Sehen Sie sich die Beiden einmal an, auf die soeben der Jäger zeigt, Herr Wallerstein, ob es nicht Latour und Jean Letrier sind!"

„Sie sind es! es ist kein Zweifel möglich, obgleich die ungewohnte Tracht ihnen auch ein fremdes Aussehen giebt. So nahe am Ziele, werden sie uns nun doch entgehen!"

„Das wartet ab, Sir!" antwortete Potter. „Der Colonel hat mein Zeichen gehört und weiß, daß Hülfe in der Nähe ist. Hat er nur erst die Hände frei, so sollt Ihr sehen, was die Schurken zu schmecken bekommen!"

Da raschelte es leise hinter ihnen. Die geschmeidige Gestalt des Apachen schob sich zwischen sie herbei.

„Winnetou hat vernommen die Grille und erkannt das Gesicht von Bill, dem Manne seines weißen Bruders. Er wird schleichen zum Gutter und lösen die Bande seiner Freunde. Dann mögen meine Brüder hier hinunterspringen und sich stürzen auf die Jäger und Ogellallah, um zu folgen Sam Fire-gun nach seinem Wigwam!"

So schnell er gekommen, so behend war er auch wieder fort. Mit scharfem Auge bewachten die Männer das feindliche Lager und hielten sich zum augenblicklichen Angriffe bereit.

Jetzt erhob sich der feindliche Anführer wieder und mit ihm die sämmtlichen Jäger und Wilden. Aber ehe er noch ein Wort gesprochen hatte, schnellte sich eine dunkle Gestalt durch das ringsum wuchernde Gestrüpp und Gedorn bis zu den Gefangenen.

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts" von Karl May.

(Fortsetzung).

„Wie es ausgemacht ist!" meinte Treskow mit einem vergnügten Seitenblick auf Pappermann, welcher von der Unterhaltung kein Wort gehört hatte.

Blücher drängte jetzt sein Pferd an den Schimmel, strich diesem über die Nase und schnalzte wie vorhin mit dem Finger.

„Was soll diese Zärtlichkeit mit meinem Thiere?" meinte der Wachtmeister. In der Erinnerung an den halsbrecherischen Ritt durch den Busch begann ihm die Ahnung aufzusteigen, daß hinter dem Verhalten des Lieutenants irgend Etwas stecken möge.

„Das wird Er gleich sehen!" antwortete dieser, gab seinem Pferde die Sporen und setzte dasselbe in Galopp.

Der Apfelschimmel warf den Schwanz in die Lüfte, wieherte freudig auf und griff dann mit den Beinen aus, als wolle er seinen Reiter in vierundzwanzig Stunden um die Erde tragen. Die Jagd begann von Neuem und zwar mit einer Schnelligkeit und Ausdauer, daß in kurzer Zeit eine ganz bedeutende Strecke zurückgelegt wurde.

Sie ging einer Gegend zu, in welcher der Stolpefluß eine nicht unansehnliche Erweiterung erleidet, in deren Nähe damals eine große Mühle lag. Dieser Ort war es, den Blücher bei seinen früher mit Wildebrandt unternommenen Ausflügen als Ziel gewählt hatte, um sich mit den Pferden im tiefen Wasser zu erlustigen. Er kannte das Letztere sehr genau und wußte, daß es oberhalb des Mühlenwehres eine Bodenerhöhung unter demselben gab, welche die sonstige Tiefe auf nicht ganz Manneshöhe reduzirte.

Er sprengte grad auf diese Stelle zu. Als der Wachtmeister die glatte, schimmernde Fläche des trügerischen Elementes erblickte, begann es ihm unheimlich zu werden. Je näher er ihr kam, desto mehr bemerkte er aus der Richtung, welche Blücher einhielt, daß dieser einen Sprung in's Wasser vorhabe, und gab sich Mühe, sein Pferd zu pariren. Aber der Schimmel ließ sich nicht mehr lenken; er hatte das Wasser gerochen, blies die Nüstern sehnsüchtig auf und setzte in weiten Griffen nur immer hinter der Fuchsstute her, die ihm hier so oft eine wackere Führerin gewesen war.

„Herr Lieutenant!" rief der wasserscheue Mann. „Herr Lieutenant, ich bitte Sie um aller Welt willen, Sie wollen doch nicht etwa gar — —!"

Die Stimme versagte ihm. Sein Pferd griff mit den Hinterhufen fast über die vorderen hinaus, und bei jedem Zusammenwerfen der Beine war es dem Reiter, als sitze er auf einer Kugel, die sich mit ihm in die Fluthen rollen wolle.

Schon war das Geländer zu erkennen. Es war stark gebaut, fest und hoch. Darüber konnte Niemand hinwegkommen! Und doch ließ Blücher seinen Fuchs laufen, was er nur laufen konnte.

„Herr Lieutenant, Herr Lieutenant! Halten Sie doch Ihre infame Stute an! Himmel-Moren-Element, da — da — da — —!"

Mit einem mächtigen Satze war der kühne Husarenlieutenant über die Barrière weg. Das Wasser schlug schäumend über ihn und sein Roß zusammen. Der Schimmel strengte alle seine Sehnen an und folgte.

„Herr Lieutenant —! Alle gute Geister — —! Gott sei meiner armen Seele — — —!"

Das über ihm zusammenschlagende Wasser verschloß ihm den Mund. Nach einigen Sekunden erschien er mehrere Schritte von seinem Pferde entfernt, pustend, sprudelnd und mit Händen und Füßen um sich schlagend wieder auf der Oberfläche. Die Tragkraft des Wassers hatte ihn aus dem Sattel gehoben. Blücher bemerkte es, glitt vom Pferde, schwamm auf ihn zu und faßte ihn beim Schopfe. Die Fuchsstute strebte dem wohlbekannten Landungsplatze zu, wo sie stets aus der Fluth gestiegen war, und der Schimmel folgte ihr mit treuer Anhänglichkeit, wie er es aus früherer Zeit noch im Gedächtniß hatte. Rudorf, Treskow und der lange Benske waren, nachdem sie das Gelingen des Riesensprunges mit bewundernder Anerkennung beobachtet hatten, unbekümmert um die vier schwimmenden Wesen seitwärts abgeritten und in der Richtung nach der Mühle zu bald verschwunden.

Pappermann bemerkte von dem allen Nichts, er wußte nur das Eine, daß er sich in der Stolpe befinde und daß nun seine letzte Stunde gekommen sei. Das Wasser drang ihm durch Ohren, Mund und Nase; er stieß es gurgelnd von sich und wehrte sich halb bewußtlos und in krampfhaften Bewegungen gegen den fürchterlichen, unnatürlichen Tod, dessen nasse und eiskalte Schwingen ihn erbarmungslos umrauschten.

„So halte Er doch still!" tönte die befehlende Stimme Blüchers wie aus meilenweiter Entfernung an sein Ohr; „sonst lasse ich Ihn los und Er mag meinetwegen ertrinken!"

Jetzt erst fühlte er, daß ihn Jemand bei den Haaren gefaßt hielt. Der Gedanke an eine Möglichkeit der Rettung ließ seine bereits schwindenden Lebensgeister zurückkehren und, gehorsam dem Gebote, verhielt er sich so ruhig, wie es ihm die unendliche Angst seines Herzens gestattete.

„So, jetzt kann Er festen Fuß fassen. Trete Er auf und öffne Er die Augen, damit Er sieht, wo Er sich befindet!"

Er wurde bei der Schulter gefaßt und mit den Füßen kräftig niedergedrückt. Sie berührten den sichern Grund, aber das Wasser ging ihm so hoch, daß es ihm den Athem

versetzte und seine zitternde Gestalt immer wieder in die Höhe hob.

„Herr Lieutenant," rief er, die Augen noch geschlossen, und die Arme grad emporstreckend, „Sie bringen mich um, Sie haben mich gemordet, Sie haben mich schmählich ersäuft. Ich werde Sie beim Oberkommando anzeigen!"

„Thue Er das, Herr Wachtmeister, wenn es Ihm gelingt, sich aus dem Wasser heraus zu arbeiten! Inzwischen will ich Ihn nicht weiter belästigen. Lebe er wohl!"

Die Arme, welche ihn bisher unterstützt hatten, wichen von ihm.

„Halt, halt, mein bester Herr von Blücher, bleiben Sie, gehen Sie nicht fort, ich muß ja sonst bei lebendigem Leibe jämmerlich ertrinken! Ich — kann nicht — schwimmen!"

„So hat Er die beste Gelegenheit, es zu lernen!"

„Nein, nein, ich danke für diese Gelegenheit, ich mag es nicht lernen, ich — ich will — — ich will hinaus!"

„Dann mache Er endlich die Augen auf, damit wir mit Seiner Forderung in's Reine kommen, denn eher kommt Er nicht von dannen!"

„Mit meiner Forderung? Ich fordere Nichts, gar Nichts als nur mein armes Bischen Leben. Ich habe Niemand gefordert, ich bin der friedfertigste Mensch, den es nur geben kann!"

„Rede Er keine Dummheit! Er hat mich in Gegenwart von fünf Zeugen auf Säbel verlangt, das kann Er als ehrenvoll verabschiedeter Wachtmeister gar nicht leugnen und jetzt befinden wir uns auf der Stelle, welche ich mir zum Kampfplatz ausgesehen habe."

Der Schreck über diese Worte riß ihm endlich die Augen auf. Er sah ringsum Wasser, Nichts als Wasser, welches in stillen, hinterlistigen, heimtückischen Wellen auf ihn einfluthete, es wurde ihm grün und gelb vor dem erstarrenden Blicke, und die erschrockenen Lider schlossen sich ebenso schnell, wie sie sich geöffnet hatten.

„Kampfplatz?" zeterte er. „Hier? Mitten im Wasser? Das ist unmöglich, das ist gradezu ganz und gar unmöglich. Ich thue nicht mit!"

„So lasse ich Ihn hier allein, und Er mag stehen und warten, bis ihn die Frösche und Kröten anbeißen!"

Bei dieser Vorstellung zog der Geängstigte unwillkührlich die Beine in die Höhe. Sofort fuhr er mit dem Kopfe unter das Wasser. Blücher hob ihn empor und brachte ihn in seine vorige Stellung zurück.

„Da sieht Er, wie es Ihm geht, wenn Er auf Seiner Weigerung beharrt. Aber so mache Er nur einmal ordentlich die Augen auf, sonst kann Er versichert sein, daß ich die Geduld verliere und Ihn Seinem Schicksale überlasse. Er ist doch kein Kind, und ein ehrenvoll verabschiedeter Wachtmeister von den Belling-Husaren wird sich doch vor ein paar Tropfen Wasser nicht fürchten!"

„Ein paar Tropfen —" jammerte er, „ein paar Tropfen sollen das sein! Es wibbelt und kribbelt von Eidechsen, Fröschen und Kröten um meine Beine, das Wasser geht mir bis an den Hals, und das sollen nur ein paar Tropfen sein! Da bleibt mir doch gradezu der Verstand stille stehen!"

„Da halte Er ihn nur so fest wie möglich, denn Er wird ihn noch sehr nothwendig gebrauchen können! Wenn das Wasser jetzt bis an Seinen Hals reicht, so wird es Ihm in kurzer Zeit bis an den Mund gehen, und dann ist es aus mit Ihm. Bemerkt Er nicht, daß es immer höher und höher steigt? Der Müller hat den Schützen geschlossen, und so wird es in zehn Minuten vielleicht gar schon über Ihn zusammen gehen."

„Herr Lieutenant, Sie sind ein ganz entsetzlicher Mensch! Sagen Sie doch nur schnell, was ich eigentlich thun soll!"

„Die Augen richtig offen halten und dann den Säbel ziehen!"

„Aber wozu denn nur um des Himmels willen? Ich bin doch kein Haifisch, daß Sie mir zumuthen, mich hier im Wasser mit Ihnen herum zu wälzen!"

„Aber ein Mann ist Er, dem es ganz miserabel steht, zu jammern und zu klagen, wenn es gilt, seine Ehre zu vertheidigen!"

„Ich will sie ja auch vertheidigen, aber nur nicht hier in dieser gräßlichen Sündfluth, in der ich mich nicht bewegen kann, ohne zu ertrinken."

„Es kommt ja ganz auf Eins heraus, ob Er ertrinkt oder ob ich Ihn da draußen niederstoße, denn mir ist Er doch nicht gewachsen, das weiß Er nur zu gut. Ziehe Er blank, sonst schlage ich Ihn ohne Gegenwehr nieder!"

Der Sprecher zog den Degen und ließ ihn drohend vor der Nase Pappermanns funkeln.

„Also hier soll ich elend umkommen! Von den Fischen und Wasserratten soll ich aufgefressen und verzehrt werden! Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, hätte ich an so Etwas gar niemals gedacht! Giebt es denn kein Mittel, diesem abscheulichen Tode zu entgehen? Ich will ja gern Alles thun, was Sie wollen, nur schaffen Sie mich aus diesem nassen Jammerthal hinüber an das Ufer!"

„Hm, Er ist mir ein schöner Hasenfuß, daß Er vor dem Bischen Brühe hier so zittert! Aber wenn es Sein Ernst ist mit dem Versprechen, so will ich Rücksicht auf unsre bisherige Freundschaft nehmen und mich billig finden lassen."

„Gut! Also was verlangen Sie?"

„Ich muß Ihn zuvor um Etwas fragen. Weiß Er denn schon, daß Hiller den Apfelschimmel wieder verkauft hat?"

„Nein. Aber das ist ja gar nicht möglich; ich habe ihn ja noch!"

„Aber nur für kurze Zeit. Nach der Hochzeit wird er wieder abgeholt."

„Das kann ich nicht glauben."

„Wenn es Ihm der Lieutenant von Blücher sagt, so wird Er wohl die Gewogenheit haben, es zu glauben! Der Pferdehändler Ganzow hat es meinem Burschen noch gestern Abend erzählt; er kennt den Schimmel und hat ihn also im Sacke kaufen können. Der Krämer hat Ihn mit dem

Thiere nur aufs Eis geführt, er ist zu geizig, Ihm zu Liebe eine solche Ausgabe zu machen, und sobald das Mädchen sein ist, geht der Apfelschimmel flöten."

„Da soll dem Himmel-Mohren-Elementer doch gleich — aber der Zorn hilft mir auch Nichts mehr. Da ist der Kerl ja ein ganz armseliger Lügner und Betrüger!"

„Ich begreife auch nicht, wie Er sich so gewaltig in ihn verschameriren konnte. Da ist mir der Wildebrandt doch ein ganz anderer Mann für Seine Tochter, und Er kann sich gratuliren, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen!"

„Ich—? Den—? Zum Schwiegersohn—? Daran denkt kein Mensch!"

„Dann wäre also auch ich kein Mensch, denn ich denke sehr daran und grad jetzt am Meisten. Der Wildebrandt wird Sein Schwiegersohn; ich gebe Ihm mein Ehrenwort darauf. Das ist ja eben die Bedingung, unter welcher ich Ihm einzig und allein nur aus der Tinte helfe."

„Einzig und allein? Das wäre ja schauderhaft, denn ich kann unmöglich darauf eingehen. Der Wildebrandt ist mir zuwider; er hat mich ganz außerordentlich beleidigt!"

„Spreche Er nur ja nicht von Beleidigung! Was der gesagt hat, das ist wahr; Er pflegt bei Seinen Erzählungen den Mund ganz ungeheuer voll zu nehmen und ist immer selber Schuld, wenn Seine Angaben Mißtrauen erregen. Jetzt geht Ihm das Wasser schon bis beinahe an den Mund; da kann Er ihn noch einmal voll nehmen, und das wird wohl das letzte Mal sein."

„Aber der Wildebrandt ist ein Habenichts und blos Unteroffizier. Ein Soldat, welcher noch im activen Dienste steht, ist kein Mann für meine Tochter, und es kann noch lange Jahre dauern, bis er eine Anstellung erhält und eine Frau ernähren kann. Himmel-Mohren-Element, ich kann nicht mehr stehen; das Wasser reißt mich um. Schaffen Sie mich doch um aller Heiligen willen aus dieser unglückseligen Ueberschwemmung heraus. Der Müller muß auch grad jetzt des Teufels sein und das Wehr zustellen. Ich muß wahrhaftig schon Wasser schlucken, und Sie sehen doch ein, daß ich nicht, um auf den Beinen zu bleiben, die ganze Stolpe austrinken kann!"

„Ist auch nicht nöthig. Gebe Er nur Seine Zustimmung zu meinem Vorschlage, der annehmbarer ist als Er meint! Der Wildebrandt ist kein Habenichts; er hat dreihundert Thaler bei meiner Wirthin und fünfzig Dukaten bei mir stehen. Beim nächsten Geburtstage des Königs, an welchem die gewöhnlichen Jahresavancements stattfinden, wird er Wachtmeister, ich weiß dies ganz genau; er steht schon auf der Liste. Und was die Anstellung betrifft, so wird er sicher eine finden; ich selbst werde dafür Sorge tragen. Entscheide Er sich schnell. Entweder sagt Er ja oder wir schlagen uns. Ich warte keine Minute länger!"

„Aber ich habe doch dem Hiller mein Wort gegeben, und das darf ich nicht brechen, so lange er selbst den Vertrag hält, wenn der arme Teufel überhaupt noch lebt!"

„Er hat ihn durch den heimlichen Verkauf des Schimmels schon gebrochen. Uebrigens kann ich Ihm sagen, daß er noch lebt; er ist aus reiner Angst umgefallen, Schande genug für Ihn als Schwiegervater! Er wird Ihm heut noch sein Wort zurückgeben."

„Ist das wahr?"

„Wenn ich es Ihm versichere, so ist es wahr! Also, den Säbel oder Seine Zustimmung?!"

„Sind Sie denn wirklich so hart und unerbittlich, Herr Lieutenant? Giebt es keine andre Hülfe? Ich kann es wahrhaftig keinen Augenblick länger hier aushalten, ich bin ja schon über die Hälfte ertrunken!"

„Es giebt keine andre Rettung und das ist nun mein letztes Wort. Bekommt der Wildebrandt die Anna? Ja oder Nein!"

Wieder blitzte der Säbel drohend vor den Augen Pappermanns, der jetzt bis an den Schnurrbart in Wasser stand. Er mußte den Kopf heben, um es sich nicht in den Mund dringen zu lassen.

„Schauderhaft!" sprudelte er. „Ich muß wohl ja sagen, denn ich kann nicht anders, wenn ich nicht elend und jämmerlich vom Wasser zerplatzt werden soll. Schaffen Sie mich hinaus; er soll das Mädchen haben!"

„Schlage Er ein!"

„Auch noch! Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht unter dem Wasser eingeschlagen, weder als ich bei den Belling-Husaren stand, noch vor- oder nachher. Hier ist meine Hand!"

Blücher griff zu.

„Abgemacht also! Und heut Abend ist die Verlobung, was?"

„Meinetwegen schon heut Vormittage noch, aber nur beileibe nicht hier im Wasser!"

„Das will ich Ihm gern zugestehen. Jetzt aber wollen wir Seinen Apfelschimmel rufen, damit Er dann aufsteigen kann!"

„Ja, was wird denn nun mit dem? Der Hiller bekommt nun die Anna nicht, und so wird es mit dem Spazierenreiten seine guten Wege haben."

„Reichen denn Seine Mittel aus, um das nöthige Futter beschaffen zu können?"

„Ich denke ja, wenn ich mich sonst ein Wenig einschränke. Wenigstens möchte ich es versuchen."

„Dann soll Er ihn behalten dürfen!"

Er ließ einen scharfen, lauten Pfiff erschallen. Die Fuchsstute, welche mit ihrem vierbeinigen Kameraden ruhig am Ufer weidete, hob den Kopf und ging auf eine Wiederholung des Signales gehorsam in das Wasser. Der Schimmel spitzte die Ohren, schlug mit dem Schwanze einen kurzen Wirbel und sprang ihr dann nach. In kurzer Zeit und nach einiger Mühe, welche Pappermann dem Lieutenant bereitete, befanden sich Beide außerhalb des Wassers auf dem Trockenen.

„So!" meinte Blücher, sich seiner früheren, höflichen Redeweise wieder bedienend. „Jetzt reiten Sie schnell nach

Hause und suchen sich zu erwärmen, damit Ihnen das kalte Bad keinen Schaden bringt. Ich muß die Kameraden aufsuchen, welche in der Mühle eingekehrt sind!"

„Darf ich zuvor eine Bitte aussprechen, Herr Lieutenant?" frug der Wachtmeister, dessen pudelnasse Gestalt es an allen Gliedern schüttelte. Die Zähne klapperten ihm hörbar im Munde, und von den Spitzen des trübselig herabhängenden Schnurrbartes floß das Wasser in großen, schweren Tropfen hernieder.

„Thun Sie es!"

„Lassen Sie doch Niemandem Etwas von der heutigen Affaire erfahren! Es wäre sofort um meine ganze Ehre und Reputation geschehen, wenn die Sache ruchbar würde, und ich dürfte mich in der Stadt nie wieder sehen lassen."

„Schön! Auf unsre Discretion können Sie sich verlassen; nur geben Sie wohl acht, daß Sie nicht selbst zum Verräther werden. Wir sehen uns heut noch wieder. Bis dahin leben Sie wohl!"

Er wandte sein Roß von dem triefenden Stadtkassirer und ritt der Mühle zu. Dort fand er die Drei, mit Spannung seiner wartend. Sie hatten schon im Begriffe gestanden, nach ihm zu sehen, weil sein „Wasserständchen," wie der lange Venske sich ausdrückte, ihnen „einige Ellen zu lang gedauert hatte."

„Wie ist es abgelaufen?" frugen sie im Vereine.

„Gut, sehr gut!" lautete seine Antwort. „Der Wildebrandt kann zufrieden sein."

Dann wandte er sich zum Müller.

„Ich habe Ihm einen Anzug für mich zustellen lassen. Führe Er mich an einen Ort, wo ich mich umziehen kann und besorge Er dann etwas Warmes. Seinen Schützen kann Er nun wieder aufziehen!"

Bald darauf trabten die Offiziere wohlgemuth der Stadt wieder zu. Treskow hatte seine Wette verloren und sich zur Zahlung der fünfzig Dukaten bereit erklärt. War es ihm schon wunderbar, daß Blücher mit seiner Fuchsstute die fünfeinhalb Fuß überwunden hatte, so schien es ihm ganz und gar unbegreiflich, daß auch der alte Apfelschimmel hinübergekommen war. Blücher lachte.

„Es war ein Jugendstreich von dem guten Thiere, der ihm zum zweiten Male wohl nicht wieder gelingen dürfte. Deine Dukaten bekommt Wildebrandt zur Beisteuer!"

Schon hatten sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt und standen im Begriffe, aus dem Busche auf offenes Terrain zu biegen, als der lange Venske, welcher voranritt, sein Pferd parirte.

„Halt!" kommandirte er. „Die da draußen brauchen uns nicht zu sehen!"

„Wer?" frug Treskow.

Statt der Antwort deutete Venske mit der Rechten nach der Mündung des Holzweges, welchen sie gekommen waren. Eine Schwaderon Husaren war zu sehen, welche trotz des lockern, aufgeweichten Bodens in scharfem Trabe über das freie Feld fegte.

„Ah," meinte Rudorf," der Rittmeister von Platow mit seinen armen, geplagten Teufeln. Der muß hinaus und wenn es Heringstonnen schneit!"

„Gebt einmal genau Achtung," erinnerte Blücher, welcher der Hinterste gewesen war und sich von den Andern die Aussicht verdeckt sah, „ob Ihr unsern tapfern Schimmel mit dem alten Pappermann dabei bemerkt!"

„Wieso soll der dabei sein?"

„Ich denke mir's nur so. Der Apfelschimmel kann keinem Signale widerstehen, und wenn er Kavallerie sieht, so muß er dabei sein, da bringt ihn weder Sporen noch Zügel ab. Es sollte mich wundern, wenn der Wachtmeister der Schwadron nicht begegnet wäre!"

„Ja, ja, richtig," lachte der lange Venske, „dort reitet er mitten drin in Reih und Glied. Na, Pappermann, jetzt kannst Du Etwas erleben!"

„Den hat der Platow mit dem größten Vergnügen aufgefischt, und ich kann mir ganz lebhaft vorstellen, was es für eine Teufelshetze geben wird. Der arme Kerl ist naß bis auf die Haut und vielleicht auch noch ein Wenig weiter hinein, aber ich wette Hundert gegen Eins, daß er in einer Viertelstunde vor Hitze siedet!"

Sie ließen die Schwadron vorüber und setzten dann ihren Weg weiter fort. In der Stadt angekommen, suchte ein Jeder seine Wohnung auf.

Als Blücher die seinige erreichte, kam ihm Jungfer Adelheid mit angstvollem Gesichte entgegen.

„Mein liebster, mein bester Herr Lieutenant, wie ist es denn abgelaufen? Ich war sehr in Sorge um Sie!"

„Danke, meine Gnädige! Diese Sorge war wirklich unbegründet. Der Streit ist auf die zufriedenstellendste Weise beigelegt."

„So habe ich mich getäuscht!" rief sie, sichtlich erleichtert. „Als Ihr Bursche und Wildebrandt den Kasten durch die hintere Pforte brachten, glaubte ich zu bemerken, daß sie schwer trugen, und da ich bisher den Herrn Spezereikrämer nicht zurückkehren sah, so mußte ich fast annehmen, daß ihm ein Unglück widerfahren sei."

„Beruhigen Sie sich! Er befindet sich so wohl, als läge er in Abrahams Schooß. Ich glaube sogar, Sie bekommen ihn heut noch zu sprechen."

„Ist's möglich, Herr Lieutenant? O, ich danke Ihnen für diesen Trost, der mir die verlorene Ruhe wiedergiebt. Seien Sie ja auch versichert, daß — daß ich mein Wort halten werde, wenn — wenn — —"

„Wenn ich das meinige halte? Ich gab noch niemals ein Versprechen, welches ich nicht auch erfüllte. Adieu jetzt, gnädiges Fräulein, ich bin nun sehr beschäftigt!"

Er trat in sein Zimmer. Sie stieg die Treppe empor nach dem ihrigen. Es war ihr wie heller, lichter und warmer Sonnenschein in dem Herzen, dessen Himmel bisher stets ein bewölkter und trüber gewesen war.

(Schluß folgt.)

Die verhängnißvolle Mahlzeit.

Nach dem Französischen des Victor Hugo.

1.

Ungefähr um das Jahr 1828 befand sich zu Paris ein armer Arbeiter Namens Claude Gueux. Er hatte eine Grisette, mit der er lebte, und mit dieser eine Tochter, die er liebte.

Wir erzählen die Sachen wie sie sind, und überlassen es dem Leser, sich die Moral aus den einzelnen Thatsachen herausfuchen zu wollen.

Der Arbeiter war tüchtig, geschickt, verständig; sehr vernachlässigt von der Erziehung, sehr bevorzugt von der Natur; nicht fähig zu lesen, aber fähig zu denken.

Eines schönen Wintermorgens fehlte es ihm an Arbeit. Kein Brod im Hause, kein Geld im Beutel, kein Feuer im Ofen! Hunger im Magen, Durst in der Kehle, Frost in den Gliedern! Das Kind schrie, die Mutter weinte, der Vater — stahl.

Was er gestohlen? wo er gestohlen? wie viel er gestohlen? wissen wir nicht. Alles, was wir wissen, ist, daß der Diebstahl den Seinen drei Tage Brod und Holz, und ihm fünf Jahre Arbeitshaus einbrachte.

Zur Verbüßung seiner Strafe schickte man ihn in das Centralgefängniß zu Clairvaux. — Clairvaux ist eine alte Abtei, aus deren Mauern man einen Zwinger, aus deren Zellen man ein Gefängniß, und aus deren Altar man einen Schandpfahl gemacht hat. Gewisse Leute nennen das Fortschritt. Nun, Jeder nach seinem Geschmack! Fahren wir fort:

Angelangt daselbst setzte man ihn die Nacht hindurch in ein Loch, und den Tag über in eine Werkstatt. Nicht die Werkstatt ist es, was wir tadeln.

Claude Gueux, vor Kurzem noch ein ehrlicher Arbeiter, jetzt ein gemeiner Spitzbube, war eine Figur, ernst und imposant. Er hatte eine hohe, wenn gleich etwas gefurchte Stirn, schwarze, schon mit etwas grau melirte Haare, sanfte, etwas tiefliegende, dunkle Augen, eine gebogene, nicht zu große Nase, ein etwas hervorstehendes Kinn, frische, rothe Lippen, und ein Gebiß glänzend weißer Zähne. Mit einem Wort: es war ein schöner Kopf.

Wir werden sehen, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat.

Dabei lag in seinem ganzen Wesen etwas Ehrfurchtgebietendes, etwas Gehorsamerzwingendes. Seine Stimme war stark und wohltönend, seine Rede karg und gemessen, seine Miene nachdenkend und ernst, ohne jedoch leidend zu sein. Dennoch hat er viel gelitten.

In dem Depot, in welchem man Claude Gueux eingeschlossen, gab es einen Director des Ateliers. Es ist dies eine Klasse von Beamten, die eigens von der Natur für die Gefängnisse gemacht zu sein scheinen. Eine Menschenabart, die in wunderbarer Harmonie Kerkermeister und Krämer in sich vereinigen; deren Befehle stets wie Drohungen, und deren Drohungen stets wie Befehle lauten, und die euch mit kaltem Blute und frostiger Miene das Werkzeug in die Hand und die Kette an den Fuß legen.

Dieser Director nun war, so zu sagen, noch ein besonderes Genre in dieser Klasse.

Es war ein Mann, tyrannisch, eigensinnig, kurz angebunden und streng seinen Ideen ergeben. Er nannte dies seinen Willen, und war so schwach, stolz darauf zu sein und sich häufig mit Napoleon zu vergleichen. Unglückliche Illusion, die eine Lichtschnuppe für die Sonne nimmt!

Es giebt überhaupt Leute, die sich dadurch selbst täuschen, oder sich zu täuschen suchen, daß sie Eigensinn für Willenskraft nehmen, und sich auf diese eigentliche Schwachheit Vieles, als auf eine große Tugend, zu Gute halten. Dies war auch hier der Fall. Wenn dieser gute Mann einmal, in irgend welcher Angelegenheit, seinen Kopf aufgesetzt hatte, so ging er nicht davon ab, und wurden ihm auch noch so triftige Gründe entgegen gehalten.

„Der Eigensinn ohne Verstand," sagt der Director, „ist die am Ende der Einfalt angeschmiedete Dummheit."

Sehr häufig finden wir, wenn irgend eine Unternehmung in sich selbst zusammenstürzt, und wir die umherliegenden Trümmer genau betrachten, daß dieselbe meist von einem mittelmäßigen und eigensinnigen Kopfe ausgeführt worden war, der sich selbst bewundert und selbst überschätzt hatte.

Im Uebrigen war dieser Director, je nach Umständen, ein guter Mann, ein trefflicher Gesellschafter, ein guter Vater, und ohne Zweifel auch ein guter Ehemann, welche letztere Eigenschaften jedoch nicht Tugend, sondern Pflicht sein dürften.

Dies also war der Stahl, mit dem die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts auf die Gefangenen schlug, um Funken aus ihnen zu ziehen. Funken, mit solchem Stahl erzeugt, entzünden bisweilen eine Feuersbrunst.

Wir haben gesagt, daß Claude Gueux, nachdem er zu Clairvaux angekommen, und einregistrirt und einnummerirt worden war, in eine Werkstatt gesteckt und zu einer bestimmten Arbeit verwendet wurde.

Der Director beobachtete ihn, fand, daß er ein tüchtiger Arbeiter sei, und behandelte ihn erträglich.

Eines Tages, als Claude grade häufiger als sonst an das Schicksal derjenigen dachte, die er seine „Frau" nannte, und deshalb bei seiner Arbeit sehr niedergeschlagen und traurig vor sich hinblickte, erzählte ihm der Director, der eben bei guter Laune war, um sich die Zeit zu kürzen, vielleicht auch, um ihn zu erheitern, daß sich diese Unglückliche der Prostitution in die Arme geworfen habe. Auf die Frage,

was aus dem Kinde geworden, wußte der gute Mann kein Antwort. —

Nach Verlauf einiger Monate schien sich Claude Gueux an die Gefängnißluft zu gewöhnen, und an nichts Anderes mehr zu denken. Ja, es hatte sogar den Anschein, als habe sich eine gewisse ruhige, und seinem Charakter eigne Heiterkeit über sein ganzes Leben verbreitet. Auch schien Claude Gueux im Laufe dieser Zeit einen eigenthümlichen Einfluß über alle seine Mitgefangenen erlangt zu haben.

Setzt einen befähigten Kopf unter einen Haufen unbefähigter Köpfe, so werden in kurzer Zeit, durch das Gesetz der Attraction, alle diese hohlen Schädel sich um das erleuchtete Haupt, wie Trabanten um die Sonne reihen. So war es auch hier. Wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommen, und ohne eigentlich noch selbst recht zu wissen, warum? reihten sich diese Menschen um ihn, hörten ihm zu, und — ahmten ihm nach.

Nachahmung aber ist der höchste Grad der Bewunderung.

In weniger als drei Monaten war Claude die Seele des ganzen Ateliers geworden.

Von den Gefährten geliebt, war es ganz natürlich, daß er von seinen Vorgesetzten gehaßt wurde. Dies ist stets der Fall. Die Liebe der Sclaven hat immer den Haß der Herren im Gefolge. Volksgunst und Fürstengunst sind zwei sich widerstrebende Pole.

2.

Claude Gueux war ein starker Esser. Es war dies eine Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Sein Magen und seine Verdauungswerkzeuge waren in der Weise construirt, daß die vollständig ausreichende Nahrung zweier Menschen kaum einigermaßen zu seiner Befriedigung hinreichte.

Wenn M. de Cotadille, der einen ähnlichen Appetit hatte, darüber lachte, und sich dessen freute, so finden wir dies ganz in der Ordnung; denn M. de Cotadille war Herzog und Grand von Spanien, und hatte jährlich fünfmalhunderttausend Hammel zu scheeren. Was aber für einen Herzog eine Veranlassung zum Vergnügen ist, kann leicht für einen armen Arbeiter eine Veranlassung zum Mißvergnügen, für einen armen Gefangenen aber eine Veranlassung zum Unglück werden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Beichte.

Aus den Papieren eines sächsischen Landgeistlichen.

(Schluß.)

„Macht Sie der Besitz dieser Hand wirklich glücklich?“ fragte Livia.

„Wie können Sie fragen! Wäre nicht dieser arme Tropf von Antoine . . .“

„Und wäre er nun nicht mehr, wollen Sie sagen, im Wege . . .“

Unsere Augen begegneten sich bei diesen Worten, als wollte Eines in der Seele des Anderen lesen, dessen Spiegel das Auge sein soll.

„Sprechen wir bestimmter,“ sagte Livia nach einigen Augenblicken tiefer Stille. Haben Sie Muth?“

„Stellen Sie mich auf die Probe, Livia!“

„Oder würde Ihr Muth nicht groß genug sein, mich zur betrübten Wittwe zu machen, wenn ich es so haben wollte?“

„Sie!“

„Mich selbst!“

Ein entsetzlicher Gedanke stieg dämonisch in mir auf.

„Verstehe ich recht,“ sagte ich, „so meinen Sie, wenn Antoine todt wäre . . .“

„Oder getödtet!“

„Livia!“

„Thun Sie was Ihnen beliebt. Ich liebe nur Sie. Der Rothkopf ist ein recht braver Bursch, aber entsetzlich langweilig, entsetzlich tugendhaft, entsetzlich einfältig, entsetzlich häßlich. Ich verabscheue ihn.“

In diesem Augenblicke unterbrach ein schmerzliches Seufzen in unsrer Nähe unser verbrecherisches Gespräch, dann raschelte es in den Zweigen und Antoine's todtbleiches Gesicht wurde sichtbar; er hatte uns belauscht und jedes Wort vernommen, Livia schrie laut auf und floh in der Richtung nach dem Landhause, ich selbst entfernte mich, indem ich die nahe Gartenmauer überstieg und so in's Freie gelangte. Hätte mich Jemand gesehen, so würde er auf meinem Gesicht den Ausdruck tiefster Beschämung und peinlicher Selbstverachtung gelesen haben. Was darauf in jener Nacht in Antoine's Landhause geschah, ist mir in seiner ganzen Wahrheit nicht bekannt. Ich für meine Person erhielt am andern Morgen, als ich nach einer schlaflosen Nacht kaum aufgestanden war, ein Kästchen zugeschickt. Es ist dasselbe, das Sie hier vor sich sehen. Ein beiliegender Brief enthielt den Schlüssel dazu und folgende Zeilen von der Hand meines Freundes:

„Liebster Freund! Sie haben gestern den Wunsch geäußert, eine gewisse Hand für immer zu besitzen. Ich war in Ihrer Nähe und habe Alles deutlich vernommen. Ich weiß Alles. Hiermit empfangen Sie, was Sie so sehnlich begehrten. Es ist dies der letzte Liebesdienst, den Ihnen erweißt Ihr unglücklicher Antoine.“

Das Blatt entfiel meiner Hand, es wurde Nacht vor

meinen Augen. . . Als ich meine Besinnung wieder erhielt, öffnete ich, von finsteren Ahnungen bestürmt, das Kästchen. Entsetzen ohne Ende! Livia's blutige rechte Hand lag darin, ihr goldener Trauring glänzte mir vom vierten Finger entgegen. Ich erstarrte. Was war ihr selbst widerfahren? Meiner Sinne kaum mächtig, eilte ich von Wien nach meines Freundes Landhaus. Ich traf die Dienerschaft in höchster Bestürzung. Niemand achtete auf mich, Niemand antwortete auf meine Fragen, Niemand wehrte mir, als ich in das erste Stockwerk hinauf und nach Livia's Zimmer ging. Ich trat ein. Himmel, welcher Anblick bot sich meinen Augen! Livia lag todt auf ihrem Ruhebett, ihr rechter Arm war ein blutender Stummel, denn es fehlte die Hand daran. Neben ihr auf dem Boden lag mit zerquetschtem Schädel der unglückliche Antoine; er hatte sich mit einer Pistolenkugel den Kopf zerschmettert. Jetzt wußte ich Alles. Wie von Furien gepeitscht, entfloh ich dem Orte des Verbrechens, zu dem ich Tiefgesunkener Veranlassung gegeben. „Mörder! Mörder!" hallte es in meinen Ohren. „Mörder!" flüsterten mir die Bäume zu. „Mörder!" rauschten die dunklen Wogen der Donau, von deren Ufer ich mich stürzte, um in des Stromes wirbelnden Fluthen meinem elenden Dasein ein Ende zu machen. . . Der Tod floh mich, als scheue er sich vor dem Pesthauche der Sünde, die mein Gewissen befleckte. Fischer, die in der Nähe waren, entrissen mich den Wellen und als ich aus langer Ohnmacht erwachte, befand ich mich im Hospitale. Ich blieb lange krank an Körper und Geist. In der Verzweiflung, die sich meiner bemächtigte, nagelte ich mir dieses Kreuz von Eisenblech auf die Brust, um durch diese Marter zu büßen für den Frevel, dessen Bewußtsein jetzt riesengroß vor mir stand. Den Freund verrathen, ihn um sein Liebstes auf der Welt betrogen, ihm mit schnödem Undank die Gefahr vergolten, in die er sich stürzte, mich zu retten! Eine Frau geführt auf die Bahn der Verirrung, sie getrieben in den Tod, zum Wahnsinn gebracht Denjenigen, der sie so unaussprechlich liebte! Ehrwürdiger Vater! Neun Jahre sind seid jenem furchtbaren Ereigniß vorübergegangen, neun Jahre pilgere ich ohne Ruhe durch die Welt, die Hand des unglücklichsten Weibes mit herumtragend. Seit neun Jahren verzehren mich ohne Aufhören die Qualen der Reue und der Furcht vor dem Ewigen, der da richtet über den Sternen. In neun Jahren ist dieses Kreuz mit seiner Pein nicht von meiner Brust gekommen. Meine Kraft ist gebrochen. Bald wird mich der Tod vor das Antlitz des Allerheiligen rufen. Darf ich seine Vergebung hoffen?"

Der Beichtende heftete das blaßblaue, geisterhaft schimmernde Auge starr auf das greise Antlitz des alten Geistlichen.

„Der Born der göttlichen Gnade ist unerschöpflich," sagte dieser erschüttert. „Wohl lastet schwere Schuld auf Deiner Seele, mein Sohn, aber ist die Reue, die Du zeigst, aufrichtig, so wird Dir Gott vergeben."

„Meine Reue ist aufrichtig, mein Vater! Die Sterbenden sprechen die Wahrheit."

„So verkündige ich Dir hiermit kraft meines Amtes Vergebung der Sünden im Namen unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Amen!"

Da überflog ein Strahl der freudigen Hoffnung das Gesicht des Reuigen und eine heilige, versöhnende Thräne perlte an seinen Wimpern, als er sich erhob und dem Pfarrer die Hand küßte.

„Dank, mein Vater, tausend Dank!"

Draußen schlug es jetzt zwölf.

„Mein Sohn," sprach mit sanfter, theilnehmender Stimme der Pfarrer, „bleiben Sie diese Nacht bei mir. Sie scheinen erschöpft. Und vor allen Dingen legen Sie dies Kreuz ab, dessen rostige Nägel Ihre Brust zerfressen. Diese Selbstpeinigung macht Ihre Reue bei Gott um nichts angenehmer, es ist eine nutzlose Qual."

Der Fremde blickte den Priester traurig an.

„Lassen Sie mich gewähren, mein Vater! Ich gelobte, es im Leben nicht wieder abzulegen, und bitte Sie, nichts zu unternehmen, was mich geneigt machen könnte, mein Gelübde zu brechen. Auch darf ich nicht bei Ihnen bleiben. Der Schlaf flieht die Augen der Sünder und meine Seufzer würden den Schlummer von Ihren Lidern scheuchen."

Damit nahm er das Kästchen mit der blutigen Hand, schob es in das Felleisen, ergriff seinen knotigen Wanderstab und wankte in die stürmische Nacht hinaus, nicht ohne dem ehrwürdigen Prediger noch einmal mit rührenden Worten gedankt zu haben.

* * *

Am andern Morgen fand man den Fremden todt hinter der Kirchhofmauer. Sein Kopf ruhte auf dem Felleisen, das Kästchen von Ebenholz auf seinem Schooß. Er hatte ausgelitten. Ein Zug wehmüthiger Freude war mit den erstarrten Lippen versteinert. Vielleicht war seine letzte Stunde keine schmerzliche gewesen und der Tod ihm erschienen nicht als verderbenbringender Herold des Gerichtes und der Qualen ohne Ende, sondern als freundliche Lichtgestalt mit dem Lilienstabe der Hoffnung in der Hand.

Wer der Fremde gewesen ist nicht bekannt geworden. Obschon sein Anzug derjenige eines Reisenden aus der arbeitenden Klasse war, so schien der Geheimnißvolle doch, nach der ansehnlichen Summe, die man bei ihm fand, und aus den, dem Pfarrer gemachten Mittheilungen zu schließen, den höheren Ständen anzugehören. Papiere hatte er nicht bei sich: er besaß entweder keine solche, oder er hatte sie vor seinem Tode vernichtet. Er wurde auf dem Friedhofe des Dorfes beerdigt und die ihm so theure Hand mit in sein Grab gelegt. Das Kreuz auf der zerfleischten Brust des Unglücklichen nahm der Pfarrer an sich, um es aufzubewahren als Erinnerungszeichen an den reuigen Ehebrecher und dessen seltsam mitternächtliche Beichte.

Die Geschichte des Steinkohlenbergbaues.

Historische Scizze nach dem „Saarbrücker Bergmannskalender 1876".

II.

Wenn auch der Steinkohlenbergbau in einzelnen Gegenden bereits ein hohes Alter aufzuweisen hat, so gehört sein Aufschwung und seine eigentliche Bedeutung doch erst der neueren Zeit an.

Die älteren Steinkohlengewinnungen in Deutschland haben sich naturgemäß nur am Ausgehenden der Flötze bewegt, es waren lediglich Gräbereien, „Kohlengrafften", „Kohlpfützen" „Kaulen" genannt. Man grub die Kohlen in regellosester Weise aus den „Kohlbergen" heraus, soweit man ihrer habhaft werden konnte, bis das angetroffene Wasser Einhalt gebot, oder die Gruben zusammenstürzten.

In den meisten Bergordnungen — ausgenommen die neueren — werden Steinkohlengruben gar nicht erwähnt, wie denn überhaupt in bergrechtlicher Beziehung der Satz galt: „Steinkohlen (steinerne Kohlen) sind weder für ein Metall, noch für ein Mineral zu halten und dürfen daher auch nicht gemuthet werden."

Die Kohlengräberei wurde auch fast ausschließlich nur von Bauern ausgeübt, welche entweder dazu die Erlaubniß des Grundeigenthümers oder des Landesherrn sich erworben nnd dafür die Hälfte, den Sechsten oder Zehnten der Förderung abgeben mußten. So werden aus jener Zeit her beispielsweise heute noch die Besitzer der Kohlenwerke in Zwickau's Nähe im Volksmunde nicht anders wie „Kohlenbauern" genannt.

Erst mit der weiteren Entwickelung des Betriebes bildeten sich dann einerseits Gewerkschaften, andererseits selbstständige Innungen zünftiger Kohlengräber oder „Köhler"; die Kohlengewinnung selbst nahm nach und nach mehr den Charakter eines eigentlichen Bergbaues (Schächte und Stollen) an und wurde in den meisten Gegenden auch in bergrechtlicher Beziehung immer mehr als solcher behandelt (Muthung und Verleihung der Gruben).

Die mit Kohlenbergbau beschäftigten Personen scheinen übrigens in früheren Jahrhunderten — ähnlich wie heute — nicht immer von feinen Sitten und sanften Charakters gewesen zu sein. So enthält die Aachener Kohlordnung von 1602 schwere Strafandrohungen gegen ungebührliches Benehmen der „Köhler" vor Gericht. Die dortigen Kohlmeister mußten sich eidlich verpflichten, alles Zanken und Fluchen, Schwören und Schlägereien auf den Gruben zu verhindern; ebenso verbietet eine Aachener Rathsordnung von 1666 den Bergleuten die Gotteslästerungen in den Schächten, die gegenseitigen Verwünschungen und Verläumdungen bei Strafe von 10 Goldgulden.

Fast überall waren es wohl die Schmiede, welche zuerst und ausschließlich sich der Steinkohlen als Feuerungsmaterial bedienten. Daneben fanden letztere Verwendung zum Kalkbrennen, hier und da auch zur Alaun- und Vitriolgewinnung. Zum eigentlichen Hausbrande wurde die Kohle hauptsächlich nur in unmittelbarster Nähe ihrer Gewinnungspunkte benutzt.

Den Schmieden empfahl sich die Steinkohle durch ihre Eigenschaft, nicht nur Flamme, sondern auch Glühfeuer zu geben; allein für den häuslichen Gebrauch bot sie keinen andern Vortheil, als den eines billigeren Preises dar, ähnlich etwa, wie es mit dem Torf noch heute in vielen Gegenden der Fall ist.

Wahrscheinlich führte in Deutschland der Betrieb der Salinen (Salzsiedereien) und der Glashütten zuerst zu einer vermehrten Berücksichtigung des Steinkohlenbergbaues.

In Nord- und Mitteldeutschland weisen zahlreiche Nachrichten darauf hin, daß am frühesten auf der Saline Sooden bei Allendorf an der Werra und auf den Glashütten in Hessen gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts statt des Holzes die Kohlen vom Meißner in Anwendung gebracht wurden. Es geschah dies auf Rath des Pfarrers Rhenanus, welcher auch außerhalb Hessens auf vielen Werken zu Rathe gezogen wurde.

Noch im folgenden Jahrhundert wurde Verwendung der Steinkohlen beim Salzsieden vielfach als eine besondere, in Allendorf zu erlernende Kunst betrachtet. So sandte man 1624 von Halle einige „diskrete Salzwirker" nach Allendorf, um die dortige Art des Salzsiedens mit Steinkohle zu erforschen; zu gleichem Zwecke ging 1680 nochmals ein Beamter „im Geheim" nach Allendorf, und erst hiernach war man im Stande, die Wettiner Steinkohle zur Heizung der Siedehäuser in Halle zu benutzen.

In Hannover und Westphalen hängt die Aufnahme und Ausdehnung mehrerer der älteren Steinkohlenbergwerke zum Theil unmittelbar mit dem Salinenbetriebe zusammen.

Einer rascheren Einbürgerung der Steinkohle standen Vorurtheile der mannichfachsten Art entgegen. Was für undeutliche Vorstellungen man überhaupt in früherer Zeit von dem Wesen der Steinkohle hatte, das zeigt beispielsweise der alte bergmännische Schriftsteller Agrikola (1546), welcher die Kohle als „ein von der Hitze der Erde ausgehendes Erzeugniß (excoctum), schwarz und leicht, und doch harzig und fett" bezeichnet.

Namentlich in den Städten war das Vorurtheil verbreitet, daß die Steinkohle in Folge ihres Rauches im hohen Maße der menschlichen Gesundheit schädlich sei. In Zwickau hatten offenbar aus diesem Vorurtheile die uralten Schmiedeartikel den Schmieden verboten, in der Stadt mit Steinkohlen zu schmieden.

In England wurden 1316 sogar Gesetze erlassen und in späteren Jahrhunderten mehrmals erneuert, welche den Gebrauch „dieses so schädlichen Materials" für die Stadt

London gänzlich verboten und mit schweren Geldstrafen, sowie Niederreißen der Kamine bedrohten.

Auch in Paris hatten auf Ansuchen des Parlaments die Gelehrten ein ungünstiges Gutachten abgegeben und vor den Gefahren und Nachtheilen des Gebrauchs der von England eingeführten Steinkohle gewarnt.

Die bittere Noth hat endlich alle Vorurtheile, gegen welche Jahrhunderte hindurch die Steinkohle anzukämpfen hatte, besiegt: der zunehmende Mangel an Holz hat die Steinkohle immer mehr am Boden gewinnen lassen und dieselbe überall nach und nach unentbehrlich gemacht.

In England war aus diesem Grunde der Gebrauch der Steinkohle bereits um 1650 ein ganz allgemeiner.

Bei uns in Deutschland hatte zwar die Entwaldung des Landes sich nicht so frühe wie in England fühlbar gemacht, gleichwohl drängte die Rücksicht auf Erhaltung der Wälder immer mehr zur Benutzung der Steinkohle hin. Beispielsweise ließ es sich, von dieser Rücksicht geleitet, die fürstliche Regierung in der Grafschaft Nassau-Saarbrücken seit 1760 auf's Eifrigste angelegen sein, der Steinkohle beim Hausbrande Eingang zu verschaffen, indem sie die Bewohner des Landes durch die Ortsvorsteher, Geistlichen und Lehrer im Gebrauche der Steinkohlen zum Ofenheizen förmlich unterrichten und später (von 1788 an) zur Schonung der Wälder den Gemeindemitgliedern die für ihren Hausbrand benöthigten Steinkohlen zu den Selbstkostenpreisen verabreichen ließ.

Auch in Oesterreich wurde aus Besorgniß vor Erschöpfung der Wälder schon früh die Aufmerksamkeit auf Ersatz des Holzes und der Holzkohle durch die Steinkohle hingelenkt. So erhielten bereits 1725 die Landesbehörden in Innerösterreich die Anweisung, Erhebungen anzustellen, ob nicht die Holzkohle bei den Eisenwerken durch die „neuentdeckten Steinkohlen" ersetzt werden könnte; ebenso wurden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederholt namhafte Vortheile Denjenigen zugewandt, welche ihre Gewerbe mit Steinkohlen betrieben.

Als der lebhafteste Beförderer des Steinkohlenverbrauchs und damit auch des Steinkohlenbergbaus hat sich überall neben dem Hausbrande und den kleineren Gewerben die emporwachsende Großindustrie erwiesen.

Zunächst waren es die auf eigentliche Feuerarbeiten beruhenden Zweige derselben, wie Glashütten, Ziegeleien, Porzellanfabriken, Eisenschmelzen, Hammerwerke u. s. w., welche, theils schon aus älterer Zeit vorhanden, theils erst durch die Steinkohle selbst in's Leben gerufen, in stets steigendem Maße der letzteren Absatz und Verwendung verschafften. Namentlich hat sich die Eisenindustrie, nachdem es einmal gelungen war, durch Verkokung die Steinkohle auch zum Schmelzen der Erze zu benutzen (schon 1640 in England, seit 1796 in Oberschlesien), als ein Haupthebel zur Belebung des Steinkohlenbergbaues gestaltet. Kohle und Eisen sind förmlich Zwillingsbrüder geworden, gegenseitig sich fördernd und gegenseitig auf einander angewiesen.

Vor allen indessen gebührt endlich auch der Dampfmaschine das wesentlichste Verdienst, zur weiteren Verwerthung der Steinkohle beigetragen zu haben. Seitdem der Engländer James Watt in den sechsziger Jahren des 18. Jahrhunderts durch seine Maschine den Dampf nutzbar gemacht, hat der letztere allmählich in allen Industriezweigen seine Herrschaft ausgebreitet und mit ihm herrscht überall die Steinkohle.

Aber selbst die mächtige Förderung von Seiten der Industrie würde nicht ausgereicht haben, den Steinkohlenbergbau zu der heutigen Blüthe emporzubringen, wenn nicht gleichzeitig auch Verkehrsstraßen eröffnet worden wären, welche den Massentransport der Kohle ermöglichten. Abfuhrwege und Chausseen mußten gebaut, Kanäle angelegt, Flüsse schiffbar gemacht, der Verkehr auf alle mögliche Weise erleichtert werden.

So entwickelte sich beispielsweise der Steinkohlenbergbau des Ruhrbeckens eigentlich erst mit der Schiffbarmachung der Ruhr, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen wurde, und mit der Beseitigung aller Zoll- und sonstigen Schranken, welche dem freien Kohlenverkehre im Wege gestanden hatten.

Mit der wachsenden Bedeutung der Steinkohle hatte auch die Kohlengewinnung eine andere Gestalt angenommen. An die Stelle planloser Gräbereien war ein regelmäßiger bergmännischer Abbau mit Tagesstrecken, Stollen und Schächten getreten, der Betrieb beschränkte sich nicht mehr blos auf die Nähe des Ausgehenden, sondern rückte auch nach größeren Tiefen vor.

Wie bei jedem technischen Betriebe, so hat hier ganz besonders die Einführung der Dampfmaschine gewaltige Fortschritte ermöglicht. England hat das Verdienst, die Dampfmaschine dem Bergbau dienstbar gemacht zu haben, indem dort bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts „Feuermaschinen" zur Wasserhaltung benutzt wurden.

Die erste Wasserhaltungs-Dampfmaschine für Deutschland wurde auf Veranlassung der preußischen Bergverwaltung 1788 in England angeschafft; 1789 zunächst auf der Kupferschiefergrube „Preußische Hebeit" im Mannsfeld'schen aufgestellt. 1793 wieder abgebrochen, gelangte sie 1795 nach dem Hoffnungsschachte der Steinkohlengrube zu Böbejün in der Provinz Sachsen, wo sie ununterbrochen bis 1848 in Thätigkeit geblieben ist.

In welchem großartigen Maße die Steinkohlengewinnung und der Steinkohlenverbrauch während der Neuzeit gestiegen ist, zeigen besonders England, Preußen und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Während England 1660 noch erst ungefähr 45 Millionen Centner Steinkohlen gewonnen wurden, beträgt gegenwärtig, also etwas über 200 Jahren, die Förderung mehr als 2500 Millionen Centner jährlich. Das Königreich Preußen hatte im Jahre 1817 kaum 19 Millionen Centner, dagegen 1873 bereits 647 Millionen Centner Steinkohlenförderung aufzuweisen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika belief sich die Steinkohlenproduction 1820 auf nur erst 365 Tonnen (7300 Centner), im Jahre 1874 aber auf

49⅓ Millionen Tonnen (fast 1000 Millionen Centner). Die gegenwärtige Ausbeute aller Steinkohlengruben der Erde wird auf ungefähr 5200 Millionen Centner jährlich zu schätzen sein, und zwar entfallen gegen 4140 Millionen Centner auf Europa, 1025 auf Amerika, 20 auf Australien und 15 Millionen auf Asien (China und Ostindien).

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXII.

Vom Tode erstanden.

Ein Abenteuer aus Californien von Emma Pollmer.

Es war im Hafen von Sakramento, in welchem sich ein Bild von den lebhaftesten Farbentönen entwickelte. Die Menge, welche sich geschäftig über den Quai ergoß oder lungernd umhertrieb, schien nicht aus den Bewohnern eines besonderen Districtes oder gar einer einzelnen Stadt zu bestehen, sondern glich eher einem Carneval, der die Repräsentanten aller Zonen und Nationen für kurze Zeit vereinigt hat.

Hier stand eine Gruppe hagerer Yankee's in dem unvermeidlichen schwarzen Fracke, den hohen Cylinderhut weit nach hinten auf den Kopf gedrückt, die Hände in den Taschen und goldene Uhrketten, Tuchnadeln, Hemdknöpfchen und Berloques eingehakt. Dazwischen drängte sich ein kleiner Schwarm Chinesen herum in ihren blauen Kattunjacken und weiten, weißen Hosen, die langen Zöpfe wohl gepflegt und geflochten. Südsee-Insulaner waren da, die scheu, verlegen und verwundert auf dem fremden Boden einhergingen und, wenn ihnen etwas nach ihren Begriffen gar zu Absonderliches in die Augen sprang, die Köpfe leise flüsternd zusammensteckten. Mexikaner stolzirten umher mit ihren an der Seite bis oben hin aufgeschlitzten und mit silbernen Knöpfen besetzten Sammethosen und den kurzen, ebenso garnirten Jacken, den breitrandigen Wachstuchhut auf dem Kopfe. Californier mit ihren langen, in den prachtvollsten Farben gewebten Poncho's, die ihnen fast bis an die Knöchel herabreichten; schwarze Lady's und Gentlemens, nach tausend Wohlgerüchen duftend und in dem überzeugendsten Putze steckend, ernste Indsmen, die mit gravitätischem Schritte durch die Menge stiegen; gemüthliche Deutsche, Engländer mit Cotelettenbärten und riesigen Zwickern auf der Nase, bewegliche, kleine Franzosen, zankend, erzählend, rufend und auf das Lebhafteste gestikulirend, rothhaarige Irländer, nach Aquardiente (Schnaps) duftend; Chilanen in ihren kurzen Poncho's; Trapper, Squatter, Backwoodsmen in ihren ledernen Jagdhemden, die lange Büchse noch auf der Schulter, wie sie gerade über das Felsengebirge gekommen waren; Mestizen und Mulatten in allen Farbenstufen und Schattirungen, und dazwischen die aus den Minen oft mit schweren Beuteln von Gold zurückgekehrten Goldwäscher in den phantastischsten Costümen, die man sich nur zu denken vermag, in ihren Kleidern auf das Entsetzlichste abgerissen, mit geflickten Hosen, Röcken, Westen und Jacken, mit zerrissenen Stiefeln, aus denen die nackten, strumpflosen Zehen hervorblickten, und Hüten, die Monate lang am Tage der Sonne und dem Regen getrotzt und dann des Nachts als Kopfkissen gedient hatten. Und in den kleinen Gruppen standen dabei die Eingeborenen des Landes, die eigentlichen, rechtmäßigen Herren des Bodens und doch vielleicht die einzigen vollständig Besitzlosen in der ganzen Masse, die ihr Leben jetzt durch Tagelohn kärglich fristen mußten.

Und dieser bunten Völkermischung schlossen sich allerlei respectgebietende, glänzende Gestalten an: amerikanische und englische Seeleute mit breiten Schultern, riesigen Fäusten und herausforderndem Blicke, und eine Anzahl spanischer Marine-Offiziere, die in ihren blitzenden, goldgestickten Uniformen von San Franzisko herbeigekommen waren, um sich das geschäftige Treiben in der Nähe der Golddistricte einmal anzusehen.

Fast hätte man sagen können:

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen!"

Und was hatte all die Ingredienzen der vielgestaltigen, anthropologischen Mixtur herbeigetrieben? Nichts Anderes als — das Gold.

Die Ansiedelung von Obercalifornien, welche im Jahre 1768 von Mexico aus geschah, hatte das Land unter die weltlich-geistliche Herrschaft der Missionäre gebracht. Die Jesuiten waren treffliche Oeconomen und errichteten an vielen geeigneten Orten Klöster und Missionen zur Ausübung ihrer Propaganda.

Als die Herrschaft der Priester durch die mexikanische Centralregierung im Jahre 1823 gestürzt wurde, weigerten sich die Missionäre zum großen Theile, diese Regierung anzuerkennen und verließen das Land. Die Wenigen, welche blieben, hatten ihren Einfluß verloren, fristeten ein kümmerliches Leben und verschwanden auch nach und nach.

Nicht weit von Sakramento liegt ein mehrere Stockwerke hohes, mächtiges Gebäude, welches einen großen, geräumigen Hof umschließt, dessen nach der Stadt zu gelegen Seite von der alterthümlich, aus ungebrannten Backsteinen aufgeführten Kirche begrenzt wird.

Das Gebäude war die Mission „Santa Barbara", deren ganze, kasernenartige Räumlichkeiten in der letzten

Zeit nur von drei Personen bewohnt worden waren: einem alten Geistlichen, seiner noch älteren Haushälterin und einem Deutschen, welcher eigentlich Karl Werner hieß, von Denen, die mit ihm verkehrten, aber nach seinem Vornamen nicht anders als Sennor Carlos genannt wurde und das Factotum des Pfarrers war.

Da wurden die Goldfelder Californiens entdeckt und die Nachricht von den in den Bergen liegenden fabelhaften Schätzen rief eine Einwanderung hervor, welche zunächst aus dem benachbarten Mexiko und den Vereinigten Staaten ihre Schaaren herüberſandte, bald aber mit den Kindern aller Welttheile das Land überschwemmte. Den zunächst herbeieilenden Abkömmlingen der alten spanischen Conquistatoren folgten Sandwich-Insulaner, dann Australier und Europäer, und selbst Chinesen und Kuli's schwärmten herüber, um ihren Theil von dem Golde zu holen und reiche Leute zu werden.

San Franzisko war der Hauptsammelpunkt der Fremden, von wo aus sie weiter nach Norden oder in das Innere des Landes gingen. Sakramento war einer der hervorragendsten Nebenpunkte.

Natürlich führte nicht Jeder ein Zelt oder eine sonstige Wohnung mit sich. Die Zahl der Menschen wuchs von Tag zu Tag, und da die einsetzenden Regen ein Lagern im Freien nicht gestatteten, so wurde Alles, was zur Herberge dienen konnte, in Anspruch genommen.

Auch die alte Mission „Santa Barbara" erlitt ein solches Schicksal, welches mit ihrer ursprünglichen Bestimmung wenig Aehnlichkeit hat.

Ein Franzose aus dem Elsaß errichtete unten in einem der Flügel eine Brauerei, mauerte einen riesigen Kessel ein und fing an, ein Getränk zu kochen, welches er die Verwegenheit hatte, Bier zu nennen. In der vorderen Flanke, gerade neben der Kirche, setzte sich ein Amerikaner fest und errichtete eine Restauration, wobei er es für außerordentlich zweckmäßig fand, einen Theil des Kirchenschiffes in einen Tanzsalon umzuwandeln, in dem allwöchentlich einige „Reels, Hornpipers" oder Fandango's abgehalten werden konnten. Dadurch wurde ein unternehmender Irishman aufmerksam gemacht, an die andere Seite der Kirche eine Branntweinkneipe setzen zu lassen.

Von dem untern Theile des andern Seitenflügels nahm ein Engländer Besitz, der sich mit einem schlauen New-Hawshira-Mann vereinigte, Chinesen herbeizuschaffen, ein Geschäft, bei dem sich die beiden Gentlemen, wie sich bald zeigte, sehr gut standen. So ging es fort und nicht lange dauerte es, so war die alte Mission außer dem obersten Bodenraume des einen Flügels vollständig in Anspruch genommen.

Der alte Pfarrer konnte nichts dagegen thun. Anfangs hatte er, nicht im Stande, Gewalt anzuwenden, eine Anzahl Prozesse angestrengt, um die Lästigen aus dem frommen Hause abzuhalten, aber nur zu bald sollte er die traurigen Folgen kennen lernen, denn er fiel dadurch einer ganzen Schaar von Geiern in die Hände, die alle Zahlung von ihm wollten, ohne daß sie aber das Geringste für ihn ausgerichtet hätten.

Dadurch wurde ihm die heilige „Santa Barbara" verleidet, und eines schönen Morgens war er mit sammt seiner Haushälterin spurlos verschwunden. Es hatte auch Niemand Lust, nach ihnen zu forschen und so blieb von den ursprünglichen Bewohnern nur Sennor Carlos zurück, der mit seiner Frau und Anitta, seiner wunderhübschen Tochter, ein paar kleine Stuben des Erdgeschosses neben der Brauerei bewohnte.

Aber auch der Bodenraum sollte einen Besitzer finden. Von Buenos-Ayres war ein Mann nach Sakramento gekommen, der aus Cincinnati stammte und sich Doctor Haffley titulirte; ob er in Wirklichkeit Arzt sei, darnach wurde er von Niemand gefragt. Er wollte in Sakramento ein Hospital gründen, fand aber keinen geeigneten Platz dazu und kam nun zur Mission geritten, wo er die Dachräume, da er keinen Menschen fand, dem er sie abmiethen konnte, einfach mit Beschlag belegte. Er war ein praktischer Mann, der recht gut wußte, daß in diesem Lande das Recht des gegenwärtig Besitzenden nur sehr schwer anzutasten war.

Schon am nächsten Tage trafen eine Anzahl von Maulthieren mit wollenen Decken und Matratzen ein, hinter welchen eine Schaar von Mexikanern die nöthigen eisernen Bettstellen herbeitrugen. Noch vor Abend standen zwanzig Betten dort oben unter dem alten, defecten Ziegeldache auf dem offenen Boden, durch den der oft stürmische Wind nach allen Richtungen hin seinen Durchzug hatte und auf dem es zur Regenzeit eine ganz heillose, perennirende Ueberschwemmung gab. Das war nun das Hospital, welches seiner unglücklichen Patienten harrte.

Diese stellten sich auch nur zu bald ein.

So gesund das Klima in Californien an und für sich auch ist, in den Minen giebt es doch stets der Kranken mehr als genug. Die wilde, unregelmäßige Lebensart trägt ebenso viel wie die schwere, für Tausende ungewohnte Arbeit und die vielen Regengüsse dazu bei, viele, besonders hitzige Fieber zum Ausbruch zu bringen, die für den davon Betroffenen aus Mangel an Pflege und ärztlicher Behandlung nur zu oft einen schlimmen und tödtlichen Ausgang nehmen.

Da waren Diejenigen noch glücklich zu preisen, welche die Krankheit nicht allein und in der Wildniß traf, sondern welche Freunde fanden, um sie aus den Bergen und Schluchten wieder hinaus in den Bereich der Civilisation und ordentlichen Pflege zu bringen. Die Meisten freilich fanden bei den Minen nichts als sechs Fuß Erde und einen armen Ring von Steinen um das enge Grab. Viele starben unterwegs oder lebten gerade lange genug, um mit dem letzten, brechenden Blicke eine menschliche Niederlassung zu erfassen, und nur Wenigen gelang es, wieder hergestellt zu werden, um mit gekräftigtem Körper ihre Arbeit auf's Neue beginnen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

„Wie kannst Du nur, Caroline, das Haar von andern Frauenzimmern in Deinem Zopfe tragen?“ fragte der Mann. Die Frau klopfte auf den Rücken des Mannes und antwortete: „Wie kannst Du nur die Wolle von andern Schafen auf Deinem Körper tragen.“

Die Zwerge.

Der Kaiser Augustus hatte nach dem Bericht des Sueton einen Zwerg, der noch nicht volle zwei Fuß hoch war; er wog 17 Pfund, hatte jedoch eine starke Baßstimme. Augustus ließ von ihm ein lebensgroßes Standbild verfertigen, an welchem die Augäpfel aus Edelsteinen gebildet waren. Auch Tiberius hatte einen ebenso kleinen Zwerg, der am lautesten im ganzen römischen Reiche die Wahrheit sprechen durfte. Marc Anton hatte einen Zwerg, der nicht viel über 1½ Fuß hoch war; sein Herr hatte ihm aus Scherz den Namen Sisyphus gegeben. Domitian besaß gar eine förmliche Zwergsammlung; man hatte sie mit großer Mühe und Kosten aus allen Theilen des Reichs zusammengebracht, damit sie einen Gladiatorentrupp in nuce bilden sollten. Auch Julia, die Tochter des Augustus, besaß ihren Leibzwerg, der 2 Fuß 9 Zoll hoch war. Im Mittelalter war die Fürstensitte, Zwerge zu unterhalten, gänzlich abgekommen. Brandenburg und Polen waren die ersten Höfe, wo wir die Zwerge nach langem Winterschlafe wieder auftauchen sehen. Den tapfern Sir Gottfried Hudson, Leibzwerg König Karl I. von England, kennen wir aus Walter Scott's Beschreibung. Er war vielleicht der großherzigste unter allen Zwergen, die es jemals gegeben hat. Zu den kleinsten gehörte der bekannte Bébé, der Leibzwerg von Stanislaus von Polen. Er war, als er starb, nur 33 Zoll hoch.

Fleischbrühe Monate lang in frischen Zustande zu erhalten.

Man füllt die Brühe in eine Flasche, deren leerer Hals mäßig fest mit einem Stöpsel aus Baumwolle verstopft wird. Diese Wahrnehmung gründet sich auf die interessanten Schrötten'schen Versuche über die Filtration der Luft durch Baumwolle, wodurch eine Luft erhalten wird, an der Gährungs- und andere Vorgänge keine Stütze mehr finden.

Rechnungsaufgabe.

Gieb mir vier Nüsse von Deinen, sprach ein Knabe zum andern, und wir haben Beide gleich viel; nein, erwiderte dieser, gieb mir vier von Deinen, dann habe ich noch einmal so viel, wie Du. Wie viel Nüsse hatte jeder?

Eingesandt von Herrn W. Pechstein in Breslau.

Zahlenräthsel.

Am Fuße einer Linde saß
Ein Würmchen, das gern Blätter aß;
Es kroch hinauf mit viel Bedacht
Vier Ellen richtig bei der Nacht,
Und an dem Tage kroch es wieder
Zwei Ellen richtig d'ran hernieder.
Dies that es immer so mit Fleiß,
Bis nach neun Nächten, wie ich weiß,
Es zu der Linde Gipfel kam
Und seinen neuen Sitz hier nahm.
Mein Leser bringe nun herbei,
Wie hoch wohl diese Linde sei?

Eingesandt von Herrn W. Hauser in Dresden.

Logogriph.

Denkst Du an Schiller's Wallenstein,
So fällt Dir gleich ein Name ein;
Nimm ihm den Kopf und sieh gescheidt,
Ein furchtbar Ding das Feuer speiht.

Eingesandt von Friedrich Herbert in Halle.

Auflösung des Rebus in № 33.

Minden (M in den).

Auflösung der geographischen Knacknuß in № 33.

Mississippi.

Auflösung des Arithmogriph in № 33.

Mitra — Athem — Rath — Isar — Arie — Theer — Hertha — Esra — Rahm — Eis — Siam — Jahr — Ara — Maria Theresia.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein A. Walther in Wiesbaden, Hermine Schmidt in Glauchau, Ernestine Wolf in Meerane, Frau Auguste Hellmann in Berlin und den Herren Louis Gruner in Schönefeld b. Leipzig, W. Majdewicz, F. Werner, Heinrich Noack in Dresden, Hermann Vieweg und Fr. Petzold in Danzig.

Briefkasten.

Herrn W. M. in Dresden. Charade und Silbenräthsel acceptirt, vorbehältlich einer kleinen Aenderung des Letzteren, da die betreffende Stadt nicht Jedo sondern Jeddo geschrieben wird.

Herrn H. K. in Frankfurt a. O. Arithmogriph wird abgedruckt.

Herrn L. T. in Glauchau. Briefkasten in Nr. 36 Glauchau statt Glogau.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 39. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Drei Schnitte — und ihre Hände waren von den Fesseln befreit — vier Schüsse krachten von oben herab — noch vier — Sam Fire-gun hatte keine Zeit, das Weitere zu beachten; er entriß dem ihm zunächst stehenden Indianer den Tomahawk und stürzte sich in den Schwarm der tödtlich überraschten Feinde.

„Come on, drauf, drauf," klang seine Stimme, während Winnetou an seiner Seite unter den Ogellallah's mähte.

„Pitt Holbers, altes Coon, siehst Du den Kerl dort, der meine Mary hat?" rief Dik Hammerdull triumphirend. „Komm, ich muß sie haben!"

Die beiden Unzertrennlichen drangen vor, bis der Dicke seinen geliebten Schießprügel zurückerobert hatte. Peter Polter, der Steuermann, war wie eine Lawine mitten unter die erschrockenen Gegner hineingekracht. Er wollte sein Wort halten. Mit seinen Bärenfäusten faßte er ihren Anführer bei Schenkel und Genick, hob ihn hoch in die Luft empor, schmetterte ihn zur Erde, daß es dröhnte, und stieß ihm dann das Messer in die Brust.

„Bounce, abgethan! Weiter, Ihr Männer, schlagt, haut, stecht, schießt, prügelt sie, werft sie über Bord, daß sie ersaufen, quetscht sie todt, hurrah — hurrah!"

Während der wackere Seemann in dieser Weise seinem Herzen Luft machte, thaten auch Wallerstein und Treskow ihre Schuldigkeit. Es war der erste Kampf, an dem sie theilnahmen, und zwar zugleich ein furchtbarer, der ihnen das Leben im wilden Westen von der dunkelsten Seite zeigte.

Die Feinde waren an Zahl fast vierfach überlegen, aber durch die Ueberraschung zu Schaden gekommen, denn ehe sie sich auf den Widerstand besannen, lag bereits die Hälfte von ihnen am Boden. Wie in jener Nacht des Ueberfalles an der Eisenbahn wüthete der Tomahawk Sam Fire-gun's unter den Gegnern; Winnetou fand nicht weniger Opfer, und Hammerdull stand Rücken an Rücken mit Pitt Holbers im dichtesten Gewühl. Der Steuermann fuhr in der Schlucht herum wie eine losgelassene Furie; der kleine Bill Potter hatte sich am Eingange derselben zwischen die Büsche gesteckt, aus welchen er, jede Flucht zurückweisend, seine Schüsse sandte, und Treskow mit dem Goldarbeiter —?

Diese Beiden hatten gleich beim Beginn des Kampfes ihr Augenmerk auf Sander und Wolf geworfen. Treskow hatte den Reserveriemen von der Hüfte gelöst und in eine Schlinge geknüpft.

„Machen Sie es ebenso! Unsere Schüsse werden sie verblüffen. Ich nehme Latour und Sie den Diener. Ehe

sie an Vertheidigung denken, müssen sie die Schlinge um den Hals haben und besinnungslos am Boden liegen!"

Diese Aufforderung des Polizisten hatte sich bewährt. Nach wenigen Minuten des Kampfes waren die Angreifer Sieger. Sander und Wolf waren gefesselt; sämmtliche weiße Gegner lagen todt an der Erde, und nur einigen gewandten Indianern war es gelungen, zu entkommen.

Sam Fire-gun war nicht der Mann, lange Fragen über seine wunderbare Rettung auszusprechen, wo es jetzt galt, den Sieg zu benutzen.

„Vorwärts, Leute, zu den Pferden," rief er, „damit sie uns nicht verloren gehen! Und Ihr Drei Mesch'schurs," meinte er zu Treskow, Wallerstein und dem Steuermann, „bleibt bei den Gefangenen. Werden nicht lange fort sein und uns nachher auch schon kennen lernen!"

So rasch wie möglich ging die wilde Jagd von dannen, um die zwei Indianer mit ihren Pferden noch vor den Flüchtigen zu erreichen.

Die drei Zurückgebliebenen ließen sich nieder. Ihre Lage war keineswegs eine sichere, denn die Entkommenen konnten zurückkehren und sich aus sicherer Entfernung mit Schüssen rächen. Aber es geschah nichts dem Aehnliches. Sie horchten gespannt in die Nacht hinaus; es ließ sich nichts Verdächtiges vernehmen, und das erste Geräusch, welches die nach dem Kampfe eingetretene Stille störte, war ein freundliches: Die Büsche raschelten, Aeste krachten und Zweige knickten, die Gefährten kehrten mit ihren und den erbeuteten Pferden zurück, nachdem sie die bei den Letzteren zurückgebliebene Wache überwunden hatten. Bill Potter hatte auch sein eigenes Thier und diejenigen seiner drei Gefährten nicht vergessen und sie mit herbeigebracht.

„Pitt Holbers, altes Coon, siehst Du, daß ich meine Mirjam wieder habe?" frug der glückliche Hammerdull.

„Hm, wenn Du denkst, daß ich es sehe, so habe ich Nichts dagegen; aber by god, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es mit Dir und der Mirjam ausgewesen!"

„Ob aus oder nicht, das bleibt sich gleich; aber ich möchte doch nur wissen, wer die Männer sind, die mit dem kleinen Potter uns — — 'sdeath, ist das nicht der verteufelte Steuermann aus Germany da drüben, der so große Fäuste hat und so fürchterlich trinken kann?"

„Freilich bin ich's, alte Schmeertonne Du! Kennst mich also doch noch, he? Bin mit Master Treskow und Master Wallerstein wieder herübergekommen, weil — —"

„Master Wallerstein?" frug da rasch Sam Fire-gun. „Peter Potter aus Langendorf—? Wahrhaftig, Du bist's wieder! Was willst Du wieder in der Savanne, und was ist es mit Deinem Master Wallerstein?"

„Das ist dieser Sir hier, Colonel, der mit dem Herrn Polizeilieutenant von Treskow gekommen ist, um diese zwei Männer aufzusuchen!"

„Dieser Sir—?" Er trat einen Schritt zurück, warf einen langen, forschenden Blick auf den Juwelier und streckte ihm dann beide Arme entgegen.

„Das ist kein Falscher, nein; ich kenne diese Züge. Heinrich, mein Neffe, willkommen, tausendmal willkommen!"

Die beiden so nahen und einander doch so entfernt gewesenen Verwandten lagen einander lange, lange in den Armen, und die Andern standen schweigend in der Nähe, bis der Colonel, der für sich keine Furcht kannte, durch die Gegenwart des theuren Befreundeten auf die Gefahr gewiesen wurde, in der sie noch immer standen. Er ließ ihn frei und gebot:

„Hier ist nicht der Ort zu Fragen und Erklärungen. Auf, nach dem Hide-spot, der ganz in der Nähe liegt. Dort können wir das Willkommen sammt unserer Rettung feiern und die Wunden verbinden, die wir davongetragen haben!"

„Ja, auf nach dem Hide-spot," meinte auch der Steuermann. „Ich habe da ein Wörtlein mit dem „bösen Jean" zu reden von wegen der Uhr, mit der er mir davongesegelt ist!" — —

5.

Miß Admiral.

Es giebt Fieber, welche ihre Entstehung nicht den in den ärztlichen Verzeichnissen enthaltenen Contagien verdanken und doch so rapid und ansteckend wirken, wie jene körperlichen Krankheitserscheinungen, die sich seuchenartig von Mensch zu Mensch verbreiten und im Stande sind, ganze Ort- und Völkerschaften zu dezimiren, Fieber, die ihren Ursprung in außer der menschlichen Constitution liegenden Verhältnissen, in politischen, religiösen und ähnlichen Umständen finden, sich der Phantasie der Nationen bemächtigen, die ruhigste Stimmung in hellauf lodernde Leidenschaft verwandeln und ein weit um sich greifendes Delirium erzeugen, welches nur langsam geordneteren und normalen Zuständen weicht.

Solche Fieber haben alle Zeiten ebensowohl wie alle Zonen aufzuweisen, und bei allen war es der Gedanke des Gewinnes, welcher die Fasern der einzelnen Person und der Gesammtheit in hohe Erregung versetzte und die rohen Kräfte zur möglichsten Geltung und Anstrengung brachte. Man denke an Californien! Die Zahl der eingewanderten Bewohner dieses Landes war eine nur geringe, als ein Glücklicher die Entdeckung machte, daß die Cannons und Thäler desselben einen nicht zu berechnenden Reichthum an Gold enthielten. Die Kunde davon machte mit blitzartiger Schnelligkeit die Runde um den Erdball, und in kurzer Zeit wimmelte die Gegend von Abenteurern aus aller Herren Länder, welche herbeigeströmt waren, um das Sesam zu erschließen, in welchem die flimmernden Schätze seit Jahrmillionen ungekannt und ungeahnt geruht hatten. Zeltlager und Barackenschaften entstanden im Handumdrehen, zahlreiche Ortschaften wuchsen aus der Erde, und wo sich die Lage derselben als gut gewählt erwies, verwandelten sie sich in

beinahe beispielloser Kürze in Städte, deren Einwohnerschaft nach Hunderttausenden zählte.

Eine derselben ist San Franzisko, die Beherrscherin des Goldlandes und des stillen Weltmeeres.

Wer jetzt am Hafenquai dieser Stadt steht und das Völkergewühl, welches hier in fast unlösbarer Bewegung durcheinander wirrt, beobachtet, wer die breiten, langgestreckten Straßen, die umfangreichen Plätze, die prächtigen Paläste und Gebäude sieht, hinter deren Spiegelscheiben Alles aufgestapelt ist, was vom Golde stammt, mit ihm in Beziehung steht und für dasselbe zu haben und zu kaufen ist, der vermag nur schwer an die geringen, ja armseligen Anfänge zu denken, aus denen sich die Metropole des schimmernden Metalles entwickelt hat.

Und wie die Wogen da draußen im Hafen und auf der See steigen und fallen, wie die bunt zusammengewürfelte Menschheit in den Straßen, Plätzen und öffentlichen Locales sich ohne Rast und Ruhe schiebt und stößt, drückt und drängt, so steigt und fällt auch das wankelmüthige Glück, so schiebt auch das untreue Verhängniß den Spielball, Mensch genannt, zum scheinbar sichern Halt empor und stößt ihn im nächsten Augenblicke wieder hinab auf den Grund, den das „Ungeziefer der Gesellschaft" bewimmelt. Wer gestern noch als Millionenmann gepriesen und beneidet wurde, bricht vielleicht schon heut mit Hacke, Spaten und Büchse nach den Diggins auf, um den verlorenen Reichthum wieder zu gewinnen. Die Existenzen sind vorwiegend problematisch, und manche glänzende Salonerscheinung entpuppt sich, wenn das Spiel zu Ende ist, als ein haltloses, abenteuerliches Dasein, dessen Bestehen nur von dem Falle des Würfels abhängig war.

Auf dem Kourse von Acapulco nach San Franzisco segelte ein Fahrzeug. Es war ein stramm gebautes, schneidiges Dreimastenschiff, welches unter dem Spriete und hinten am Stern in goldenen Lettern den Namen „L'Horrible" trug. Die Kleidung der Mannschaft bewies, daß das Schiff zur Kriegsflotte der Vereinigten Staaten gehöre, obgleich aus mancher Kleinigkeit in Bau und Takelung sich vermuthen ließ, daß es nicht zu diesem Zwecke gebaut sei.

Im gegenwärtigen Augenblicke stand der Befehlshaber auf dem Quarterdecke und blickte hinauf nach den Wanten, wo einer der Männer hing und mit dem Rohre in der Hand scharfen Ausguck hielt.

„Nun, Jim, hast Du ihn?"

„Ay, ay, Capt'n; dort segelt er grad vor dem Glase!" antwortete der Gefragte, mit der Hand windwärts deutend. Er nannte den Befehlshaber Capitain, obgleich dieser die Abzeichen des Marinelieutenants trug. Ein Grad höher kann niemals schaden, zumal wenn der Betreffende den höhern Rang verdient.

„Welchen Lauf hält er?"

„Er sucht unser Kielwasser, Master. Ich glaube, er schlägt von Guayaquil oder Lima, vielleicht gar von Valparaiso herauf, weil er mehr aus dem Westen steuert als wir."

„Was für ein Fahrzeug ist es, Jim?"

„Kann es noch nicht sagen, Sir; laßt ihn erst noch um Etwas näher kommen!"

„Wird er das?"

„Sicher, Capt'n!"

„Möchte es fast nicht glauben," lautete die Antwort. „Wäre doch neugierig, das Schiff zu sehen, welches den „L'Horrible" übersegelt!"

„Hm," machte der Mann, indem er aus den Wanten niederstieg und dem Lieutenant dann das Rohr übergab; „kenne doch eins, dem es gelingen sollte!"

„Welches?"

„Die „Swallow", Sir."

„Ja, die; sonst aber weiter keins! Aber wie sollte die „Swallow" in diese Gewässer kommen?"

„Weiß nicht, Master; aber das Schiff da hinten ist keine Bostoner Heringstonne, sondern ein kleiner, rascher Klipper. Wäre er größer, so müßte man ihn auf die Entfernung hin deutlicher sehen. Und die „Swallow" ist auch ein Klipper."

„Well, wollen sehen!" entschied der Lieutenant, den Mann verabschiedend und sich mit dem Rohre nach dem Steuer begebend.

„Ein Segel in Sicht?" frug der Steuermann.

„Ja."

„Wo, Sir?"

„Hinter uns."

„Möchtet Ihr da nicht ein Reff in die Segel ziehen lassen?"

„Ist nicht nöthig," antwortete der Commandant, jetzt selbst durch das Glas blickend. „Es ist ein ganz famoser Segler; er wird uns auch ohne Reff einholen."

„Pah, Sir; das möchte ich sehen!"

„Es ist so," klang es mit einem leisen Anfluge von verletztem seemännischen Stolze. „Er greift den Raum mit Macht. Seht, Maate, vor drei Minuten war er blos vom Mars aus zu erkennen; jetzt stehe ich auf Deck und sehe ihn."

„Soll ich ein Weniges vom Winde abfallen?"

„Nein; ich will sehen, wie lange er braucht, um Seite an Seite mit uns zu segeln. Ists ein Amerikaner, so soll michs freuen; ists aber ein Anderer, so will ich ihm lieber den Teufel, als ein solches Fahrzeug gönnen."

Es dauerte nicht lange, so waren die Mastenspitzen und dann auch der schlanke Rumpf des fremden Schiffes schon mit unbewaffneten Auge zu erkennen.

„Es ist ein Klipper mit Schoonertakelage," meinte der Maate.

„Yes. Ein prächtiges Fahrzeug, bei allen Teufeln! Seht, wie es schief vor dem Winde läuft, und mit vollem Segelwerk. Der Mann, der es befehligt, scheint sich vor einer Hand voll Wind mehr als gewöhnlich nicht zu fürchten. Jetzt legt er sogar die Braamlücher bereit, so daß der Schooner das Steuer hebt und fast nur auf dem Buge tanzt!"

„Ein wackerer Bursche, Sir. Aber kommt ein diverger

Windstoß, so legt sich der Klipper in die See, so wahr ich Maate bin und Perkins heiße! Der Mann segelt doch ein Wenig zu verwegen."

„Nein. Seht Ihr nicht, daß die Nessleinen nicht angefort sind, sondern nur festgehalten werden? Bei einem Bö läßt man sie fahren, pah!"

„Jetzt zieht er die Flagge. Wahrhaftig, ein Amerikaner! Seht Ihr die Sterne und Streifen? Er frißt das Wasser förmlich, und in fünf Minuten ist er an unsrer Seite."

„Er frißt das Wasser; ja, das ist der richtige Ausdruck für eine solche Fahrt. By god, der Kerl hat wahrhaftig sechs Kanonenlucken auf jeder Seite, eine Drehpasse auf dem Vorderkastell und also wohl auch so etwas Aehnliches kurz vor dem Steuer. Könnt Ihr das Bild bereits erkennen, Maate?"

„Noch nicht; aber wenn mich nicht Alles trügt, so ist es die „Swallow". Ich habe sie in Hobokken einmal bestiegen und mir jede Talje und Schote, jedes Stückchen Tau und Takelwerk genau angesehen."

„Wer kommandirte damals auf ihr?"

„Hab' den Namen vergessen, Master; war ein alter, halb wracker Seehund mit einer rothblauen Nase, die ganz nach Gin und Brandy aussah. Aber den Maate habe ich gut gekannt, hieß Peter Polter, stammte aus Germany da drüben herüber und war ein wohlbefahrener Junge, auf den sich Jeder wohl verlassen konnte. Habt Ihr ihn jetzt nahe genug am Rohre?"

„Ja. Es ist die „Swallow". Haltet einen oder zwei Striche mehr nach Luv; es ist augenscheinlich, daß sie mit uns reden will!"

Er kehrte auf das Quarterdeck zurück.

„Holla, Jungens, an die Brassen!"

Die Männer sprangen zu den Leinen.

„Mann am Stock, zieh auf die Flagge!"

Das Stern- und Streifenbanner der Union flog in die Höhe.

„Greift an zum Beidrehen!"

Die Befehle wurden mit anerkennungswerther Präcission ausgeführt.

„Constable!"

Der Gerufene trat an sein Geschütz.

„Laßt fallen. Feuer!"

Die Segel fielen und zugleich krachte der Schuß über die See.

„Achtung, Maate, leg bloß den Wind!"

Augenblicklich gehorchte das Steuer dem Rufe, und mit möglichst weniger Leinewand an den Raaen legte sich der „l'Horrible" herum, um auf die „Swallow" zu warten.

Auch von ihrem Borde krachte ein Schuß. Mit beinahe fabelhafter Geschwindigkeit kam sie herbeigeflogen. Unter ihrem Spriete breitete eine aus Holz gehauene blaue Schwalbe ihre vergoldeten, spitzen Flügel aus. Die Namensinschrift am Stern war jetzt nicht zu bemerken. Die flotte Prise lag voll in ihrem schweren Segelwerke. Zur Seite geneigt, so daß die Spitzen ihrer Stangen fast das Wasser berührten, schoß sie mit einer Sicherheit und Zierlichkeit heran, die ihrem Namen alle Ehre machte. Jetzt war ihr Klüversegel fast in gleicher Breite mit dem Sternwimpel des l'Horrible, da erscholl die Stimme ihres Befehlshabers, welcher vorn auf dem Deck seines Schooners stand:

„Hallo, die Reffs!"

Im Nu schlappten die Segel hernieder, das Fahrzeug flieg vorn in die Höhe, erhob sich aus seiner geneigten Lage, schwankte einmal kurz auf die andere Seite und richtete sich dann stolz und kräftig über die gebändigten Wogen.

„Ahoi, was für ein Schiff?" frug, mit der Hand vor dem Munde der Befehlshaber des „l'Horrible"; er wußte gar wohl, was für ein Fahrzeug er vor sich hatte, mußte aber der gebräuchlichen Form genügen.

„Die „Swallow", Lieutenant Parker, von New-York, direct von New-Orleans um Cap Horn herum. Und Ihr?"

„Der „l'Horrible", Lieutenant Jenner aus Boston, zur Kreuze in diesen Gewässern, Sir!"

„God bye, Sir! Habe Euch Etwas zu übergeben. Soll ich per Schaluppe hinüberkommen, oder darf ich mich Dahlbord an Dahlbord an Eure Langseite legen?"

„Versucht's, wenn Ihr's zuwege bringt, Lieutenant!"

„Pa, die „Swallow" bringt noch Schwereres fertig!"

Er trat zurück und gab den Seinen einen Wink. Die „Swallow" warf sich leicht herum, beschrieb einen kurzen Bogen und legte sich so nahe an das andere Fahrzeug, daß ihre Mannschaft die Wanten desselben zu erfassen vermochten, ein Manövre, welches bei solchem Winde und mit dieser Sicherheit nur ein Amerikaner auszuführen den Muth hat.

Während die beiden Schiffe sich auf einem nachbarlichen Wellenpaare wiegten, stand Max Parker mit einem gewandten Sprunge neben dem Lieutenant Jenner.

„Habe den Auftrag, Euch diese versiegelte Depesche zu überreichen, Sir!" meinte er, indem sie sich freundschaftlich die Hände schüttelten.

„Ah! Wollt Ihr mit hinab in die Kajüte? Müßt doch einen Trunk am Bord des „l'Horrible" nehmen!"

„Hab' nicht gut Zeit, Lieutenant. Laßt einen Schluck heraufbringen!"

Jenner gab den dazu nöthigen Befehl und öffnete dann, nachdem er respectvoll salutirt hatte, das Couvert.

„Wißt Ihr, was die Depesche enthält?"

„Nein; kann mir's aber denken."

„Ich muß sofort nach San Franzisko, wohin ich übrigens schon den Kours genommen hatte. Ich soll Euch dieses mittheilen."

„Well, so habe ich Euch diese Depeschen an die dort stationirenden Unionscapitaine zu überreichen. Ihr wißt wohl, daß der Süden revoltirt?"

„Habe davon gehört, obgleich ich schon längere Zeit in dieser Breite kreuze. Werden sich aber wohl verrechnet haben, die Rebellen, was?"

„Meine es auch; doch ist der Süden stark und im Besitze fester Häfen und ungeheurer Hilfsquellen. Kampf wird es geben, schweren, harten Kampf, und ungewöhnlicher An-

strengung wird es bedürfen, um ihn niederzuringen. Ich wünsche, daß wir uns wiedersehen, Sir, Seite an Seite, dem Feinde gegenüber!"

„Sollte mich freuen, Master, herzlich freuen, mit einem Schiffe, wie Eure „Swallow" ist, den Gegner packen zu können. Wohin seid Ihr jetzt bestimmt?"

„Auch nach San Franzisko, wo ich neue Ordres empfange. Vorher jedoch muß ich ein Wenig auf der japanesischen Route streifen. Fare well, l'Horrible!"

„Fare well, Swallow!"

Die beiden Männer leerten ihre Gläser, dann sprang Parker auf das Deck seines Fahrzeuges zurück. Die „Swallow" stieß vom „l'Horrible" ab, warf ihre Segel wieder an die Raaen, nahm den Wind voll in die Leinewand und schoß unter einem lauten Abschieds-Hallo der beiderseitigen Mannschaften davon. So schnell wie sie vom südwestlichen Gesichtskreise her erschienen war, so schnell verschwand sie wieder an dem in Gluth getauchten westlichen Horizonte.

(Fortsetzung folgt.)

Husarenstreiche.

Ein Schwank aus dem Jugendleben des alten „Feldmarschall Vorwärts" von Karl May.

(Schluß.)

Jungfer Adelheid setzte sich wie immer an das Fenster und beobachtete das gegenüberliegende Haus, ob der heimlich Geliebte nicht erscheinen wollte. Der Vormittag verging, ebenso der Nachmittag; der Abend kam, und noch hatte sich das hagere, gelbbleiche Gesicht nicht am Fenster des Ladens sehen lassen. Es wurde ihr doch wieder bange und schon überlegte sie, ob es nicht gerathen sei, den Lieutenant noch einmal ernstlich zu fragen, als es an die Thür klopfte und beim Oeffnen Blüchers Bursche vor ihr stand.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein! Darf ich fragen, ob Sie ein wenig Zeit haben?"

„Mit dem größten Vergnügen darf Er das! Ja, ich habe Zeit. Weshalb fragt Er?"

„Weil mich mein Herr zu Ihnen schickt. Er läßt Sie bitten, einmal hinab in den Keller zu kommen, dessen Schlüssel ich Ihnen, wie mir eben einfällt, noch gar nicht wieder eingehändigt habe."

„Bitte sehr, bitte sehr! Aber warum nicht in seine Wohnung, sondern hinab in den Keller?"

„Weil er Ihnen dort Etwas zu zeigen hat."

„Schön; ich eile, ich komme gleich!"

Der Bursche entfernte sich und stieg in denselben Raum hinab, nach welchen er die Wirthin beschieden hatte. Dieser war von einer Laterne nothdürftig erleuchtet. In seiner Mitte stand der Kasten, welcher heute früh mit im Busch gewesen war. Blücher, Rudorf, Treskow und der lange Venske waren anwesend und beobachteten, wie Wildebrandt sich mit dem Oeffnen des improvisirten Sarges beschäftigte.

Der Deckel, welcher mit mehreren Luftlöchern versehen war, gab dem Drucke leicht nach, und nun erkannten die Umstehenden eine menschliche Gestalt, welche darin gelegen hatte. Die Augen waren geschlossen, Die Wangen tief eingefallen, die Hände gefaltet; der Mann sah wirklich aus wie eine Leiche. Es war der Spezereihändler und Schützengilden-Oberlieutenant Hiller.

Blücher faßte ihn bei den Armen und rüttelte ihn. Er gab kein Lebenszeichen von sich.

„Er wird doch nicht etwa gar erstickt sein," meinte Rudorf.

„Fällt ihm gar nicht ein! Der Puls geht fühlbar und der Athem auch," lautete die Antwort. Dann fügte der Sprecher in lautem, befehlendem Tone hinzu: „Aufgestanden, wenn es beliebt, Herr Oberlieutenant!"

Der Angerufene rührte sich nicht. Man nahm ihn aus dem Kasten und versuchte, ihn auf die Beine zu stellen. Er blieb steif und bewegungslos. Den Andern wollte es fast ängstlich werden, Blücher aber bemerkte unbesorgt:

„Laßt nur mich machen, ich erwecke ihn schon von den Todten!"

Er zog ein Pistol hervor und feuerte es ab. Ein Schrei erschallte von der Kellertreppe herab, und zu gleicher Zeit sprang Hiller, wie von Spannfedern getrieben, vom Boden auf. Mit weit aufgerissenen Augen blickte er um sich.

„Wo bin ich? Ist das schon die Hölle?"

„Nein, sondern erst das jüngste Gericht. Setze Er sich nieder; Er soll Sein Urtheil hören!"

Ganz mechanisch, ohne zu wissen, was er thue und wer die Umstehenden seien, folgte er sofort dem Befehle und ließ sich auf den Rand des Kastens nieder.

„Kennt Er mich?"

„Nein!"

„So sehe Er mich einmal genauer an!"

Hiller erhob die Augen.

„Nun! Wer bin ich?"

„Sie sind — der — der Herr — der Herr Lieutenant von Blücher."

„Gut, daß Ihm endlich die Besinnung kommt! Weiß Er, was heut mit Ihm passirt ist?"

„Ja."

„Was denn?"

„Sie haben mich erschossen!"

„Und nachher?"

„Nachher bin ich begraben worden."

„Und jetzt?"

„Jetzt — jetzt — — ja, das — — — das weiß ich selber nicht!"

„Er ist ein Esel, ein altes Weib, über das man zu gleicher Zeit weinen und lachen könnte! Lebt Er denn noch oder ist Er wirklich gestorben?"

„Ja, Herr — Herr Lieutenant, das — das — — das kann ich nicht sagen. Ich glaube, ich bin todt!"

„Schön! So muß Er auch wieder begraben werden. Wildebrandt, legen Sie ihn in den Kasten zurück!"

„Nein, nein, ich bin lebendig, ich bin nicht gestorben!" rief angsterfüllt der Krämer, als er sich von zwei derben Fäusten gepackt fühlte.

„Gut, so mag Er einstweilen noch sitzen bleiben! Aber in den Kasten kommt Er doch wieder, denn Seine Augenblicke sind gezählt." Er wandte sich an den Diener, dem er die abgeschossene Pistole übergeben hatte. „Hast Du wieder geladen?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„So gieb ihm die Waffe!"

Der Diener drückte sie dem Spezereihändler in die Hand Dieser sah fragend und bestürzt empor.

„Was soll ich denn mit dem Gewehre thun?"

„Das fragt Er noch? Heut Morgen war ausgemacht, daß geschossen werden solle, bis einer von uns Beiden gefallen sei. Wir leben Beide noch, folglich beginnen wir jetzt von Neuem!"

„Von Neuem? Nein, ich thue nicht mit! Sie erschießen mich sonst zum zweiten Male und wenn ich wieder aufwache, gar noch zum dritten und vierten Male!"

„Das werde ich nun freilich thun, und darum ist es eine ganz unbegreifliche Dummheit von Ihm, daß Er immer wieder lebendig wird. Stehe Er jetzt auf und nehme Er Distanze, damit wir fertig werden!"

„Ich stehe nicht auf, ich mag von keiner Distanze Etwas wissen, ich will von Ihnen gar nicht fertig gemacht werden. Ich bin froh, daß ich wieder lebendig bin, ich mag nicht wieder in den fürchterlichen Kasten, wo ich gar nicht mehr gewußt habe, wer ich bin!"

„Er muß, denn Er hat mich gefordert!"

„Ich nehme meine Forderung zurück. Ich bitte Ihnen Alles ab, Alles, Alles, den Burgunder, die Rechnung, das Mahnen, Alles, Alles, was Sie nur wollen!"

„Das ist nun zu spät. Stehe Er auf, sonst schieße ich Ihn ohne Gegenwehr zu Boden!"

„Das wäre der reine Todtschlag, der reine Mord. Wenn ich Abbitte thue, so müssen Sie mich leben lassen!"

„Herr Lieutenant!" ließ sich da eine leise bittende Stimme vernehmen, und eine Hand legte sich begütigend auf seinen Arm. „Schießen Sie ihn nicht todt; lassen Sie Gnade für Recht ergehen! Ich wäre ja selbst gleich des Todes, wenn hier in meinem Hause so eine furchtbare That geschehe!"

Jungfer Adelheid war es. Sie war vorhin vor Schreck über den Schuß auf der Kellertreppe niedergesunken, hatte sich aber wieder erholt und kam nun herbei, um womöglich den Geliebten zu retten.

„Hm, das ist wahr! Ihr Haus, mein gnädiges Fräulein, käme in einen bösen Ruf, wenn es ruchbar würde, daß um mitternächtige Zeit ein todtgeschossener Spezereihändler darin sein Wesen treibe. Daran habe ich allerdings gar nicht gedacht, und ich möchte wohl gern auf Sie Rücksicht nehmen. Aber was haben Sie und ich davon, wenn wir ihn leben lassen?"

„Ich—?" frug sie verlegen. „Sie wissen ja, mein bester Herr von Blücher, daß — daß ich — — daß ich gern — —"

„Ja, ich weiß, daß es besser wäre, wenn ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagte, denn dann würde das arme Mädchen von ihm erlöst, das er mit Gewalt an sich bringen will."

„Mit Gewalt!" warf Hiller ein. „Ich thue Niemandem Gewalt an, ich habe sie nicht gezwungen, ihr Vater hat mir das Jawort freiwillig gegeben. Wegen ihm lasse ich mich nicht über den Haufen schießen!"

„Und grad wegen ihm muß Er sterben! Ich habe es hier dem Wildebrandt versprochen, daß er die Anna bekommt, und wenn Er nicht freiwillig von ihr läßt und die Verlobung aufgiebt, so putze ich Ihn hier mit der Pistole weg."

„Ich mache nicht mit, ich laß mich nicht ermorden, mein Leben ist mir lieber als sie, ich mag von ihr gar Nichts mehr wissen!"

„Ist das Sein Ernst?"

„Ja."

„Würde Er das auch dem Wachtmeister sagen?"

„Wenns nicht anders ist, ja."

„Gut, ich halte Ihn beim Worte, und Er wird nachher mit zu Pappermanns gehen, wenn ich ja noch auf das Duell verzichte. Sein Leben hängt noch von einer Bedingung ab, die ich Ihm zu machen habe."

„Noch eine Bedingung? Das nimmt ja gar kein Ende Was ist's denn für eine?"

„Wenn Er aus Rücksicht auf meinen Willen die Anna aufgiebt, so halte ich es für meine Pflicht, Ihm eine andre Frau zu verschaffen."

„Eine andre Frau? Ich mag keine, ich will nicht das Geringste mehr von den Weibern hören; sie bringen lauter Unheil, lauter Mord und Todschlag in die Welt!"

„Da irrt Er sich. Man muß nur Eine nehmen, die Einem gut ist und die zu Einem paßt. Und da weiß ich nun allerdings eine Dame, die für Ihn grad wie geschaffen ist."

„Da wäre ich doch begierig, sie zu sehen."

„Das kann Er!" antwortete Blücher, sich nach der Jungfer umdrehend. Er erblickte sie nicht mehr. Sobald sie gemerkt hatte, daß sich das Gespräch auf ihre Person lenken wolle, war sie in züchtiger Schamhaftigkeit verschwunden. Darum fuhr der Sprecher fort: „Gehe Er nur hinauf zu Fräulein Adelheid, die ist Ihm schon längst gewogen, besitzt ein anständiges Vermögen und steht im gleichen Alter mit Ihm. Das ist eine ganz andre Parthie für einen Mann,

der Oberlieutenant bei der Schützengilde ist, als die arme Wachtmeisterstochter."

„Die Fräulein Adelheid? Die? Die wäre mir gewogen?" frug Hiller. Er war ganz erstaunt; daß er eine so wohlhabende Frau bekommen könne, hatte er, dessen Anfang ein kleiner und armer gewesen war, niemals geglaubt. Da hatte Blücher allerdings Recht: Das war eine ganz andre Parthie für ihn. „Ist es wahr, was Sie mir da sagen?"

„Hält Er mich etwa für einen Lügner?"

„O nein, nein, Herr Lieutenant; ich zweifle gar nicht!" Er hatte schon Angst vor einer neuen Drohung.

„So ist Er also mit mir einverstanden?"

„Das versteht sich! Ich bin einverstanden, vollkommen einverstanden, ganz und gar einverstanden!"

„So erkläre Er es laut und feierlich hier vor diesen Zeugen!"

„Ich erkläre es!" rief der Krämer, im Eifer beide Hände in die Höhe streckend.

„Schön! Nun habe ich blos noch eine Bedingung, unter der ich meine Pistole wieder zurücklege."

„Wahrhaftig, wieder eine! Nimmt denn das gar kein Ende?"

„Es ist die letzte und auch die leichteste. Sie betrifft den Apfelschimmel."

„Den? Soll ich etwa mit ihm herumgaloppiren, bis er schwarz wird? Ich mag von der infamen Bestie gar Nichts mehr hören!"

„Darum hat Er sie wohl auch schon wieder verhandelt?"

„Verhandelt? Woher wissen Sie denn das?"

„Ich habs aus einem sichern Munde; aber Er wird den Kauf wohl rückgängig machen, denn der Pappermann will den Schimmel behalten."

„Der ist gar nicht so dumm! Den Apfelschimmel behalten, wenn ich seine Tochter nicht heirathe! Nein, das geht nicht!"

„Es geht ganz prächtig; denn wenn Er ihm das Thier nicht läßt, so schieße ich mich doch noch mit Ihm und Er kommt hier in den Kasten."

„Sie sind ein ganz fürchterlich grausamer Mensch, Herr von Blücher!"

„Das denkt Er blos! Die reiche Heirath, welche Er macht, bringt Ihm den Apfelschimmel hundertmal wieder ein."

„Aber ich weiß doch noch gar nicht, ob sie auch wirklich zu Stande kommt!"

„Das Fräulein sagt sofort ja, das versichere ich Ihm. Also der Wachtmeister behält das Pferd?"

„Na, da mag er es haben; ich wünsche ihm Glück zu dem wahnsinnigen Viehzeuge, das mir alle Knochen im Leibe zusammengeschüttelt hat!"

„Auch das erklärt Er feierlich vor diesen Zeugen?"

„Ich erkläre es! Aber nur unter der Bedingung, daß Ihre Bedingungen nun einmal ein Ende haben!"

„Es war ja meine letzte. Jetzt gehe Er hinauf zu meiner Wirthin und werde Er einig mit ihr. Dann kommt Er in meine Wohnung; ich werde auf Ihn warten!"

„Darf ich zuvor um Etwas bitten?"

„Nun?"

„Erzählen Sie Niemandem Etwas von dem, was heut geschehen ist!"

„Ich werde es nicht an die große Glocke hängen. Es kommt ganz auf Sein Verhalten an, ob wir schweigen oder reden. Es ist ein gar schönes und kostbares Ding um die Ehre eines Oberlieutenants von der Schützengilde; wenn Er selbst zu schweigen versteht, so wird sie nicht sehr in Gefahr kommen!" —

Der ehrenvoll verabschiedete Wachtmeister und lobesame Stadtkassirer Pappermann saß wieder auf seinem Stuhle am Fenster und lugte in den dunklen Abend hinaus. Er wußte, daß Blücher sein Wort halten und kommen werde. Anna saß bei der Lampe am Tische und war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Sie konnte gar nicht begreifen, was heut vorgegangen sein mußte, denn der Vater befand sich in einer Stimmung, die sie noch nie an ihm beobachtet hatte.

„Ich möchte nur eigentlich wissen, wenn er kommen wird! Ein Lieutenant sollte doch etwas schneller sein können! Ja, wenn es ihm so in den Beinen juckte, wie meinem alten Apfelschimmel! Denke Dir, Anna, heut bin ich über eine Barrière hinweggesetzt, die über zwölf Ellen hoch war, und zwar gradewegs hinein in's Wasser. Der Lieutenant von Blücher war dabei und wäre bei einem Haare ertrunken, wenn ich ihn nicht herausgezogen hätte. Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, habe ich manch einen schönen Sprung gemacht, aber so einen gewaltigen doch nicht!"

Das Mädchen nickte ihm beistimmend zu. Es war das Beste, was sie thun konnte.

„Und nachher begegnete ich der Schwadron des tollen Rittmeisters von Platow. Mit dem habe ich gewettet, daß er mit sammt seiner ganzen Schwadron mich und den Schimmel nicht fangen könne. Wir sind drei Stunden lang herumgejagt, und ich habe die Wette gewonnen. Ich glaube aber nicht, daß er mir das Geld bezahlen wird. Solche Herren sind in dieser Beziehung sehr vergeßlich!"

Er ritt mit seinem Stuhle an das nächste Fenster.

„Hm, fast scheint es, als ob er gar nicht — doch, da kommt Einer! Anna, nimm die Lampe und leuchte dem Herrn die Treppe herauf!"

„Wer ist es denn?"

„Der Herr Lieutenant von Blücher; ich hör's am Gange und am Degenklirren; er hat eine ganz eigene Art, auf der Straße daher zu rasseln."

Er hatte richtig gehört. Blücher kam die Treppe heraufgestiegen, grüßte das Mädchen freundlich und trat dann in die Stube.

„Guten Abend, Herr Wachtmeister! Haben Sie sich erholt?"

„Erholt?" frug der Alte mit einem Seitenblicke auf die Tochter. „Wovon soll ich mich denn erholt haben? Ein Wachtmeister von den Belling-Husaren braucht sich niemals

zu erholen, denn es giebt Nichts, was ihn ermüden und angreifen könnte!"

„Ganz meine Meinung! Der Herr Rittmeister von Platow läßt Sie grüßen. Er möchte gern wissen, ob — —"

„O, mein bester Herr Lieutenant," fiel ihm Pappermann mit demselben Seitenblicke auf die Tochter in die Rede, „hat Nichts zu sagen, hat Nichts zu sagen; ich kenne den Herrn und werde nicht dringlich sein."

„Schön!" antwortete Blücher lächelnd, da er diese Seitenblicke zu würdigen wußte. „Wie steht es denn mit dem Apfelschimmel?"

„Ganz prächtig! Er steht im Schuppen und kaut Hafer. Werde ich ihn behalten können?"

„Ja. Der Spezereihändler wird es Ihnen selbst versichern."

„Kommt er vielleicht heut noch?"

„Ganz sicher. Ich glaube, da ist er schon. Ach nein, es ist einstweilen ein Anderer."

Die Thür hatte sich geöffnet. Wildebrandt trat ein und wandte sich in meldender Haltung an den Offizier.

„Eingetroffen, Herr Lieutenant, zur Rücksprache mit dem Herrn Wachtmeister."

„Recht so! Sagen Sie ihm, was Sie auf dem Herzen haben!"

Der Unteroffizier trat dankend zurück und wandte sich an Pappermann:

„Herr Wachtmeister, ich hatte schon einmal die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich und Anna uns lieb haben. Sie waren gegen unsre Neigung. Seit dem heutigen Rencontre aber ist Ihre Ansicht wohl eine andre geworden, denn nach dem prachtvollen Sprunge in's Wasser haben Sie dem Herrn Lieutenant aus — —"

„Halte Er einmal ein!" rief der Stadtkassirer, indem er mit seinem Stuhle um einige Ellen vorwärts ritt und einen besorgten Blick auf die Tochter warf. „Ich habe gar Nichts gegen Ihn, und wenn das Mädchen ja sagt, so ists mir auch recht, vorausgesetzt, daß alles Versprochene gehalten wird. Das Rencontre braucht Er gar nicht zu erwähnen, und der Sprung in die Stolpe war erst recht eine Lappalie, die ein ehrenvoll verabschiedeter Wachtmeister von den — —"

„Guten Abend!" ertönte es schüchtern unter der Thür. Hiller stand auf der Schwelle. Er hatte die maltraitirte Uniform mit dem Staatsrocke vertauscht.

„Nur immer herein!" ermunterte ihn Blücher. „Es ist grad die rechte Zeit zur Gratulation!"

„Das will ich auch thun!" antwortete der Spezereihändler. „Herr Wachtmeister, ich habe Euch Einiges zu sagen!"

„Und ich Ihn Einiges zu fragen! Hat Er den Schimmel verkauft?"

„Ich hatte ihn wieder verkauft, weil — weil — — weil — —"

„So! Er ist ja ein ganz außerordentlicher Himmel-Mohren-Elementer!"

„Verzeihung, Herr Wachtmeister, es ist anders geworden; Ihr könnt den Apfelschimmel behalten. Und was Eure Tochter betrifft, so — so — so — —"

„Nun? So — so — so — —?"

„So könnt Ihr sie auch behalten!"

„Ah, sehe Er doch einmal an! Sie gefällt Ihm wohl nicht mehr, seit Er todtgeschossen worden ist? Wie ist es Ihm denn eigentlich ergangen, seit — —"

„Ich bin verlobt," unterbrach ihn Hiller vorsichtig, „und habe von meiner Braut den Auftrag bekommen, dem Unteroffizier Wildebrandt hier diese dreihundert Thaler zum Angebinde auszuhändigen!"

„Und ich," setzte Blücher hinzu, „füge dieser Summe fünfzig Dukaten bei, die ein Freund des Unteroffiziers ihm schenken will. Hier sind sie!"

„Himmel-Mohren-Element!" rief Pappermann und machte mit seinem Stuhle einen Satz, als wolle er durch die Stubendecke reiten, „wenn es in dieser Weise von allen Seiten Geld regnet, so ist mir der Schwiegersohn natürlich willkommen!"

„Die dreihundert Thaler nehme ich an," meinte Wildebrandt, am ganzen Gesichte lachend. „Was aber die fünfzig Dukaten betrifft, so ist der Schimmel mit bei dem Preissprunge gewesen. Erlauben der Herr Lieutenant, daß sie ihm zu Gute kommen?"

Blücher nickte zustimmend.

„Hier, Herr Schwiegervater, sind die Füchse. Bauen Sie den Schuppen aus und kaufen Sie Futter und Streu für das gute Thier!"

Der Satz, welchen Pappermann jetzt mit seinem Stuhle machte, war vollständig unbegreiflich; er hätte ihn auf dem Apfelschimmel nicht kühner und höher machen können.

„Ist's wahr, Wildebrandt, Goldkerl?" frug er aufspringend und die Arme ausbreitend. „Komm an mein Herz, Junge, ich muß Dich küssen!"

Er schob den Schnurrbart auf die Seiten und gab dem Unteroffizier, ihn herzlich an sich drückend, einen schallenden Schmatz. Dann faßte er die Tochter am Arme und schob sie dem Geliebten zu.

„Da habt Ihr Euch, Ihr Himmel-Mohren-Elementer! Herr Lieutenant, Sie haben Ihr Wort ganz prachtvoll gehalten. Als ich noch bei den Belling-Husaren stand, gab es wohl auch Offiziere, die sich gewaschen hatten, aber wie den Herrn von Blücher habe ich keinen gekannt. Der Hiller hat Seine, der Wildebrandt hat Seine und ich — ich habe auch Meinen, nämlich den Apfelschimmel, und der ist mir lieber als alle Medaillen, die ich bekommen habe; sie sind mir doch wieder verloren gegangen. Wenn ich Etwas zu befehlen hätte, Herr Lieutenant, so wären Sie in zwei Jahren Oberst, in vier Jahren General und in sechs Jahren Feldmarschall. Der richtige Kerl sind Sie dazu. Amen!"

Die verhängnißvolle Mahlzeit.

Nach dem Französischen des Victor Hugo.

(Fortsetzung).

Der freie Claude Gueux, in seiner elenden Dachkammer, arbeitete den ganzen Tag, und erwarb sich wenigstens vier Pfund Brod. War es gleich trocken, so stillte es doch den Hunger.

Der gefangene Claude arbeitet auch den ganzen Tag, und erhält für seine Mühe anderthalb Pfund Brod und vier Unzen Fleisch. Diese Ration ist unveränderlich. Claude hatte demnach fortwährend Hunger im Gefängniß.

Er hatte Hunger; was weiter? — Er sprach nicht darüber; das lag so in seiner Art.

Eines Mittags hatte Claude seine magere Portion, wie gewöhnlich, schnell hinabgewürgt, und setzte sich wieder an sein Geschäft, um den Hunger durch Arbeit zu betäuben. Die andern Gefangenen aßen langsam weiter, und waren lustig und guter Dinge. Sie wurden satt. Da näherte sich plötzlich ein junger, schmächtiger und blaß aussehender Mann Claude's Sitze. Er hielt, ohne zu sprechen, seine noch unberührte Ration in der einen, und sein Messer in der andern Hand.

Die Nähe dieses Menschen, sein Brod und sein Fleisch, schienen Claude zu belästigen.

„Was willst Du?" fragte er ihn endlich barsch.

„Daß Du mir einen Dienst erweisest," sagte Jener schüchtern.

„Welchen?" erwiderte Claude.

„Daß Du mir dies essen helfest, ich habe zu viel."

Eine Thräne stahl sich aus Claude's dunklem Auge. Er nahm das Messer, theilte die Ration in zwei gleiche Hälften, nahm eine davon, und schickte sich an, sie zu essen.

„Ich danke," sagte der junge Mann, „wenn Du willst, so theilen wir alle Tage, wie heute."

„Wie heißt Du?" fragte Claude.

„Albin."

„Weshalb bist Du hier?"

„Ich habe gestohlen."

„Ich auch," entgegnete Claude.

Und sie theilten in der That alle Tage.

Claude Gueux, obgleich erst sechsunddreißig Jahre alt, konnte, seiner ernsten und melancholischen Miene wegen, für einen Fünfziger gelten. Albin, obgleich schon zwanzig Jahre, hatte das Ansehn eines siebenzehnjährigen Jünglings. Ein enges Freundschaftsbündniß, das von nun an Beide umschloß, hatte eher den Anschein eines Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, als zwischen Bruder und Bruder. Albin war fast noch ein Kind, Claude beinahe schon ein Greis. Dennoch waren sie glücklich.

Wir haben schon gesagt, daß Claude, von den Mitgefangenen geliebt, von seinen Vorgesetzten gehaßt wurde. Dies war namentlich der Fall bei dem Director. Dieser Mensch, von den Sträflingen verabscheut, war öfters genöthigt, um sich Gehorsam zu verschaffen, seine Zuflucht zu Claude Gueux zu nehmen. Bei mehr als einer Gelegenheit, wenn es galt, einen Aufstand zu dämpfen, oder einen Tumult zu beschwichtigen, hatte die natürliche Autorität Claude's der gesetzlichen des Directors kräftigen Beistand geleistet, und oft hatten zehn Worte Claude's das vermocht, was zwanzig Bajonetten unmöglich gewesen. Deshalb haßte ihn der Director aus Herzensgrunde. Er war eifersüchtig auf diesen Sträfling. Es war die Eifersucht der moralischen Schwäche auf die moralische Kraft.

Dieser Haß ist der schlimmste.

Claude that jedoch, nach wie vor, seine Schuldigkeit, und kümmerte sich nicht um den Director.

Eines Morgens, gerade in dem Augenblicke, wo die Gefangenen, Paar an Paar, aus dem Schlafsaal in die Werkstatt transportirt wurden, rief ein Schließer den an Claude's Seite befindlichen Albin zu sich, und theilte ihm mit, daß der Director nach ihm verlange.

„Was will man von Dir?" fragte Claude.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Albin, indem er dem Schließer folgte.

Der Morgen verging, ohne daß Albin in die Werkstatt zurückkehrte. Als die Mittagsglocke geschlagen hatte, hoffte ihn Claude in dem Speisesaale zu finden. Albin war nicht im Speisesaale. Man kehrte in die Werkstatt zurück, Albin erschien nicht in der Werkstatt. So verstrich der Tag. Als man am Abend die Gefangenen in den Schlafsaal zurückführte, suchten Claude's Augen vergebens nach Albin. Er war nicht da. Es schien, daß Claude in diesem Augenblicke viel leiden mußte, denn zum ersten Male, seit seiner Gefangenschaft, richtete er das Wort an einen Schließer.

„Ist Albin krank?" fragte er.

„Nein," antwortete kurz der Angeredete.

„Wie kommt es," erwiderte Claude, „daß er heute nicht in der Werkstatt war?"

„Ach," sagte leichthin der Schließer, „das macht, weil man ihn umquartirt hat."

Zeugen dieser Scene, welche später ihre Aussagen vor Gericht deponiren mußten, wollen bei dieser Antwort des Schließers ein leises Zittern der Hand, mit welcher Claude die Kerze hielt, wahrgenommen haben. Doch erwiderte er scheinbar ruhig:

„Wer hat den Befehl gegeben?"

Der Schließer antwortete: „Herr D."

Der Director des Ateliers hieß Herr D.

Der Morgen des folgenden Tages verging, wie der vorhergehende, ohne Albin. Ebenso der Nachmittag. Am Abend, nach dem Arbeitsschlusse, erschien, wie gewöhnlich, Herr D., um die Runde in den Ateliers zu machen, und

die Arbeit zu besichtigen. Sobald ihn Claude Gueux ansichtig wurde, nahm er sofort seine Mütze, von grober Wolle, höflich ab, knöpfte, was als ein Zeichen des Respektes gilt, seine Weste von grauer Leinewand bis oben zu, und erwartete stehend an seiner Bank das Vorübergehen des Directors.

Der Director schritt vorüber.

„Herr Director!" sagte Claude.

Der Director blieb stehen und machte eine Achtelswendung gegen ihn.

„Herr Director," fuhr Claude fort, „ist es wahr, daß man Albin umquartiert hat?"

„Ja", erwiderte der Director.

„Herr Director", sprach Claude weiter, „ich bedarf Albin's um zu leben. Sie wissen, daß meine Ration mich nicht hinreichend sättigt, und Albin theilt die Seinige stets mit mir."

„Das ist Seine Sache", sagte der Director.

„Herr Director, wäre es nicht möglich, Albin wieder hierher zurück zu versetzen?"

„Unmöglich; der Beschluß ist gefaßt."

„Von wem?"

„Von mir."

„Herr Director", bat Claude weiter, „es handelt sich für mich um Leben und Tod, und es hängt nur von Ihnen ab."

„Ich ändere in meinen Bestimmungen nichts."

„Herr Director, habe ich Ihnen jemals etwas zu Leide gethan?"

„Das ich nicht wüßte."

„Nun denn, warum trennen Sie mich von Albin?"

„Warum? darum."

Und nach dieser Explication ging der Director weiter.

Claude senkte das Haupt und erwiderte nichts. Armer Löwe im Käfig, dem man sein Hündchen geraubt.

Wir müssen hier bemerken, daß der Kummer über den Verlust Albin's den krankhaften Appetit Claude's in nichts verringerte; doch schien auch in seinem übrigen Wesen nichts verändert. Er sprach gegen Niemand von Albin, ging stets während der Erholungszeit allein im Hofe umher und — hatte Hunger. Nichts weiter. —

Mehrere seiner Leidensgefährten wollten ihre Rationen mit ihm theilen; er dankte ihnen lächelnd und wies Alles zurück.

Alle Abende indeß, so oft der Director seine gewöhnliche Runde machte und an der Bank Claude Gueux's vorüberkam, stand er auf, blickte den Director ernst und fest an, und sagte mit einem Tone, in dem sich Todesangst und innere Wuth um den Preis zu streiten schienen, und der deshalb wie Bitte und Drohung zugleich klang:

„Und Albin?"

Der Director that, als höre er's nicht, oder zuckte mitleidig die Achseln.

Er that sehr unrecht daran! Es war für jeden Augenzeugen dieser Scene unverkennbar, daß Claude in seiner Seele zu irgend etwas Entsetzlichem entschlossen war; und der ganze Saal erwartete mit Bangigkeit das Resultat dieses seltsamen Kampfes.

Es war ein Kampf zwischen Starrsinn und Entschluß.

3.

Es ist festgestellt, daß Claude unter Anderem einmal in flehendem Tone zum Director sagte:

„Ich beschwöre Sie, Herr Director, geben Sie mir Albin zurück!"

Und da dieser, wie gewöhnlich, die Achseln zuckte, mit erhobener Stimme fortfuhr:

„Sie werden wohl daran thun, ich versichere Sie; denken Sie an das, was ich Ihnen sage!"

Ein anderes Mal, an einem Sonntage, saß Claude im Hofe des Gefängnisses auf einem Steine. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte mehrere Stunden lang fast unbeweglich vor sich hin.

„Was zum Teufel machst Du da?" fragte einer seiner Kameraden, ein gewisser Faillette, indem er sich ihm näherte.

Claude erhob langsam den Kopf, sah ihn ernst und finster an, und sagte mit dumpfem Tone:

„Ich habe Jemand gerichtet!"

Eines Abends endlich, am 22. October 1831, in dem Moment, als eben der Director seine Runde machte, zerbrach Claude mit großem Geräusch ein Uhrglas unter seinen Füßen, welches er am Morgen auf dem Corridor gefunden hatte. Der Director fragte, woher dies Geräusch käme.

„Es ist nichts", sagte Claude, und fügte dann nach einer kurzen Pause flehend hinzu: „Herr Director, geben Sie mir meinen Kameraden zurück!"

„Unmöglich", sagte der Director.

„Nun wohlan denn", sprach Claude mit leiser, aber fester Stimme, „so muß es denn sein!" und indem er den Director starr anblickte, fuhr er lauter fort: „Bedenken Sie es wohl! Wir schreiben heute den 25. October, ich gebe Ihnen bis zum 4. November Frist!"

Einer der zufällig anwesenden Schließer machte den Director aufmerksam, wie Claude ihm förmlich drohe und daß dies ein cas de cachot sei.

„O nicht doch", erwiderte dieser mit einem verächtlichen Lächeln, „man muß Nachsicht mit diesen Leuten haben."

Am andern Morgen, als Claude wieder einsam und nachdenkend umherging, während sich die übrigen Gefangenen in einer Ecke des Hofes sehr lebhaft mit einander unterhielten, nahte sich ihm der Sträfling Pernot.

„Nun, Claude, woran denkst Du?" fragte er ihn, „Du scheinst mir so traurig?"

„Ich fürchte", antwortete Claude, „daß dem guten Director bald etwas sehr Unangenehmes passiren möchte."

Vom 25. October bis 4. November sind volle neun Tage. Claude ließ nicht einen verstreichen, ohne nicht den Director von dem traurigen Zustande zu benachrichtigen, in den ihn die Trennung von Albin versetzt hatte. Der Director, der ewigen Bitten, die fast den Anschein von Drohungen

hatten, müde, ließ ihn vierundzwanzig Stunden in's sogenannte Hundeloch werfen. Das war Alles, was Claude erhalten konnte.

Der 4. November erschien endlich. An diesem Morgen erhob sich Claude mit einem so heiteren Gesichte, wie man es an ihm seit seiner Trennung von Albin nicht wieder wahrgnommen hatte.

Beim Aufstehen kramte er längere Zeit in einer kleinen Kiste von weißem Holze, die am Fuße seines Bettes stand und seine wenigen Habseligkeiten enthielt. Endlich zog er eine kleine Nähscheere und den unvollständigen Band eines Romans hervor, die einzigen Ueberreste seiner kleinen, aber glücklichen Haushaltung, und die einzigen Andenken von dem Weibe, das er geliebt, und dem Kinde, das sie ihm geboren. Beide Dinge schienen unnütz für ihn. Die Scheere eignete sich nur für eine Frau, das Buch nur für einen Lesekundigen. Claude konnte weder nähen, noch lesen.

Einige Augenblicke später, als er den alten, mit weißem Kalk übertünchten Klostergang durchschritt, der im Winter den Gefangenen als Spazierplatz diente, nahte er sich dem Sträflinge Ferrari, welcher gerade die dicken Eisenstäbe der hohen Fenster betrachtete. und sagte, indem er ihm die Scheere zeigte:

„Heute Abend hoffe ich mit dieser Scheere jene Riegel zu sprengen."

Ferrari schüttelte ungläubig den Kopf und fing zu lachen an; Claude auch.

Den Morgen über arbeitete er mit einer Emsigkeit und einem Eifer, wie er ihn vorher nie gezeigt, obgleich er stets sehr fleißig gewesen. Er schien einen gewissen Werth darein zu setzen, in den Vormittagsstunden noch einen Strohhut fertig zu machen, welchen ihm ein angesehener Bürger von Troyes, Namens Bressier, schon im Voraus bezahlt hatte.

Nachdem er diese Arbeit vollendet, stieg er, kurz vor Mittag, unter irgend einem Vorwande in die Werkstatt der Tischler, welche sich im unteren Stockwerke befand. Hier, wie überall, war er beliebt, obgleich er sich selten daselbst sehen ließ. Sobald er eintrat, wurde er umringt und mit Freundlichkeit bewillkommt. Es schien ein Fest für die Gefangenen. Claude warf schnell einen forschenden Blick im Saal herum, und nachdem er sich überzeugt, daß kein Wächter zugegen, sagte er mit lauter Stimme:

„Wer von Euch kann mir ein Beil borgen?"

„Wozu?" frug man ihn.

„Um den Director zu erschlagen."

Und zwanzig Beile streckten sich ihm entgegen. Er wählte das Kleinste, verbarg es in seine Beinkleider und ging hinaus.

Es waren siebenundzwanzig Menschen in dieser Werkstatt; Keinem hatte er Stillschweigen empfohlen, aber Alle beobachteten das tiefste. Man sprach nicht einmal unter sich darüber. Jeder harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die Sache war schrecklich, aber einfach. Keine Verwicklung möglich. Der Director konnte weder gewarnt, noch Claude denuncirt werden.

Eine Stunde später redete Claude, was ganz gegen seine Gewohnheit war, einen jungen Mann von sechszehn Jahren an, der sich auf dem Spaziersaale in einen Winkel gestreckt hatte, und aus Langeweile gähnte, und er rieth ihm eindringlich, Lesen zu lernen. In diesem Augenblicke kam der Sträfling Faillette an ihnen vorüber und fragte Claude, was, beim Teufel, er denn in seinen Beinkleidern verborgen habe? Claude antwortete unbefangen:

„Es ist ein Beil, mit dem ich heut' Abend den Director abzuthun gedenke; kann man es etwa sehen?"

„Ein wenig", erwiderte eben so unbefangen Faillette.

Der Rest des Tages verging wie gewöhnlich. Um sieben Uhr schloß man die Gefangenen, jede Section in ihre bestimmte Werkstatt, ein, und die Aufseher verließen, wie dies Gebrauch war, die Arbeitssäle, um erst nach vollbrachter Inspection des Directors dahin wieder zurückzukehren.

Claude Gueux war demnach, wie die andern Gefangenen, mit seinen Handwerksgenossen in seiner Werkstatt eingeschlossen.

Nun ereignete sich daselbst eine Scene, die vielleicht nie ihres Gleichen gehabt, noch wohl je ihres Gleichen wieder haben dürfte; eine Scene voll Majestät und Schrecken.

4.

Es befanden sich in dieser Section, wie dies gerichtlich constatirt ist, exclusive Claude, zweiundachtzig Sträflinge.

Kaum hatten die Aufseher den Saal verlassen, als Claude Gueux auf seine Bank trat und der ganzen Versammlung mit lauter Stimme ankündigte, daß er ihr etwas vorzutragen habe. Es trat sofort die tiefste Stille ein.

Claude begann:

„Ihr Alle wißt es, daß Albin mein Bruder war. Ihr wißt ferner, daß ich hier nicht hinreichend Nahrung habe, um meinen Hunger zu stillen. Ebenso gut wißt Ihr, daß Albin seine Rationen brüderlich mit mir theilte. Ich liebte ihn — anfangs, weil er mich nährte — später, weil er mich liebte. Der Director, Herr D., hat uns getrennt. Es konnte ihm gleichgültig sein, ob wir beisammen waren oder nicht; aber er ist ein nichtswürdiger Mensch, der seine Freude daran findet, seinen Nebenmenschen zu quälen und zu martern. Ich habe ihnum Albin's Zurückgabe gebeten; Ihr Alle habt es gehört und gesehen. Er hat nicht gewollt. Ich habe ihm bis zum 4. November Zeit gegeben; er hat mich in's Verließ werfen lassen. Wohlan denn, die Frist ist abgelaufen! Ich habe ihn verurtheilt und zum Tode verdammt! Wir haben heut' den 4. November und er wird in zwei Stunden erscheinen. Ich zeige Euch hiermit an, daß ich ihn tödten werde. Hat Jemand etwas dagegen einzuwenden?"

Alle schwiegen.

(Schluß folgt.)

---

en das Meßbuch, aus dem der Papst die Segensformeln ieſt. Während dieſer ganzen Zeit lag das Volk in der Kirche auf den Knieen, ebenſo die ganze Umgebung des eiligen Vaters und alle in der Loggia anweſenden Perſonen.

Nachdem der Papſt auf dem Thronſeſſel wieder Platz enommen hatte, verlaſen die Cardinal-Diacone zuerſt in ateiniſcher, dann in italieniſcher Sprache die Formel, durch elche Abſolution dem Volke verliehen wird. Um einige Minuten ſpäter wirft man eine große Anzahl von Zetteln n den Kirchenraum herab. Auf den Zetteln befindet ſich ie erwähnte Formel in beiden Sprachen. Ein minuten- anges „Evviva!“ ertönt, und unter ungeheuren Lärm ſucht Jeder in den Beſitz eines der koſtbaren Zettel zu gelangen.

Um 2 Uhr beſteigt der Papſt wieder die Geſtadoria und wird von demſelben Zuge, der oben bereits beſchrieben wurde, in ſeine Appartements zurückgeleitet, wo er die Huldigung (Fußkuß) der Cardinäle und den Glückwunſch des diplomatiſchen Corps entgegennahm.

So vollzog ſich die Krönung Leo's XIII. Auf dem Petersplatze und ſo weit von der Loggia der Blick reichte, befand ſich eine Menge, welche wie eine undurchdringliche Mauer erſchien. Die beſonders begünſtigten Zuſchauer begaben ſich von der Loggia nach der Sacriſtei und gelangten ſo in's Freie und auf Umwegen nach der Stadt.

Die ganze Feier war ſo würdig, wie ſie nur jemals in den Zeiten der höchſten Macht des Papſtthums ſein konnte.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXII.

Vom Tode erſtanden.

Ein Abenteuer aus Californien von Emma Pollmer.

(Fortſetzung.)

Eines aber büßte jeder Kranke ſicher ein: das mitgebrachte Gold.

In damaliger Zeit wurde die Arznei geradezu mit Gold aufgewogen und ein tüchtiger Arzt hatte ſeine einträglichſte Mine in den Krankheiten ſeiner Patienten. Und wie viele Quackſalber gab es, die dies zu benutzen verſtanden und bei denen vielleicht gar mancher Kranke nur deshalb ſtarb, weil er Gold beſaß, welches er im Falle der Geneſung wieder mitgenommen hätte! — — —

Die Anhöhe zur Miſſion herauf ſchritt ein kräftig gebauter Jüngling, deſſen lichtem Haare, regelmäßigen Geſichtszügen und von der Geſundheit rothen Wangen man die germaniſche Abſtammung ſofort anſah, trotzdem er die bequeme mexikaniſche Kleidung trug.

An den Mezquitebüſchen, welche die Miſſion umzogen, blieb er ſtehen und wandte ſich nach Weſten.

Der Abend nahte und die Sonne tauchte ihre funkelnden Gluthen in die ſtrahlende Fluth; vor ihm lag die Stadt, von brillantenem Lichte übergoſſen, und die Fenſter des alten Gemäuers warfen blitzende Reflexe in die Ferne hinaus.

Er ließ ſich auf den weichen Raſen nieder und verſank ſo tief in den Anblick, daß er die leichten Schritte nicht vernahm, die ſich von ſeitwärts her ihm näherten.

Ein kleines, weißes Händchen legte ſich auf ſeine Schulter und ein wunderliebliches Köpfchen bog ſich zu ihm herab.

„Willkommen auf der Miſſion, Sennor! Warum ſeid Ihr ſo lange Zeit nicht hier bei uns geweſen?“

„Ich war in San Franzisko, Sennorita, wo ich allerlei Geſchäfte hatte.“

„Und wo Ihr den Sennor Carlos mit ſammt ſeiner armen, kleinen Anitta vollſtändig vergeſſen habt!“

„Vergeſſen? Per dios, nein! und tauſendmal nein! Anitta, wie könnte ich jemals Euer vergeſſen?“

Sie ließ ſich ohne Ziererei an ſeiner Seite nieder.

„Habt Ihr wirklich an mich gedacht, Sennor Eduardo?“

„Bitte, Anitta, ſprecht meinen Namen deutſch aus; ich höre ihn dann ſo gerne aus Eurem Munde! Und fragt nicht erſt, ob ich an Euch denke! Wer hat ſich meiner angenommen, als ich, durch böſe Menſchen um Hab und Gut gebracht, hier ankam, als Euer Vater? Und wer hat denn, als mich die Entbehrung und die erlittenen Strapazen auf das Krankenlager warfen, mich gepflegt wie einen Sohn oder einen Bruder? Ihr und Eure Mutter! Und wen habe ich hier im fremden Lande, zu dem ich gehen und mir Raths erholen kann, als Euch? Anitta, ich werde Euch nie vergeſſen!“

„Iſt das wahr, Eduard?“

„Ja“, antwortete er einfach, indem er ihre Hand ergriff und ihr voll und offen in die Augen blickte.

„Auch dann nicht, wenn Ihr wieder in die Heimath kommt?“

„Auch dann nicht!“

„Aber wenn Ihr dann — dann Eine findet, die — die Ihr lieben könnt, dann wird Anitta doch vergeſſen ſein!“

„Eine Andre? Ich werde Keine finden, ſondern einſam durch das Leben gehen.“

„Warum bleibt Ihr da nicht lieber hier bei uns? Hier werdet Ihr nicht einſam ſein!“

„Und doch!“ antwortete er traurig.

„Warum?“

„Weil meine Sonne hier untergeht wie die, welche dort in das Wasser sinkt."

„Eure Sonne? Eduard, giebt es hier Jemand, die Eure Sonne sein könnte?"

„Ja."

„Und wer ist das? Sagt es mir, sagt es mir heut', jetzt gleich!"

„Das kann ich nicht, Anitta; es hilft zu Nichts, denn sie wird für einen Andern leuchten."

„Für einen Andern? Wer ist das? Oder darf ich auch das nicht wissen?"

„Es ist der Arzt da droben, der Doctor Hassley."

„Der —?" frug sie gedehnt. „Wer möchte wohl die Sonne dieses dürren Master Chinarindo sein! Wenigstens meinetwegen könnte er im Dunkeln bleiben, so lange es ihm gefällt!"

„Anitta, ist das wahr?" rief der junge Mann.

„Warum möchtet Ihr meinen Worten keinen Glauben schenken?"

„Weil ich weiß, daß er Euch nachgeht auf Schritt und Tritt und bei Euren Eltern gern gesehen ist."

„Daß er mir nachgeht, kann ich nicht leugnen, aber daß ich ihm ausweiche so viel nur möglich, ist ebenso sicher. Auch das ist wahr, daß ihm Vater nicht gram ist; er hat ihm viel von einem großen Vermögen vorgeschwatzt und will mit uns hinüber in die Heimath, nach Deutschland gehen, wenn er genug erworben hat."

„Nach Deutschland? Will denn Euer Vater nicht hier im neuen Lande bleiben?"

„Nein. Seit die Mission zur Kaserne für Jedermann geworden ist, gefällt es ihm nicht mehr. Aber wir sind arm und Vater ist zu alt, um noch so viel zu erwerben, daß wir fortkönnten, und da — —"

„Und da -- —?"

„Und da denkt er, daß ein wohlhabender Schwiegersohn ihm diesen Wunsch erfüllen könne."

Eduard schwieg eine Weile. Dann frug er:

„Und Euer Vater würde Eure Hand dem Doctor geben?"

„Ja. Doch ich mag ihn nicht leiden, und die Mutter auch nicht."

„So giebt es wohl überhaupt Keinen, den Ihr leiden mögt, Anitta?"

Sie hielt die Antwort zurück.

Er ergriff auch ihre andre Hand und bat mit eindringlichem Tone:

„Sagt es mir, Anitta, verschweigt es mir nicht; ich bitte Euch!"

„Es giebt Einen," flüsterte sie.

„Wer ist es?"

Sie erröthete, aber er fühlte den leisen Gegendruck ihrer Hände.

„Bin ich es, Anitta?"

„Warum fragt Ihr so, Eduard?"

„Weil ich Euch lieb habe wie mein Leben, nein, noch lieber, noch tausendmal lieber als mein Leben, und ohne Euch nicht leben kann. Anitta, sag, bin ich es, den Du leiden kannst?"

„Ja," hauchte sie, noch tiefer erglühend.

„Der liebe Gott segne Dich für dieses Wort! Willst Du mein Weib sein, und darf ich mit Vater und Mutter sprechen!"

„Ja."

„Jetzt gleich?"

„Jetzt gleich!"

„So komm!"

Er erhob sich und sie folgte ihm. Sie gingen mit einander durch das Portal und schritten über den Hof weg der Thür zu, welche zur Wohnung Werners führte. Im Flur vernahmen sie eine harte, spitze Stimme, welche in der Wohnstube in eindringlichem Tone sprach.

„Der Doctor ist drin!" meinte Anitta.

„Komm, wir treten in die Küche und warten, bis er sich entfernt hat!"

Sie thaten es und vernahmen nun jedes Wort des zwischen Hassley und den Eltern geführten Gespräches.

„Damn it, Master Carlos, meint Ihr etwa, daß ich den Beutel nicht offen zu halten verstehe?" frug der Erstere. „Die Medizin ist mehr werth als das beste Plazement droben bei den Miners, und sobald ich genug habe, gehen wir fort von hier nach New-York oder Philadelphia und von da noch weiter, wohin Ihr wollt. Ist's Euch recht?"

„Hm, recht wär mir's schon, wenn ich nur auch wüßte, daß Ihr Wort haltet!"

„Teufel! Haltet Ihr mich für einen Lügner?"

„Nein. Ihr habt mir noch keine Veranlassung dazu gegeben. Aber das alte Californien ist in neuerer Zeit ganz dazu angethan, Einen mißtrauisch oder wenigstens vorsichtig zu machen."

„So will ich Euch Sicherheit geben! Ich kann ohne Frau mein Geschäft nicht länger mehr fortsetzen, und Eure Tochter hat ein verteufelt einnehmendes Gesicht, so daß ich glaube, ich bin über alle Maßen verliebt in sie. Gebt sie mir zum Weibe, und ich versichere Euch, ich mache sie zu meinem Buchhalter und gebe ihr sogar die Kasse über. Ist Euch das nicht genug?"

„Hm, ja. Aber habt Ihr denn schon mit dem Mädchen gesprochen?"

„Nein, scheint mir auch nicht nöthig zu sein. Der Doctor Hassley ist schon der Mann, ein Mädchen zu bekommen, wenn er sie überhaupt haben will, und gegen Eueren Willen wird sie auf keinen Fall schwimmen können."

„Das ist wohl wahr; aber ich denke, daß sie bei so einer wichtigen Sache ihren Willen ebenso gut haben muß wie ich den meinigen, und so gern ich ja sage, wenn sie dagegen ist, so unterbleibts. Also sprecht vorher mit ihr, Doctor und kommt dann wieder!"

„Soll gleich geschehen; habe nicht viel Zeit zu solchen Sachen übrig, habe einundzwanzig Patienten oben liegen, die mir viel zu schaffen machen. Wo ist sie?"

„Weiß nicht; vielleicht draußen vor dem Thore."

„Schön! Muß sie finden, werde nach ihr suchen!"

Er wandte sich nach der Thür, blieb aber überrascht stehen, denn vor ihm stand Anitta nnd Eduard, die in diesem Augenblicke aus der Küche getreten waren.

„Hier ist sie, die Ihr sucht, Master Doctor," meinte der junge Mann, „und die Angelegenheit, die Ihr mit ihr besprechen wollt, wird nicht viel Zeit wegnehmen."

„Wieso, wie meint Ihr das, Sennor Edouardo?" frug Hassley, welcher seinen Nebenbuhler wohl kannte, da er ihn fast täglich bei den Eltern Anitta's getroffen hatte.

„Ich meine, daß Ihr zu spät kommt, da ich soeben mit Anitta einig geworden bin. Sie hat keine Lust, Frau Doctorin zu werden, und will es lieber einmal mit mir versuchen!"

„Ist das wahr, Anilta?" frug Werner, vor Ueberraschung sich erhebend und die ausgeglimmte Cigarette aus der Hand werfend.

„Ja, Vater. Oder ist es Dir nicht recht so?"

„Recht? O, recht würde es mir schon sein, denn ich habe den Jungen selber lieb; aber was thut Ihr mit der bloßen Liebe in einem Lande, wo Weg und Steg mit blanken Dollars bepflastert sind? Sennor Edouardo ist noch jung; er kann es noch zu Etwas bringen, wenn er sich nicht vorzeitig an ein Mädchen hängt. Der Doctor aber weiß schon längst, was er hat; das ist der Unterschied, Anitta; er will mit nach Deutschland gehen und — —"

„Eduard geht auch mit," unterbrach ihn das Mädchen; „er will — —"

„Kann er denn? Es gehört mehr dazu als der gute Wille."

„Sennor Carlos," meinte Eduard jetzt, „es ist jetzt nicht der Augenblick, uns in der richtigen Weise auszusprechen. Aber sagt mir einmal aufrichtig: Würdet Ihr mir Anitta geben, wenn ich weniger arm wäre als jetzt?"

„Ja."

„Und wie viel müßte ich haben?"

„Hm, das ist schwer zu sagen! Je mehr, desto besser; wenigstens aber müßte es zulangen, um die Heimath erreichen und dort ein Gütchen oder so Etwas kaufen zu können."

„Und werdet Ihr mir Zeit geben, so viel zu erwerben?"

„Zeit? Wie lange meint Ihr denn?"

„Sechs Monate!"

„Hm, das ist nicht übermäßig lang. Was sagt Ihr dazu, Doctor?"

„Damn it, das klingt grad wie ein trockenes, regelrechtes Geschäft; erlaubt, daß ich mit beitrete!"

„Das sollt Ihr!"

„So will ich Euch einen Vorschlag machen, Master Carlos!"

„Welchen?"

„Ihr wollt doch wohl hinauf nach den Minen, Master Edouardo?" frug er höhnisch, sich zu dem jungen Manne wendend.

„So ist es."

„Well, Sir; wir geben Euch sechs Monate Zeit. Kommt Ihr bis dahin mit dreitausend Dollars zurück, so ist Miß Anitta Euer und ich sage kein Wort dagegen. Kommt Ihr aber nicht, oder mit weniger, so ist die Miß mein. Seid Ihr einverstanden, Master Carlos?"

„Vollständig, vorausgesetzt, daß Eure Verhältnisse so sind, wie Ihr sie mir beschrieben habt!"

„Sie sind so! Also wir sind einig. God bye; ich muß zu meinen Fieberkranken."

Wieder stieg ein junger Mann die Anhöhe nach der Mission herauf und wandte sich am Mezquitegebüsch nach der hinter ihm liegenden Landschaft um. Es war nicht Eduard, obgleich die ausbedungenen sechs Monate bis auf einige Tage vergangen waren, sondern ein Anderer.

Nachdem er sein Auge an dem sich ihm bietenden Panorama gesättigt hatte, ging er durch das Portal, über den Hof und traf unter dem Eingange des Seitenflügels mit Anitta zusammen. Die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er unwillkürlich stehen blieb. Sich aber schnell fassend, frug er:

„Könnt Ihr mir vielleicht sagen, Sennorita, ob hier der Doctor Hassley zu finden ist?"

„Er wohnt hier. Steigt hinauf bis unter das Dach, dann seid Ihr in seinem Hospital, wo Ihr ihn sicher treffen werdet!"

Er folgte der Weisung.

„Alle Wetter, war das ein Mädchen," murmelte er leise vor sich hin. „Hätte ich die Bertha nicht daheim in Monsdorf, so — hm, vertenfelte Treppen sind das; sie können Einem ja fast den Hals kosten!"

Er stieg höher und immer höher empor, bis er auf den Bodenraum gelangte, wo er zwei Reihen Betten erblickte, zwischen denen sich die Gestalt des Doctors bewegte. Der Raum war ein an und für sich nicht sehr heller, und da es draußen bereits zu dunkeln begann, so ließen sich die Gegenstände nicht genau unterscheiden.

Hassley bemerkte den Fremden und trat herbei.

„Was wollt Ihr, Sennor?" frug er.

Der Gefragte horchte bei dem Klange dieser Stimme auf.

„Ihr seid Master Hassley, der Doctor, Sir?"

„Ja."

„Ich bin Pharmacout, habe mein Glück in Californien aus der Erde graben wollen, aber Nichts gefunden, und bin dann zum Vermittlungsbureau gegangen, um mir ein Placement zu suchen. Dort wurde mir gesagt, daß Ihr einen Krankenwärter braucht, und so bin ich zu Euch heraufgestiegen, um zu sehen, ob die Stelle noch offen ist."

„Sie ist noch unbesetzt. In welchem Orte und welcher Offizin habt Ihr gearbeitet?"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Die Civilisation einer Stadt, läßt sich nach der Bemerkung eines französischen Reisenden recht wohl nach der Zahl der Barbiere beurtheilen, die sie enthält: je mehr Barbiere, desto weiter zurück wäre der Bildungsgrad, wie man sich auf den Reisen überall überzeugen könne. Paris hat sehr wenig Barbiere, London fast gar keine, da in dieser Heimath des Rasirmessers jeder Mann sich selbst rasire. In Bologna aber zählte der Verfasser in einer kleinen Straße nicht weniger als zwanzig. Und das Lächerlichste dabei erschien ihm, daß die Männer in der Stadt sämmtlich den vollen Bart trugen, also einen Barbier gar nicht brauchten.

Lebensverlängerung durch das Klima. Viele Menschen sind der Ansicht, heiße Länder seien Einwanderern aus kälteren Klimaten gefährlich und umgekehrt, in kälteren Zonen könnten unter den Tropen Geborene nicht wohl lange leben. Diese Ansicht scheint indeß auf irrthümlichen Voraussetzungen zu beruhen. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß Menschen, welche aus kälteren Ländern in heiße versetzt wurden, ein ungewöhnliches Alter erreichten. Der Verlängerung des Lebens besonders günstig scheint Jamaica zu sein und zwar vor allen den Negern. Dort starb 1830 ein Neger, der wenigstens 160 Jahre alt sein mußte, denn er konnte von Begebenheiten noch als Augenzeuge sprechen, die in das Jahr 1680 fielen. Mehrere andere Neger und Negerinnen lebten um dieselbe Zeit auf Jamaica, die in einem Alter von 107 bis 140 Jahren standen, dabei vollkommen gesund waren, nicht einmal graue Haare hatten und sich eines vortrefflichen Gebisses erfreuten. Endlich gab es einen Mulatten in Jamaica, dessen Alter man auf 180 Jahre schätzte. Auf diese Glücklichen, wenn man sie so nennen kann, paßt das biblische Wort, nachdem das menschliche Leben 70 oder 80 Jahre dauert, nicht, nur den Nachsatz, daß es Mühe und Arbeit gewesen, würden auch jene hochbejahrten Neger unterschrieben haben.

Anecdoten.

Meyer: „Mein liebes Kind, Sie suchen wieder einen Dienst und haben in der kurzen Zeit von 14 Tagen drei Herrschaften gehabt?" Dienstmädchen: „Ja, gnädiger Herr, ich hatte das Unglück, daß jedesmal kurz nach meinem Dienstantritt die Frau starb." Meyer (zu seiner Frau): „Adele, die nehmen wir!"

Städter: „Sag', Alter, zu was steht denn diese Hütte da in dem Obstgarten?" Bauer: „Ei, da schläft der Wächter d'rin, wenn er's Obst bewacht."

Räthsel.

Ohne Schiff und ohne Mast,
Ohne Segel ohne Brücken,
Trag ich Deines Körpers Last
Schnell auf kalter Fluthen Rücken.
Nicht zum Sitzen, nein zum Stehen,
Ist mein Fahrzeug nur gemacht;
Du mußt stehen, schweben, gehen,
Sonst nimm Deinen Kopf in Acht.

Eingesandt von Frau Anna Wirth in Berlin.

Arithmetische Aufgabe.

A hatte eine Anzahl Aepfel. Er gab B die Hälfte und einen Halben dazu, C von dem verbliebenen Reste die Hälfte und einen Halben dazu und D wiederum von dem Reste die Hälfte und einen Halben dazu. Er selbst behielt nur einen einzigen Apfel übrig und hatte bei der Vertheilung keine der Früchte zerschnitten. Wie viele Aepfel hat er gehabt?

Eingesandt von Herrn Louis Teubert in Glauchau.

Auflösung der Charade in № 34.

Bleistift.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 34.

Hayti
Afrika
Niederlangenau
Kaffee
Essener
Hanke — Bauer.

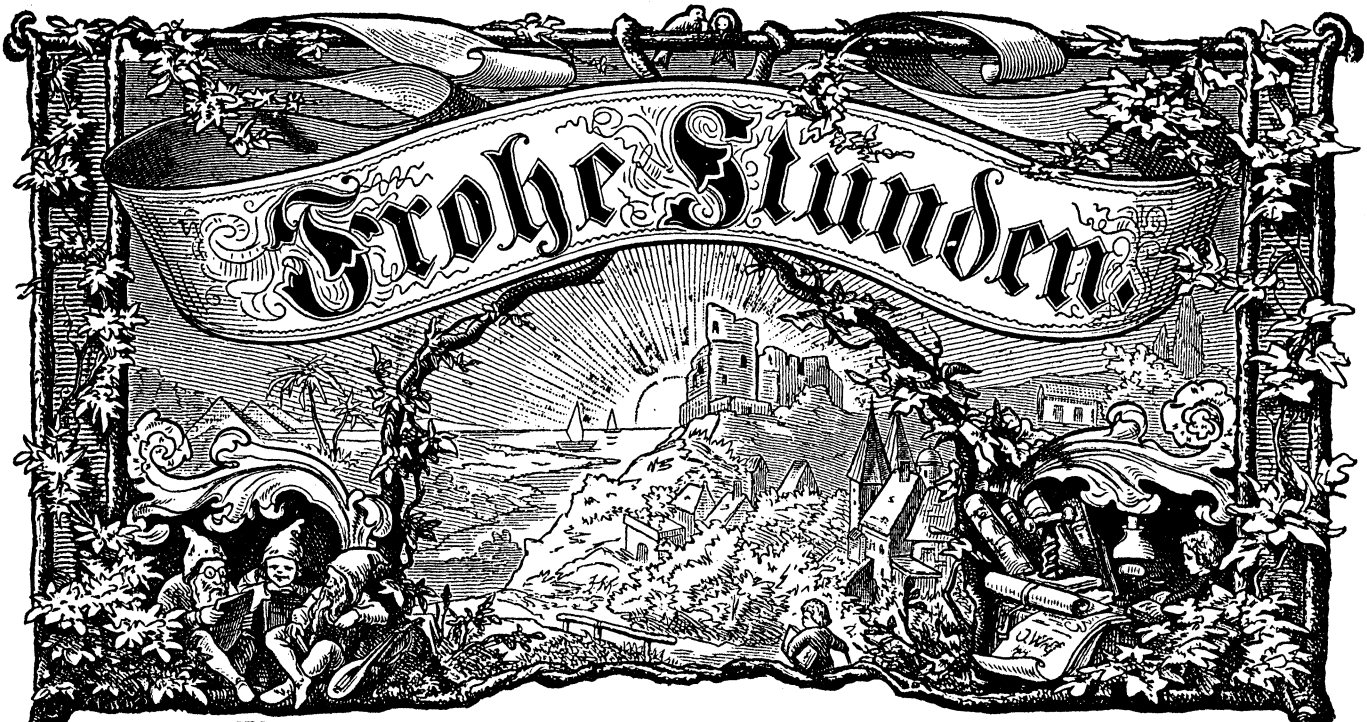
Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Grummann und Auguste Müller in Leipzig, Frau Ottilie Schütz in Wien und den Herren Gustav Balzer, W. Majdewicz, B. Büttner, C. Biertheler, Hermann Grützner in Dresden, Hermann Krellwitz in Frankfurt a. O. und Ferdinand Schöne in Hohenstein.

Briefkasten.

Herrn B. B. in Dresden. Ihr Arithmogriph würde acceptirt werden, wenn Sie, wie die andern Herren Einsender es stets thun, die Lösung beigefügt hätten. Die Redaction hat die Einsendungen zu prüfen, ist aber zu viel beschäftigt, um unbestimmt ausgedrückte Gedanken und Namen errathen zu sollen.

Herrn G. B. in Dresden. Charade kommt zur Verwendung.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.



№ 40. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Es war, als sei eine graziöse Fee aus den Fluthen aufgetaucht, um den einsamen Schiffer zu begrüßen und dann unerbittlich wieder in ihr nasses, geheimnißvolles Reich zurückzukehren.

Auch der „l'Horrible" setzte jetzt alle Segel bei, um die unterbrochene Fahrt mit vergrößerter Geschwindigkeit wieder aufzunehmen. Zwar währte die Fahrt noch einige Tage, dann aber mehrte sich die Zahl der ihm begegnenden oder zu gleichem Ziele mit ihm zusammentreffenden Fahrzeuge, und endlich ging er auf der Rhede der „Goldkönigin" vor Anker.

Hier überließ Jenner das Ordnen der polizeilichen und hafenbehördlichen Angelegenheiten seinem Steuermanne und begab sich sofort an Bord eines neben ihm liegenden Panzerschiffes, an dessen Kapitain eine der ihm anvertrauten Depeschen adressirt war. Die andern der ihm bezeichneten Fahrzeuge mußten erst noch aufgesucht werden oder befanden sich auf kurzem Ausfluge zur See.

Der Capitain nahm die Depesche in Empfang und führte ihn in die Kajüte hinab, wo sich ein kameradschaftliches Gespräch entwickelte.

„Ihr werdet einige Zeit hier zu verweilen haben," meinte am Schlusse desselben der Kommandant des Panzerungeheuers. „Habt Ihr Bekanntschaften in der Stadt?"

„Leider nicht. Ich werde in gesellschaftlicher Beziehung nur auf die Restaurationen und Hotels angewiesen sein."

„Dann erlaubt mir, Euch meine Verbindungen zur Verfügung zu stellen!"

„Wird mit Dank und Vergnügen acceptirt."

„Ich kenne da zum Beispiel eine exquisite Dame, die sich die ganze Etage eines der feinsten Häuser gemiethet hat. Sie ist eine Pflanzerswittwe aus Martinique, nennt sich de Boulettre und gehört zu denjenigen Frauen, die ewig jugendlich bleiben, deren Alter nie bestimmt werden kann, weil Bildung, Geist und Liebenswürdigkeit die Macht der Jahre paralysiren. Sie macht ein großes Haus, scheint unerschöpflich vermögend, sieht bei sich nur die Vertreter der Aristokratie des Geistes, des Geldes und der politischen Macht und ist grad mir ganz außerordentlich interessant, weil sie große Seereisen gemacht und sich Kenntnisse über unsern Beruf angeeignet hat, über welche sie mancher wackere Seebär beneiden möchte."

„Dann bin ich wirklich begierig, sie kennen zu lernen."

„Ich werde Euch schon heut die Gelegenheit dazu bieten. Ich bin heut Abend zu ihr geladen, wollt Ihr mit?"

„Sicher, Capitain."

„Gut. Ich werde Euch vorstellen, und dann dürft Ihr Euch so frei bewegen, als befändet Ihr Euch an Bord Eures „l'Horrible". Ist übrigens ein prächtiges Fahrzeug, Lieutenant, und ich kann Euch zu diesem Kommando aufrichtig Glück wünschen. Das war so nett, so sauber, so adrett, so boudeaux, als Ihr herbeigestrichen kamt und Ruck und Zuck die Segel und der Anker fielen. Kam er nicht von den Inglishmen in den Besitz der Vereinigten-Staaten-Flotte?"

„Ja. Vorher aber war er das gefürchtetste Fahrzeug zwischen Grönland und den beiden südlichen Kaps. Oder habt Ihr nie von dem „schwarzen Capitain" gehört?"

„Wie sollte ich nicht? Vielleicht mehr noch als Ihr. Ich wußte nur nicht gleich, wohin ich den Namen „l'Horrible" thun sollte; jetzt aber besinne ich mich. Das Fahrzeug wurde auf einer Ebenholzfahrt betroffen und daher weggenommen. Die Bemannung hing man an die Raaen und den schwarzen Capitain — ah, wie war es nur mit ihm?"

„Er befand sich nicht an Bord, dafür aber eine Dame, die man beim Ueberfalle eines Kauffahrers verschont und mitgenommen hatte, um ein Lösegeld zu erpressen."

„Wer war sie?"

„Weiß es nicht. Seit jener Zeit hat man nie mehr Etwas wieder über den Piraten gehört. Entweder hat die Lection gefruchtet, oder er ist doch mit an Bord gewesen und im Kampfe getödtet oder als gewöhnlicher Vormarsgast mit gehangen worden."

„Wäre ihm recht geschehen! Also heut Abend bei der Frau de Boulettre; ich werde Euch abholen, Lieutenant, ja?"

„Ich werde diese Ehre — —"

„Pshaw, ich bitte nur, mir Euer braves Fahrzeug einmal ansehen zu dürfen, ehe wir an das Land rudern. Im Uebrigen aber dürft Ihr Euch wahren; die Wittwe ist eine Frau, der eine einmal beabsichtigte Eroberung nicht schwer zu fallen scheint!"

Während dieses Gespräches kam ein Mann langsam und gemächlich am Quai herabgeschlendert, ganz in der Haltung eines Menschen, der über sich und seine Zeit vollständig Herr ist. Von kaum mittler Statur und dabei schlank gebaut, trug er die Kleidung eines Diggers, der von den Minen kommt, um von der anstrengenden Arbeit auszuruhen und sich ein Weniges in der Stadt umzusehen. Ein breitkrempiger, vielfach zerknitterter Hut hing ihm in das Gesicht hernieder; doch vermochte er nicht, das große, häßliche Feuermaal zu verdecken, welches sich von dem einen Ohre quer über die ganze Wange bis über die Nase zog.

Wer ihn sah, wandte sich mit Abscheu von dem abstoßenden Anblicke weg. Der Mann bemerkte dies sehr wohl, schien sich aber nicht sehr darüber zu grämen und ließ sich sogar durch gelegentliche laute Aeußerungen in seiner offenbaren Seelenruhe nicht stören.

Da blieb er stehen und ließ sein Auge hinaus auf die Rhede schweifen.

„Wieder Einer vor Anker," murmelte er; „ein Segelschiff und, wie es scheint, nicht schlecht gebaut. Wenn nur — —". Er hielt plötzlich in seinem Selbstgespräch inne und beschattete das Auge mit der Hand, um schärfer sehen zu können. „Sacré nom du dieu, das ist, — ja, das ist er, das ist der „l'Horrible", wegen dem ich nun schon seit einem Monate hier vor Anker liege. Endlich, endlich sehe ich ihn wieder, und — — doch, er liegt zu weit vom Lande, und ich könnte mich täuschen. Ich werde mich überzeugen, ob ich mich irre oder nicht!"

Er schritt die Stufen hinab, vor denen mehrere Boote lagen, und sprang in eines derselben.

„Wohin?" frug der Besitzer, der sich auf der Ruderbank sonnte.

Der Mann deutete leicht nach der Rhede hinaus.

„Spazieren."

„Wie lange?"

„So lange es mir gefällt."

„Könnt Ihr bezahlen?"

Der Frager musterte seinen Fahrgast mit nicht sehr vertrauensvollen Blicken.

„Nach der Fahrt mit gutem Gelde, vor der Fahrt mit guten Fäusten. Wähle also!"

„Hm, hm," brummte der Schiffer, offenbar eingeschüchtert durch den drohenden Blitz, welcher aus dem dunklen Auge des Fremden leuchtete, „steckt Eure zehn Finger, wohin es Euch beliebt, nur nicht in mein Gesicht. Könnt Ihr das Steuer führen?"

Ein kurzes Nicken war die Antwort, dann wurde der Kahn gelöst und suchte durch das Gewirr der umherliegenden Fahrzeuge aller Gattungen seinen Weg hinaus in das freie Wasser.

Der Fremde verstand zu steuern wie nur irgend Einer, das hatte der Schiffer schon nach den ersten Ruderschlägen bemerkt. Er ließ kein eigentliches Ziel errathen, umkreiste in weitem Bogen das Panzerschiff und den „l'Horrible" und führte dann das Boot an seinen Platz zurück, wo er die Fahrt auf eine Weise bezahlte, die seine äußere Erscheinung allerdings nicht hatte vermuthen lassen.

„Er ists," seufzte er erleichtert, indem er die Stufen emporstieg; „nun soll die Frau de Boulettre bald so spurlos verschwinden, wie Clairon und die Miß Admiral in New-York vor dem Herrn Vicomte de Latour mit dem Gelde Wallersteins spurlos verschwunden ist. Jetzt aber in die Taverne!"

Er lenkte seine Schritte einer Gegend der Stadt zu, wo die obscuren Existenzen ihr elendes und oft auch verbrecherisches Leben fristen. Er mußte durch ein Gewirr enger Gassen und Gäßchen schreiten, deren Häuser kaum diese letztere Bezeichnung verdienten. Der wüste, holperige Boden bildete ein besonders für die Nacht halsbrecherisch zu nennendes Terrain, und die Hütten, Baracken und Zelte glichen eher einem wilden Zigeunerlager als dem Theile eines wohlgeordneten Stadthaushaltes, wo die mächtige Hand einer kräftigen Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei jeden schädlichen

oder auch nur verdächtigen Stoff auszuscheiden oder wenigstens unter scharfer Bewachung zu halten verpflichtet ist.

Endlich hielt er vor einer langgestreckten Bretterbude, über deren Thür mit einfachen Kreidezügen die Inschrift „Taverne of fine brandy" angebracht war. Vor und hinter diesen Buchstaben war mit eben auch Kreide je eine Schnapsflasche auf das rissige Holz gemalt.

Er trat ein.

Der lange Raum war mit Gästen gefüllt, denen man es ansah, daß sie nicht zu den Kreisen der Gesellschaft gehörten, welche die Bezeichnung gentlemanlik für sich in Anspruch nehmen. Ein unbeschreiblicher Spiritusdunst nnd Tabaksqualm warf den Eintretenden förmlich zurück, und der Lärm, welcher hier herrschte, schien eher thierischen, als menschlichen Kehlen zu entstammen.

Der Mann mit dem Feuermaale kehrte sich nicht im mindesten an diese Unannehmlichkeiten. Er trat an den Schenktisch und wandte sich zu den hinter demselben paradirenden Wirthe.

„Ist der lange Tom hier, Master?"

Der Gefragte musterte ihn mit einem mißtrauischen Blicke.

„Warum?"

„Weil ich mit ihm zu sprechen habe."

„Wer ist der lange Tom, he?"

„Pah! Spielt nicht Versteckens! Ich kenne den Mann ebenso gut wie Ihr und bin von ihm hierher bestellt worden."

„Wer seid Ihr?"

„Das geht Euch den Teufel an. Hab Euch auch noch necht nach der Geburtsliste gefragt, auf der Euer Name verzeichnet sein mag!"

„Hoho, wenn Ihr so kommt, so könnt Ihr lange fragen, ehe Ihr die Antwort bekommt, die Ihr haben wollt. Eher ist es möglich, daß Ihr einen guten Faustschlag oder zwei von hier mit fortnehmt!"

„Darüber ließ sich vielleicht auch noch sprechen. Aber ich will Euch wenigstens so viel sagen, daß es Euch der lange Tom verteufelt anrechnen wird, wenn Ihr mich nicht mit ihm sprechen laßt."

„So? Nun, ich will einmal so thun, als ob ich ihn kenne; versteht Ihr, Sir? Wenn er Euch wirklich bestellt hat, so hat er Euch jedenfalls ein Wort gesagt, ein kleines Wörtchen, ohne welches man nicht zu ihm kommt."

„Das hat er. Hört einmal!"

Er neigte sich über den Tisch hinüber und raunte dem Wirthe einige leise Sylben zu. Dieser nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Richtig! Jetzt darf ich Euch trauen. Tom ist noch nicht hier; es ist eben jetzt die Zeit, wo gewöhnlich die Polizei kommt, um sich ein Weniges unter meinen Gästen umzusehen. Ist sie fort, so gebe ich ein Zeichen, und in fünf Minuten ist er da. Setzt Euch bis dahin nieder!"

„Hier nicht, Master. Tom sagte mir, daß es bei Euch einen kleinen Raum giebt, wo man nicht von Jedermanns Auge belästigt wird."

„Den giebt es, ja; aber er ist eben auch nicht für Jedermann da."

„Nicht für Jedermann. Aber für wen denn?"

„Wenn ich Euch das erst sagen muß, so scheint es unter Eurem Hute ganz niederträchtig finster zu sein!"

„So sehr doch nicht, wie Ihr denkt!"

Er zog ein Goldstück hervor und schob es dem speculativen Manne zu.

„Gut! Es steht mit Euch doch nicht ganz so schlimm, als ich dachte. Aber wißt Ihr, wenn man Jemandem den Gefallen thut, die Spürnasen von ihm abzuhalten, so ist ganz natürlich eine Liebe der andern werth. Wollt Ihr Etwas trinken?"

„Ein Glas Wein."

„Wein? Seid Ihr verrückt. Was soll ich hier mit diesem albernen Getränke machen? Ihr bekommt eine Flasche Brandy, wie es hier Sitte und Gewohnheit ist. Hier, und auch ein Glas dabei. Jetzt setzt Ihr Euch an den Tisch dort hinter dem breiten Ofen. Gleich daneben ist eine Thür, die Niemand sehen kann. Ich werde sie aufstoßen; dann paßt Ihr auf, und beim ersten Augenblicke, wo es kein Anderer bemerkt, schlüpft Ihr schnell hinein."

„Soll geschehen."

„Es ist jetzt leer in der Stube. Aber es werden bald Gäste kommen, und ich rathe Euch, sie nicht zu incommodiren. Es sind rasche Bursche, bei denen Wort und Klinge nicht weit von einander liegen!"

Es geschah, wie er gesagt hatte, und bald saß der Fremde in dem verborgenen Raume. Dieser faßte nur zwei Tische mit vielleicht einem Dutzend Stühlen, welche jetzt leer standen. Aber, wie der Wirth gesagt hatte, kamen bald Gäste, einer nach dem andern, herbeigeschlüpft, und nahmen in einer Weise Platz, welche errathen ließ, daß sie gewohnt seien, hier in dieser Abgeschlossenheit zu verkehren.

Die Notiz, welche sie von dem bereits Anwesenden nahmen, bestand nur in einem kurzen, musternden Blicke; sonst aber beachteten sie seine Anwesenheit nicht im Mindesten und führten ihr halblautes Gespräch so ungenirt, als ob kein Fremder zugegen sei. Sämmtliche Männer schienen Seeleute zu sein, wenigstens zeigten sie sich während ihrer Unterhaltung in dem Schiffswesen sehr bewandert und in allen nautischen Vorkommnissen der jüngeren Vergangenheit außerordentlich gut unterrichtet. Auch die im Hafen und auf der Rhede liegenden Fahrzeuge wurden besprochen.

„Wißt Ihr," frug Einer, „daß der „l'Horrible" draußen vor Anker gegangen ist?"

„Der „l'Horrible", das Kaperschiff?"

„Ja, Befehlshaber Lieutenant Jenner. Ein prächtiges Schiff, ganz unvergleichlich in Bau und Ausrüstung; der schwarze Capitain hat es bewiesen."

„Schade um den armen Kerl, daß er den Strick hat schmecken müssen! Oder nicht, he?"

„Jammerschade; er wußte Etwas aus sich und seinen Jungens zu machen."

„Er vielleicht weniger, aber er soll einen ausgezeichneten Segelmeister gehabt haben, der das eigentliche Kommando führte."

„Hab' auch davon gehört. Der Kerl soll gar nicht einmal ein Mann, sondern ein Weib gewesen sein, ein wahrer Satan. Will's auch gern glauben, denn wenn sich der Teufel ein Extraplaisir machen will, so fährt er in ein Frauenzimmer."

„Richtig," meinte ein Dritter, „ein Frauenzimmer ist es gewesen und Miß Admiral hat sie geheißen; ich weiß es genau. Und wer noch mehr erfahren will, der mag nur den langen Tom fragen, der weiß Bescheid. Ich glaube, der Hallunke ist schon einmal mit dem schwarzen Capitain gefahren und kennt den „l'Horrible" besser als er gestehen will."

„Möglich; zuzutrauen ist es ihm. Und wenn es wirklich so gewesen ist, so fällt mir gar nicht ein, es ihm übel zu nehmen; denn so ein Hundeleben wie auf einem elenden Kauffahrer giebt es natürlich auf einem wackeren Kaper nicht. Ich will nicht weiter reden, aber, na, Ihr wißt schon, was ich meine!"

„Papperlapapp, heraus damit! Oder wenn Du Dich fürchtest, so will ich es sagen: Wenn der schwarze Capitain noch lebte und den „l'Horrible" noch hätte, ich ginge auf der Stelle zu ihm an Bord. Da hört Ihr's, und ich meine, daß Ihr mir Recht gebt!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür von Neuem und ein Mann trat in gebückter Stellung ein, den Alle als alten Bekannten begrüßten.

„Der lange Tom! Komm her, alter Swalker und verteie Dich hier auf diesen Stuhl. Weißt Du, daß wir soeben von Dir gesprochen haben?"

„Ja, von Dir und den „l'Horrible"!"

„Laßt den „l'Horrible" nur immer draußen auf dem Wasser, Ihr alten Schwatzratten," antwortete er, sich niedersetzend und dem Manne mit dem Feuermale unbemerkt zublinzelnd. „Was geht Euch das Fahrzeug an, he?"

„Uns nichts, aber Dich desto mehr. Wir meinen, daß Du es besser kennst als wir; oder bist Du nicht einmal auf seinen Planken herumgelaufen?"

„Ich sage nicht ja und nicht nein, aber möglich wäre es. Es sind wohl einige hübsche Dutzend guter Schiffe, die den Tom gesehen haben, und wer kann da Etwas dawider haben, wenn der „l'Horrible" mit dabei gewesen ist?"

„Niemand. Doch sag, ist es wirklich wahr, das der Segelmeister des Kapers ein Weibsbild gewesen ist?"

„Wie ich gehört habe, ja."

„Hm, da muß doch trotz alledem eine miserable Wirthschaft auf dem Fahrzeuge stattgehabt haben!"

„Wieso?"

„Na, wenn ein Frauenzimmer das Kommando eines Schiffes führt, so möchte ich nicht dabei sein. Ich meine, daß grad Dies und nichts Anderes daran Schuld ist, daß der „l'Horrible" genommen worden ist."

„Meint Ihr — — —?" ließ sich da mit gedehnt fragender Stimme der Fremde mit dem Feuermale vernehmen.

„Ja, ich meine es. Oder habt Ihr vielleicht Etwas dagegen?"

„Geht Euch Nichts an; wollte bloß wissen, ob Ihr das wirklich meint!"

„Geht mich Nichts an, he? Wenn sich ein Fremder in Das mengt, was ich sage, so geht es mich nichts an, nehmt Eure Zunge etwas fester hinter die Zähne, sonst schlage ich Euch Eins auf das Maul, daß sie Euch hinunter bis auf die Zehen fährt!"

„Seht ganz danach aus!"

„Wie — was —? Da — da habt Ihr, was Euch gehört!"

Mit einem raschen Schritte stand er vor dem schmächtigen, um Kopfeshöhe kürzeren Mann und holte zu einem Schlage aus, der sicher keine wohlthuende Liebkosung sein konnte. Der Bedrohte aber hatte ihn im Nu gefaßt, hob ihn in die Höhe und schmetterte ihn mit solcher Wucht zu Boden, daß er sich kaum aufzuraffen vermochte.

Sofort sprang der ihm am nächsten Sitzende herbei, um die schmähliche Niederlage seines Kameraden zu rächen. Es wurde ihm ganz dasselbe Schicksal: mit wahrhaft katzenartiger Geschwindigkeit wich der Gegner seinen Streichen aus, unterlief ihn und warf ihn zur Erde nieder, daß es dröhnte.

Schon wollte der Dritte seinem Beispiele folgen, als der lange Tom sich in das Mittel legte.

„Stopp!" meinte er, ihn beim Arme packend und zurückhaltend. „Mach keine Dummheit, alter Bursche. Mit Dem dort nimmst Du es nicht auf und noch zehn Andere ebenso!"

„Oh, das will ich sehen!"

„Versuch's, wenn Du durchaus nicht anders willst, aber ich meine, daß ihr einen Offizier vom „l'Horrible respectiren werdet."

„Vom „l'Horrible"!"

Auch die beiden Anderen, welche sich jetzt vom Boden erhoben hatten und Miene machten, den Angriff von Neuem zu beginnen, stimmten überrascht in die Frage ein.

„Vom früheren oder jetzigen?"

„Vom früheren natürlich; oder glaubt Ihr etwa, daß sich so ein Schwachkopf von Vereinigten-Staaten-Marineoffizier hier in unsere Kabine wagen möchte?"

„Ist's wahr?"

Der Mann mit dem Feuermale nickte leichthin mit dem Kopfe.

„Wird wohl wahr sein, Ihr Männrr. Der lange Tom kennt mich ein Weniges von früher her, wo wir einige Zeit lang auf denselben Planken herumgestiegen sind und manchen guten Coup ausgeführt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die verhängnißvolle Mahlzeit.

Nach dem Französischen des Victor Hugo.

(Schluß.)

Claude fuhr fort. Er sprach mit einer überzeugenden, eigenthümlichen Beredtsamkeit. Er erklärte, wie er wohl wisse, daß er eine gewaltsame Handlung begehe, daß er aber nicht anders könne, und daß er nicht Unrecht zu thun glaube. Er appellirte an das Gewissen von zweiundachtzig Spitzbuben und unterwarf sich ihrem Urtheile. Eine einzige Stimme erhob sich und bat, daß er, bevor er den Director tödte, noch einen letzten Versuch machen möge, ihn zu erweichen.

„Das ist gerecht," erwiderte Claude, „und ich werde es thun."

Acht Uhr schlug es am Gefängnißthurm; um neun Uhr mußte der Director kommen.

Nachdem dieser merkwürdige Gerichtshof das Urtheil bestätigt, was Claude gefällt hatte, gewann derselbe seine volle Heiterkeit wieder. Er legte Alles, was er an Wäsche und Kleidungsstücken besaß, die traurige Nachlassenschaft eines Gefangenen, auf einen Tisch, und vertheilte die wenigen Habseligkeiten unter denen, die er nächst Albin am meisten geliebt hatte. Nur die kleine Scheere behielt er sich zurück.

Hierauf umarmte er Alle, Einen nach dem Andern. Einige weinten, er lächelte.

Es gab in dieser letzten Stunde Momente, in denen er mit so vieler Ruhe und so vieler Heiterkeit plauderte, daß mehrere seiner Kameraden, wie sie später aussagten, in ihrem Innern hofften, er werde von seinem furchtbaren Entschlusse im Augenblicke der Entscheidung abstehen. Ja, einmal belustigte er sich sogar damit, eines der wenigen Lichter des Ateliers mit der Nase auszuschnäuzen, ein Manöver, das allgemeine Heiterkeit erweckte.

Es war nicht zu leugnen, daß in Folge seiner mangelhaften Erziehung einige üble Angewohnheiten seiner natürlichen Würde hier und da Eintrag thaten, und an den alten Gamin von St. Denis erinnerten.

Als er einen jungen Sträfling bemerkte, der sehr blaß und furchtsam aussah, und in Erwartung der nächsten Stunde am ganzen Körper zitterte, sagte er sanft zu ihm, indem er ihn auf die Schulter klopfte:

„Nur Muth, junger Mann, die Sache wird schnell abgemacht sein!"

Nachdem er seine Habseligkeiten vertheilt, alle Hände gedrückt, und von Allen Abschied genommen hatte, unterbrach er einige unruhige Gespräche, welche sich in einem Winkel des Zimmers über den betreffenden Gegenstand angesponnen hatten, und befahl, daß man sich zur Arbeit setze. Alle gehorchten sofort stillschweigend.

Die Werkstatt, in der dies Alles vor sich ging, war ein langer Saal, in Form eines Parallelogramms, auf dessen beiden längeren Seiten sich Fenster, und an dessen schmäleren sich zwei gegenüberstehende Flügelthüren befanden. Die Metiers waren an beiden Seiten der Fenster, rechts und links in der Art hingereiht, daß in ihrer Mitte nur ein langer, schmaler Gang von einer Extremität zur andern führte, welchen der Director bei seiner Inspection zu durchschreiten hatte. Gewöhnlich pflegte er von der südlichen Seite einzutreten, den Gang rasch zu durchlaufen, die Arbeit flüchtig zu betrachten, und durch die nördliche Thüre wieder hinauszugehen.

Claude hatte sich wieder an seine Arbeit gesetzt, wie Pater Jaques Clement sich zum Gebet setzte.

Der entscheidende Moment nahte. Alles war in der gespanntesten Erwartung. Plötzlich ertönte der erste Schlag einer Uhr.

„Das ist dreiviertel," sagte Claude, erhob sich ruhig, schritt ernst und fest durch den Saal, und lehnte sich links auf die Ecke des ersten Metiers, ganz in der Nähe der Eingangspforte. Sein Gesicht war durchaus ruhig und freundlich.

Endlich schlug es neun. Beim ersten Schlage zuckten die zweiundachtzig Verbrecher wie electrisirt zusammen. Noch eine Pause und die Thür geht auf. Der Director tritt ein.

Schweigen des Todes herrschte im ganzen, weiten Saale; der Puls der zweiundachtzig Verbrecher schien still zu stehen.

Der Director war allein, wie gewöhnlich.

Er trat mit seiner leichten, jovialen und selbstgefälligen Miene ein, ohne Claude zu bemerken, der in der Ecke der Thür, die Hand in den Beinkleidern verborgen, stand; und ging schnell, den Kopf hier und da schüttelnd, und einige Worte des Tadels zwischen den Zähnen murmelnd, an den ersten Metiers vorüber, ohne zu bemerken, daß alle ihn umgebenden Wesen die Augen auf einen furchterregenden Gegenstand gerichtet hatten.

Plötzlich vernahm er Tritte hinter sich, und drehte sich deshalb ziemlich rasch um. Es war Claude, der ihm seit einigen Augenblicken folgte.

„Was machst Du denn?" fragte der Director; „warum bist Du nicht an Deinem Platze?"

Claude Gueux antwortete ehrerbietig:

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Director."

„Wovon?"

„Von Albin."

„Schon wieder?"

„Immerdar!"

„Ach," erwiderte der Director, indem er weiter ging und eine Nelke zwischen den Zähnen zerkaute, „so hast Du also mit vierundzwanzig Stunden noch nicht genug?"

Claude antwortete, indem er ihm folgte:

„Herr Director, geben Sie mir meinen Kameraden wieder!"

„Unmöglich!"

„Herr Director," fuhr Claude in einem Tone fort, der selbst den Satan erweicht haben würde, „ich bitte Sie im Namen des Himmels, geben Sie mir Albin wieder! Sie werden sehen, mit welcher Lust ich arbeiten werde. Sie wissen nicht, was mir ein Freund ist; Sie können's nicht wissen, denn Sie sind frei! Aber ich, ich habe nichts als die vier Wände des Kerkers! Geben Sie ihn mir zurück! Sie wissen, daß er mich sättigt! Was kann es Ihnen schaden, daß zwei Menschen sich in ein und demselben Zimmer befinden, von denen der eine Claude, der andere Albin heißt? Denn um mehr handelt es sich nicht! Herr Director, guter Herr Director, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, geben Sie mir Albin zurück!"

Niemals hatte Claude zu seinem Peiniger so viel und so demüthig gesprochen. Er schwieg erschöpft und erwartungsvoll.

Der Director antwortete mit einer ungeduldigen Bewegung:

„Unmöglich! Die Sache ist abgemacht! Sprich mir nicht mehr davon! Du langweilst mich!"

Und als wäre er pressirt, verdoppelte er seine Schritte. Claude auch.

Während des Sprechens waren Beide bis zur Ausgangspforte gekommen.

In diesem Augenblick befanden sich nur zweiundachtzig Statuen im ganzen Saale. — Kein Athemzug, kein Pulsschlag! —

Da berührte Claude noch einmal sanft den Arm des Directors:

„Aber damit ich wenigstens weiß, warum ich zum Tode verdammt bin, sagen Sie mir, weshalb man uns getrennt hat?"

„Ich habe Dir's schon gesagt, „darum"!"

Und ihm den Rücken kehrend, streckte er die Hand nach der Thürklinke aus.

Claude war bei dieser Antwort unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. — Ein Nu — das Beil blinkte in der Luft — es war geschehen! Bevor noch der Director einen Schrei ausstoßen konnte, lag er, von drei Schlägen getroffen, mit zerschmetterter Hirnschaale, blutend am Boden. Ein vierter Hieb spaltete ihm das Genick. Der Director war todt.

Claude warf das Beil fort und rief:

„Nun zu dem Andern!"

Der Andre war er selbst.

Er zog aus seiner Weste die kleine Scheere „seiner Frau," und, ohne daß Jemand es zu verhindern strebte, bohrte er sie sich zu verschiedenen Malen in die Brust. Die Brust war tief, die Klinge kurz.

Er wühlte lange in seinem Fleische, und stürzte endlich mit den Worten:

„Verdammtes Herz, bist du denn nicht zu finden!" von zwanzig Stichen durchbohrt, bewußtlos und ohnmächtig auf die Leiche des Directors.

Wer von Beiden war hier das Opfer?

5.

Als Claude wieder zur Besinnung kam, befand er sich in einem weichen Bette, bedeckt mit Linnen und umgeben mit Sorgfalt. Zu seinem Haupte saß eine barmherzige Schwester, und zu seinen Füßen ein Instruktionsrichter, welcher ihn mit vielem Interesse fragte:

„Wie befinden Sie sich?"

Claude hatte eine große Quantität Blut verloren; aber die Scheere hatte ihre Schuldigkeit nur schlecht gethan; keine der Wunden war tödtlich.

Tödtlich für ihn waren nur die Wunden des Directors. Die Inquisition begann.

Man fragte ihn, ob er den Director des Gefängnisses zu Clairvaux getödtet habe?

Er antwortete:

„Ja!"

Man fragte ihn:

„Warum?"

Er antwortete:

„Darum!"

Bald jedoch verschlimmerte sich der Zustand seiner Wunden in dem Maaße, daß er in ein heftiges Fieber verfiel und man für sein Leben besorgt wurde.

Die Monate November, December, Januar und Februar vergingen mit Sorgen und Vorbereitungen. Aerzte und Juristen beeiferten sich wechselseitig um Claude. Die Einen heilten die Wunden und die Anderen errichteten das Schaffot.

Vollenden wir:

Den 16. März 1832 erschien Claude Gueux völlig geheilt vor den Assisen zu Troyes. Die halbe Stadt war auf der Tribüne. Claude war eine interessante Erscheinung. Er war mit Sorgfalt rasirt, entblößten Hauptes, und trug die Gefängnißtracht von Clairvaux, zweierlei Tuch von dunkelgrauer Farbe.

Der Staatsprocurator hatte den Saal mit allen Bajonetten des Arrondissements besetzen lassen, um, wie er zu den Anwesenden sagte, die vielen Böswichter im Zaum zu halten, welche bei diesem Prozesse als Zeugen figuriren müßten.

Als die Verhandlungen ihren Anfang nehmen sollten, stieß man auf eigenthümliche Hindernisse.

Keiner der Augenzeugen des Ereignisses vom 4. November wollte gegen Claude aussagen. Der Präsident drohte ihnen mit seiner unumschränkten Vollmacht. Vergebens. Erst als Claude es ihnen ausdrücklich befahl, lösten sich alle Zungen; Jeder sagte, was er wußte.

Claude hörte Allen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Falls Einer aus Vergessenheit oder aus Rücksicht für ihn Etwas zu seiner Belastung wegließ, ergänzte er seine Aussage sofort aus freien Stücken.

So entrollte sich nach und nach das ganze Drama, wie wir es bereits geschildert, vor den Augen des Gerichtshofes und seiner Zuhörer.

Einen Moment jedoch müssen wir noch besonders hervorheben.

Der Huissier rief den Gefangenen Albin; es war die Reihe an ihm, Zeugniß abzulegen. Er trat wankend ein, schluchzte heftig, und sank, ohne daß die Gensd'armen es verhindern konnten, Claude in die Arme. Dieser umschlang ihn, drückte ihn an die Brust und sagte lächelnd zum Staatsanwalt:

„Sehen Sie hier einen Böswicht, der sein Brod mit dem Hungrigen theilte!"

Hierauf küßte er Albin auf die Stirn. Kein Auge blieb trocken auf der Tribüne.

Nachdem die Liste der Zeugen erschöpft war, erhob sich der Staatsprocurator von seinem Sitze und nahm das Wort, ungefähr wie folgt:

„Meine Herren Geschworenen! Die Gesellschaft würde in ihren festesten Grundpfeilern erschüttert werden, wenn das Schwert der Gerechtigkeit ein Verbrechen, wie das Vorliegende, ungeahndet lassen wollte." u. s. w.

Nach dieser salbungsvollen Rede, welche zwei Stunden dauerte, ergriff der Vertheidiger Claudes das Wort. Es erfolgten Debatten und Diskussionen pro und contra, wie sie in dieser Art von Hippodrome gebräuchlich sind, welches man einen Criminalprozeß zu nennen pflegt.

Endlich schien Alles erschöpft. Da erhob sich Claude Gueux selbst.

Er sprach so ausgezeichnet, daß eine Person von bedeutender Intelligenz, welche dieser Scene beiwohnte, von ihrem Erstaunen gar nicht zurückkommen konnte. Es schien dieser arme Arbeiter von der Natur eher zum Volksredner, als zum Todtschläger bestimmt.

Dennoch war er ein Todtschläger.

Er sprach stehend, mit einer wohltönenden, durchdringenden, aber gemäßigten Stimme, mit einer edlen Haltung und einer, sich zwar oft wiederholenden, aber doch stets edlen Gestikulation. Er sagte die Sache, wie sie war, einfach, ruhig, ohne zu verweigern, ohne zu übertreiben, gab Alles zu und beugte sein Haupt unter das Gesetz. Es gab Momente in seiner Rede, welche Allen, selbst den gleichgültigsten Zuhörern die lebhafteste Theilnahme abpreßten. Einmal nur ließ er sich in gerechter Erbitterung von seinen Gefühlen fortreißen.

Der Staatsanwalt hatte nämlich unter Andern behauptet, Claude Gueux habe den Director ohne irgend eine Veranlassung erschlagen; wenigstens sei die That, von Seiten des Directors, durch nichts provocirt worden.

„Was?" schrie Claude Gueux, „nicht provocirt? Oh, herrlich! trefflich! ich verstehe! Ein Trunkner giebt mir einen Faustschlag, ich tödte ihn, und Ihr begnadigt mich, denn ich war provocirt. Ihr schickt mich auf die Galeere! Aber ein nüchterner Mensch, ein Mensch mit seinen fünf gesunden Sinnen, quält mich vier Jahre, martert mich vier Jahre, demüthigt mich vier Jahre, alle Tage, alle Stunden, alle Minuten! Ich hatte eine Frau, für die ich gestohlen; er quält mich mit dieser Frau; ich hatte ein Kind, für das ich gestohlen; er martert mich mit diesem Kinde. Ich habe kein Brod; ein Freund theilt mit mir das Seine; er nimmt mir den Freund und das Brod. Ich flehe ihn an um den Freund, er wirft mich in den Kerker. Ich nenne ihn Sie, diesen Henkersknecht; er nennt mich Du. Ich sage ihm, daß ich leide; er sagt mir, daß ich ihn langweile. — Was wollt Ihr, daß ich thun soll? ich tödte ihn! Es ist richtig, ich bin ein Ungeheuer; ich habe einen Menschen getödtet, ich war nicht provocirt; Ihr schlagt mir den Kopf ab, Punktum!"

Nachdem die Debatte geschlossen, machte der Präsident sein Resumee; klar und einleuchtend. Er folgerte also: Ein schlechtes, lüderliches Leben, ein vollendeter Böswicht! Claude Gueux hatte damit angefangen, im Concubinate mit einer öffentlichen Dirne zu leben, hatte dann gestohlen und schließlich getödtet.

Alles das ist wahr!

Im Augenblicke, als die Geschworenen im Begriff standen, sich in das Berathungszimmer zurückzuziehen, fragte der Präsident den Angeklagten, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung hervorzubringen habe?

„Wenig," antwortete Claude, „ich bin ein Dieb und ein Mörder. Ich habe gestohlen und gemordet. Aber warum habe ich gestohlen? Warum habe ich gemordet? Fügen Sie, meine Herren Geschwornen, diese beiden Fragen zu den Uebrigen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrten die Geschwornen in den Saal zurück und sprachen einstimmig das „Schuldig" über den Angeklagten aus. Claude Gueux wurde zum Tode verdammt.

Als man ihm das Urtheil verkündigte, blieb er ruhig und gefaßt. — Er begnügte sich nur zu sagen:

„Es ist gut! Aber warum ich gestohlen? Warum ich getödtet? das sind zwei Fragen, auf die Sie nicht geantwortet haben."

In das Gefängniß zurückgebracht, speiste er heiter zu Nacht, und sagte lächelnd:

„Nun wohlan, sechsunddreißig Jahre der Sorge und der Arbeit, das heißt gelebt!"

Es steht fest, daß bei Eröffnung der Assisen Mehrere unter den Geschworenen bemerkt hatten, wie der Angeklagte Gueux (Lump) heiße, was einen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht haben soll.

6.

Man rieth Claude, wie es gebräuchlich, an die Gnade des Königs zu appelliren, er wollte nicht. Eine der barmherzigen Schwestern, welche ihn gepflegt hatte, bat ihn mit Thränen; er appellirte aus Gefälligkeit für sie. Das gute, dankbare Mädchen gab ihm ein Fünffrankenstück; er nahm das Geld und dankte ihr freundlich.

Während sein Cassationsgesuch vorlag, wurden ihm von den Gefangenen in Troyes mehrere Anerbietungen zu Fluchtversuchen gemacht; er wies alle ab. Man warf ihm nach und nach durch das Luftloch seines Gefängnisses einen Nagel, ein Stück Eisendraht und den Handgriff eines Eimers zu. Jedes dieser Werkzeuge hätte für einen Mann von seiner Intelligenz hingereicht, die Riegel seines Kerkers zu durchfeilen; er übergab Alles dem Schließer.

Den 8. Juni 1832, sieben Monate und vier Tage nach der That, kam endlich die Strafe angehinkt. An diesem Tage Morgens sieben Uhr, trat der Greffier des Tribunals in den Kerker Claude's und kündigte ihm an, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe. Sein Gnadengesuch war verworfen.

„Wohlan," sagte Claude kaltblütig, „ich habe diese Nacht gut geschlafen, aber in der nächsten werde ich ohne Zweifel noch besser ruhen."

Hierauf erschienen erst der Priester, nachher der Henker. Er war demüthig gegen den Ersteren, freundlich mit dem Andern. Er verweigerte weder seine Seele, noch seinen Körper, und bewahrte bis zum Ende seine vollkommene Geistesruhe.

Während man ihm das Haar abschnitt, sprachen Einige in einer Ecke des Kerkers von der Cholera, welche seit einigen Tagen in der Gegend grassirte.

„Was mich betrifft," sagte Claude mit einem Lächeln, „ich fürchte mich nicht vor der Cholera."

Dem Geistlichen hörte er mit vieler Aufmerksamkeit zu, beklagte sein Vergehen, und bedauerte, niemals in der Religion unterrichtet worden zu sein.

Auf sein Verlangen gab man ihm die Scheere, mit der er sich verwundet hatte. Eine Klinge fehlte; sie war in seiner Brust abgebrochen. Er bat den Schließer, diese Scheere seinem Freunde Albin zu überbringen; auch wünschte er, daß man diesem traurigen Vermächtnisse noch die spärliche Ration Brod hinzufüge, welche er heut nicht mehr essen würde.

Als man ihm die Hände auf den Rücken band, bat er, man möge ihm das Fünffrankenstück, welches ihm die barmherzige Schwester geschenkt hatte, in die rechte Hand legen. Man that es.

Um dreiviertel auf acht Uhr verließ er den Kerker, mit alle dem traurigen Gepränge, wie es bei Hinrichtungen gebräuchlich. Er war sehr bleich, ging aber festen Schrittes, den Blick auf das Crucifix geheftet.

Man hatte zur Execution einen Markttag gewählt; wahrscheinlich um dem Landvolke das ergötzliche Schauspiel einer Hinrichtung so bequem als möglich zu machen; denn wenn in Frankreich die Gesellschaft einen Menschen schlachtet, so ist dies für gewisse Leute noch ein großes Fest, dessen man sich nicht genug rühmen kann.

Claude bestieg das Schaffot ruhig und gefaßt, das Auge auf den Erlöser gerichtet. Er wollte erst den Priester, dann den Henker umarmen; den Einen, um ihm zu danken, den Andern, um ihm zu verzeihen. Der Scharfrichter stieß ihn „sanft zurück", wie uns ein Bericht erzählt.

In dem Augenblicke, als ihn der Henkersknecht auf die scheußliche Maschine band, machte er dem Priester ein Zeichen, das Geldstück aus seiner rechten Hand zu nehmen, und flüsterte ihm zu:

„Für die Armen!"

Da es grade in diesem Momente acht Uhr schlug, so schien das Geräusch der Glocke seine Stimme so zu dämpfen, daß ihn der gute Mann Gottes nicht sogleich verstand, obwohl er das Geld sofort an sich nahm. Claude wartete das Intervalle zweier Schläge ab, und wiederholte dann etwas lauter:

„Für die Armen!"

Ob ihn der Geistliche nun verstanden, wird uns nicht gesagt. Noch hatte die Thurmuhr nicht ausgeschlagen, als dies reich begabte Haupt bereits gefallen war.

Wunderbarer Effect der öffentlichen Hinrichtungen! An demselben Tage, bevor noch die grausenhafte Maschine von dem Blute ihres Opfers gereinigt war, rottete sich das Volk wegen einer neuen Steuerfrage zusammen und ermordete einen Steuerbeamten auf öffentlicher Straße.

Eine epochemachende Erfindung.

Nach einem Feuilleton des „Journal des Debats."

Unser Zeitalter ist nicht zu befriedigen; es verlangt unaufhörlich nach neuen Wundern.

Schon ist der Fernsprecher, jenes kleine Beförderungsmittel der gesprochenen Worte, mit dem man bereits auf mindestens 100 Kilometer Entfernung mündlich verkehren kann, eine Erfindung von gestern und dieser staunenswerthe Erfolg genügt heute nicht mehr.

Verba volant, scripta manent: die Worte verfliegen, sie müssen fixirt werden. Ein Schreibtelephon muß an die Stelle des Sprechtelephons treten, ein Apparat erfunden werden, welcher ein Gespräch, eine Rede, eine Vorlesung automatisch niederzuschreiben im Stande ist.

Bekanntlich giebt es bereits Phonographen, welche Laute niederschreiben. Letztere werden auf dem Papiere durch mehr oder weniger gekrümmte Wellenlinien dargestellt. Das genügt jedoch nicht, die Schrift muß auch gelesen werden können.

Die Lösung dieses Problems erscheint auf den ersten Augenblick außerordentlich zu sein: dem vervollkommneten Telephon soll es übertragen werden, diese Lautschrift zu ent-

ziffern, eine Unterhaltung so wiederzugeben, wie sie niedergeschrieben ist. Mit einem Worte, man will eine Maschine erfinden, die z. B. einen Redner anhört, seinen Vortrag niederschreibt und wenn der Sprecher zu Ende ist, Wort für Wort mit allen Eigenthümlichkeiten seiner Aussprache, mit dem Klange seiner Stimme wiedergiebt.

Die Aufgabe, an deren Lösung man jetzt gegangen ist, lautet mit anderen Worten: ein Gespräch, eine Unterhaltung zu fixiren, sie unter Verschluß zu legen und im beliebigen Augenblicke nach 10, 50, 100 Jahren mit allen Individualitäten der einzelnen Stimmen wieder zu Gehör zu bringen.

Es handelt sich um nichts Geringeres, als die Worte, Gespräche, Musik so aufzubewahren, wie man eingemachte Früchte aufhebt und, um dieses Bild weiter zu gebrauchen, diese Büchsen voller Beredtsamkeit und Harmonie im gegebenen Augenblicke ihres Inhalts zu entleeren.

Die Zukunft, in deren Schooße so viele Ueberraschungen verborgen liegen, wird sicherlich auch dies interessante Problem, welches gegenwärtig den Scharfsinn der Denker beschäftigt, vollständig lösen.

Ohne in Einzelheiten einzutreten, welche zur Zeit noch verfrüht wären, begreift es sich leicht, in welcher Weise man Reden ꝛc. aufbewahren und im geeigneten Moment wiedergeben im Stande sein wird.

Um nicht der Uebertreibung beschuldigt werden zu können, sei erwähnt, daß der französische Ingenieur Marcel Dupreh bereits Apparate construirt hat, welche zur Wiedergabe der menschlichen Stimme bestimmt sind. Mit einem Herrn Nopoli arbeitet er unausgesetzt daran und Alles läßt die Verwirklichung dieser kühnen Idee in nicht allzu ferner Zeit erhoffen.

Schon vorher hatte ein geistreicher Erfinder, Namens Gros, gezeigt, daß die Aufgabe keineswegs außerhalb der Mittel unserer Technik liege. Auch hat der Amerikaner Edison aus allen bereits vorliegenden Apparaten eine Maschine gebaut, welche Erstaunliches leistet und die berühmte Fabersche Sprechmaschine, welche im vergangenen Jahre mehrfach ausgestellt war, in jeder Beziehung bedeutend überragte.

Man spricht in den Registrirapparat, dessen Haupttheil eine Eisenblech-Membrane ist. An derselben befindet sich ein kleiner Stift, welcher auf einer mittelst eines Uhrwerks getriebenen Welle schleift. Die Stimme setzt die Membrane in Bewegung, die Schwingungen derselben übertragen sich auf den Stift, dieser zeichnet auf dem Papier, welches durch ein Uhrwerk von der Welle abgewickelt wird mehr oder weniger krumme Linien, deren Bilder den gesprochenen Worten entsprechen. Diese Niederschrift würde dem geübten Auge die Töne mit Höhe, Klangfarbe ꝛc. zur Erscheinung bringen.

Junger Neapolitaner.
Nach einem Gemälde von Gustav Richter.
Nach einer Photographie aus dem Verlage der photographischen Gesellschaft in Berlin.
(Copie unserer Prämie Seite 640.)

Wer hier studiren wollte, würde die Laute, den Ausdruck dessen, der gesprochen hat, wiedererkennen, gleichwie der Musikverständige die Musik vom Notenblatte erkennt.

Durch die Niederschrift, in dieser Weise hergestellt, ist das Wort im Fluge erfaßt und festgehalten. Nun ist nur noch nöthig, die Schrift auf das Instrument zu bringen, welches sie wieder nach Belieben in Worte umsetzt.

Die Schriftzüge werden im Zuge der Wellenlinien ausgeschnitten und das so vorbereitete Papier auf eine durch ein Triebwerk gleichmäßig fortbewegte Walze gebracht. Gegenüber derselben befindet sich ein an der schwingenden Membrane befestigter Stift. Wickelt sich nun das ausgeschnittene Papier von der Welle ab, so ziehen die Windungen der Zeichnung den Stift mit und lassen ihn so die ganze Wellen-

linie durchlaufen. Dadurch wird nun die mit dem Stift zusammenhängende Membrane des Telephons in genau dieselben Schwingungen versetzt, wie die, welche die Form der Wellenlinie hervorbrachten, d. h. es werden dieselben Worte und Sätze in der richtigen Folge in derselben Vortragsweise, demselben Stimmausdrucke, mit welchem sie ursprünglich gesprochen wurden, wieder zu Gehör gebracht. Das Telephon giebt also ein Gespräch ꝛc. genau so wieder, wie eine mechanische Orgel die vorher gesetzte Musik abspielt.

Der vom Amerikaner Edison nach den angegebenen Principien construirte Apparat soll, wie erwähnt, geradezu Erstaunliches leisten.

Er ist so groß wie eine Spieldose. Man spricht in einen Schallfänger, die Schwingungen werden im Innern des Apparats auf Zinnpapier niedergeschrieben, dieses wird durch eine Schraube ohne Ende, die durch eine Kurbel drehbar ist, gleichmäßig fortbewegt. Eine sehr einfache Ausschneidevorrichtung bewirkt, daß das Metallpapier im Zuge der Schriftlinien im selben Augenblicke ausgeschnitten wird, wo dieselben niedergeschrieben werden.

Ist die Pause in dieser Weise hergestellt, so braucht man nur wieder die Kurbel zu drehen, damit die ausgeschnittene Linie wiederum den Stift des Telephons in Thätigkeit setzt.

Hält man das Ohr an das Schallstück, so möchte man schwören, dieselben Personen wieder zu hören, welche eben gesprochen haben und jetzt schweigen. Die Stimme ist allerdings näselnd, aber doch mit allen Eigenthümlichkeiten wiederzuerkennen und scheint von den Lippen der Sprechenden zu fließen.

Die heute niedergeschriebene Unterhaltung kann buchstäblich zu jeder Zeit als Sprache wiedergegeben werden. Es ist dies ein nach dem Leben abgenommenes Bild der Gegenwart für unsere Nachkommenschaft. Man hat nun also ein Mittel, die feurigsten Reden, die gelehrtesten Vorlesungen aufzubewahren und den Redner und Vortragenden noch mit demselben Schwunge, derselben Leidenschaft zu hören, wenn sie schon längst im Grabe ruhen.

Die Wissenschaft ist im Begriff, den kühnsten Träumen vergangener Jahrhunderte Fleisch und Blut zu geben. Selbst die Stimme uns lieber und werther Angehörigen kann über deren Grab hinaus bewahrt werden, der Pulsschlag ist noch nach dem Tode zu hören. Wir können die längst in Staub zerfallenen Lippen öffnen und ihre Stimme von früher tönen lassen, wer könnte noch sagen, sie seien nicht mehr? Das mächtige Wort berühmter Männer wird unaufhörlich neben uns ertönen; es wird die Dauer der Geschlechter und Jahrhunderte überstehen, wie Erz. Welch eine wunderbare Verwirklichung der Ewigkeit des Andenkens!

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXII.

Vom Tode erstanden.

Ein Abenteuer aus Californien von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

„Hm," antwortete der Fremde bedächtig, indem er rasch über die ersten Namen hinwegging, auf den letzten aber eine hörbar absichtliche Betonung legte. „In New-York, Pittsburg, Cincinnati und zuletzt in Norfolk, Nordkarolina, bei Master Cleveland."

„In Norfolk bei Master Clev— — —"

Er trat rasch näher, um das Gesicht des Fremden besser sehen zu können und fuhr dann erschrocken zurück:

„Bei allen Teufeln, der verdammte Deutsch — — wollte sagen, Master Gromann, der mit mir zu gleicher Zeit dort — — aber kommt doch einmal mit herunter in meine Wohnung, Sir! Es freut mich wirklich unendlich, daß ich das Vergnügen habe, so unerwartet einen Collegen zu finden, der mit mir an einem und demselben Platze war!"

Er konnte das sehr zweideutige Lächeln in den Zügen des Anderen nicht sehen und stieg eine Treppe tiefer, wo er ein kleines Zimmer betrat und Licht machte. Der kleine Raum bildete augenscheinlich Wohn- und Schlafzimmer mit Alles in Allem.

„So, setzt Euch nieder, oder, um das Vergangene festzuhalten, setz' Dich nieder! Wie ist es in Norfolk gegangen, nachdem ich fort war? Ich hatte einen kleinen Zwist mit dem Prinzipal, weshalb ich im Aerger ohne Kündigung und Abschied fortging. Ich hoffe, es geht dem alten Master Cleveland gut!"

„Gut? Es hat überhaupt bei ihm aufgehört, zu gehen. Als Du fort warst, hatte sich unbegreiflicher Weise auch die Kasse sammt sämmtlichen Werthpapieren, die in besonderer Verwahrung lagen, entfernt. Der Mann war dadurch ruinirt und hat sich nicht darüber wegsetzen können. Er ist todt."

„Ist's möglich? was Du sagst? Hm, der Alte hat niemals so recht fest gestanden und Niemand in seine Verhältnisse blicken lassen. Ich glaube daher sehr, daß die Entfernung der Kasse nur ein kleines Arrangement von ihm selbst gewesen ist. Daß ich hier als Arzt etablirt bin, darf Dich nicht wundern. Es fragt hier kein Mensch nach dem Dip-

lom, und die Sache ernährt ihren Mann. Also Du kommst nach der Stelle?"

„Ja; aber sag mir, Walker, wie Du zu den Mitteln kamst, ein solches Etablissement zu gründen, und warum Du nicht Deinen richtigen Namen beibehältst!"

„Hm, die Mittel habe ich mir droben in den Minen geholt, und der Name wurde umgeändert, weil Hafflay gelehrter klingt als Walker. Aber um wieder auf die Stelle zu kommen, so sollst Du sie haben, vorausgesetzt, daß Du mir keine Veranlassung zur Klage giebst. Arbeitest Du Dich gut ein, so ist es sogar möglich, daß ich Dich mir assistire und vielleicht gar Dir die Compagnie antrage."

„Hast Du Wohnung für mich?"

„Es wird sich wohl Rath schaffen lassen. Also, schlägst Du ein?"

„Natürlich; topp!"

„Topp!"

„Sollst Dich nicht über mich zu beklagen haben. Bin auch genugsam herumgeworfen worden, so daß mir nicht viel daran liegt, an die Vergangenheit zu denken."

Gromann wurde angestellt und nach und nach in die verschiedenen Geheimnisse der Hospitalverwaltung eingeweiht. Der Doctor war gezwungen gewesen, ihn zu angagiren, beruhigte sich aber bei der Beobachtung, daß sein Assistent selbst solche Vorkommnisse ganz an ihrem Platze fand, die der Oeffentlichkeit vorsichtig entzogen werden mußten.

Hafflay hatte jetzt mehr Muse, und benutzte dieselbe zu häufigen Besuchen bei Sennor Carlos, in dessen Vertrauen er sich mit schlauer Berechnung einzuarbeiten wußte. Anitta war nicht das, was der berechnende Yankee eine Parthie nennt, aber ihre Schönheit hatte es dem sonst gefühllosen Mediziner angethan, und er wußte sich zu Allem fähig, was ihn in den Besitz des Mädchens zu bringen vermochte.

Endlich waren die sechs Monate vergangen, ohne daß Eduard sich sehen ließ. Daß weder eine briefliche Nachricht noch sonst ein Lebenszeichen von ihm gekommen war, hatte Anitta wenig beunruhigt; sie wußte, daß die Postverbindung mit den Minen eine äußerst unvollkommene war und fast in Privathänden ruhte, so daß man auf den richtigen Empfang eines Briefes nie rechnen konnte. Es kam sogar häufig vor, daß Leute, welche die Besorgung von Briefen und Geldsendungen übernommen hatten, entweder unterwegs überfallen, beraubt und todtgeschlagen wurden oder auch selber mit den ihnen anvertrauten Geldern ein Schiff suchten und und durchgingen.

Heut aber war der letzte Abend, und Eduard kam noch immer nicht. Das Mädchen wurde von einer fürchterlichen Unruhe hin- und hergetrieben. Auch dem Doctor ging es so. Bis jetzt noch hatte er alle Chancen für sich, aber sein Nebenbuhler konnte jeden Augenblick noch kommen, und das — das mußte verhütet werden. Er übergab die Patienten dem Assistenten und verließ die Mission.

Die Kranken konnten mit der Anstellung Gromann's sehr zufrieden sein, der den Hülfslosen als ein rettender Engel erschienen war. Dem Doctor gegenüber sich vollständig gehorsam und willenslos zeigend, handelte er hinter dem Rücken desselben ganz nach eigenem Ermessen und hatte die Ueberzeugung, daß ihm mancher Patient, der von Hafflay dem Tode geweiht war, das Leben und — Eigenthum zu verdanken haben werde.

Er hatte die Stelle nur angenommen, weil er augenblicklich erwerbslos war, und um den mit der Kasse durchgebrannten Apothekergehülfen vollständig zu entlarven.

Er war heut noch nicht gar lange Zeit allein, so hörte er Schritte die Treppe herauf kommen. Es war der Doctor.

„Gromann," meinte er, diesen zu sich heranwinkend, „ist das Bett hier im Verschlage bereit? Es kommt ein neuer Kranker, vielleicht sogar schon Todter."

„Woher?"

„Ich fand ihn, als ich zur Stadt ging, unten am Wege liegen. Es muß ein Miner sein, der die Krankheit mit aus den Bergen gebracht hat und sich herauf zu uns schleppen wollte. Die Kräfte haben ihn verlassen, und so ist er niedergesunken und liegen geblieben."

„Das Bett ist in gutem Zustande."

„So leuchte einmal hinab! Ich traf zum Glück ein paar mexikanische Herumlungerer, welche den Mann getragen bringen."

Die Leute waren trotz der Dunkelheit schon bis an die Thür gelangt, brachten ihre Last jetzt herein und legten sie in das bezeichnete Bett.

„Gieb ihnen ihren Lohn," gebot Hafflay und trat an das Lager, um die neue „Nummer" zu untersuchen. „Todt," lautete sein Urtheil. „Laß ihn ruhig liegen; morgen Abend wird er eingescharrt. Er ist arm und fremd; es wird Niemand nach ihm fragen."

Er verließ den Boden, um hinab zu Sennor Carlos zu gehen.

Gromann kannte die Bedeutung der beiden Worte „arm und fremd", trat aber trotzdem hinzu und zog die Decke vom Gesichte des Todten herab. Fast hätte er vor Schreck laut aufgeschrieen.

„Eduard — Eduard Horn aus Monsdorf! Herr mein Heiland, wie kommt dieser nach Californien und in diesen Zustand? Eduard — halt — — welcher Gedanke! — Anitta wartet auf einen Sennor Edouardo — mein Gott, wäre es möglich? Sie hat mir Alles erzählt; ich — — —"

Er sprach nicht weiter, sondern stürzte sich förmlich auf den so bleich Daliegenden, um seinen Zustand einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Es dauerte lange, ehe er mit sich einig war.

„Ein Schlag über den Kopf hat ihn betäubt; dann wurde ihm ein Tuch mit Chloroform auf das Gesicht gelegt und endlich eine Gabe Blausäure oder Strychnin eingeflößt. Es ist kein Zweifel, daß hier eine absichtliche Mordthat vorliegt, er hat das Gift nicht verschluckt. Noch ist vielleicht Hülfe möglich. Aber wer ist der Thäter gewesen? Ich werde die Apotheke untersuchen!"

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Das Lebendig-Begrabensein eines Menschen schloß man bekanntlich aus den Tönen, die man aus der Erde vernommen und aus der veränderten Lage des Beerdigten. Es sind dies jedoch sehr trügerische Zeichen: denn es ist erwiesen, daß der Körper durch die Gasentwickelung nicht bloß aufschwillt, sondern auch bisweilen seine Lage oder vielmehr die Lage seiner Glieder verändert. Merkwürdige Beobachtungen hat man in dieser Beziehung in Paris in der Morgue, bekanntlich in einem Gebäude, in welchem Verunglückte, Ermordete, unbekannt todt aufgefundene Menschen aufgenommen und ausgestellt werden, gemacht, wo z. B. Leichen, die man nicht angebunden hatte, vom Tisch gefallen sind. Es ist vorgefallen, daß die Leute voll Schreck zu dem Aufseher der Morgue gelaufen kamen, mit der Versicherung, bemerkt zu haben, eine der aufgestellten Leichen habe einen Arm oder einen Fuß bewegt, der angeblich Todte müsse also noch lebendig sein. Die Gasentwickelung ist sogar so stark, daß die ausgetriebene Haut platzt, und das Gas mit lautem Knalle hervordringt, was dann die aufgeregte Phantasie für Schreien und Rufen nahm, und wenn nun, beim Wiederausgraben des Sarges, dieser infolge der starken Gasentwickelung auseinander getrieben, die Lage der Leiche verändert und in der Haut ein Riß oder irgend eine Verletzung gefunden wurde, so war das Märchen fertig: der Unglückliche hatte mit übermenschlicher Kraft den Sarg zersprengt, hatte sich herumgewälzt, gerufen und sein eigenes Fleisch zerfetzt. Dem durch die Gasentwickung verursachten Geräusche verdankt wahrscheinlich auch der Volksglaube der „schwatzenden Todten" sein Entstehen. Als im Jahre 1552 die Pest zu Oschatz wüthete, wurden Wächter angestellt, welche drei Nächte hintereinander auf dem Kirchhofe wachen und horchen mußten, ob die Todten „geschwatzt" hätten. Aus dem Schwatzen schloß man nämlich, daß der Todte noch mehrere seiner Freunde und Verwandte „nachholen" werde. Um dies letztere zu verhindern, wurde der schwatzende Todte ausgegraben und ihm mit einem Grabscheite der Kopf abgestoßen. Das Schwatzen rührt, dem Volksglauben zufolge, davon her, daß der Todte an Kleidern kaut, und noch heutzutage ist es hier und da Sitte, daß die Leichenfrauen sorgfältig alles vom Munde des Verstorbenen, ehe er eingesargt wird, entfernen, damit er nichts von seinem Anzuge mit demselben erreichen kann.

Kunstvolles Rauchen.

Bei den Kaffern ist das „Dachrauchen" üblich, ausgeführt mit einer wunderbar construirten Pfeife, deren Gebrauch große Uebung erfordert. Sie besteht aus einem Rohre, welches am oberen Ende das Behältniß zur Aufnahme des Krautes trägt, während das untere Ende in einem theilweise mit Wasser gefüllten Horne steckt. Es ist also eine Art Wasserpfeife, indem der Raucher seine Lippen und einen Theil der Wange um die Mündung des Hornes legt und den Rauch vermittelst Ansaugens durch das Wasser zum Austritt bringt. Darauf nimmt der Kaffer aus einem bereit stehenden Gefäße Wasser in den Mund und stößt den Rauch mit innigem Behagen durch dasselbe in Ringen aus oder treibt ihn durch ein Rohr in einzelnen Blasen auf den Boden, wo er damit beliebige Figuren zeichnet. Die Dachpfeife geht gewöhnlich im Kreise herum, indem ein Kaffer nach dem andern sich an ihrem Dufte erfreischt. Um aber die weite Mündung eines Kuhhorns zu bedecken, sind die üppig entwickelten Lippen der Schwarzen nothwendig; für einen zwischen ihnen sitzenden Europäer wäre das Labsal unerreichbar.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Emma Vogler und Bertha Selbmann in Berlin, Frau Christiane Hofman in Dresden und den Herren W. Majdewicz, F. Uhlig, H. Wirth in Dresden, Ferdinand Schöne in Hohenstein, Ernst Irmler in Halle, Theodor Kramer in Leipzig und Felix Berthold in Weimar.

Mit dieser Nummer gelangt die dritte Prämie:

„Junger Neapolitaner",

(Unsere Abbildung siehe Seite 637)

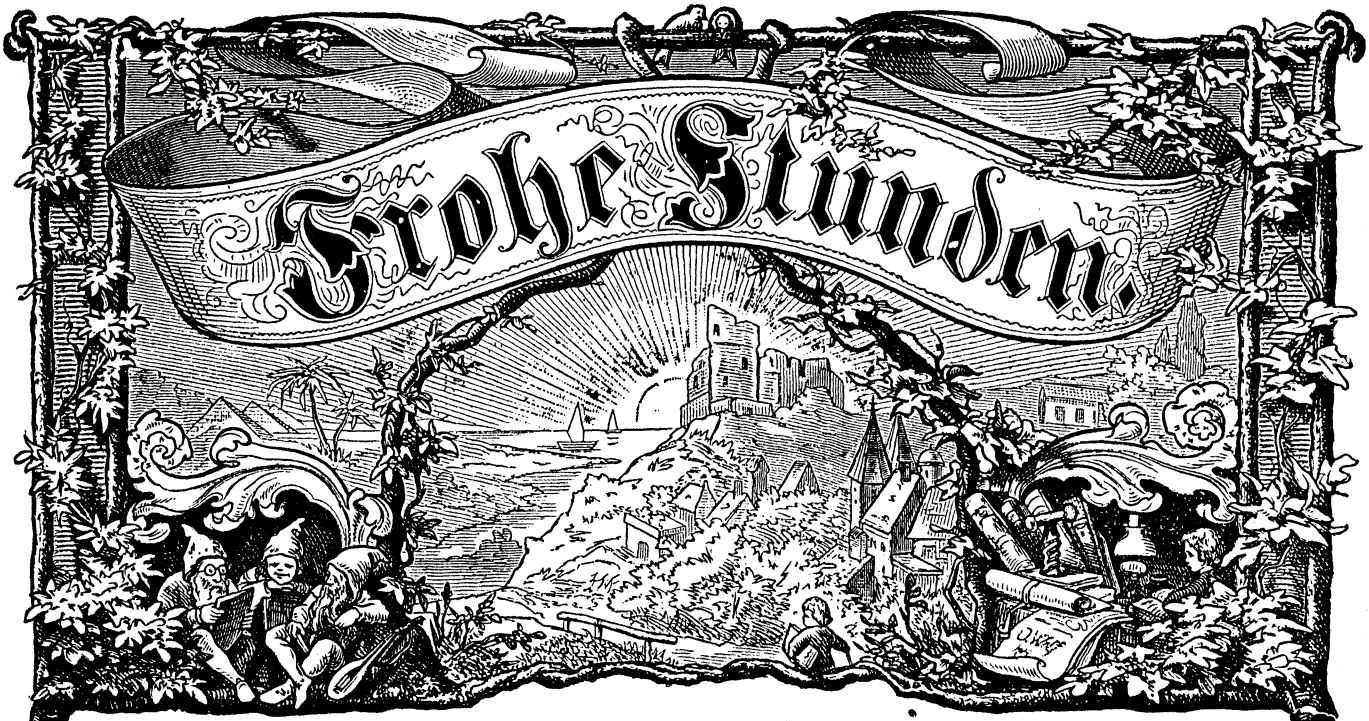
nach einem Gemälde, hochfein in Oeldruck ausgeführt, zur Vertheilung.

Die äußerst geringe Nachzahlung beträgt pro Blatt, Größe 36/46 Cmtr., uneingerahmt Mk. 1,50 und fertig in elegantem 6 Cmtr. breiten Goldleistenrahmen Mk. 3,25.

Außerhalb Dresdens ist für jedes eingerahmte Bild 25 Pfennige Bringerlohn noch zu entrichten.

Dresden u. Leipzig. **Die Verlagshandlung:**
Bruno Radelli.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.



№ 41. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„So; das ist etwas Anderes! Wenn es so steht, so seid Ihr sicher bei uns, und wir werden Euch unsre Fäuste nicht weiter zu schmecken geben."

„Pah," klang die geringschätzige Antwort; „vor Euren Fäusten ist mir ganz verteufelt wenig bange, wie Ihr gesehen habt. Doch seit Ihr keine üblen Maaten, denke ich, und so will ich die Sache nicht nur gut sein lassen, sondern mich sogar auch ein Wenig bei Euch auf den Stuhl verteien."

„Gut sein lassen? Ich denke, der Streit ist nicht von uns, sondern von Euch ausgegangen. Als Fremder ging Euch das, was wir sprachen, nichts an!"

„Hm, Ihr mögt nicht so ganz unrecht haben, aber ich bin gewohnt, meine Leute auf die Probe zu stellen, ehe ich den Handschlag von ihnen nehme."

„Eure Leute?" meinte der Eine.

„Auf die Probe stellen?" der Andre.

„Den Handschlag nehmen?" der Dritte.

„So ists! Habt Ihr nicht vorhin gesagt, daß Ihr nach dem „l'Horrible" möchtet?"

„Das war so eine Rede. Ihr werdet Euch wohl die Beifügung gemerkt haben: wenn der schwarze Capitain noch lebte und ihn befehligte."

„Wißt Ihr denn so genau, daß er todt ist?"

„Alle Wetter! Wollt Ihr damit etwa sagen, daß er noch lebt?"

„Er lebt noch."

„Wißt Ihr das gewiß?"

„Gewiß."

„Wo steckt er, he?"

„Das ist nicht Eure, sondern meine Sache!"

„Auf dem „l'Horrible" jedenfalls nicht!"

„Nein; da habt Ihr recht. Aber er — — hm, wenn er ihn nun wiederbekäme?"

„Wiederbekäme? Holla, Sir, das wäre ja ein verdammt guter Streich von ihm!"

„Und von Euch!"

„Von uns? Wieso?"

„Weil Ihr mit dabei sein könnt, wenn Ihr wollt," klang es leise und vorsichtig.

„Was wollt Ihr damit sagen, Master?"

„Ich will damit sagen, daß man Männern, die der lange Tom seine Freunde nennt, wohl ein Wenig Vertrauen schenken darf. Oder nicht, he?"

„Bei allen Teufeln, da habt Ihr recht und geht nicht fehl! Wir sind überall gern dabei, wo es ein gutes Stück

Geld oder einen hübschen Sold zu verdienen giebt. Tom mag uns Euch empfehlen!"

„Ist schon geschehen," antwortete der Genannte. „Dieser Sir kennt Euch so wie ich, und ich hatte ihn herbestellt, damit er Euch einmal sehen und mit Euch sprechen könne. Wißt Ihr etwas Neues?"

„Nun?"

„Ich werde Bootsmann auf dem „l'Horrible"."

„Bootsmann? Willst Du uns kalfatern?"

„Fällt mir gar nicht ein! Auch Ihr könntet eine gute Stelle finden, wenn Ihr wolltet."

„Ob wir wollen! Aber das Schiff gehört ja den Buntjacken."

„Jetzt, aber lange nicht mehr, das ist sicher."

„Wieso?"

Er neigte sich über den Tisch herüber und flüsterte:

„Weil wir es ihnen nehmen werden."

„Donnerwetter, das wäre ja ein Streich, wie er noch gar niemals dagewesen ist. Man würde in den ganzen Staaten und wohl auch noch weiter darüber hinaus davon sprechen."

„Fürchtet Ihr Euch davor?"

„Fürchten? Pah! Was kann uns das Gerede schaden? Mit dem „l'Horrible" unter den Füßen braucht man sich vor der ganzen Welt nicht zu scheuen!"

„Ja, und könnte ein Leben führen wie der große Mogul oder wie der Kerl heißt, der so viel Dollars besitzt, daß die See voll würde, wenn er einmal so dumm sein wollte, sie hineinzuwerfen."

„Es liegt nur an Euch, es so zu haben!"

„An uns? Sprecht weiter, Sir!"

Der Rothmaalige langte in die Tasche, zog ein wohlgefülltes Portefeuille hervor, entnahm demselben einige Banknoten und legte Jedem eine derselben hin.

„Wollt Ihr diese Wische haben?"

„Werden nicht so albern sein, sie zurückzuweisen! Aber was sollen wir dafür thun?"

„Nichts; ich schenke sie Euch umsonst. Aber wenn Ihr die Richtigen seid, so könnt Ihr morgen oder übermorgen fünfmal soviel haben!"

„In wiefern?"

„Wollt Ihr eine Spazierfahrt hinaus auf die Rhede mitmachen?"

„Warum nicht?"

„Um den Buntjacken einen Besuch abzustatten?"

„Warum nicht?"

„Es wird wohl einige Hiebe oder Messerstiche dabei geben."

„Thut Nichts!"

„Doch ist es möglich, daß es auch glatt abgeht."

„Desto besser."

„Ihr bleibt dann natürlich auf dem Schiffe."

„Versteht sich! Aber wer wird uns befehligen?"

„Wer anders als der Capitain?"

„Der schwarze?"

„Der schwarze!"

„So lebt er wirklich noch?"

„Er lebt noch, und Ihr sollt mit ihm zufrieden sein, wenn Ihr das Eurige thut."

„Wird an Nichts fehlen, Sir, darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

„Gut; so hört, was ich Euch sage!"

Sie rückten erwartungsvoll zusammen.

„Ihr kauft Euch bessre Kleider, denn so wie jetzt darf Euch Niemand sehen!"

„Soll geschehen."

„Ihr geht des Abends nicht aus, sondern bleibt hier, um auf mich oder meinen Boten zu warten!"

„Ist uns lieb. Die Spürnasen machen uns ja draußen genug zu schaffen."

„Sobald ich schicke kommt Ihr mit Tom zu — zu — in die Wohnung der Frau de Boulettre."

„Alle Teufel, das ist eine verdammt vornehme, reiche und schöne Miß. Ich habe von ihr sprechen hören. Was haben wir mit ihr zu schaffen?"

„Die Offiziere des „l'Horrible" werden bei ihr zu finden sein."

„Ah!"

„Ihr wollt Hoyer auf dem Schiffe nehmen, und sie wird Euch den Herren empfehlen."

„Donnerwetter — uns empfehlen — die reiche, vornehme Miß? Seid Ihr klug, Sir?"

„Ich denke es!"

Die Männer sahen ihn halb zweifelnd, halb respectvoll forschend an.

„Dann seid Ihr wohl ein Wenig gut mit ihr bekannt?"

„Möglich! Ihr werdet jedenfalls gemiethet werden und geht sofort an Bord.

„Ganz wie Ihr befehlt, Sir."

„Es wird dann dafür gesorgt werden, daß die Offiziere und Subalternen an das Land gehen. Der schwarze Capitain wird dann mit seinen Leuten bei Euch anlegen und — — na, das Uebrige ist nicht meine Sache; ich bin blos sein Agent. Was Ihr noch zu wissen braucht, das wird Euch Tom schon sagen."

Die Männer nickten zustimmend. Der Plan des scheinbaren Agenten nahm ihre Köpfe so sehr in Anspruch, daß sie keine Zeit zu langen Reden hatten.

„Und nun noch Eins: Tom ist Bootsmann, und Ihr habt ihm von diesem Augenblicke an in allen Stücken Gehorsam zu leisten, versteht Ihr?"

„Yes, Sir!"

„Seid Ihr treu und verschwiegen, so könnt Ihr auf den Capitain rechnen, bei dem geringsten Zeichen von Verrath aber seit Ihr verloren, dafür ist gesorgt. Also nehmt Euch zusammen!"

„Keine Sorge, Master! Wir wissen, was wir vorhaben; es ist so Etwas schon längst unser Wunsch gewesen, und

da er nun so schön in Erfüllung geht, werden wir uns das Vergnügen doch nicht selbst verderben."

„Schön! Hier habt Ihr noch ein Weniges, um zu trinken; ich muß nun fort. Adieu!"

„Adieu, Sir!"

Während die Andern sich in achtungsvolle Stellung erhoben, reichte er Tom wie herablassend die Hand und verschwand dann durch die Thür.

„Alle Teufel, konnte der Kerl zugreifen!" bemerkte der Eine.

„Und was die Hauptsache ist, mit diesen kleinen Händen," fügte der Andere hinzu. „Man sieht es ihm nicht an, aber er hat wahrhaftig den Satan im Leibe!"

„Setzt Euch," mahnte Tom; „ich habe Euch noch Mancherlei zu erklären."

Die Männer saßen noch lange beisammen und lauschten den Reden ihres Kameraden. Er war ein erfahrener und gewiegter Maate und verstand es, sie vollständig für das beabsichtigte Unternehmen zu gewinnen, so daß an einen Verrath ihrerseits nicht zu denken war. — — —

Die Gemächer der Frau de Boulettre waren am Abende nach dieser Unterredung hell erleuchtet. Sie hatte große Soiree. Im Salon wurde zum Piano getanzt; an den Büffets nahm man die feinsten Delicatessen und Erfrischungen zu sich; die älteren Herren hatten sich in die Nebenzimmer zurückgezogen, wo man Allerlei discutirte oder sich einem „kleinen" Spielchen hingab, bei welchem die Dollars zu Hunderten gesetzt, gewonnen oder verloren wurden.

Selbst der Neid mußte gestehen, daß unter allen anwesenden Damen der Herrin des Hauses die Krone gebühre. Sie war eine wahrhaft hinreißende Schönheit und verstand es, jedes Wort so auszusprechen und jede, auch die kleinste Bewegung so zu executiren, daß der Beobachter selbst gegen seinen Willen angezogen und dann dauernd gefesselt wurde.

Jetzt eben ruhte sie in nachlässiger, aber wohl berechneter Stellung auf dem sammetnen Divan und wehte sich mit dem perlenbesetzten Fächer Kühlung zu. Ihr dunkles, glühendes Auge ruhte mit sichtbarem Interesse auf dem Gesichte des Marinelieutenants Jenner, der ihr von dem Capitain des Orlogschiffes vorgestellt worden war.

„Sie kommen um Kap Horn, Lieutenant?"

„Direct nicht. Ich kreuze schon längere Zeit vis-à-vis dem Isthmus."

„Ah, ein langweiliges Geschäft, nicht? Hatten Sie nicht Zeit, schon längst einmal hier anzulegen?"

„Leider nicht. Der Dienst zur See ist streng. Hätte ich aber ahnen können, welcher Stern mir weiter nördlich leuchten könne, so wäre ganz sicher der mir gewordenen Instruction eine weitere Ausdehnung geworden."

„Schmeichler! Hat es im Süden oder Osten keinen Stern für Sie gegeben?"

„Keinen, Miß!"

„Sie Aermster! Sehen Sie zu, daß der gegenwärtige Ihnen hell und lang genug leuchten möge!"

„Will er das?" frug er, fast verwirrt von der Schönheit der reizenden Frau.

Sie senkte den Fächer zum Busen und antwortete nicht. Aber diese Bewegung ebenso wie der Blick, welcher ihm aus ihrem Auge entgegenstrahlte, sagte ihm ganz dasselbe, was deutliche Worte hätten sagen können. Eine kleine Befriedigung aber gewährte sie ihm doch:

„Wissen Sie, Lieutenant, daß ich mich außerordentlich für das Seewesen interessire?"

„Ah! Die See hat allerdings etwas Anziehendes selbst für Damen; aber das, was man unter „Seewesen" gewöhnlich zu verstehen pflegt, ist so trocken und — gefährlich, daß ich kaum einer Lady im Ernste zumuthen möchte, sich —"

„Pah," fiel sie ihm in die Rede; „nicht jede Dame fürchtet die Gefahr, ebenso wie nicht jeder Herr ein Herkules ist. Meine Heimath ist eine Insel, rings vom Wasser umgeben; ich habe zahlreiche Verwandte drüben auf dem Continente, bin viel hin und hergefahren, oft droben in New-York oder Boston gewesen, habe sogar einmal das Kap der guten Hoffnung besucht und mir dabei eine Theilnahme für die See angeeignet, welche sich auf Alles erstreckt, was mit der Letzteren in Beziehung steht. Sogar den nautischen Wissenschaften, die für den Laien allerdings so schwer und trocken sind, wie sie sagen, habe ich einige Theilnahme schenken dürfen, und wenn Sie mein Arbeitskabinet betreten wollten, so könnte ich Ihnen den sichersten Beweis für diese Behauptung liefern."

„Für ein solches Heiligthum dürfte mein Fuß doch vielleicht zu profan sein."

„Meinen Sie? Man lebt hier so ungenirt und unabhängig von den sonstigen Regeln der Etiquette und Dehors, daß ich meinen Gästen gegenüber sicherlich keinen faux-pas begehe, wenn ich Sie ersuche, mir Ihren Arm zu geben!"

Sie legte ihren Arm in den seinen und schritt mit ihm durch mehrere Gemächer bis in ein Zimmer, welches allerdings die Bezeichnung „Arbeitskabinet" wenig oder gar nicht verdiente. Es war das Boudoir der Dame und mit einem Luxus ausgestattet, der gradezu raffinirt genannt werden mußte.

Hier trat sie an ein kostbares Schreibmöbel, öffnete einen Kasten desselben und entnahm demselben eine vollständige Sammlung der zuverlässigsten und werthvollsten Seekarten. Die andern Kästen enthielten alle nautischen Instrumente, welche zur Führung eines Schiffes erforderlich sind.

Jenner konnte seine Verwunderung über diesen unerwarteten Schatz nicht verbergen.

„Ich muß gestehen, Miß, daß ich in meiner Kajüte nicht bessere Karten und Instrumente besitze!"

„Möglich; ich pflege nie etwas Unbrauchbares zu meinem Eigenthum zu machen."

„Aber diese Gegenstände sind nur nach tiefen Studien und nur in der Praxis zu verwenden!"

„Und diese Studien trauen Sie einer Dame nicht zu?"

„Ich fand noch keine, welche mich zu einer andern Ueberzeugung bekehrt hätte."

„So bitte ich, mich zu examiniren!"

Ihr Auge hing mit einem belustigten Blicke, in welchem ein aufmerksamer Beobachter jedenfalls Etwas wie Hohn oder Verachtung bemerkt hätte, in seinen offenen, ehrlichen Zügen.

„Examiniren?" lachte er. „Wer vermöchte es, hier Ihnen gegenüber die zu einem solchen Vorhaben nöthige Ruhe zu bewahren! Ich glaube, Miß, wenn Sie es wären, die mich examinirte, ich vermöchte Ihnen nur mit Anstrengung Rede und Antwort zu stehen!"

„Sind die Herren von der Marine stets so befangen?"

„Nie, als nur unter dem Auge Derjenigen, in deren Herzen man Anker werfen möchte für jetzt und immerdar."

„Sehnen Sie sich so sehr nach einem sichern Hafen?"

„Jetzt zum ersten Male."

Er versuchte, den Arm um ihre verführerische Taille zu legen. Sie litt es ohne Widerstreben.

„Und wie lange wollen Sie da liegen bleiben?"

„Ewig!"

Er zog sie an sich. Der Duft, von welchem das Zimmer erfüllt war, berauschte ihn; er wußte kaum, wie verwegen er, der hier zum ersten Male stand, eigentlich handle; er beachtete auch die Bereitwilligkeit nicht, mit welcher das herrliche Wesen sich seinen Liebkosungen hingab; er hielt sie fest umschlungen und drückte Kuß um Kuß auf ihre schwellenden Korallenlippen.

Endlich richtete sie sich in seinen Armen aus ihrer hintenübergebeugten Lage empor.

„Sie haben eine etwas eigenthümliche Art, mich von Ihrer Befangenheit zu überzeugen, Herr Lieutenant!"

„Eigenthümlich vielleicht, Miß, zugleich aber auch unendlich köstlich und beseligend."

„So köstlich wie unter dem Aequator eine Sternennacht an Bord des „l'Horrible." Es ist ein prächtiges Schiff, Sir, das prächtigste, welches ich kenne; aber wissen Sie, daß ich Sie dieses Fahrzeuges wegen hassen sollte?"

„Hassen? Weshalb?"

„Weil ich auf ihm die schlimmsten und bittersten Stunden meines Lebens durchlitten und durchjammert habe."

„Sie waren auf dem „l'Horrible"?" frug er erstaunt.

„Ja. Sie kennen die Geschichte dieses berühmten oder vielmehr berüchtigten Fahrzeuges?"

„So ziemlich."

„So hörten Sie auch von einer Dame, welche sich an Bord desselben befand, als es genommen wurde?"

„Gewiß."

„Sie war mit einem Kauffahrer vom Kap gekommen und in die Hände des schwarzen Capitains gerathen?"

„So ist es!"

„Nun, diese Frau war ich!"

„Waren Sie? Welch ein Zusamentreffen, Miß? Sie müssen mir später von diesem außerordentlichen Abenteuer erzählen! Aber, soll ich das Verbrechen des Seeräubers büßen?"

„Wer könnte Sie dazu verurtheilen wollen?"

„Nur Diejenige, welche soeben sagte, daß sie mich eigentlich dieses Fahrzeuges wegen hassen sollte."

„Ist der Fluch, welcher auf demselben ruhte, hinweg genommen?"

„Ich denke es."

„Darf ich mich davon überzeugen?"

„Das heißt?"

„Das heißt, darf — darf — aber Sie werden mir ob meiner Frage, ob meiner Bitte vielleicht zürnen!"

„Sprechen Sie, ich zürne nicht!"

„Darf ich den „l'Horrible" sehen, darf ich ihn nochmals besteigen, um die Stätte, an welcher ich so viel verlor, durch meine Gegenwart zu — zu — entsündigen?"

„Sie dürfen!" erwiderte er, beglückt von dem Gedanken, das herrliche Wesen in seinem kleinen, wohlgeordneten Reiche umherführen zu können.

„Und wann?"

„Wann Sie befehlen!"

„Dann morgen, Sir, morgen am Vormittage!"

„Gern, sehr gern, Miß. Ihr Fuß soll die Stätte heiligen, die meine gegenwärtige Heimath ist!"

„Dann sollen Sie Gelegenheit finden, das Examen anzustellen," lächelte sie schalkhaft. „Doch wünsche ich, Lieutenant, daß mein Besuch Ihnen keinerlei Unbequemlichkeit veranlasse. Ich bin weder Admiral noch Commodore und habe nicht das mindeste Recht, einen seemännischen Eclat zu beanspruchen."

„Keine Sorge, Miß! Selbst wenn ich wollte und es mir überhaupt gestattet wäre, den „l'Horrible" im Paradekleide auf Sie warten zu lassen, würde ich mit einigen kleinen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Grad morgen früh gehen einige meiner Männer auf Abschied vom Bord, und ich muß, um wieder vollzählig zu sein, mich nach Ergänzung umsehen."

„Ah! Darf ich Ihnen dabei dienen, Sir?"

„Ich würde eine solche Liebenswürdigkeit mit Dank anzuerkennen wissen!"

„O bitte, nein, zum Dank würde dann nur ich verpflichtet sein! Ihre Bemerkung erinnert mich an einige brave Männer, die in meinen Diensten standen und auf ein gutes Schiff zu kommen wünschen. Sie sämmtlich sind sehr wohlbefahrene Seeleute, denen ich das beste Lob ertheilen kann. Darf ich sie Ihnen empfehlen?"

„Ihre Empfehlung überhebt mich der Mühe, mich nach passenden Persönlichkeiten umzusehen. Darf ich um das Nähere bitten?"

„Sie wohnen in der Nähe. Ich werde sie in das Vorzimmer rufen lassen, wo Sie die Prüfung vornehmen können."

(Fortsetzung folgt.)

Im Irrenhause.

Historische Anekdote.

Kaiser Josef II. arbeitete allein in seinem Cabinet; es war in den ersten Morgenstunden eines kalten Novembertages, der alte Kammerdiener Günther war soeben eingetreten und an der Thür stehen geblieben. Der Kaiser, der an dem Schreibtisch, mit dem Rücken dem Eingang zugewendet, saß, fragte ohne aufzublicken:

„Was giebt's, Günther?"

„Majestät, ein Brief ist eingetroffen, der Bote wartet auf Antwort."

„Ein Brief an mich, und der Bote wartet auf Antwort? Das wird wohl ein Bettelbrief sein, laß sehen. Wer ist der Bote?"

„Ein armer Knabe in zerlumpter Jacke und barfuß."

„Wer ließ ihn ein?"

„Konnt' es nicht erfahren, Majestät, hätte ihn auch abgewiesen, aber —"

„Nun, aber —"

„Majestät, ich wagte nicht, denn ich witterte ein Geheimniß, meine Ahnung —"

Der Kaiser hatte den Brief geöffnet und gelesen.

„Du kannst Recht haben, lieber Günther, da ruht ein Geheimniß. Laß den Knaben eintreten und sorge dafür, daß die Aufpasser nichts erfahren."

Günther entfernte sich. Der Kaiser las halblaut das Schreiben, es lautete:

„Majestät!

Erbarmen Sie sich einer Unglücklichen, die ein Geheimniß des Narrenthurmes zu erzählen weiß. Sie werden erfahren, wie man Gerechtigkeit übt in Ihrem Namen an einer für wahnsinnig Erklärten. Besuchen Sie mich im Narrenthurm in der Zelle Nr. 100. Ihre Regentenpflicht gebietet dies. Es ist meine letzte und einzige Hoffnung, daß Sie meine Bitte im Namen der Menschlichkeit erhören werden.

Minna Gräfin Roberſam."

Der Kaiser legte das Briefchen zur Seite und richtete seine scharfen Blicke auf den eingetretenen Knaben.

„Wie heißest Du, mein Kind, wer ist Dein Vater?"

„Ich heiße Josef," sprach unbefangen der Knabe, „meinen Vater habe ich nie gekannt."

„Und Deine Mutter?"

„Auch nicht, ich bin ein Kostkind."

„Armer Knabe! Du frierst. Wie kamst Du hierher, wer gab Dir den Brief?"

„Im Narrenthurm am Allsergrund warf ihn mir eine blasse Frau vom Fenster zu. —

„„Geh zum Kaiser Josef mit diesem Schreiben, und Du wirst schöne, neue Kleider bekommen und auch recht gut zu essen."

„Ich fing das Briefchen auf und versprach's. Man wollte mich nicht vorlassen am Tage, da kletterte ich bei der Nacht über den Zaun, wand mich durch den Graben durch, verbarg mich im Keller und Gott sei es gedankt, daß ich am Ziele bin."

„Armer Knabe, wenn sie Dich erwischt hätten, es wäre Dir leicht übel bekommen. Günther, sorge für diesen armen Knaben, halte ihn verborgen vor aller Welt Augen, bis ich das Weitere verfügen werde. Jetzt will ich ungestört wieder arbeiten."

Der Kaiser war wieder allein, nachdenkend schritt er auf und ab, eine gewisse Unruhe hatte sich seiner bemächtigt; er rief auch bald wieder Günther herbei, und verließ mit diesem durch ein Hinterpförtchen die Burg. Das Ziel der Wanderung war der Narrenthurm am Allsergrund.

Der Director jenes finsteren und unheimlichen Gebäudes war nicht wenig überrascht, als der Kaiser in früher Morgenstunde in seine Kanzlei eintrat.

„Machen Sie keine Ceremonien, Herr Director, es soll Niemand von meinem Besuche in dieser Anstalt erfahren; ich will mit eigenen Augen sehen, wie hier Ordnung gehandhabt und Humanität geübt wird. Geleiten Sie mich durch die Räume."

Der Narrenthurm war ein finsteres, unheimliches Gebäude; einer verfallenen Ruine ähnlich, war es von schmutzigen Höfen umringt, schmale, hölzerne Wendeltreppen, ohne Licht und mit schwüler Luft, führten zu den Zellen der Unglücklichsten, welche, halbnackt auf verfaulten Strohlagern, zum Theil in Fesseln geschlagen, herumlagen. Das Geschrei und Geheul der Tobsüchtigen und Wahnsinnigen war Entsetzen erregend, überall begegnete der Blick entmenschten Gestalten mit dem Gepräge des höchsten Elends in den Zügen, keine einzige Lichtgestalt in diesem lebenden Chaos. Die Schrecken der Bleikammern verschwanden vor diesem Nachtstücke des wirklichen Entsetzens.

„Fürwahr," sagte der Kaiser, „es ist ein schweres Loos, das diese Unglücklichen getroffen, unsere Pflicht gebietet, dasselbe zu lindern. Doch warum, Herr Director, führen Sie mich an dieser eisernen Thüre vorüber, auf welcher ich die Nr. 100 lese. Oeffnen Sie, ich will Alles sehen, meine Augen sollen sich an das Entsetzlichste gewöhnen."

„Majestät," sagte der Director, „zu dieser Pforte fehlt mir der Schlüssel. Die Lebensbedürfnisse der unglücklichen Wahnsinnigen, die da drinnen schmachtet, werden derselben durch ein kleines Fensterchen gereicht, doch von Zeit zu Zeit treffen vornehme Besuche ein, welche bei der Unglücklichen verweilen. Ich selbst habe keinen Zutritt in diese Zelle, der Schlüssel befindet sich in den Händen des Obern der Ignazianer. Es geschieht dies auf ausdrücklichen, mir schriftlich ertheilten Befehl Eurer Majestät."

„Können Sie mir diese Schrift auch vorzeigen, Herr Director."

„Ich bin dazu bereit."

Der Director holte die Schrift herbei, der Kaiser las dieselbe und sagte mit Ruhe:

„Es ist Alles in Ordnung, doch muß ich Sie bitten, mir dieses Actenstück anzuvertrauen."

Der Director verneigte sich.

„Und jetzt," sagte der Kaiser strenge, „befehle ich Ihnen, einen Schlosser herbeizurufen und die Pforte öffnen zu lassen. Es soll Alles geräuschlos und ohne Aufsehen geschehen, Niemand soll erfahren, daß ich die Zelle betreten habe, kein Mensch, denn Sie mögen wissen, daß diese meine Handschrift gefälscht ist, und ich werde Sie zur Verantwortung ziehen, wenn etwas voreilig verrathen würde.

Der Director zitterte an allen Gliedern, der Kaiser machte die Runde durch die Corridore, und als mit Hilfe des Schlossers die eiserne Pforte geöffnet war, sagte er zum Director:

„Gehen Sie an Ihr Tagewerk und lassen Sie keinen Menschen etwas wissen, daß ich hier bin, ich mache Sie dafür verantwortlich, daß mein Plan nicht vereitelt wird."

Der Kaiser trat allein in die Zelle.

Eine junge, abgehärmte Frauengestalt, welche Spuren einstiger Schönheit verrieth, lag schlummernd, mit aufgelöstem, dunkelblonden Lockenhaar, auf einem Bund Stroh. Die kahlen Wände waren feucht, ein kleines, vergittertes Fenster ließ nur matte Strahlen ein, außer einem Wasserkrug und einigen Ueberresten von Speisen war nichts vorhanden, was menschlichen Bedürfnissen dient. Das Bild des Gekreuzigten an der Wand erschien an diesem Orte wie eine Verhöhnung.

Der Kaiser betrachtete gerührt die Schläferin, welche, von einem sanften Traume umfangen, süß lächelte; endlich schlug sie die Augen auf, Purpurröthe überflog das zarte Antlitz und ein ganzer Himmel voll Seligkeit strahlte aus den sonnigen Blicken.

„Erheben Sie sich, Gräfin Minna von Rodersam, wenn Sie es vermögen, ich habe Ihrer Einladung Folge geleistet, ich bin der Kaiser und will Sie hören. Was haben Sie mir zu sagen?"

Gräfin Minna sank in die Kniee. Ein Thränenstrom entquoll ihren Augen, sie vermochte lange die Sprache nicht zu finden. Der Kaiser reichte ihr die Hand und erhob sie.

Die Unterredung zwischen Beiden dauerte eine ganze volle Stunde.

Minna Gräfin von Rodersam war die einzige Tochter eines pfälzischen Grafen, sie wurde, dem Willen des strengen Vaters gemäß, einem Grafen von Hennegau verlobt, während ihr Herz und ihre Liebe einem anderen Jüngling verpfändet waren! Der Tag der Vermählung Minna's mit dem Grafen von Hennegau rückte heran. Minna konnte diesem unmöglich zum Traualtare folgen, denn sie fühlte sich Mutter von einem Anderen: Im Einverständniß mit ihrem Geliebten bemächtigte sie sich des überaus kostbaren Familienschmuckes und bedeutender Geldsummen und entfloh nach Wien, um hier ihre Schmerzensstunde zu erwarten.

Kaiser Josef II. hatte kurz zuvor in Wien eine Findelanstalt errichtet. Dem Schutze jener Humanitätsanstalt vermeinte die Gräfin das Leben ihres Kindes und das Geheimniß ihrer Ehre anvertrauen zu können. Doch wem sollte sie ihre Schätze anvertrauen? Würde man nicht ihren Namen zu erforschen trachten, Erhebungen anstellen, die den nachforschenden Grafen von Hennegau Alles enthüllen würden? Die Lage war kritisch. Hofrath Brenzel genoß in jenen Tagen in Wien den Ruf der strengsten Gerechtigkeitsliebe und Ehrenhaftigkeit, sein Charakter, seine Sittenstrenge schienen über alle Zweifel erhaben, er schien der gerechteste Mann seiner Zeit, an diesen wendete sich Minna, legte ihr Geheimniß und ihre Schätze vertrauensvoll in seine Hände.

Der Hofrath machte anfangs Schwierigkeiten, endlich willigte er ein, Minna legte eine letzte Willenserklärung in seine Hände, er übernahm gegen einen Schein die Werthsachen, und vollkommen beruhigt trat sie den schweren Gang an. Nachdem die Tage der Noth glücklich überstanden waren, meldete sich die Gräfin beim Hofrath, um die deponirten Schätze in Empfang zu nehmen.

Der Hofrath empfing sie sehr zuvorkommend und lud sie ein, da er die Kostbarkeiten nicht in seinem Besitze habe, am nächsten Tage zu einer bestimmten Stunde sich bei ihm einzufinden, um dieselben in Empfang zu nehmen, er verstand es jedoch, die Frau zu bestimmen, den ihr ausgefolgten Schein ihm herauszugeben. Als Gräfin Minna am anderen Tage beim Hofrath sich einfand, waren mehrere Herren in dessen Wohnuug mit anwesend, welche die Aeußerungen Minna's zu Protocoll nahmen; sie constatirten, daß die Unglückliche von der fixen Idee befangen sei, dem Hofrath Brenzel Schätze anvertraut zu haben, was dieser feierlich in Abrede stellte. Die Aerzte constatirten den Wahnsinn, eine unheilbare Monomanie, und da der fromme Hofrath aus christlichem Erbarmen die Verpflegungskosten für die Unglückliche zu entrichten sich erbot, andererseits es persönlich übernahm, Erhebungen über deren Familienverhältnisse zu pflegen, so wurde Gräfin Minna von Rodersam in den Narrenthurm geschickt.

Kaiser Josef's weiches Herz erbebte bei Anhörung dieser Schauerthat, er nahm Abschied von der Gräfin, sie mit seinem kaiserlichen Worte versichernd, daß die Stunde der Erlösung bevorstehend sei; doch gebiete Klugheit, sich zu gedulden, damit die Schätze, die der Hofrath sicherlich nicht in seinem Hause verwahrte, nicht verloren gingen. Als der Kaiser in die Burg zurückgekehrt war, ließ er den Polizei-Oberkommissarius Moser zu sich rufen, auf dessen Klugheit und Umsicht er mit Sicherheit zu rechnen vermochte. Denn vorerst galt es, die Thatsachen sicherzustellen, ob der Hofrath thatsächlich ein Verbrechen verübt habe, und daß die Gräfin nicht wirklich vom Wahnsinn befallen sei.

Die Irrfahrten Mosers glichen einem Roman, bis er einen schmalen Goldreifen mit dem Wappen des Grafen

Robersam an dem Finger einer Dame entdeckte, welche sich als Geliebte des Hofrathes entpuppte. Diese Dame, eine sichere Eilan, wurde verhaftet, und ihren Andeutungen ist es zu danken, daß man die Spur der Schätze entdeckte. Jetzt kam die Reihe an den arglosen Hofrath Brenzel.

Der Kaiser ließ ihn vor sich laden, während Minna in einem anstoßenden Cabinete Zeugin der Conversation sein sollte.

Arglos nahte der aalglatte und gewandte Hofrath der Majestät. Der Kaiser begann das Gespräch, indem er seinen Plan, die Reorganisirung der Irrenanstalten, entwickelte. Der Hofrath war mit seinem Plane auch nicht rückhaltend, seine vielseitigen Erfahrungen kamen ihm gut zu statten. Der Kaiser ließ den Arglosen weiter reden, endlich riß ihm die Geduld, die grenzenlose Heuchelei machte seine Zornader schwellen und mit donnernder Stimme rief er:

„Elender! Seelenräuber! Blicke auf, ich kann die heuchlerischen Schlangenwindungen nicht mehr sehen, erkennst Du jene?"

Gräfin Minna stand an der Saalthüre, der Hofrath brach entsetzt zusammen.

„Treten Sie näher, Gräfin, diesen da haben Sie nicht mehr zu fürchten. — Wo befinden sich die geraubten Schätze? Ich will Ihnen ein gnädiger Richter sein, wenn Sie bekennen."

Der Hofrath, überwältigt, nannte den Ort, wo sie verborgen lagen. Er wurde den Gerichten überliefert, doch kam es in seinem Processe zu keinem Urtheile, denn er entleibte sich im Kerker.

Der Kostknabe Josef, dessen Entschlossenheit die Gräfin gerettet hatte, folgte seiner Gönnerin in's Ausland; der Narrenthurm jedoch diente noch lange seinem traurigen Zwecke. Jene unerschlossenen Geheimnisse, wer vermag sie zu erzählen!

Der letzte Freund Ludwig van Beethoven's.

Von J. P. Lyser.

Als Beethoven noch lebte, war seine Persönlichkeit jedem Wiener Schusterbuben und jeder Hökerin bekannt. Natürlich, sie war zu auffallend! Doch außer seinem Wiener Verleger, Tobias Haßlinger, und einigen wenigen Musikern kannte ihn so eigentlich Niemand und die eleganten Wiener und Wienerinnen von damals bekümmerten sich nicht weiter um ihn.

„Es ist halt ein guter Narr!" sagten sie, damit war es abgethan, als er keine Concerte mehr gab. Ebenfalls sehr begreiflich, denn Beethoven war äußerst schwer zugänglich und wurde es mit der Zeit, wie seine Taubheit zunahm, immer mehr. Mußte doch Rochlitz, um mit ihm reden zu können, sich entschließen, in einem Gasthofe dritten Ranges, wo der große Meister damals seinen Mittagstisch hatte (seine Haushälterin hatte er davongejagt), zu diniren. Beethoven's Wohnung hat Rochlitz, wie er mir selber sagte, nie betreten.

In seinen letzten Lebensjahren bereiteten ihm sein Bruder, „der Rittergutsbesitzer", und sein ungerathener Neffe Carl so viel Aerger, daß er völlig menschenscheu wurde und selbst seine besten Wiener Freunde ihn oft wochenlang nicht zu Gesicht bekamen und auch dann nur flüchtig.

An eine längere Unterhaltung mit ihm war gar nicht mehr zu denken. Kam er zu Haßlinger, so fragte ihn dieser (natürlich schriftlich) nach seinem Begehr und Beethoven antwortete schriftlich. Denn er bildete sich ein: „Er könne ebensowenig mehr ordentlich reden als hören, d. h. gar nicht." Er verbrachte denn auch die wenigste Zeit mehr in der Stadt selber, sondern abwechselnd in Dornbach, Währing, Meidling und Mödling. Am letztgenannten Orte vorzugsweise gern, und in Mödling war es denn auch, wo er seinen letzten, wirklichen, intimen Freund finden sollte. Wohl den Einzigen, der sich rühmen durfte, während der zwei letzten Lebensjahre des Meisters gemüthlich mit ihm conversirt und ihn aufgeheitert zu haben.

Ganz in der Nähe des Mödlinger Friedhofes befindet sich der nobelste Gasthof des Dorfes. Die Kirche und die Pfarrwohnung liegen am Ende desselben. Vom Gasthofe dahin geht es steil bergauf.

Beethoven's Absteigequartier war der Gasthof, und während dreiviertel der Jahreszeit, d. h. vom 22. März an bis Ende October, blieb ihm für alle Fälle sein Stübchen (ich bewohnte es später einen ganzen Sommer über) reservirt.

Es war im Frühherbst 1825, als Beethoven zum ersten Male dieses Stübchen auf längere Zeit für sich in Miethe nahm. — Morgens arbeitete er in der Regel angestrengt in demselben, aß auch dort Punkt 12 Uhr sehr reichlich zu Mittag und dann ging er hinaus auf die Berge, „auf die Jagd nach neuen Ideen", wobei es für Beethoven durchaus nicht in Betracht kam, ob das Wetter schön oder häßlich war.

Es war am dritten Tage nach seiner Ansiedlung in Mödling, als ihm der Wirth aufschrieb: „Aber heute sollen Sie doch lieber zu Haus bleiben! Es braust im Gebirg', und es wird ein Donnerwetter geben."

„So?" brummte Beethoven. „Ein tüchtiges Donnerwetter im Gebirg' muß sich famos ausnehmen und ich kann's eben gebrauchen!"

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXII.

Vom Tode erstanden.

Ein Abenteuer aus Californien von Emma Pollmer.

(Schluß.)

Gromann eilte zu dem Schranke, welcher die Medicamente enthielt. Das Strychnin fehlte.

„Ah — Master Haffley, das ist Dein letztes Werk gewesen; darauf kannst Du Dich verlassen! Nun aber rasch zum Gegengifte!"

Der wackere junge Mann that, was in seinen Kräften stand, und hatte, allerdings nach einer ziemlich langen Zeit, auch die Genugthuung, zu bemerken, daß dem Bewußtlosen die Besinnung wiederkehrte.

„Anitta!" rief er matt.

„Du wirst sie sehen, Eduard. Kennst Du mich?"

Der Gefragte schlug mit Mühe die Augen auf; sein Blick belebte sich mehr und mehr.

„Gromann — ist — es — möglich!"

„Ja, ich bin's, Eduard. Wie fühlst Du Dich?"

„Müde."

„So trink hier, immer trink; das wird Dir neue Kräfte geben."

Horn trank und fühlte wirklich Kraft und Leben durch seine Adern rinnen.

„Wo bin ich?"

„Im Lazareth auf der Mission „Santa Barbara"."

„Bei Doctor Haffley!"

Dieser Name brachte ihn vollständig zum Bewußtsein dessen, was geschehen war. Er fuhr empor.

„Wo ist der Schurke?"

„Wer?"

„Der Doctor."

„Ich glaube, unten bei Sennor Carlos und Anitta."

„So muß ich hinab, jetzt gleich, auf der Stelle!"

„Bleib liegen, Eduard, und erzähle, wenn es Dich nicht zu sehr anstrengt! Doch halt, ich höre Schritte auf der Treppe. Haffley ist's. Stelle Dich todt!"

Er schlug die Decke wieder über ihn und trat dem Kommenden mit unbefangener Miene entgegen.

„Ist Etwas vorgefallen?"

„Nein."

„Hast Du Dir den dort angesehen?"

„Ja."

„Nun?"

„Er ist todt, Hülfe nicht mehr möglich. Konntest ihn liegen lassen da unten. Nun haben wir Nichts davon als Mühe und Plackerei!"

„Wahr ist's. Man läßt dem Herzen immer noch zu viel Willen. Punkt Zwölf habe ich Verlobung. Bist auch eingeladen. Wirst Du Dich sehen lassen?"

„Verlobung? Ach so, Punkt Zwölf ist die Frist abgelaufen, ich komme!"

„Schön!"

Er ging, ohne einen Blick nach dem Bette zu werfen. Gromann kehrte zu Horn zurück.

„Wo ist mein Geld?" frug dieser.

„Dein Geld? ich weiß von Nichts!"

Er ließ sich erwartungsvoll am Rande des Lagers nieder, und nun begann ein leise geführtes Gespräch, welches erst kurz vor Mitternacht endete.

Um diese Zeit saß der Doctor mit Sennor Carlos unten am Tische und sprach mit ihm der Flasche eifrig zu. Die beiden Männer freuten sich über die Luftschlösser, welche Haffley so geschickt aufzubauen wußte, während Anitta mit der Mutter sich in die Ecke zurückgezogen hatte und ihren Trübsinn kaum zu beherrschen wußte.

Da klopfte es trotz der späten Stunde noch an die Stubenthür.

„Das wird Gromann sein," meinte der Doctor Haffley. „Herein!"

Der Eingang öffnete sich, aber statt des Erwarteten traten mehrere Männer ein, welche polizeiliche Uniformen trugen.

„Good evening, Mesch'schurs und Mylady's. Ist der ehrenwerthe Master Haffley hier zu finden?" frug der Vorderste von ihnen.

„Ich bin es," antwortete der Doctor, mit leichenhafter Bläße im Gesichte sich erhebend.

„So! Wollt Ihr mir vielleicht sagen, seit welcher Zeit Ihr diesen hübschen Namen führt?"

„Wie meint Ihr das, Sir?"

„Hm, ich möchte Euch gern wieder zu Euern richtigen Namen verhelfen, der Euch abhanden gekommen ist damals in Norfolk bei Master Cleveland. Hieß er nicht Walker, Sir?"

„Ich glaube, Ihr befindet Euch in einem Irrthume, wenn — — —"

„Stopp, Master Walker! Die Polizei hat schon längst ein liebevolles Auge für Euer Thun und Treiben hier gehabt, und nur gewartet, bis einmal der richtige Augenblick kommt. Der ist nun da, und von einem Irrthume wollen wir da nicht sprechen."

Er trat zur Thür, welche er aufstieß.

„Wollt Ihr jetzt hereinkommen, Master Gromann? Ihr seid ja eingeladen und braucht Euch also gar nicht zu geniren."

Haffley trat einen Schritt zurück und griff nach einem auf dem Tische liegenden Messer.

„Laßt den Kneif da, wo er ist, mein Junge, sonst greifen wir auch nach unserm Eisen! Hollah, Kinder, legt ihm einmal die Spangen um die Hände und seht, was in seinen Taschen zu finden ist!"

Er wurde trotz seiner Gegenwehr leicht überwältigt und gefesselt. Man fand einige Schlüssel bei ihm und ein kleines Flaçon, welches der Beamte Gromann entgegenreichte.

„Da, seht Euch einmal das Ding an, ob es den Trank enthält, von dem Ihr sprecht!"

„Es ist Strychnin, Sir; die Sache stimmt!"

„Schön! Das Zeug muß für solche Zwecke ganz gut sein, Master Haffley oder Walker, aber Ihr habt es vielleicht nicht in der gehörigen Weise in Anwendung gebracht, wie ich Euch gleich einmal zeigen werde."

Er schritt wieder zur Thür.

„Master Horn, tretet herein; der Doctor sehnt sich nach Eurer Umarmung!"

Der Gerufene erschien, noch immer bleich und matt, unter dem Eingange. Die Wirkung war eine doppelte. Der Arzt stieß einen Schrei aus und sank wie leblos in den Sessel zurück; Anitta aber fuhr mit einem hellen Freudenrufe aus ihrer Ecke hervor, auf ihn zu und schlug ihm unter lautem Schluchzen die Arme um den Nacken.

„Eduard — Eduard — da bist Du — endlich!"

„Ja, da ist er," lächelte der Polizist, „und wir wollen Euch jetzt vor der Hand nicht stören, ihm zu erzählen, was er wissen muß. Den Master Walker aber nehmt einmal mit hinauf in seine Wohnung. Ich muß mich dort ein Wenig umsehen!"

Der Doctor wurde mehr hinaufgetragen als geführt. Er hatte keinerlei Vorsichtsmaßregeln getroffen und wußte, daß er nun verloren sei. Man fand außer den unzweideutigen Beweisen, daß er der entflohene Gehülfe sei, noch die Zeugen von einer Menge anderer Verbrechen, besonders einen bedeutenden Vorrath von Goldstaub, den er jedenfalls den Fieberkranken abgenommen hatte, welche aus den Minen zu ihm kamen, um sich heilen zu lassen, in Folge des bei sich geführten Goldes aber den Tod gefunden hatten.

Bei diesen Vorräthen lag auch der Beutel und die Brieftasche, welche er gestern Abend Eduard abgenommen hatte. Dieser war in den Minen über alle Erwartung glücklich gewesen und hatte mehr als die ausbedungene Summe mitgebracht.

Er erholte sich bald von der Wirkung des Schlages und Giftes und wurde der glückliche Bräutigam seiner Anitta. Einige Wochen nach der Hochzeit ging er mit den Schwiegereltern um Cap Horn herum nach Rio und von da in die Heimath. Gromann, dem er sein Leben zu verdanken hatte, mußte mit und folgte ihm gern.

Der ehrenwerthe Doctor Haffley aber hing schon wenige Tage nach seiner Arretur an einem guten californischen Stricke. In jenen Landen ist das Verfahren ein sehr praktisches und kurzes.

Die Mission „Santa Barbara" steht noch heut, und wer nach Sakramento kommt und hinaufsteigt, um in der Restauration des Amerikaners ein Glas Gerstenspüligt zu trinken, welches der elsasser Franzose unter dem stolzen Namen Bier zusammenkocht, der kann sich gar viel erzählen lassen von dem eingegangenen Lazareth des aufgeknüpften Apothekergehülfen aus Norfolk, Staat Nordkarolina.

XXIII.

Die Rache des Ehri.

Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien von Emma Pollmer.

Ungefähr auf dem 16. Grad südlicher Breite und dem 226. Grad östlicher Länge von Ferro oder dem 216. von Paris liegt eine Inselgruppe, welche im Jahre 1606 von Quiros entdeckt und von dem berühmten Cook, der sie 1769 zuerst gründlich erforschte, zu Ehren der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London" Gesellschaftsinseln genannt wurde.

Sie zerfallen in zwei durch eine breite Straße getrennte Abtheilungen, die Windwards- und die Leewardsgruppe. Zu der ersteren gehören Tahiti oder Otaheiti, die bedeutendste Insel des Archipels, Maitea, auch Osnabruc genannt, und Eimeo oder Moörea. Die Leewardsinseln sind Huahine, Raiatea, Taha, Borabora und Maurua oder Maupiti.

Diese ganze Inselgruppe ist vulkanischen Ursprungs, doch arbeiten die kleinen, fast mikroskopischen „Baumeister des Meeres", die Pflanzenthiere der Polypen unausgesetzt an ihrer Vergrößerung, umgeben jede einzelne Insel mit scharfen, spitzen Korallenringen, an die sich neues Land ansetzen kann, und machen dadurch die Schifffahrt auf den Wasserstraßen, welche die Eilande trennen, zu einer sehr gefährlichen.

Der Boden dieser Inseln ist durchgehends reich und fruchtbar. Die Gebirge sind mit dichten Waldungen bedeckt und die Küstenebenen durch Bäche wohl bewässert, so daß die Vegetation eine außerordentlich üppige genannt werden muß und eine Fülle von Zucker- und Bambusrohr, Brodfruchtbäumen, Palmen, Bananen, Pisang, Platanen, Bataten, Getreide, Yams-, Arumwurzel und anderen südländischen Gewächsen erzeugt.

Die Bewohner sind malayisch-polynesischen Ursprunges, dunkel kupferfarbig, die Frauen meist etwas heller, gut und kräftig gebaut, gesellig, gastfrei und gutmüthig. Sie leben in Monogamie und halten ihre Weiber in ziemlicher Eingezogenheit, lieben Musik, Tanz und Fechten leidenschaftlich.

Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Die Kunst, ewig schön und jung zu bleiben.

Giebt es denn wirklich eine Kunst, ewig schön und jung zu bleiben? fragt wohl sichtlich überrascht und erfreut die Leserin, die es sich gar nicht so übel vorstellt, wenn sie ein Mittelchen erführe, die Jugend dauernd an sich zu fesseln. Nun denn, die Antwort ist: Ja! Ja — wenn auch nicht im Sinne der Fabel von der Mühle, in welcher alte Weiber wieder jung gemacht werden. Die Flucht der Zeit vermag kein Sterblicher aufzuhalten, und es giebt keine Kunst, dem Einflusse der rollenden Stunden sich zu entziehen. Dennoch ist es möglich, Jugend und Schönheit bis in das hohe Alter zu erhalten. Wie man dies anfängt? Wir werden es gleich sehen. Die bekannte Französin Ninon de Lenclos hatte, als sie im Jahre 1706, im Alter von neunzig Jahren starb, noch immer eine zarte, schwellende, ja jugendliche Haut. Als sie einst von einem Verehrer, der vielleicht auch ihr Liebhaber war, dringend um die Mittheilung des Geheimmittels gebeten wurde, das ihren Teint so wunderbar frisch erhalten habe, zeigte sie — einen Krug mit kaltem Wasser und ein Stück Flanell. Das war ihr Geheimmittel und es ist noch gegenwärtig das anerkannt beste. Vor Allem merke man sich den Satz: Wer jung bleiben will, muß seine Haut richtig pflegen; denn wenn die Haut frisch und jung erhalten wird, bleibt auch der ganze menschliche Organismus frisch und gesund. Die beste Hautpflege aber gewährt fleißiges Baden des ganzen Körpers im Wasser. Schon im fernsten Alterthume war das recht wohl bekannt. Wenn man die alten Schriftsteller lies't, so findet man, das jede Reise und jedes Tagewerk mit einem Bade abschließt. Doch wir wollen nicht längst Bekanntes wiederholen, sondern nur bemerken, daß wir hier unter Baden die berühmten Virchow'schen Abwaschungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser und das darauf folgende Frottiren der Haut mit einem Flanell-Lappen oder einem groben, dicken Handtuch meinen. Letzteres ist die Hauptsache. Nie vergesse man, sich nach jeder Waschung kräftig und derb abzureiben. Magere und nervöse Personen, Bleichsüchtige und Blutarme waschen sich am besten des Abends, ehe sie zu Bett gehen, kräftigere früh, unmittelbar nach dem Aufstehen, und nur im Winter im geheizten Zimmer. Für eine Abwaschung, einschließlich des Abreibens, soll nicht mehr als zehn Minuten Zeit verbraucht werden. Der Erfolg dieses diätetischen Brauchs ist überraschend. Es giebt, wie Professor Dr. Reclam in Leipzig sagt, kein zweites Mittel, das vermögend wäre, so jung nud frisch zu erhalten, als das erwähnte. Aber man muß es machen wie Ninon de Lenclos, und sich täglich am ganzen Körper waschen. Fernergehört noch dazu häufiger Wechsel der Leibwäsche, welcher ebenso durch Sauberkeit wirksam ist, wie auch durch das dabei unwillkürlich genommene „Luftbad" das Hautathmen begünstigt wird. Es giebt also wirklich eine Kunst, immer schön und jung zu bleiben. Pflege die Haut! — das ist das ganze Geheimniß.

Arithmogriph.

1. 17. 9. 4. 1. 10. 6. eine ostindische Stadt.
2. 10. 18. 14. der Erbauer des Hôtels „Kaiserhof" in Berlin.
3. 17. 17. 12. ein Nebenfluß der Donau.
4. 3. 17. 18. 14. der Name eines offiziellen Actenstückes in der Türkei.
5. 14. 11. 11. 14. 3. 4. 15. 16. ein Berg in Oesterreich.
6. 2. 14. 3. 11. 7. 11. 14. 6. 14. 3. ein physikalisches Instrument.
7. 3. 17. 15. 16. 14. eine Frucht, auch eine französische oder nordamerikanische Stadt.
8. 11. 11. 14. 3. 15. eine preußische Provinz.
2. 7. 12. 17. 3. 6. 7. 15. die Hauptstadt von Tasmania.
1. 17. 15. 4. 16. 7. 10. ein Berg in Frankreich.
7. 8. 14. 3. ein musikalisch-dramatisches Werk.
9. 17. 11. 12. ein englischer Dramatiker.
10. 18. 7. ein Erzbischof von Trier.
11. 17. 4. 5. eine Pflanzengattung.
12. 3. 7. 1. 19. 2. 17. 10. 5. der Begründer einer der größten Buchhandlungen Deutschlands.
10. 19. 14. 3. 14. 13. 14. ein See in Afrika.
5. 20. 18. 7. 13. der Verfasser eines recht guten Atlas.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines berühmten Mannes, und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Namen einer mittelhochdeutschen Dichtung.

Eingesandt von Herrn E. O. Wagner, Lehrer in Dresden.

Räthsel.

Thust Du zu mir hinzu,
So werde kleiner ich;
Nimmst aber weg von mir,
Vergrößere ich mich.
Ganz unentbehrlich an mancher Stell',
Haßt man mich anderwärts und tilgt mich schnell.

Eingesandt von Herrn Gustav Balzer in Dresden.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Anna Schneider in Hohenstein, Fräulein Pauline Sperling in Deuben und der Herren Fritz Werner in Neuschönefeld, Louis Gruner, ebendaselbst, Th. Jänicke in Hamburg, W. Majdewicz, Gustav Balzer, H. Billig, Friedrich Janke und A. Held in Dresden.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 42. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von **Bruno Radelli**, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Ihre Güte drückt mich förmlich nieder, Miß. Ich bin überzeugt, daß keiner Ihrer Schützlinge zurückgewiesen wird!"

„Ich danke! Gestatten Sie mir, den betreffenden Befehl zu ertheilen!"

Erst jetzt entzog sie ihm ihre Hände, die er bisher festgehalten hatte, und kehrte mit ihm in die Gesellschaftsräume zurück.

Jenner war vollständig bezaubert von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der herrlichen Frau, die ihm eine Freundlichkeit und Theilnahme erwies, nach der die Andern wohl vergebens gestrebt hatten. Er, der einfache, in gesellschaftlicher Beziehung anspruchslose und in Betreff der Frauen noch vollständig unerfahrene Seemann konnte sich unmöglich einem Argwohne hingeben, und als ihm gemeldet wurde, daß die Betreffenden im Vorzimmer seiner harrten, trat er am Arme der Gastgeberin hinaus, warf Tom mit seinen Gefährten einige leichte Fragen hin, gab ihnen das gebräuchliche Angeld und gebot ihnen, schon am nächsten Morgen am Bord des „l'Horrible" einzutreffen.

Er blieb auch für den Verlauf des ganzen Abends der Bevorzugte der fleißig umworbenen Wirthin und nahm, als man sich zum Aufbruche rüstete, ein bisher noch nie gekanntes und noch weniger empfundenes Entzücken mit hinweg.

„Nun, Lieutenant," frug der Capitain, welcher ihn begleitete, „wie gefällt Ihnen dieses Weib?"

„Ueber alle Beschreibung!"

„Hm, jedenfalls habe ich Ihnen nicht zuviel gesagt. Aber ich glaube, daß das Wohlgefallen nicht ein einseitiges, sondern ein gegenseitiges ist."

„Sie will den „l'Horrible" sehen," antwortete Jenner ausweichend.

„Ah! und wann?"

„Schon morgen am Vormittage."

„Hm, gratulire zu einer so schnellen Eroberung, Lieutenant! Der Empfang wird jedenfalls ein gebührender sein."

„Höflich, nicht mehr!"

„Soll ich mich dazu einladen?"

„Darf ich Sie ersuchen, Capitain?"

„Nein, nein," lachte dieser; „ich will ein rücksichtsvoller Kamerad sein und Sie in Ihrer Herrlichkeit nicht stören, allerdings nur unter einer gewissen Bedingung!"

„Sie lautet?"

„Sie bringen mir Ihren Besuch auf eine Viertelstunde herüber zu mir!"

„Zugestanden!"

„Topp?"

„Topp!"

Die beiden Offiziere bestiegen das ihrer harrende Boot, um sich nach ihren Fahrzeugen zu begeben. —

Am andern Morgen herrschte am Bord des „l'Horrible" ein regeres Leben als gewöhnlich. Die Mannschaft war unterrichtet worden, daß eine hochgestellte Dame das Schiff zu besichtigen wünsche. Die peinliche Ordnung und Reinlichkeit, welche auf einem Kriegsschiffe zu herrschen pflegt, ließ zwar alle Vorbereitungen in dieser Richtung als überflüssig erscheinen, dennoch aber unterwarf Jenner sein Fahrzeug einer sorgfältigen Prüfung und verordnete hier und da einen Handgriff oder befahl ein kleines Arrangement, um seine schwanke Wohnung in einem möglichst vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen.

Er hatte diese Thätigkeit eben erst beendet, als die neu angeworbenen Matrosen an Bord erschienen und sich ihm vorstellten. Er nahm sie in Pflicht, ließ ihnen ihren Raum anweisen und bekümmerte sich dann nicht weiter um sie. Die specielle Beaufsichtigung der Leute war ja nicht seine, sondern die Sache des Maate.

Als dann später die Frau de Boulettre erschien, empfing er sie mit wirklich ausgesuchter Artigkeit. Die Kleidung, welche sie trug, war der südlichen Zone angemessen, weich und luftig, hob ihre Reize vortheilhaft hervor und schien ganz gewählt zu sein, ihn mit seiner schönen Eroberung im höchsten Grade zufrieden zu stellen.

Auch die Mannschaft war vollständig entzückt von ihr, und ein Jeder beeilte sich, ihr die ausgesuchteste Aufmerksamkeit zu erweisen.

„Ein prächtiges Schiff!" meinte sie, als sie von der Besichtigung desselben mit Jenner unter das auf dem Decke errichtete Zeltdach zurückgekehrt war, wo der Koch mit den gewähltesten Leckerbissen auf sie wartete. „Ich muß gestehen, Sir, daß es sich sehr zu seinem Vortheile verändert hat. Die gegenwärtige Takelung ist ausgezeichnet, so daß ich glaube, seine Geschwindigkeit habe um ein Beträchtliches gewonnen, seit es in die Hand der Vereinigten-Staaten-Marine gelangt ist."

„Ich kenne die Zahl der Knoten nicht, die es früher zurückgelegt hat, aber ich bin dennoch in der Lage, Ihrer Meinung mich anzuschließen, wenn auch nicht aus dem Grunde, um dabei mir ein Verdienst beizulegen. Die Verwaltung der Staaten-Marine besitzt eben mehr als ein Privatmann die intellectuellen und pecuniären Mittel, welche die Ausrüstung eines Schiffes erfordert."

„Es will mir scheinen, als ob der „l'Horrible" einen Vergleich mit jedem andern Schiffe getrost aufnehmen könne."

„Auch hier stimme ich bei, obgleich ich eine Ausnahme kenne, allerdings nur eine einzige."

„Und diese wäre?"

„Die „Swallow", Lieutenant Max Parker."

„Die „Swallow"? Mir ist, als hätte ich von ihr gehört. Was für ein Schiff?"

„Klipper mit Schoonertakelage."

„Wo stationirt?"

„Mit Depeschen unterwegs nach hier. Ich stieß einige Grade südlich von hier auf sie, wo ich von Parker Instructionen in Empfang nahm. Er legte nach der japanesischen Linie hinüber, wird aber bald hier vor Anker gehen."

„Es soll mich verlangen, dieses ausgezeichnete Fahrzeug zu sehen! Parker ist ein amerikanischer Name?"

„Der Lieutenant ist, so viel ich weiß, kein Nordamerikaner, sondern ein Deutscher."

„Ah! Woher?"

„Kann es nicht sagen; doch, bitte, nehmen Sie von dem kleinen Imbiß, der Ihrem Geschmacke allerdings nicht angemessen sein dürfte. Der Koch eines Kriegsschiffes ist nur selten auf ein Menu für Damen vorbereitet."

„Aber eine Dame auf ein Menu für brave Seegasten. Darf ich eine Einladung aussprechen, Herr Lieutenant?"

„Ich füge mich dankbar Ihren Bestimmungen."

„Dann darf ich Sie heut' Abend bei mir sehen und auch erwarten, daß Sie die übrigen Chargen mitbringen?"

„So weit der Dienst es gestattet, ja."

„Ich danke! Es wird ein Souper entre nous, bei welchem ich mich bestreben werde, Ihren freundlichen Empfang nach Kräften zu erwidern."

„Dieser Empfang ist der Frau de Boulettre überall gesichert. So habe ich zum Beispiel den Auftrag, Ihnen, wenn auch nur für einen Aufenthalt von wenigen Minuten, eine Einladung hinüber nach der Panzerfregatte auszusprechen. Der Capitain würde sich für diese Aufmerksamkeit Ihnen außerordentlich verbunden fühlen."

„Ich sage zu, doch nur unter einer Bedindung."

„Welche ist dies?"

„Ihre Begleitung, Herr Lieutenant."

„Zugestanden, und zwar von Herzen gern!"

Er senkte den Blick tief in ihr leuchtendes Auge. Sie schlug erglühend die Wimpern nieder, während ihre kleinen, weißen Händchen leise zitterten. Der wackere Offizier fühlte sich gefangen; aber die Fesseln, die ihn umschlangen, waren zu süß, zu verführerisch, als daß er sich hätte sträuben mögen. —

6.

Entkommen.

Die erregten Lüfte, welche heulend über die Ebene jagten, sie fangen sich an den Felsenmauern der Gebirge und gehen — zur Ruhe. Die Wolken, die entweder majestätisch langsam am Himmel hinzogen, oder, vom Sturme gepeitscht, wie wilde, wirre Gespensterschaaren am Firmamente sich auf- und niederwälzten, sie gießen ihr wärmeloses Blut zur Erde nieder und gehen — zur Ruhe. Der Bach, der Fluß, der rauschende Strom, der ohne Rast und

Aufenthalt von dem unerbittlichen Gesetze der Schwere zwischen seinen Ufern fortgetrieben wird, er wälzt sich endlich in das Meer und geht — zur Ruhe. Bewegung und Ruhe ist der Inhalt des ganzen, des besonderen wie allgemeinen Lebens, auch des menschlichen.

Die wilde Prairie kennt keine Heimath, keinen häuslichen Herd, an welchem die Familie ihr Glück zu genießen und zu feiern vermag. Wie das Wild, vorsichtig, scheu und heimlich, jagt oder schleicht der Jäger sich über die weiten Savannen, vor, neben, hinter und um sich die Gefahr und den immerfort drohenden Tod. Aber nicht immer darf dies währen, sonst würde seine riesige Körperkraft, seine muthige Ausdauer, seine unbeugsame Energie endlich doch erliegen. Auch er bedarf der Erneuerung seiner Kräfte, der Erholung und Ruhe. Und dies findet er an den sorgfältig ausgesuchten Orten, die er theils zu diesem Zwecke theils auch zur Aufstapelung seiner Jagdbeute herzustellen pflegt, in den sogenannten Hiding-holes oder Hide-spots. — — —

Es war einige Tage nach dem abenteuerlichen Zusammentreffen der Truppe Treskows mit Sam Fire-gun, als drei Männer durch die Prairie ritten, welche einige Maulthiere an der Koppelleine führten. Dieser Umstand ließ errathen, daß sie ausgezogen waren, um „Fleisch zu machen", das heißt nach dem Jägerausdruck, um auf die Jagd zu gehen und die Ihrigen mit der nothwendigen Nahrung zu versorgen.

Der Eine war kurz und dick, der Andere unendlich lang und hager, und der Dritte hing auf seinem Pferde, als erwarte er aller Augenblicke einen heftigen Choleraanfall.

„Zounds," meinte dieser Letztere, indem er einen Versuch machte, sich in gerade Stellung emporzurichten, „ich wollte, ich wäre in unserm Loche zurückgeblieben und hätte mich nicht vom Teufel reiten lassen, mit Euch hier auf der traurigen Wiese herumzuschlingern wie ein Fahrzeug, welches Kompaß und Steuer verloren hat. Machen mir da die verteufelten Jungens weiß, daß die Büffel hier herumlaufen wie die Ameisen, und nun sind wir bereits zwei Tage auf dem Kurse, haben aber weder Ochse noch Kuh, ja nicht einmal ein armseliges Kalb zu Gesichte bekommen. Und dabei schüttelt mich mein Gaul wie eine Medizinflasche auf und nieder, daß ich gewiß noch aus allen Fugen gehe und zuletzt nicht einmal mehr meinen Namen weiß. Macht, daß wir bald wieder vor Anker gehen. Wer Fleisch haben will, mag sich welches holen: ich brauche keins!"

„Ob Du Fleisch brauchst oder nicht, Peter, das bleibt sich gleich," antwortete der Dicke; „aber was willst Du essen, wenn wir keines bekommen?"

„Wen denn anders als Dich, den fetten Hammerdull, he! Oder denkst Du etwa, daß ich mich da an Pitt Holbers machen werde, an dem Nichts zu finden ist als Knochenzeug und ungegerbte Schwarte?"

„Was sagst Du dazu, Pitt Holbers, altes Coon?" lachte Dik Hammerdull.

„Wenn Du meinst, daß sich der alte Seefisch um sich selber zu bekümmern hat, Dik, so gebe ich Dir vollkommen recht. Ich habe nicht den mindesten Appetit, ihn anzubeißen."

„Das wollte ich mir auch verboten haben! Wer den Steuermann Peter Polter aus Langendorf anbeißen will, der muß ein andrer Kerl sein als — — — Donner und Doria, guckt doch einmal hier zur Erde. Hier ist irgend Wer gelaufen; ob Mensch oder Thier, das weiß ich nicht, aber wenn Ihr das Gras untersuchen wollt, so wird es sich wohl zeigen, was für eine Kreatur es gewesen ist."

„Egad, Pitt Holbers," meinte Hammerdull, „es ist wahr; hier ist das Gras zerstampft. Laßt uns absteigen!"

Die beiden Jäger verließen ihre Pferde und untersuchten den Boden mit einer Sorgfalt, als hinge ihr Leben daran.

„Hm, alter Pitt, was meinst Du dazu?"

„Was ich meine? Wenn Du denkst, daß es Rothhäute gewesen sind, Dik, so gebe ich Dir vollständig Recht."

„Ob es welche gewesen sind oder nicht, das bleibt sich gleich, aber daß es keine Andern waren, das ist sicher. Peter Polter, steig ab, daß man Dich nicht so weit erkennen kann."

„Gott sei Dank, Ihr Leute, daß wir auf die rothen Hallunken stoßen, denn auf diese Weise komme ich von meiner Bestie herab!" erwiderte dieser, indem er sich mit einer Miene, als sei er einer fürchterlichen Gefahr entronnen, von dem Gaule herabbalancirte. „Wie viele sind es ihrer denn gewesen?"

„Fünf, das ist sicher. Und daß sie zu den Ogellallah gehören, daran ist auch kein Zweifel."

„Woran erkennst Du das?"

„Weil vier von ihnen neu eingefangene Pferde haben. Das Thier des Fünften ist uns entgangen, als wir sie überrumpelten, und zum Fang der andern benutzt worden. Macht Euch kampfbereit. Wir müssen ihnen nach, um zu sehen, was sie wollen!"

Die drei Männer sahen nach ihren Büchsen, machten ihre Waffen brauchfertig und folgten dann den Spuren, aus deren Richtung ein näherer Zweck des Rittes allerdings nicht zu erkennen war. Sie führte endlich direct auf ein schmales aber tiefes Flüßchen zu, welches die Indianer durchschwommen haben mußten, da man ihre Spur am jenseitigen Ufer erkennen konnte.

Hammerdull musterte, vorsichtig zwischen dem Gesträuch haltend, das drüben sich ausbreitende, hügelige Terrain.

„Wir müssen ihnen auch dort nach. Sie führen nichts Gutes im Schilde, und wenn ich berechne, daß wir ihnen vor — —"

Er konnte nicht weiter sprechen; ein Lasso zischte durch die Luft, schlang sich um seinen Hals und riß ihn zur Erde. So erging es auch den beiden Andern; ehe sie an Gegenwehr denken konnten; waren sie von den fürchterlichen Riemen umschlungen, lagen unter den unvermuthet über sie hergefallenen Feinden und wurden ihrer Waffen beraubt und gefesselt.

Mit wahrhaft gigantischen Anstrengungen sträubte sich der Steuermann gegen die Umschlingung; es half ihm Nichts; die Büffellederriemen waren zu fest; er erreichte Nichts als ein verächtliches Knurren von Seiten der Indianer. Dik Hammerdull und Pitt Holbers dagegen nahmen die Sache gelassener. Sie schwiegen und ergaben sich regungslos in ihr Geschick.

Der Jüngste der Wilden trat vor sie hin. Drei Adlerfedern schmückten sein hochgeflochtenes Haupthaar, und das Fell eines Jaguars hing ihm von den Schultern hernieder. Er musterte sie mit drohendem Blicke und begann dann mit einer verächtlichen Handbewegung:

„Die weißen Männer sind schwach wie die Brut des Prairiehundes; sie vermögen nicht, ihre Fesseln zu zersprengen!"

„Was sagt der Hallunke?" frug Peter Polter, der das Idiom des Wilden nicht verstand, die beiden Leidensgefährten.

Er erhielt keine Antwort.

„Die weißen Männer sind keine Jäger. Sie sehen nicht, sie hören nicht und haben keine Klugheit. Der rothe Mann sah sie kommen hinter sich her. Er ging durch das Wasser, um sie zu täuschen, und kehrte zurück. Sie haben keine List gelernt und liegen nun auf der Erde wie Kröten, die man mit dem Stocke zerschlägt."

„Mille tonere, wollt Ihr mir wohl endlich sagen, was der Kerl zu schwatzen hat, he?" schrie der Steuermann, sich erfolglos unter seinen Fesseln emporbäumend.

Die Angeredeten schwiegen auch jetzt.

„Die weißen Männer sind feig wie die Mäuse. Sie wagen nicht, mit dem rothen Manne zu sprechen; sie schämen sich, vor ihm zu liegen als — —"

„Heiliges Graupelwetter, was er sagt, frage ich Euch, Ihr Schufte!" brüllte Peter, jetzt über ihr Schweigen noch wüthender, als über die Lage, in welche sie durch ihre Unvorsichtigkeit gerathen waren.

„Ob er Etwas sagt oder nicht, das bleibt sich gleich," meinte Hammerdull; „aber er schimpft Dich eine dumme, feige Kröte, weil Du so unvorsichtig gewesen bist, Dich fangen zu lassen!"

„Dumm— feig— Kröte— mich schimpft er—, mich blos? Habt Ihr Euch etwa nicht auch fangen lassen? Wart, Ihr Schlingel, er soll den Peter Polter aus Langendorf kennen lernen und Ihr dazu! Mich allein hat er geschimpft, mich allein, hahaha! Na warte, so werde ich ihm auch beweisen, daß nur ich allein mich nicht vor ihm zu fürchten brauche!"

Er zog die sehnigen Glieder langsam zusammen. Die Indianer waren seitwärts getreten, um sich leise zu berathen und bemerkten diese Bewegung nicht.

„Eins — zwei — drei — adjes Dik Hammerdull — adjes Pitt Holbers — kommt recht bald hinterdrein gesegelt!"

Das Vertrauen auf seine Riesenkraft hatte ihn bei dieser fast übermenschlichen Anstrengung nicht im Stiche gelassen. Die Riemen sprangen; er schnellte empor, stürzte zum Pferde und flog davon.

Die Wilden hatten das Entkommen eines ihrer Gefangenen für keine Möglichkeit gehalten, und die Bewegungen des Steuermannes waren so blitzesschnell gewesen, daß er schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, ehe sie nach den Schießwaffen griffen. Die Kugeln trafen ihn nicht; aber zwei der Indianer saßen auf, ihn zu verfolgen. Die Andern blieben bei den beiden Gefangenen zurück.

Während des ganzen Zwischenfalles war kein Wort, kein Ruf zu hören gewesen; jetzt trat der junge Wilde, welcher vorhin gesprochen hatte, wieder zu den beiden Jägern heran.

„Kennt Ihr Sam Fire-gun, den weißen Jäger?"

Die Gefragten würdigten ihn keiner Antwort.

„Ihr kennt Ihn, denn er ist Euer Häuptling. Aber Ihr habt auch gekannt Riccarroh, die Bärentatze, dessen Blut geflossen ist von Euern Händen. Er weilt jetzt in den ewigen Jagdgründen, und jetzt steht sein Sohn vor Euch, um seinen Tod zu rächen an den weißen Männern. Er ist mit den Jünglingen den alten Kriegern nachgezogen, welche das Feuerroß fangen wollten, und hat zweimal gefunden die Leichen seiner Brüder. Den Entkommenen hat er neue Pferde gefangen und wird nun liefern die Mörder an den Feuerpfahl."

Er trat zurück. Die beiden Jäger wurden, ohne daß sie sich dagegen wehrten, auf ihre Pferde gebunden, dann ging es über das Flüßchen hinüber dem Walde zu, der sich längs des hügeligen Horizontes hinzog. Die drei Wilden wußten, daß sie wegen der zwei Uebrigen keine Sorge haben brauchten. —

Es war am Abende. Ein kleines, gedämpftes Feuer brannte unter dem dichten Laubdache inmitten eines Kreises von Indianern, welche aufmerksam dem Berichte des jungen Häuptlings lauschten, der, hochaufgerichtet unter ihnen stehend, ihnen die Gefangennahme der Weißen erzählte und daran seine weiteren Vorschläge schloß.

Seine Worte schienen Beifall zu finden, wie ein oft eingeschaltetes „Uff!" seiner Zuhörer zeigte. Dann trat der einzige Weiße, welcher sich unter ihnen befand, hervor und begann:

„Der große Geist öffne die Ohren meiner rothen Brüder, damit sie verstehen das, was ich ihnen jetzt zu sagen habe!"

Nach einigem Räuspern fuhr er fort:

„Sam Fire-gun ist ein großer Jäger; er ist stark wie der Bär des Gebirges und klug wie die Katze hinter dem Stamme des Sykamore; aber er ist ein Feind des rothen Mannes und hat ihm mehr als hundert Scalpe genommen. Er hat getödtet Riccarroh, den berühmten Häuptling der Ogellallah, hat niedergeschlagen die Hälfte des Stammes und sich wieder frei gemacht, als er in unsre Hände fiel."

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXIII.

Die Rache des Ehri.

Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner der Gesellschaftsinseln hingen ursprünglich einer polytheistischen Religion an, bei deren Ausübung selbst Menschenopfer nichts Ungewöhnliches waren. Ihre Priester, welche zugleich Aerzte und Wahrsager waren, übten einen ungemeinen Einfluß auf sie aus, dem allerdings schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die von den Engländern hier gegründeten Missionen entgegenarbeiteten. Später sandte auch Frankreich seine Bekehrer herüber, um die „armen Heiden", welche ein vollständig zufriedenes und glückliches Leben führten, der ewigen Verdammniß zu entreißen und für den Himmel zu gewinnen, so daß gegenwärtig die einstigen Heiden in Christen umgewandelt sind, ob zu ihrem Vortheile und Segen, das ist freilich eine Frage, die der Bekenner des Christenthums am liebsten unbeantwortet läßt.

Die Gesittung hat ihren Barbarismus, das Licht seinen Schatten, die Liebe ihren Egoismus, und von dem Orte der ewigen Seligkeit aus kann man, wie das Gleichniß von dem armen Manne und Lazarus lehrt, hinunter in die Hölle blicken. Christi Liebe, Milde und Erbarmung predigende Religion ist, vom unduldsamen Zelotismus auf die Spitzen der Schwerter gehoben und von einer schlau berechnenden Eroberrungslust in's Panier genommen, über den größten Theil des Erdkreises gegangen; ganze Raçen und Völker sind verschwunden oder liegen noch jetzt in den letzten, wilden Todeszuckungen; die Geschichte der Zukunft hat durch solche Vernichtung wichtige, kulturhistorische Kräfte und Momente verloren, und der treue Seelenhirt, welcher „mit Aufopferung seiner selbst nach dem verlorenen Schäflein jagt", welches doch niemals zu seiner Heerde gehörte, kehrt den zahlreichen und bösen Krankheiten den Rücken, die im heimischen Stalle ihre Opfer suchen.

Als die Gesellschaftsinseln entdeckt wurden, fand man in ihren Bewohnern ein kindlich naives, wunschloses und in paradiesischer Unschuld lebendes Völkchen, dem eine reiche Natur alle zu einem zufriedenen, sorgenfreien Leben nothwendigen Bedürfnisse in verschwenderischer Weise verliehen hatte. Die Fremdlinge wurden mit freudiger Gastlichkeit aufgenommen, fast als Götter verehrt und erhielten Alles, was ihr Herz begehrte. Sie brachten die Kunde davon in die Heimath, wo der Wunsch nach gleichen Genüssen und das Verlangen rege wurde, die Glückseligkeit der Insulaner durch die Predigt des göttlichen Wortes und das Stellen in politische Abhängigkeit zu erhöhen. Es wurden Schiffe ausgerüstet, welche Waffen, Bibeln, Geistliche und — allerlei moralisches Gesindel nach den Eilanden brachten. Die Bekehrung begann; die Waffen und mitgebrachten Krankheiten begannen ihre Wirkung; die Menschenopfer wurden verpönt, aber Herrn Bachus und Frau Venus eine Hekatombe nach der andern gebracht, so daß aus den „armen Heiden" sehr bald gelehrige Schäflein wurden, unter denen nur selten ein widerhaariger Bock auftauchte, der zur „Linken" geschieden werden mußte, wenn er nicht von selbst dahin ging, wo Heulen und Zähneklappen ist. Das gute, theilnehmende Menschenkind ist nie so hassenswerth, als wenn es aufdringlich wird, um seinen Bruder glücklich zu machen. Dieses freundliche Bestreben hat unzählige Ströme warmen Blutes vergossen und Millionen — wer vermag sie zu zählen — Charakter, Heimath, Leben und Eigenthum gekostet. — —

Tahiti, die „Perle der Südsee", lag unter einem herrlichen, tiefblauen Himmel; die Sonne glühte auf die blitzenden Wogen des Meeres und die bewaldeten Spitzen und Hänge des Orohenaberges nieder oder funkelte in den Bächen und schmalen Caskaden, welche von den malerisch aufstrebenden Klippen herabsprangen, aber ihre Gluth erreichte nicht die freundlichen Ansiedelungen, welche im Schatten der Palmen und zahllosen Fruchtbäumen lagen und von der frischen Seebrise angenehme Kühlung zugefächelt erhielten.

In dem milden Luftzuge rauschten die langen, gefiederten Wedel der Cocospalmen und raschelten die breiten, vom Winde ausgerissenen Blätter der Bananen; die abgeblühten Blumen der Orangen, deren Zweige aber trotzdem schon mit goldgelben Früchten bedeckt waren, tropften, wonnige Düfte verbreitend, zur Erde herab. Es war einer jener zauberisch schönen, wunderbaren Tage, wie sie in solcher Pracht und solchem Reichthume nur in den Tropen zu finden sind. Und während das Land in all' seiner paradiesischen Schönheit so jung und frisch, als sei es eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, da lag, donnerte draußen an den Korallenriffen die Brandung ihr tiefes, ewiges Lied. Die Zeiten sind anders geworden und mit ihr die Menschen, die unendliche, stets wechselnde und doch ewig gleiche See ist dieselbe geblieben und schleudert auch heut' wie vor Jahrtausenden ihre krystallenen Massen gegen die scharfen Dämme; die weißen, blitzenden Häupter der Wogen hoben und senkten sich, als blickten Tausende von Najaden hinüber, wo über dem Schaum der Wellen immergrüne, wehende Wipfel sich erheben, unter denen ein dem allmähligen Untergange geweihtes Völkchen die letzten Pulsschläge seines individuellen Daseins zu zählen vermag.

Dort am Strande lag Papetee, die Hauptstadt Tahiti's, und eine bunt bewegte Schaar wogte in ihren weißen, blauen,

rothen, gelben, gestreiften oder geblümten, langen Gewändern hin und her. Wie prachtvoll hatten sich die jungen, bildhübschen Mädchen das schwarze, lockige und seidenweiche Haar mit Blumen und dem künstlich geflochtenen, schneeweiß wehenden Bast des Arrow-root geschmückt! Und wie gewandt und doch stolz waren die Bewegungen der eingeborenen Stutzer, welche, den bunten Parau oder die faltig Marra kokett um die Lenden geschlagen und darüber die Tebuta, das Schultertuch malerisch über die Achsel geworfen, zwischen den Schönen umher stolzirten! Sie hatten die langen, fettglänzenden Locken mit Streifen von in einander geflochtener weißer Tapa und rothem Flanell umwunden, was ihnen zu den broncefarbenen Gesichtern gar nicht so übel stand.

Da auf einmal drängte sich Alles dem Ufer näher. Ein Canoe nahte, in dessen weißes Segel sich die Brise voll gelegt hatte, so daß der Darinsitzende des Ruders nur bedurfte, um das Fahrzeug in dem richtigen Course zu erhalten.

Das Canoe war eines der hier stets gebräuchlichen, einfach aus einem Stamme gehauen und mit rundem Boden. Dadurch segelt es rascher, wäre aber auch sehr leicht umzuschlagen, wenn es nicht ein sogenannter Ausleger (outrigger) davor beschützt hätte.

Diese Ausleger bestehen aus zwei fest und quer über das Canoe befestigten Stangen oder Hölzern, die nach rechts hinaus einen leichten, kufenartig geschnittenen Balken halten. Dieser schwimmt also, mit dem Kahne parallel und etwa vier Fuß von dem Rande desselben entfernt, auf dem Wasser und ist mit Bast fest an die Querhölzer geschnürt. Ein Umschlagen des Fahrzeuges, ja selbst ein Schaukeln wird dadurch unmöglich gemacht, denn dasselbe kann nicht nach links hinüber, weil es dann den ganzen, noch nahezu zwei Ellen abstehenden Balken aus dem Wasser heben müßte, und nach rechts eben so wenig, da sich der aus leichten Holze bestehende Balken mit den Stangen und auf diese Entfernung hin nicht unter Wasser drücken läßt. Diese Canoes fahren daher selbst bei unruhiger See außerordentlich sicher. Freilich würde man sich ohne diese Ausleger nur sehr vorsichtig darin bewegen müssen, da der runde Boden der geringsten Neigung des Körpers folgt und man bei der kleinsten Schwankung nicht nur Gefahr liefe, umzukentern und ein unfreiwilliges nasses Bad zu erhalten, sondern diesen an und für sich kleinen Unfall sogar mit dem Leben bezahlen könnte, da Buchten und sonstige Wasser dieser Insel von Haien wimmeln, die zu der gefräßigsten Art dieses unheilvollen Fisches gehören.

Der junge Mann wußte, wie alle diese Insulaner, ganz vortrefflich mit seinem Canoe umzugehen; er schnitt mit demselben quer über die Wogen und ließ, in der Nähe des Landes angekommen, das Segel fahren, um vom Winde nicht an die scharfe Küste getrieben zu werden.

Mit Hülfe des Ruders arbeitete er sich nun, zwischen die Korallenbänke hindurch, an das Land heran; doch war diese Arbeit sichtlich keine fleißige, vielmehr schien die ungewöhnliche Anzahl geschmückter Kähne, welche ruderfertig und einer neben dem andern am Ufer hingen, einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Denn unter ihnen befand sich einer, der sich durch Wimpel und allerlei Blumen- und Blätterschmuck am meisten auszeichnete und den er sehr gut kannte. In ihm war er von Potomba, dem Vater seines herrlichen, jungen Weibes, abgeholt worden, als er sie von Eimeo, der nächsten, westlich von Tahiti gelegenen Insel, heimführte in sein unter Palmen gelegenes Haus zu Papetee.

Auch den alten, runzeligen Potai, welcher in dem Fahrzeuge wartend saß, kannte er. Dieser hatte damals gerade so wartend in dem Canoe gekauert wie jetzt. Sah das nicht aus wie eine fröhliche Hochzeitsfahrt? Und warum zeichnete sich der Kahn Potomba's vor den übrigen aus, da der Letztere doch nur die eine Tochter besaß?

Er legte sich jetzt fester auf das Ruder, und in wenig Augenblicken knarrte sein Boot auf den Sand des Ufers. Er befestigte es mit dem Baststricke an einen der hierzu eingeschlagenen Holzpfahle und sprang dann hinüber zu dem alten Diener.

„Potai", frug er, „was thust Du heut hier am Strande von Tahiti?"

Der Alte blickte auf. Sein Auge überflog die Gestalt des Fragenden mit einem unbeschreiblichen Blicke.

„Atua, der Gott alles Guten, sei mit Dir, Anoui! Geh' heim und frag', was ich hier thu'!"

„Warum willst nicht Du selbst es mir sagen?"

„Ich kann nicht, Anoui! Mein Herz hat viel an Dich gedacht während der vielen Wochen, die Du auf den Inseln von Tabuai warst. Oro, der Gott alles Bösen, hat sich über Eimeo gesenkt und ist über Potomba, den großen Fürsten, gekommen, der den Glauben der Väter von sich geworfen hat und nun den Gott anbetet, den der alte, bleiche Mitonare verkündigt."

Mitonare heißt Missionär, und mit diesem Worte bezeichnet das in seiner Sprache sehr einfache Inselvolk auch Alles, was mit der Religion der Christen in Verbindung steht, wie z. B. Kirche, Prediger, Altar, Predigt, selig, heilig, fromm u. s. w. immer nur mitonare genannt wird.

„Ist's möglich, Potai?" frug der junge Mann so erschreckt, daß man trotz seiner broncenen Gesichtsfarbe bemerken konnte, daß ihm das Blut aus den Wangen wich. „O, wäre ich daheim geblieben! Ich wußte, daß der fremde Schleicher in sein Haus ging, um ihm den Glauben unserer Väter zu stehlen; aber der reiche Gewinn lockte mich nach den Ländern von Tabuai, und der Handel, der mich dort so lange Zeit aufhielt, hat mir reichen Gewinn gebracht. Ich werde mit ihm sprechen; ich werde ihn wieder zurückführen zu der Wahrheit unserer Priester und Manina wird mir gern helfen!"

„Manina, Dein Weib?"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Billiger Vorschlag.

„Ich möchte Sie in Gold fassen lassen!" sagte ein reicher Herr zu einem Witzbolde, der ihm mit den pikantesten Bonmots den Abend verkürzte. — „Geben Sie mir das Gold her, das Fassen (dabei machte er den Gestus des Greifens) will ich schon thun, und so sparen Sie noch die Façon.

Die Geschichte von dem trotzigen Windmüller in Potsdam, an dessen Windmühle die Macht des großen Friedrichs brach, ist bekannt; und wer einmal in dem schönen Sanssouci war, der weiß, daß die Mühle noch heutigen Tages steht, und die Aussicht verdirbt. Ein Nachkomme jenes Müllers, der seinen Kopf darauf gesetzt hatte, mit seiner Mühle dem Könige in dem Wege zu stehen, er möchte ihm dafür bieten, so viel er wollte, — ist in schlimme Vermögensumstände gerathen. Von Gläubigern gedrängt, hat er nun seine holländische Mühle dem Gartenbesitzer von Sanssouci, d. h. dem Könige, freiwillig zum Verkauf angeboten. Aber der König schrieb ihm zurück: „Die Mühle gehöre nicht mehr dem Müller, sondern der Geschichte an; sie müsse für kommende Zeiten stehen bleiben. Aber als guter Nachbar sende der Besitzer von Sanssouci dem Windmüller 6000 Thaler, seine Gläubiger zu befriedigen."

Anecdoten.

Einem Knaben hatte man auf sein Buch einen argen Tintenfleck gemacht. Der Lehrer sah es, und der Knabe erzählte ihm, daß ihm Jemand ein Schwein auf das Buch gemacht habe. Die Mahnung, daß man dieses Wort nicht aussprechen, sondern „Klecks" dafür sagen sollte, beherzigte der Knabe so sehr, daß er nach einigen Tagen, als er einmal die Lehrstunden versäumt hatte, dem Lehrer sagte: „Ich konnte nicht kommen, wir haben einen Klecks geschlachtet."

Ein kleines Mädchen kommt ganz betrübt aus der Schule und spricht vorwurfsvoll zu ihrem Vater: „Aber Papa, Du hast mir ja gar nicht gesagt, daß der liebe Gott einen Bruder hat?" — „Mein Kind, wie kommst Du darauf?" — „Nun, wir haben heute in der Schule den Spruch gelernt: So Jemand spricht, ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Ich habe nun noch gar nicht gewußt, daß der liebe Gott einen Bruder hat, da hab' ich ihn auch nicht lieben können."

Ein Bauer meinte in der Schenke, wenn dieser warme Regen einige Tage anhält, so kommt Alles aus der Erde. Erschrocken fiel ihm sein Nachbar in's Wort: Alles mag herauskommen, nur meine Frau nicht.

Charade.

Zur Zier und äußerlichem Schmucke
Gehören meine ersten Zwei;
Doch seufzen auch bei ihrem Drucke
Viel Menschen in der Sclaverei,
Die Letzte stellet uns im Bilde
Des Freundes erste Tugend dar,
Der nie mit einem falschen Schilde
Ein schändlicher Betrüger war.
Das Ganze zeiget einen Sclaven,
Doch nicht in menschlicher Gestalt;
Muß wachen, wenn wir ruhig schlafen,
Und hat oft mageren Gehalt.

Arithmogriph.

1. 8. 7. 4. ein Gebäck.
2. 6. 2. 3. 5. 9. ein Mädchenname.
3. 9. 7. ein Papst.
4. 8. 5. 9. 8. eine Stadt in Preußen.
5. 4. 9. 6. ein alter deutscher Ausdruck.
6. 2. 3. 9. 8. ein Künstler.
7. 4. 4. 5. 3. 5. 9. ein Mädchenname.
8. 1. ein Fluß in Sibirien.
9. 7. 3. 3. 9. eine Cylinderform.
10. 1. 8. 7. ein spanischer Strom.

Die Anfangsbuchstaben dieser 10 Worte geben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer amerikanischen Hafenstadt.

Eingesandt von Herrn Hermann Krellwitz in Frankfurt a. O.

Auflösung des Buchstabenräthsels in №. 35.

Fang — Gang — Hang — Rang — Sang.

Auflösung des Arithmogriph in №. 35.

Null — Insel — Kolera — Oel — Linse — Aue Usus — Saul — Lein — Elle — Nuß — Anis — u. — Nikolaus Lenau.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in №. 36.

11 Männer	à 50	Pfennige	= 550	Pfennige
2 Frauen	„ 20	„	= 40	„
4 Kinder	„ 10	„	= 40	„
17 Personen			630	Pfennige.

Auflösung des Charade in №. 36.

Schwermuth.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 43. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Sam Fire-gun hat das Gold der Berge in seinem Wigwam aufgestapelt und Niemand durfte wissen, wo er wohnte," fuhr der Weiße in seinem Gespräche zu den Indianern fort. „Er ist mein Feind, und darum nahm ich meine Männer, um sein Wigwam zu finden und ihm das Gold zu nehmen. Da trafen wir auf unsre rothen Brüder, verbanden uns mit ihnen und wurden einig: sie das Blut und wir das Gold der Feinde. Aber an dem Himmel stand für uns kein günstiges Gestirn; die weißen Männer wurden außer mir alle getödtet, und von den rothen Brüdern erhielten nur Wenige das Leben. Wir waren ohne Waffen und Pferde, und die Noth hätte uns ergriffen, wenn wir nicht auf die jungen Krieger des Stammes getroffen wären, welche ausgezogen waren, um zu zeigen, daß sie würdig sind, in den Reihen der Tapfersten zu kämpfen. Sie werden die Getödteten rächen und die Scalpe ihrer Feinde nehmen, aber anders, als der junge Häuptling will."

Ein Ruf der Spannung ging durch den Kreis der Zuhörer.

„Wir haben entdeckt den Zugang zu dem Wigwam des Feindes. Er wohnt in einer Höhle, in welche das Wasser führt, das die Spur seines Fußes und seiner Pferde verdeckt. Meine Brüder wollen da eindringen in der Dunkelheit der Nacht und ihn im Schlafe tödten. Aber die rothen Männer mögen erwägen, daß er nicht ohne Wächter ist und heute Einer seiner Leute ihnen entkommen ist, der ihm ihre Anwesenheit verrathen wird. Ich weiß einen bessern Weg zu ihm."

„Der weiße Mann spreche!" ertönte es.

„Das Wasser, welches in den Wigwam fließt, bleibt sicher nicht in demselben, sondern fließt wieder ab. Ich habe den Ort gefunden und will jetzt den jungen Häuptling hinführen, um zu entdecken, ob durch die Erde zu gelangen ist. Man frage die beiden Gefangenen, ob sie davon wissen!"

Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen; der Kreis theilte sich, und der Anführer trat auf Pitt Holbers und Dik Hammerdull zu, welche gefesselt und geknebelt in der Nähe lagen.

Sie hatten jedes Wort vernommen. Der Gedanke des feindlichen Trappers hatte jedenfalls seine Berechtigung, doch wußten sie von einem zweiten Eingange zu dem Hide-spot nicht das Geringste.

Das Versteck Sam Fire-gun's bestand allerdings aus einer Höhle, welche die Natur in dem Innern eines kalkfelsigen Berges gebildet hatte. Der Zugang zu derselben war durch das Wasser eines Baches gebrochen worden, welcher

sich im Hintergrunde der Höhle brausend in die dunkle Tiefe des Bergesinnern stürzte und nach der Meinung der Jäger dort verschwand. Sam Fire-gun hatte diese Höhle selbst entdeckt, sie als Versteck eingerichtet und über ihre Beschaffenheit nie anders gesprochen, als daß sie nur bis an den Rand des Sturzbaches zu betreten sei.

Es wurde den Gefangenen der Knebel aus dem Munde genommen, dann führte man sie in den Kreis, wo der weiße Trapper das Verhör begann:

„Ihr seid Leute von Sam Fire-gun?"

Hammerdull würdigte ihn keines Blickes, wandte sich aber zu seinem Freunde.

„Pitt Holbers, altes Coon, was meinst Du, wollen wir dem verrätherischen Hallunken antworten?"

„Hm, wenn Du denkst, Dik, daß wir uns nicht zu schämen und zu fürchten brauchen, so stopfe ihm doch einige Worte in den Mund!"

„Ob ich sie ihm hineinstopfe oder nicht, das bleibt sich gleich; aber er könnte wirklich denken, wir hätten aus Angst vor ihm und den Indsmen die Sprache verloren; also wollen wir ihm Einiges zu hören geben!"

Der Trapper blieb zu dem „Hallunken" ruhig. Er wiederholte seine Frage:

„Ihr gehört zu Sam Fire-gun?"

„Ja, und Ihr nicht, weil der Colonel nur ehrliche Männer bei sich haben mag."

„Schimpft, wie Ihr wollt, wenn Ihr meint, daß für Euch Etwas dabei herauskommt; für jetzt habe ich Nichts dagegen. Wie nennt Ihr Euch?"

„Wäret Ihr vor zwanzig Jahren über den Mississippi hinübergegangen und hättet vierzig Jahre lang gesucht, so wäre Euch vielleicht Jemand begegnet, der Euch sagen könnte, wie ich heiße. Jetzt aber ist's zu spät."

„Mir auch gleich. Ihr habt Gold im Hide-spot?"

„Viel, sehr viel, jedenfalls aber mehr, als Ihr Euch dort holen werdet."

„Wo liegt es vergraben?"

„Wo es vergraben liegt, das bleibt sich gleich, Ihr dürft es ja nur finden!"

„Wie stark ist Eure Gesellschaft?"

„So stark, daß jeder Einzelne Euch heimleuchten wird."

„Wer war der Indsman, welcher Euern Colonel von den Banden half?"

„Das darf ich Euch schon sagen, er heißt ungefähr Winneton."

„Der Apache?"

„Ob Apache oder nicht, das bleibt sich gleich; aber er wird es wohl sein."

„Wie viel Ausgänge hat Euer Versteck?"

„Grad so viele, wie Männer da sind."

„Das sind?"

„Für Jeden einen und denselben, nicht wahr, Pitt Holbers, altes Coon?"

„Wenn Du denkst, Dik, ich habe nichts dagegen!"

„Beschreibt mir einmal die Höhle!"

„Seht sie Euch an, das wird Euch besser bekommen!"

„Gut, wie Ihr wollt! Ihr hättet Euch Eure Lage erleichtern können, aber Ihr wollt es nicht anders haben, als daß Ihr gepfählt und verbrannt werdet. Ihr werdet natürlich mit in die Dörfer der Ogellallah genommen, und was dort geschieht, könnt Ihr Euch denken!"

„Pah! Ob gepfählt oder verbrannt, das bleibt sich gleich; für jetzt jedoch sind wir noch hier, und Ihr mögt Euch vorsehen, daß ich Euch nicht ein Wenig klopfe, damit Ihr später besser schmort und bratet, wenn Euch dieses Glück an unsrer Stelle passirt!"

Der Trapper wandte sich ab.

„Meine rothen Brüder mögen diesen weißen Männern noch strengere Fesseln geben als bisher; sie verdienen den Tod am Marderpfahl!"

Hammerdull und Holbers wurden schärfer geschnürt und wieder zur Erde geworfen. Das Feuer brannte, wurde aber so spärlich und langsam genährt, daß der Geruch des Rauches nur auf wenige Schritte zu bemerken war. Der abendliche Schimmer, welcher vor kurzer Zeit noch über dem Laubdache des Urwaldes gespielt und geschwebt hatte, war verschwunden; es wurde finster und immer finsterer, und unter der Blätterdecke herrschte eine so dichte Finsterniß, daß das an die Dunkelheit gewöhnte Auge eines Indianers oder Westmannes dazu gehörte, die nächsten Gegenstände zu unterscheiden.

Da brach der Trapper mit dem jungen Anführer der Indianer auf. Der Letztere stand vor seiner ersten Waffenthat, und wenn er nach dem Gebrauche seiner stoischen Rasse sich auch Nichts davon merken ließ, so brannte er doch vor Begierde, den Beweis zu führen, daß er würdig sei, unter die Zahl der erwachsenen Krieger aufgenommen zu werden.

Er schritt lautlos hinter dem Weißen her. Der Weg, den der Trapper trotz der dichten Dunkelheit nicht verfehlte, führte in gerader Richtung durch den Wald, zwischen den Riesenstämmen tausendjähriger Eichen und Buchen hindurch, bis sie an den Lauf eines Wassers kamen, den sie mit verdoppelter Vorsicht aufwärts verfolgten

Nach einiger Zeit gelangten sie an die Stelle, wo die Wellen aus dem Fuße des Berges traten. Dichtes Gesträuch bestand diesen Ort. Der Trapper langte in das Gestrüpp, schob es auseinander und verschwand hinter demselben. Der Indianer folgte ihm. Sie befanden sich in einem niedrigen natürlichen Stollen, dessen Sohle das Bett des Baches bildete, in dessen Wasser sie langsam vorwärts krochen.

Es war ein mühevoller und beschwerlicher Weg, welchen sie zurücklegten. Auch der Trapper verfolgte ihn zum ersten Male; er war heut blos bis an den Eingang gekommen. Sie mochten wohl eine halbe Stunde lang dem durch das Innere des Berges in zahlreichen Windungen und kleinen Schnellen sich arbeitenden Wassers entgegengekrochen sein, als sie ein leises Brausen vernahmen, welches von Sekunde zu Sekunde stärker wurde und endlich ein Getöse bil-

dete, welches auch den lautesten Schall der menschlichen Stimme unhörbar machte.

Sie standen vor dem senkrechten Fall des Baches. Oben über ihnen befand sich der Hide-spot Sam Fire-gun's, und vor ihnen lag ein gewiß sehr tief von dem stürzenden Wasser ausgehöhltes Kesselloch, aus welchem die Wellen an ihren Füßen vorüberspühlten. Wurde der Wasserlauf wirklich als geheimer Ausgang benutzt, so mußte es irgend eine Vorrichtung geben, welche die Möglichkeit bot, neben dem stürzenden Bache von oben in die Tiefe zu gelangen.

Der Trapper suchte mit den tastenden Händen. Seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht; er ergriff ein Doppelseil, stark und haltbar aus Schlingpflanzenfaser gedreht und in zahlreiche Knoten geschlungen, so daß es keiner großen Anstrengung bedurfte, sich an ihm auf- oder niederwärts zu bewegen.

Er unterrichtete seinen Begleiter von diesem Funde und dem daraus hervorgehenden Unternehmen, da zu sprechen nicht möglich war, durch fühlbare Fingerzeige, probirte, ob das Seil oben auch genügend befestigt sei und zog sich dann langsam an ihm in die Höhe.

Der Indianer folgte ihm.

Es war für den Uneingeweihten ein gefährlicher, ja beinahe ein fürchterlicher Weg, sich neben dem Wassersturze, dessen Sprühregen sie durchnäßte und dessen Schall in dem engen Raume sie fast betäubte, unter sich eine ungekannte Tiefe und über sich einen vielleicht nur allzu wachsamen Feind, mühsam empor zu turnen. Sie schreckten nicht vor ihm zurück, der Eine aus Gier nach dem Golde, von dessen Menge man sich Wunderdinge erzählte, und der Andere aus jugendlicher Thatenlust.

Sie legten ihn glücklich zurück und faßten im oberen Bette des Wassers festen Fuß. Das Getöse des Falles machte es ihnen unmöglich, irgend ein Geräusch vor sich zu entdecken; sie tasteten sich langsam vorwärts, bis der Schall sich zu einem leisen Rauschen gemildert hatte. Da blieb der Trapper stehen; es war ihm, als habe er menschliche Laute vernommen. Das Messer ziehend und den wegen des Wassers bisher sorgsam verhüllten Revolver lockernd, schlich er, natürlich gefolgt von dem ebenso kampfbereiten Indianer langsam und geräuschlos vorwärts. Die Stimmen wurden deutlicher.

„Verdammt, mir schneiden die Riemen in das Fleisch, als seien sie aus Messerschneiden gedreht. Der Teufel hole diesen Sam Fire-gun und seine ganze Gesellschaft!"

„Klage nicht, sage ich Dir; es wird ja nicht besser dadurch. Wir sind nur selbst an unsrer Lage schuld! Hätten wir eine bessere Wacht gehalten, so wären wir nicht so schmählich überrumpelt worden. Dieser Winnetou ist ein wahrer Teufel, der Colonel ein Riese und die Andern alle sind Männer, die schon manchen guten Messerstich in ihrem Fleische gefühlt haben. Aber einen Trost haben wir: sie werden uns nicht tödten, und das giebt Hoffnung. Ich habe bald die Hände frei und dann, sacrebleu, dann werde ich mit ihnen Abrechnung halten, denn wir werden — —"

„Sander — Master Sander, seid Ihr es?" klang da eine leise Frage aus dem Hintergrunde des Raumes, in welchem Latour und Letrier gebunden lagen.

„Wer ist da?" antwortete der Gefragte, auf's Höchste überrascht.

„Sagt erst, wer Ihr seid!"

„Heinrich Sander und Peter Wolf. Wir liegen hier gefangen und gefesselt. Unsre Feinde sind weit vorn und können uns nicht hören. Wer aber seit Ihr?"

„Das sollt Ihr gleich erfahren. Gebt einmal Eure Riemen her; wir wollen sie gleich herunter haben!"

Einige Schnitte genügten, um die Gefangenen von ihren Banden zu befreien. Die vier Männer hatten sich nach wenigen Worten erkannt und verständigt.

„Wie kommt Ihr in die Höhle?" frug Latour. „Sie geht ja nur bis zum Wasserfall!"

„Für einen Schwachkopf, der nicht nachdenken kann, ja; ich aber habe mir die Sache so prächtig zusammengereimt, daß ich diesem alten Fire-gun schnell hinter die Schliche gekommen bin. Das Wasser kann doch unmöglich hier im Berge verschwinden."

„Ah!"

„Es muß einen Ausweg, einen Abfluß haben."

„Natürlich. Daß ich doch an diesen Umstand nicht gedacht habe!"

„Diesen Ausweg habe ich gefunden und das Andere dazu."

„Weiter, weiter!" drängte Latour.

„An der Seite des Falles führt ein Seil hinab. Mit seiner Hülfe gelangt man wieder in den ruhigen Bach und von da in das Freie. Wollt Ihr mit? Natürlich!"

Latour überlegte einige Sekunden:

„Herzlich gern; aber es geht nicht."

„Warum nicht? Fürchtet Ihr Euch vor dem Bischen Klettern?"

„Pah! Wir haben vielleicht mit dergleichen Tauen oder Seilen mehr zu thun gehabt als Ihr. Aber wenn wir Euch folgen, verderben wir Euch und uns den ganzen Coup."

„Wieso?"

„Es ist jedenfalls gerathener, Ihr bindet uns wieder und laßt uns hier, bis Ihr mit den Indsmen wiederkommt."

„Ich meine doch nicht, daß es Euch hier so sehr gefallen kann!"

„Wenn ich mich jemals vor irgend Wen fürchten könnte, so würde ich mich hüten, hier zu bleiben. Bedenkt, was für eine Menge Gold hier aufgestapelt liegt. Wenn unsere Flucht vor der Zeit entdeckt wird, so ist es für uns verloren und wir bereiten uns einen Empfang, der uns den letzten Athem nimmt."

„Beim Teufel, Ihr habt Recht; das konnte ich mir eher denken! Wir brauchen einige Stunden Zeit, ehe wir wieder hier sein können, und während dieser Frist könnte

Alles verloren sein. Habt Ihr wirklich den Muth, bis dahin zu bleiben, wo Ihr seid?"

„Unnütze Frage! Nur setze ich voraus, daß Ihr uns nicht etwa im Stiche laßt."

„Fällt uns gar nicht ein! Die rothen Gentlemen haben mit dieser Gesellschaft ein nothwendiges Wörtchen zu sprechen, und ich bin auch nicht so dumm, das schöne Metall hier liegen zu lassen."

„Gut, so bindet uns wieder!"

„Kommt her! Fest werde ich es nicht machen; und hier habt Ihr für den Nothfall ein Messer, mit dem Ihr Euch helfen könnt! So, das ist gethan, und nun fort!"

Die beiden kühnen Männer verschwanden mit unhörbaren Schritten. Die Gefangenen hatten ihre vorige Stellung wieder eingenommen; sie fühlten sich um Vieles sichrer und leichter als vor wenigen Augenblicken. — —

Während dies im Innern des Hide-spot geschah, lehnte der kleine Bill Potter außerhalb desselben an einem Baumstamme und horchte aufmerksam auf jedes Geräusch, welches die nächtliche Stille ihm zu Ohren brachte. Er hatte den Posten übernommen und für die Sicherheit der Gesellschaft zu sorgen.

Da vernahm er ein Plätschern, wie von eiligen Schritten, die sich im Bache fortbewegten. Er warf sich zur Erde nieder, um den Nahenden besser zu erkennen, ohne selbst bemerkt zu werden. Dieser blieb in seiner Nähe stehen und versuchte, die dichte Dunkelheit zu durchdringen.

„Have-care — attention — Achtung, ist denn hier kein Mann von der Wacht an Bord?"

„Peter Polter, Du bists?"

„Na, wer soll ich denn sein, wenn ich nicht der Peter Polter aus Langendorf bin, he? Wen hat der Colonel denn eigentlich hergestellt? Man kann ja nicht einmal sein eigenes Gesichtsbugspriet erkennen!"

„Wer ich bin? Hihihihi, kennt der Peter Polter den Bill Potter nicht und steht doch nur zwei Schuh von ihm so lang da wie ein Hikorystamm! Wo sind denn die Andern?"

„Welche Andern denn, alter Swalker?"

„Nun, Hammerdull und Holbers! Und wie ist's mit dem Fleische, das Ihr holen sollt?"

„Das Fleisch holt Euch nur selber und den Dicken dazu mit sammt dem Dünnen. Ihr findet Alles bei den Indsmen draußen am Flusse, wenn sie nicht unterdessen um ein Weniges weiter geritten sind!"

„Indsmen — am Flusse? Was soll das heißen?"

(Fortsetzung folgt.)

Brummend und ärgerlich erhob er sich, schob den Docht der brennenden Ampel etwas weiter heraus, ergriff sie dann nebst seiner zinnernen Trinkkanne und den Rosenholzbecher, wackelte schwerfällig zur Thür hinaus und schritt nach den Malzböden zu.

Armer, pflichteifriger Klosterbrauerei-Inspektor Pater Laurentius! Wärest Du in Deinem Gemach geblieben und hättest weiter geträumt bis zum lichten Morgen, es wäre dann eine große Schandthat ungeschehen und Dein graues, geschorenes Haupt von einer Schmach verschont geblieben, welche Dir lose Buben zufügen wollten!

Ahnungslos wackelte der Mönch, nachdem er mühsam die Treppe erstiegen, quer über den Boden nach einem großen, am vergangenen Tage erst gewendeten Malzhaufen und bückte sich, um eine Probe davon zu nehmen. Ehe er sich jedoch wieder aufrichtete, stürzten die vier Burschen aus ihrem Versteck hervor und fielen über den bedauerungswürdigen Klosterbruder her; sie banden ihm Hände und Füße und steckten ihm außerdem einen Knebel in den Mund, um etwaiges Schreien zu verhindern.

Pater Laurentius war mehr todt als lebendig, als er in die pechschwarzen Gesichter der vier Ungeheuer sah, welche es wagten, einen Mann Gottes auf so entwürdigende Art und Weise zu mißhandeln. Der Schreck lähmte ihm Sprache und Bewegung und er ließ sich, ohne die geringste Gegenwehr oder irgend einen Hilferuf, binden und von dannen schleppen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXIII.

Die Rache des Ehri.

Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien von Emma Pollmer.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Ja. Sie liebt mich mehr als ihr Leben; sie ist mir vom Vater, von Eimeo gefolgt nach Papetee; sie hat geweint, als ich ging, ein ganzes Meer von Thränen. O, meine süße Manina, heut siehst Du mich wieder und wir werden Potomba aus der Hand des Mitonare reißen! Doch sag', was thust Du hier?"

„Mein Mund will schweigen, das Wort wird ihm zu schwer!"

„Potai — Dein Geist ist finster und Dein Auge naß! Du liebst mich, Dein Angesicht sagt mir auch ohne Worte, daß mir ein Unglück droht. Es gilt Manina. Was ist mit meinem Weibe?"

„Ich sage es nicht, doch denke an Mahori, der Dein Nebenbuhler war!"

„Mahori?"

Er sprach nur dies eine Wort aus, aber mit einem einzigen Satze war er zwischen den Canoes hindurch und flog landeinwärts. Er beachtete nicht die Menschenmenge, deren Blicke voll Theilnahme auf ihm ruhten; er rannte sogar achtlos an Denen vorüber, welche hervortraten, um ein Wort mit ihm zu sprechen. Sein Lauf ging um Papetee herum, bis er ein Gebäude erreichte, welches sich durch seine Größe und den Umfang der zu ihm gehörigen Pflanzungen auszeichnete.

In diesem Hause hatte er seine goldene Jugendzeit verlebt; hier hatte er die Ehrfurcht beobachtet, welche seinem Vater, dem größten Häuptlinge Tahiti's, gewidmet worden war; hier hatte er auch die Zerstörung aller herkömmlichen und darum heiligen Verhältnisse erlebt, die seinem Vater die Macht, das Ansehen und — das Leben gekostet hatte. Der Adel war werthlos geworden; er hatte mit dem Bruder ein Handelsgeschäft mit den nahe liegenden Inselarchipeln gegründet und an Reichthum gewonnen, was er an Einfluß als Ehri, als Fürst verloren hatte. Dann war er so glücklich gewesen, das schönste und beste Mädchen der Gesellschaftsgruppe zum Weibe zu bekommen, obgleich Mahori, der mächtige Priestersohn, der Christ und einheimischer Mitonare geworden war, um ihre Hand angehalten hatte, um den Einfluß ihres Vaters für sich zu gewinnen.

Was war jetzt mit ihr geschehen? Er trat in das Haus und fand den Bruder finster in einem Winkel sitzend.

„Ombi, was ist geschehen?" forschte er fast athemlos.

„Anoui, Du hier? Atua sei gepriesen, der Dich sendet, damit meine Seele erlöst werde von der Qual, die auf ihr lastet! Bist Du stark genug, die Kunde zu vernehmen?"

„Ich bin stark. Was ist mit Manina? Warum kommt sie nicht, mich zu empfangen?"

„Sie ist nicht mehr hier."

„Nicht — mehr — hier?" Er brachte die inhaltsschweren Worte nur stockend hervor. „Das Weib meines Herzens nicht mehr hier? Wo ist sie hin?"

„Potomba hat sie geholt und sie Mahori, dem Abtrünnigen, zur Frau gegeben. Heut' ist Hochzeit und die Canoes warten am Wasser, um den Bräutigam nach Eimeo zu holen."

Anoui antwortete nicht. Er trat an die Wandöffnung, welche als Fenster diente. Er mußte Luft haben, wenn er

nicht ersticken wollte. Seine Brust flog convulsivisch und sein Athem drang röchelnd zwischen den todesbleichen Lippen hervor.

Lange, lange stand er da, bis er sich endlich langsam umdrehte.

„Ombi, ist sie ihm gern gefolgt?"

„Nein. Er hat sie geholt, als ich nicht da war und sie durch List fortgelockt. Nun ist sie bei ihm und er darf über sie gebieten."

Anoui athmete erleichtert auf.

„Die fremde Lehre wirft Haß, Zwietracht und Falschheit in die Herzen. Sie wird über unseren Glauben wachsen wie das Unkraut über die Pflanze. Ich gehe fort aus dem Lande der Väter und kehre nie zu ihm zurück."

„Fort? Die Stimme der Verzweiflung spricht aus Deinem Munde!"

„Nein, Ombi. Manina liebt mich noch; ich bin ruhig. Aber darf ich bleiben, wenn —"

Er hielt mitten in der Rede inne, aber der Bruder verstand den funkelnden Blick und die rasche Handbewegung des Sprechers.

„Anoui, Du bist ein Ehri und fürstlich Blut rinnt durch Deine Adern. Man hat Dir Dein Weib geraubt; die beiden Mitonare sind Schuld daran. Thu', was Dein Herz Dir gebietet. Ombi, Dein Bruder, wird Dir treu zur Seite stehen!"

„Ich bedarf Deiner Hülfe nicht. Doch werde ich in der nächsten Nacht noch fliehen müssen. Ich gehe nach den Inseln von Tubuai, woher ich heut' gekommen bin. Sorge für Alles, was ich brauche und verschweige den Ort, wohin ich geflüchtet bin."

„Ich werde schweigen und nachkommen. Atua hat die „Perle der Südsee" verlassen; ich werde dorthin gehen, wo ich weiß, daß ich Dich finde."

„So sag' ich Dir Joranna (Ade, Lebewohl). Laß um Mitternacht das große Canoe mit Reisevorrath hinter der Spitze von Loga halten. Ich gehe!"

Er nahm von der Wand einen scharfen, zweischneidigen Kris (Dolch), den er zu sich steckte.

„Joranna, Ombi; ich bin ein Ehri und Manina bleibt mein!"

„Joranna, Anoui; der Gott alles Guten sei bei Dir; er lasse seine Sonne leuchten über Dir des Tages und seine Sterne in der Nacht, daß Dein Weg licht bleibe und nie bedeckt werde von Finsterniß!"

Anoui ging. Er vermied die Menschen und schritt zu einer Stelle des Ufers, wo ihn Niemand sah.

Die Hochzeitsflottille, welche den Bräutigam geholt hatte, war abgesegelt und befand sich unterwegs nach Eimeo. Er warf sich nieder, verdeckt von den breiten Blättern der Bananen, und wartete.

Erst als die Canoes verschwunden waren und die Menge sich verlaufen hatte, erhob er sich und schritt nach seinem Fahrzeuge. Er stieg ein, ruderte sich zwischen den Korallenriffen hindurch und setzte dann das Segel bei.

Sein Weg führte ihn um die Insel Eimeo herum nach dem auf ihr liegenden Orte Tamai, der sich unweit der Opoauho-Bai befindet. Dort wohnte Potomba, der Wortbrüchige und Frauenräuber, und dort fand die Hochzeit statt, die mit großer Feierlichkeit abgehalten wurde, weil der Vater der Braut ein Fürst und der Bräutigam ein einheimischer und überhaupt der erste Mitonare war, an dem eine solche Ceremonie vollzogen wurde.

In dem hintersten Gemache der Wohnung saß Manina, zum Feste vorbereitet. Ihre Dienerinnen hatten sie auf ihr Geheiß verlassen, und nun, da sie sich allein fühlte, flossen die zurückgehaltenen Thränen über die marmorbleichen Wangen. Einmal schon hatte sie als Braut hier gesessen, aber wie glücklich war sie damals gewesen, und wie unglücklich, wie namenlos unglücklich heut. Und der Schmuck, worin bestand er? Sie war eine schlanke, edle Gestalt, noch voll Jugendfrische, wie man trotz des Herzeleides sah, welches ihren Körper erbeben machte. Ihre schönen, dunklen Augen waren umflort, ihre scharfgeschnittenen Brauen fest zusammengezogen und ihre feinen Lippen geschlossen. Nicht eine einzige Blume oder irgend ein anderer Tand war in ihrem Haare, an ihrer Gestalt zu bemerken. Ja, sie schien sogar die Kleidung und die Stoffe verschmäht zu haben, die ihr von den Weißen, den verhaßten Fremden herübergebracht worden waren. Ein Parou von weicher, gelbbrauner Tapa, der ihr nur wenig über die Kniee herabreichte, umschloß ihre Hüften und zeigte die tadellos schönen Formen des unteren Beines, während der Tehei, ein kurzer Ueberwurf von demselben Stoffe, ihre Schultern und den Oberkörper verhüllte. Ihr rabenschwarzes Haar hing ihr lang, voll und lockig am Nacken hernieder, mit keiner Blume besteckt, von keiner wehenden Faser Arrow-root gehalten. Sie war ja selbst eine Blume, welcher der glühende Thau im Kelche brannte und die herausgerissen war von dem Orte, wo sie am schönsten hatte blühen und am lieblichsten hatte duften dürfen.

Da hörte sie ein leises Geräusch an der äußeren Bambuswand.

„Manina!" rief es leise.

Sie kannte diese Stimme. War es möglich, daß er hier sein konnte? Sie hatte ja gehört, daß er noch nicht zurückgekehrt sei.

„Anoui!" rief sie jauchzend.

„Sprich nicht laut, Manina!" warnte es von draußen. „Oro, der Gott alles Bösen, wacht mit seinen Geistern um die Hütte; drum mußt Du still und vorsichtig sein."

„Aber wenn man Dich sieht, Anoui?" frug sie jetzt angstvoll.

„Der Pisang deckt mich zu, Du Sonne meines Herzens. Sag, hast Du mich noch lieb?"

„Lieber als tausend Leben!"

„Und wolltest doch mit den Abtrünnigen gehen?"

„Nein, nie! Ich trage den Dolch unter dem Gewande; er hätte mein Herz gefunden, sobald Mahori mich anrührt, glaube mir das, Anoui!"

„Ich kenne Dich und glaube Dir! Willst Du mein Weib bleiben?"

„Wie gern; doch geht es nicht!"

„Es geht. Tritt immer mit ihm vor den fremden Priester; ich werde kommen und sprechen. Und helfen meine Worte nichts, so merke auf, wenn er Dich nach Papetee bringt. Sobald ich Deinen Namen sage, springst Du herüber in mein Canoe. Willst Du?"

„Ja."

„Dann fürchte Dich nicht vor den Worten und Weisen des bleichen Mitonare. Er läßt unsern Bund nicht gelten, weil unser Priester ihn geschlossen hat, und so soll auch sein Segen zerrinnen wie Nichts im Meere. Leb wohl, Manina; Joranna, Joranna, mein herrliches Weib!"

Der Pisang raschelte draußen. Anoui hatte sich zurückgezogen.

Die Flottille war in Tamai angekommen. Der Bräutigam betrat den Strand und wurde von Potomba willkommen geheißen. Die Gäste lagerten sich unter Palmen, genossen milchreiche Kokos, geröstete Bataten und eine Menge der schmackhaften Früchte, welche jene Gegend so massenhaft hervorbringt.

Da ertönte der Schall der Trommel und der Klang der Flöte. Die Ceremonie sollte beginnen. Unter immergrünen Laubbäumen war ein blumenbeschmückter Altar errichtet worden, an welchem der „bleiche Mitonare", der englische Missionär, der Braut harrte: Mahori trat in das Haus und brachte sie geführt.

Da drängte sich durch den Kreis der umstehenden Gäste ein junger Mann und trat zu Potomba, welcher in der Nähe des Altares stand.

„Sei gegrüßt, o Potomba, Du Vater meines Weibes! Sie ist, als ich nicht daheim war, zu Dir gekommen, und ich bin herbeigefahren, sie mir wiederzuholen."

„Weiche von mir, Heide!" lautete die Antwort. „Ich habe mit Dir nichts mehr zu schaffen!"

Anoui blieb ruhig. Er legte nur die Hand auf die Schulter seiner Frau und wandte sich zum Priester:

„Mitonare, dieses Weib hat mir auf den Schädeln unserer Voreltern Treue geschworen; der Priester unseres Volkes frug mich: „Eita anei oe a faarue i ta oe vatrina? Willst Du niemals Dein Weib verlassen?" und ich antwortete: „Eita, nein!" Potomba gab uns seinen Segen. Hast Du das Recht, uns zu trennen?"

Der Missionar schlug die Augen empor zum Himmel.

„Die heilige christliche Kirche kann als allmächtige Mutter ihre Töchter nehmen und geben wem sie will. Weiche von hinnen, Ungläubiger, damit Dich der Zorn der Kinder Gottes nicht treffe!"

„So komme, Manina!" antwortete er, sie bei der Hand erfassend.

Da schlug ihm Mahori mit der Faust in das Gesicht, und zugleich wurde er erfaßt und davongeschleppt. Er sprach kein Wort, sondern ließ es geschehen. Aber in der Nähe des Strandes rang er sich los und sprang in sein Canoe.

„Sagt Mahori, daß ich mir mein Weib holen werde!" rief er ihnen noch zu und ruderte hinaus in die See. Die Insel umsegelnd, gelangte er an den Papetee gegenüberliegenden Ort Alfareaita, wo er anlegte, um auszusteigen und sich eine Anzahl größerer oder kleinerer Fische zu kaufen.

Als ihm die rechte Zeit gekommen schien, begab er sich mit diesen wieder in das Fahrzeug und ruderte sich eine Strecke hinaus, wo er die Meeresstraße zwischen den beiden Inseln zu überblicken vermochte. Es wurde dunkler über dem Wasser; die Nacht war angebrochen, aber die Wogen lagen um das Canoe wie ein flüssiger, durchsichtiger Kristall. Er band einen der Fische an ein Stück Bast und hing ihn in's Wasser; schon nach kurzer Zeit erfolgte ein scharfer Ruck. Ein Haifisch hatte sich die Lockspeise geholt. Nach einiger Zeit warf der junge Mann einen zweiten Fisch aus und fuhr so fort, bis sich fast ein halbes Dutzend Haie um sein Boot tummelten.

„Seid willkommen, Ihr Diener des Ehri. Ich nehme meine Rache, und Ihr erhaltet Eure Speise!"

Er fuhr fort, die gefräßigen Ungeheuer an sich zu locken, bis nahende, flackernde Bootsfeuer ihn überzeugten, daß die Flotte nahe, um die Neuvermählten heimzubringen. Er ruderte ihr, gefolgt von den Haien, langsam entgegen.

Allen weit voran fuhr Mahori. Er kauerte hinten am Steuer, während Manina vorn am Buge saß. Da plötzlich sah er vor sich ein Fahrzeug, welches ihm den Weg verlegte. Er erhob sich.

„Halt; wer da vorn?" frug er.

„Anoui, um Dir den heutigen Schlag zu lohnen!" klang es zurück.

Zugleich legte sich das Boot längsseite mit dem seinen, zwei kräftige Schnitte mit dem scharfen Kris durch die Bastbänder des Auslegers, und der Querbalken fiel in das Wasser. Jetzt war Mahori bei der geringsten Bewegung rettungslos verloren.

„Manina, hinüber!" rief Anoui.

Mit einem raschen Sprunge war sein Weib bei ihm; das Boot Mahori's, jetzt ohne Ausleger, kenterte um, er stürzte mit einem lauten Aufschrei in die Fluth und wurde von den Haien sofort in Empfang genommen.

Ehe die übrigen Fahrzeuge zur Stelle waren, hatte Anoui das Segel gezogen und flog auf seinem guten, scharfgebauten Canoe der Gegend von Loga zu. Man hat niemals wieder Etwas von ihm und Manina gehört. Ombi, sein Bruder, verließ nach einiger Zeit auch Tahiti und ging, wie man sagt, nach den Tubuai-Inseln. Potomba starb nach einiger Zeit. Er hatte sein einziges Kind geliebt und sein letztes Wort soll ein Fluch gegen den „bleichen Mitonare" gewesen sein, dem er den Verlust der Tochter zu verdanken hatte. —

Allerlei.

Interessantes.

In einer Gesellschaft in Berlin, wo allerlei zeitvertreibende Späße zur Sprache kamen, fragte Jemand, wie man in einer Zeile fünfmal hintereinander den Laut „ni“ anbringen könne, und löste seine Frage mit dem Reim:

Soll fünfmal „ni“ beisammenstehn,
Muß Paganini nie Ninive sehn.

Der berühmte Komponist, Kapellmeister Händel, hatte ein so feines Gehör, daß das Oper-Orchester zu London, welches seinen Charakter und seine Heftigkeit kannte, die Instrumente immer vor seiner Ankunft zu stimmen pflegte. Ein Spaßvogel wollte sich auf Händels Kosten lustig machen, schlich sich in das Orchester und verstimmte alle Geigen und Bässe. Händel kam und gab das Zeichen zum Anfange. Man denke sich seine Wuth und die Bestürzung des Orchesters bei den entsetzlichen, das Gehör zerreißenden Mißtönen, die sich erhoben! Der große Künstler, in der Meinung, daß es ihm zum Possen geschähe, sprang auf, ergriff eine Pauke und warf sie dem ersten Violinisten mit solcher Gewalt an den Kopf, daß diesem die Pauke darauf sitzen blieb, ihm aber die ungeheuere Perrücke vor die Füße fiel. Händel nahm sich nicht die Zeit, sie aufzuheben, sondern drehte sich, so kahlköpfig wie er war, gegen das Parterre, um es anzureden; allein der Zorn hatte ihm die Sprache benommen und er konnte mit offenem Munde kein Wort hervorbringen. Man stelle sich das Gelächter vor, das dieser groteske Anblick — Händel im kahlen Kopfe und der Violinist mit der Pauke auf dem Haupt — und der komische Vorfall überhaupt erregen mußte.

Kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution waren zwei Engländer die gewöhnlichen Gäste des Restaurateurs Beauvillirs zu Paris. In diesem Hause befand sich ein Aufwärter, der die Gäste mit vieler Gewandtheit bediente. Da die beiden Engländer ihre Zechgelage beinahe täglich bis zum Anbruch des Morgens fortsetzten, und dadurch die Ruhe des Hauses störten, so beklagte sich der Aufwärter bei Herrn Beauvilliers, und drohte, seinen Abschied zu nehmen, wenn der Unruhe nicht gesteuert würde. Der Restaurateur, dem die muntern Zecher einen bedeutenden Gewinn brachten, wollte lieber seinen geschickten Aufwärter als seine einträglichen Gäste vermissen. Wirklich verließ dieser das Haus und ging unter das Militär. Nach dem Frieden kamen die beiden Engländer abermals nach Paris und besuchten ihr früher gewohntes Gasthaus. Der Wirth erkannte und bewillkommnete sie freundlich. Er erinnerte sie an die Zeit ihres früheren Aufenthaltes, und fragte, ob sie sich wohl auf den damaligen Aufwärter besönnen? „Allerdings,“ antworteten die Gäste; „er trat aus dem Dienst, weil ihm unsere nächtlichen Gelage zuwider waren.“ — „Nun, meine Herren,“ sprach der Wirth, „dieser gewandte Aufwärter ist Mürat, der König von Neapel. Ihr frohes Zechen hat mich um einen tüchtigen Diener gebracht, und es ist daraus ein König geworden.“

Knacknuß.

Heut Morgen Saß Fritz Auf Der Mauer Und Pfiff Doch Komisch, Fritz Pfiff Nämlich Nicht, Sondern Er Saß; Auf Der Mauer Und Pfiff. Wer lößt mir diese Geschichte?

Eingesandt von Herrn Gustav Balzer in Dresden.

Arithmogriph.

1. 6. 3. 2. 3. 13. ein Geschütz.
2. 4. 5. 4. 13. 13. ein großes Gewässer.
3. 13. 6. 12. 13. 14. eine Stadt in Süditalien.
4. 6. 6. 14. 13. ein deutscher Nebenfluß.
5. 9. 14. 4. 9. 8. eine Stadt am Memel.
6. 6. 14. ein Fisch.
7. 9. 14. ein Fluß in Ostafrika.
8. 13. 14. 14. ein berühmter Schweizer.
9. 3. 4. 13. 14. eine Landesform.
10. 6. 4. 13. ein Sinnesorgan.
11. 4. 5. 13. 3. eine Himmelsgegend.
12. 6. 12. 4. 5. ein Herrscher.
13. 14. 4. 6. ein Mädchenname.
14. 9. 14 9. 13. 3. 4. 5. 13. 9. 3. ein Felsen in Sachsen.

Die Anfangsbuchstaben dieser 14 Worte geben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer berühmten europäischen Haupt- und Residenzstadt.

Eingesandt von Herrn Bruno Büttner in Dresden.

Auflösung der Charade in № 37.

Ohrglocke.

Lösung der diophantischen Gleichung in № 37.

1800 — 55 oder 1727 — 128,
sind überhaupt verschiedene Lösungen möglich.

Auflösung des Räthsels in № 37.

Lichtscheere.

Briefkasten.

Herrn H. Kr. in Frankfurt a. O. Acceptirt, wie Sie aus der vorigen Nummer ersehen haben, doch waren einige Aenderungen erforderlich. Das betreffende Wort wird mit zwei o und Ottilie mit tt geschrieben.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 44. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Das soll heißen, daß ich keine Zeit habe, mit Dir ein langes Garn abzuwickeln," erwiderte Peter Polter dem kleinen Bill Potter. „Ich muß hinein zum Colonel; von ihm kannst Du nachher Alles hören."

Er wandte sich dem Eingange der Höhle zu. Dort saßen die Jäger um das Feuer. Sam Fire-gun erkannte den Nahenden.

„Schon wieder hier, Steuermann? Die Andern sind wohl mit dem Fleische noch zurück?"

„Ja, mit dem rothen Fleische, Sir! Sie sind gefangen und werden nun gehenkt oder erschossen oder gefressen — mir ganz egal."

Die Männer sprangen empor.

„Gefangen? Von wem? Erzähle!"

„Das soll geschehen. Aber langt mir einmal einen Schluck und einige Bissen von dem Zeug dort her. Ich bin gesegelt wie ein Avisokutter und krache in allen Fugen wie ein Wrack, das den Kalfator verloren hat. Der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals wieder in diese unselige Prairie komme und mich auf den Rücken einer solchen Bestie verteie, die mit mir in die Lappen geht, so daß ich den richtigen Kurs verliere und in alle Ewigkeit nicht wiederfinden kann. Hätte das Viehzeug nicht ganz von selbst den Hide-spot gewittert, so flöge ich noch in zehn Jahren draußen im Grase herum!"

Das Verlangte wurde ihm gegeben, und er begann seinen Bericht, welcher natürlich eine nicht geringe Aufregung hervorbrachte, obgleich sich dieselbe bei den an Schweigsamkeit und Selbstbeherschung gewöhnten Jägern nicht in der lauten und geräuschvollen Weise wie bei Andern zeigte.

„Hammerdull und Holbers gefangen?" frug der Colonel. „Sie müssen befreit werden, und zwar so bald wie möglich, denn die Rothen werden kurzen Prozeß mit ihnen machen."

„Wir brechen sofort auf!" meinte Treskow, der die beiden originellen Trapper lieb gewonnen hatte und ihnen daher die schleunigste Hilfe gönnte.

„Ja," stimmte Wallerstein bei; „wir müssen sofort aufbrechen, sonst erhalten die Indsmen einen Vorsprung, den wir ihnen nicht wieder abgewinnen können!"

Sam Fire-gun lächelte.

„Ihr werdet doch warten müssen bis zum Anbruche des Morgens, da es in der Dunkelheit unmöglich ist, eine Spur zu erkennen. Ich glaube sogar kaum, daß uns der Steuermann an das Wasser zu führen vermag, wo er mit ihnen überrumpelt worden ist."

„Ich—? An das Wasser—?“ rief Peter Polter erbost. „Was geht mich das armselige Wasser an, wo wir einen so miserablen Schiffbruch erlitten haben? Ich lasse mich von oben bis unten durchsägen, wenn ich sagen kann, ob die Pfütze rechts oder links von hier liegt. Ich habe weder Kompaß noch Lockleine mitgehabt und bin von dem Dicken und Langen in's Schlepptau genommen worden, so daß ich mir nicht die geringste Mühe gegeben habe, auf den Kurs zu merken, den wir gesteuert sind. Und später ist die verteufelte Bestie mit mir davongestrichen, daß mir Hören und Sehen vergangen ist. Was soll ich da von Eurem Wasser wissen? Laßt mich in Ruh damit!“

„Hihihihi,“ lachte der herbeigetretene kleine Bill Potter in seiner gewöhnlichen Weise, „reitet der große Mensch draußen in der Prairie herum und weiß nicht, wo er gewesen ist! Nun werden wir erst seiner Fährte folgen müssen, ehe wir die Spuren der Redmen finden. Ist das nicht lustig, he?“

„Willst Du wohl den Schnabel halten, Du winziges Kreaturchen Du?“ donnerte ihm der, ob dieser Beleidigung ergrimmte Steuermann entgegen. „Wenn ich an Bord eines guten Schiffes stehe, so weiß ich auf die Linie, wo ich mich befinde, aber hier in der Savanne und noch dazu auf dem Rücken eines solchen Pestilenzviehzeuges ist es einem ja so fürchterlich schlimm zu Muthe, daß man sich vor Herzeleid nicht einmal auf den eigenen Verstand besinnen kann. Willst Du Deine Redmen haben, die Hallunken, so suche sie Dir selber! Ich habe nichts dagegen.“

„Ich denke, wir brauchen weder der Spur des Steuermannes zu folgen, noch die Fährte der Indianer zu suchen,“ unterbrach Five-gun den komischen Streit. „Die jungen Leute der Ogellallah sind in kriegerischem Thatendurste den erfahrenen Männern gefolgt, haben deren Leichen gefunden, und dürsten nun nach Rache. Ganz sicher haben sie sich einen verborgenen Lagerplatz aufgesucht, zu welchem man die beiden Gefangenen schleppt. Dort wird man sie nach unserm Hide-spot ausforschen, aber Hammerdull und Holbers sterben lieber, als daß sie uns verrathen. Darum würde es den Indsmen schwer werden, ihn zu entdecken; aber ich meine, daß ihre entkommenen Genossen zu ihnen gestoßen sind, und da diese unser Versteck so ziemlich wissen, so wird man einen Ueberfall beschließen und zwar einen baldigen, damit uns der ihnen entflohene Steuermann nicht zeitig genug zu warnen vermag. Aus diesem letzteren Grunde sind sie sicher schon unterwegs und wir haben sie zu erwarten, ohne sie erst aufsuchen zu müssen. Der Posten mag daher wieder an seinen Platz gehen und wird verdoppelt. Wir Andern halten uns schlagfertig. Also, das Feuer aus, vor der Höhle, Kinder; die Kienfackeln im Innern können weiter brennen. Ich werde einmal nach unsern beiden Gefangenen sehen.“

„Ich gehe mit, Onkel,“ meinte Wallerstein; „ich habe die meiste Veranlassung, mich zu überzeugen, daß wir sie festhaben.“

Er ergriff einen der brennenden Kienäste und leuchtete dem voranschreitenden Colonel.

Bei den Gefangenen angekommen, warf der Letztere einen forschenden Blick auf sie. Sein Auge fiel dabei auf den feuchten und in Folge dessen etwas weichen Kalkboden der Grotte. Ueber sein Gesicht zuckte ein gedankenschneller Blitz der Ueberraschung, der allerdings kaum zu bemerken war, da die düster rothe Flamme nur von seitwärts auf ihn fiel.

„Alles sicher; komm!“ meinte er ruhig und verließ mit seinem Begleiter den Platz. Aber zu den Seinigen zurückgekehrt, genügte ein halblauter Ruf, sie schleunigst um sich zu versammeln.

„Hört, Leute, ich habe recht gerathen. Die Indsmen sind nicht nur unterwegs, sondern sogar schon im Hide-spot gewesen!“

Eine dem Schrecken nahe Verwunderung zeigte sich auf den Gesichtern der sofort nach Messer und Revolver greifenden Leute.

„Ich muß Euch ein Geheimniß mittheilen, von dem ich bisher aus Rücksicht auf die allgemeine Sicherheit kein Wort verlauten ließ. Die Höhle hat nämlich einen verborgenen Ausgang.“

„Ah!“ klang es leise rundum.

„Ich fand ihn an demselben Tage, an welchem ich die Höhle entdeckte. Das Wasser des Baches fällt hinten in die Tiefe und hat sich da einen Kessel gegraben, aus welchem es durch das Innere des Berges seinen Ausweg findet. Ich befestigte an der Seite des Falles ein festgedrehtes Doppelseil, ließ mich hinab und fand, daß die Passage dem Wasser entlang und hinaus in das Freie ganz gut zu ermöglichen ist. Das Seil hängt noch und befindet sich in gutem Zustande. Als ich nun jetzt nach unserm Gefangenen sehe, bemerke ich fremde Fußtapfen im Boden: ein rascher Blick auf die beiden Männer überzeugte mich, daß ihre Banden gelockert sind.“

„Wie geht das zu?“ frug Treskow. „Ich habe sie selbst gefesselt und zwar so, daß sie nur mit Hülfe Anderer gelöst werden können.“

„Die Indianer haben einige Kundschafter ausgeschickt, welchen die Entdeckung des Ausganges gelungen ist. Sie sind in denselben eingedrungen, an dem Seile emporgestiegen, haben die Gefangenen gefunden, ihnen die Banden gelockert und sie jedenfalls auch mit einigen Waffen versehen. Dann sind sie zurückgekehrt, um die Ihrigen zu holen.“

„Warum haben sie da Latour und Jean Letrier nicht mitgenommen?“ frug Wallerstein.

„Weil dann Alles verrathen war, wenn wir die Abwesenheit derselben vor der Zeit entdeckten. Vor allen Dingen müssen wir die zwei gefährlichen Bursche unschädlich machen, indem wir sie wieder binden. Vorwärts, Neffe, wir gehen voran; die Andern folgen leise nach, um sich, sobald der Widerstand, den sie leisten werden, beginnt, auf sie zu werfen. Wir müssen alles Blutvergießen zu vermeiden suchen!“ —

Während dieser Unterredung war in der Grotte auch ein leises Gespräch geführt worden.

„Jean, hast Du den Blick gesehen?“ frug Latour flüsternd, als sich Sam Fire-gun und Wallerstein entfernt hatten.

„Welchen Blick?“

„Den der Colonel auf den Boden warf.“

„Nein; ich habe den Kerl gar nicht angesehen.“

„Er hat Alles entdeckt.“

„Nicht möglich! Er ging ja vollständig beruhigt fort.“

„Nichts als schlaue Verstellung! Er sah die Fußspuren des Jägers und Indianers; ich habe es ihm trotz des halben Lichtes augenblicklich angemerkt. Es zuckte ganz verdächtig über sein Gesicht. Dann warf er einen kurzen aber dolchscharfen Blick auf unsre Fesseln, und der Klang, den sein „Alles sicher“ hatte, vervollständigte mir nur den Beweis, daß er Alles durchschaut hat.“

„Teufel! Wenn er nur fort wäre, um die Leute zu holen und uns wieder binden zu lassen. Es wäre zum verrückt werden!“

„Er bringt sie sicher.“

„So wehre ich mich bis auf den letzten Blutstropfen. Denn wenn sie uns wieder fesseln, ist Alles verloren. Sie werden uns in einen andern Raum stecken und die Indsmen an unsrer Stelle empfangen.“

„Sicher! Aber eine Gegenwehr ist gar nicht nothwendig.“

„Wieso?“

„Sie wäre sogar vollständig zwecklos, da wir doch nur bezwungen würden. Der einfachste und zugleich der einzige Weg zu unsrer Rettung ist der, daß wir sofort fliehen.“

„Aber wenn Ihr Euch irrt, Capitain, wenn der Alte gar nichts bemerkt hätte?“

„So wäre es ganz gleich. Sie kämen dann vor der Ankunft der Indianer ganz gewiß nicht wieder hierher, sodaß unsre Flucht entdeckt und der Plan des Ueberfalles verrathen würde. Ich mache mich davon; wir haben ja gehört, welcher Weg zu nehmen ist. Rasch, Jean, ehe es zu spät ist!“

Sie standen von der Erde auf und befreiten sich von den Riemen; dann folgten sie dem Rauschen des Falles, fanden, allerdings erst nach einem längeren und hastigen Suchen, das Seil, an welchem sie sich hinunterließen. An der wallenden und brausenden Oberfläche des Beckens angelangt, untersuchte der vorangekletterte Latour, mit den Händen fest am Seile haltend, die engen Felsenwände mit den Füßen und fand die niedere Seitenöffnung, durch welche sich die abfließenden Wellen drängten. Ein Schwung brachte ihn in dieselbe hinein; er zog das Seil fest an sich, um seinem Begleiter die Richtung zu geben. Es war ein gefährlicher Augenblick für die beiden Flüchtlinge, welche sich wegen des Toben des Falles keine hörbare Mittheilung machen konnten; aber das muthige Unternehmen gelang, und in tief gebückter Stellung im Wasser fortwatend, gelangten sie in einigen Minuten zwar vollständig durchnäßt, aber sonst ganz wohl behalten in das Freie.

Hier reckten sie sich in die Höhe und blieben, von der Anstrengung einen Moment ausruhend, mit keuchendem Athem halten.

„Hier müssen wir warten, bis die Indsmen kommen,“ meinte Letrier.

„Das geht nicht. Der Colonel wird uns verfolgen lassen, sobald er unsre Flucht entdeckt. Wir müssen weiter fort.“

„Aber wir wissen ja das Lager der Indianer nicht!“

„Thut Nichts! Wir brauchen uns ja nicht weit zu entfernen, sondern suchen ein Versteck hier in der Nähe und warten das Weitere ruhig ab.“

„Das Richtige ist es eigentlich, Capitain; denn wenn wir jetzt auf die Rothen treffen, so müssen wir wieder zurück, und dazu habe ich verteufelt wenig Lust. Jedenfalls ist es gerathener, wir schicken die guten Leute für uns in das Feuer und sehen dann zu, wie wir auf eine praktische Weise zu den Kastanien gelangen.“

„Ganz meine Meinung! Komm!“

Sie drangen einige Schritte weit in das Gesträuch ein und verbargen sich in dem wirren Dickicht desselben. Hier verhielten sie sich so regungslos wie möglich und lauschten mit angestrengter Aufmerksamkeit in die Nacht hinaus.

Da klang ein leises Geräusch, ähnlich dem Rascheln eines kleinen Insectes, an ihr Ohr.

„Die Indianer!“ flüsterte Latour.

Er hatte sich nicht getäuscht. Mit dem weißen Jäger und dem Sohne des Häuptlings Riccarroh an der Spitze, nahten sie sich, Einer hinter dem Andern in einer langen, mit außerordentlicher Behutsamkeit sich vorwärts bewegenden Linie. An dem verborgenen Ausgange Halt machend, hielten sie eine kurze Berathung; dann verschwand Einer nach dem Andern in der kleinen Oeffnung des Wasserlaufes. Zwei aber blieben zurück, um Wache zu halten.

Es verging eine lange, lange Zeit. Der Himmel, den man in der Finsterniß vorher nicht von dem Laubdache des Waldes zu unterscheiden vermochte, begann von demselben abzustechen; die einzelnen Stämme erst, sodann auch die Aeste und Zweige ließen sich erkennen; hier und da erhob ein erwachender Vogel seinen noch schläfrigen Morgenruf — die Nacht begann dem Tage zu weichen, und die Dämmerung brach herein.

Die zwei wachhaltenden Indianer standen regungslos am Ufer des Baches, da wo derselbe aus dem Berge trat. Sie erlitten gewiß nicht geringe Ungeduld über das unerwartet lange Verbleiben der Ihrigen, aber kein Zug ihrer jugendlichen, bronzenen Gesichter verrieth dies. Sie waren schon als Knaben an die unbedingteste Selbstbeherrschung und die Ueberwältigung selbst der gewaltigsten Gefühle gewöhnt worden. Sie hatten ganz das Aussehen zweier auf den Lauf ihrer Büchsen gestützten und mit allen indianischen Waffen versehenen Statuen.

Da krachten plötzlich zwei Schüsse zu gleicher Zeit, sodaß sie wie ein einziger Schuß erklangen; die beiden Wachen stürzten, durch die Köpfe getroffen, zur Erde. Im

nächsten Augenblicke hoben sich neben ihnen zwei Gestalten empor, welche von ihnen unbemerkt die enge Wasserpforte passirt hatten. Es war Sam Fire-gun und der kleine Bill Potter.

„Hihihihi," lachte der Letztere, „sind zu früh flügge geworden, die kleinen Jungens; haben noch nicht gelernt, die Augen und Ohren aufzuthun. Seht Ihr's, Colonel, daß ich Recht hatte? Sie haben vergessen, ihre Spuren zu verwischen, und nun können wir den Lagerplatz suchen, wo der Dicke mit dem Dünnen angehobbelt liegt."

„Getraust Du Dich allein wieder zur Höhle emporzuarbeiten, Bill?"

„Warum nicht? Glaubt Ihr etwa, Bill Potter fürchtet sich vor den zwei Tropfen Wassers, die er zu schlucken bekommt?"

„So kehre zurück und bringe die Andern um den Berg herum zu dieser Stelle. Es braucht nur die gewöhnliche Wache zurückzubleiben, denn der Platz ist vollständig gesäubert. Ich gehe Euch voran, den Spuren nach. Sputet Euch aber, mich bald einzuholen!"

Der kleine Trapper verschwand nach einer zustimmenden Geberde in der Oeffnung, und Sam Fire-gun begann, die Fährte aufzunehmen. Diese war so deutlich, daß er, wenigstens für den Beginn ihrer Verfolgung, keine übermäßige Aufmerksamkeit auf sie zu verwenden brauchte und er sie nur flüchtig nebst dem umherliegenden Terrain überblickte. Daher entgingen dem sonst so scharfsinnigen Manne die Spuren, welche die beiden Flüchtlinge wegen des nächtlichen Dunkels nothwendiger Weise zurückgelassen hatten, und er verschwand, den Fußtapfen der Indianer folgend, gar bald zwischen den Bäumen des Waldes.

Wieder verging eine längere Zeit.

„Wäre es nicht besser, Capitain, wenn wir ihm heimlich folgten?" frug Jean Letrier. „Wenn wir glücklich entkommen wollen, müssen wir unbedingt Pferde haben und können uns nur an die Thiere der Rothen halten."

„Das geht unmöglich. Die Jäger kommen nach und würden unsre Spur sofort entdecken."

„Was hindert uns, den Alten für immer unschädlich zu machen? Wir haben ein Messer."

„Jean, wir haben gar Vieles und Schweres möglich gemacht, aber Westmänner sind wir nicht. Der Colonel hat ein feines Gehör und ist uns mit seinen Waffen überlegen. Selbst wenn es uns gelänge, einen guten Stich anzubringen und zu den Pferden zu gelangen, so hätten wir kaum einige Minuten später die ganze wüthende Horde im Rücken."

„Wenn der Alte weg ist, brauchen wir die Uebrigen nicht zu fürchten. Der unsinnige Steuermann, der Juwelier, der veritable Polizeispion, sie verstehen von der Prairie Nichts und sind — —"

„Und Winnetou, der Apache?" fiel ihm Latour in die Rede.

„Teufel, ja, an den habe ich gar nicht gedacht. Chez dieu, der wäre ganz allein im Stande, uns einzuholen und mit seinem verdammten Tomahawk zu zerschmettern. Aber, was thun? In Ewigkeit hier liegen bleiben können wir doch nicht."

„Du bist ein Schwachkopf, Jean. Im Hide-spot liegt ein ganzer Reichthum an Gold aufgestapelt."

„Nun?"

„Gold brauchen wir."

„Wollen wir Sam Fire-gun schön bitten, es uns zu verehren?"

„Pah! Wir haben es."

„Wenn?"

„Wenn die Trapper jetzt fort sind."

„Und wie?"

„Das ist leicht. Oder fällt Dir gar nichts ein, Jean?"

„Mir fällt jetzt weiter Nichts ein, als daß wir in eine ganz armselige Klemme gerathen sind."

„Aus welcher wir bald heraus sein werden."

„In wiefern?"

„Wir warten, bis die Jäger fort sind."

„Und dann?"

„Dann," flüsterte Latour, obgleich kein Lauscher in der Nähe war, „dann kehren wir auf demselben Wege zurück, den wir gekommen sind."

„Teufel! Nach der Höhle?"

„Versteht sich!"

„Und lassen uns drin abschlachten."

„Oder auch nicht. Du hast ja gehört, daß blos ein einziger Jäger als Wache zurückbleiben soll. Er wird eine ganze Strecke von der Höhle am Bache stehen und uns gar nicht bemerken."

„Ah — richtig! Der Colonel hat einen gewaltigen Fehler begangen, daß er hier am Bache keinen Posten aufstellte."

„Natürlich. Also wir kehren in die Höhle zurück."

„In die Höhle zurück," wiederholte der Diener eifrig, dem das neue Abenteuer zu gefallen begann.

„Suchen nach dem Golde —"

„Nach dem Golde —?"

„Nehmen es fort und —"

„Und?"

„Bewaffnen uns, denn im Hide-spot giebt es allerlei Schieß- und Stechzeug."

„Das ist wahr, eine ganze Rüstkammer voll."

„Dann stechen wir den Posten nieder."

„Das ist nothwendig."

„Nehmen uns Jeder ein gutes Pferd."

„Wo stecken die Thiere, Capitain?"

„Ich weiß es allerdings noch nicht! sie werden aber schon zu finden sein. Die Jäger reiten im Bache empor; es muß in der Nähe desselben irgend ein Platz sein, wo man die Thiere anhobbelt. Wenn wir die Ufer aufmerksam untersuchen, so finden wir ihn ganz gewiß."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Wie ich gehe und stehe.

Als Bonaparte als gewöhnlicher Lieutenant noch der Frau von Beauharnais den Hof machte, hatte weder er noch sie einen Wagen, und Bonaparte, der äußerst in sie verliebt war, führte sie oft am Arme, wenn er mit ihr zu seinen Geschäftsleuten ging. Eines Tages gingen sie mit einander zu dem Notar Raguideau, der zu den kleinsten Personen gehörte, die man jemals sehen konnte. Frau von Beauharnais, die ein großes Vertrauen zu Raguideau gefaßt hatte, ging eben an diesem Tage mit der Absicht zu ihm, um ihren Entschluß mitzutheilen, daß sie diesen jungen Artillerielieutenant heirathen wolle, der in Barras Gunst stünde. Bonaparte war nicht mit Josephinen in das Kabinet des Notars gegangen, sondern blieb im Arbeitszimmer, wo sich die Schreiber befanden. Da die Thür des Kabinets etwas offen stand, so hörte Bonaparte ganz deutlich, daß Raguideau alles Mögliche anwandte, um sie von der beschlossenen Heirath abzubringen. „Sie thun," sagte er zu ihr, „sehr übel daran, Sie werden es bereuen, Sie begehen eine Thorheit, wenn Sie einen Mann heirathen wollen, welcher ist, wie er geht und steht!" Bonaparte sprach nachher nie mit Josephinen davon, und sie glaubte daher auch, daß er Raguideau's Worte gar nicht gehört habe. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als er am Krönungstage, wie er mit dem kaiserlichen Kostüme bekleidet war, sagte: „Man schicke nach Raguideau, er komme auf der Stelle, ich habe mit ihm zu sprechen!" Raguideau ward eiligst vor ihn gebracht, wo er ihm blos sagte: „Nun, was meinen Sie dazu, wie ich gehe und stehe!"

Ein Wink für unsere Hausfrauen.

Bekanntlich haben manche Köchinnen die Gewohnheit, sowohl Fleisch als Gemüse, entweder um sie frisch zu erhalten oder aus bloßer Gedankenlosigkeit eine Zeit, oft Stunden lang, in's Wasser zu legen. Dies ist ein verkehrtes Verfahren, das sehr viel dazu beiträgt, die zu verwendenden Stoffe, gleichviel, ob pflanzlichen oder thierischen Ursprungs, zu verschlechtern. Das Wasser besitzt nämlich in weit höheren Maße, als man gewöhnlich annimmt, die Kraft, diese Stoffe auszusaugen, und es sind dann gerade die feinsten Bestandtheile, welche immer zu erst ausgesogen werden. Der mehr oder minder große Kalkgehalt, den fast alle Brunnenwasser besitzen, trägt überdies auch dazu bei, die Thier- und Pflanzenfasser hart zu machen. Man sollte daher Vegetabilien wie Fleisch nie länger im Wasser lassen als gerade nothwendig ist um sie zu reinigen. Manche Köchinnen wissen aus Erfahrung, daß Spargel, Salat, Kohl ꝛc. an Zartheit und Geschmack verlieren, wenn sie vor der Zubereitung mehr als unumgänglich nöthig ist, mit Wasser behandelt werden. Sie hüten sich deshalb, diese Gemüsearten zu kaufen, wenn sie gewaschen auf den Markt kommen. Diese aussaugende Kraft des Wassers wird in Bezug auf die Kochkunst noch viel zu wenig beachtet.

Rechenaufgabe.

Die Jahreszahl der Gründung einer weltberühmten Stadt wird durch 2 dividirt, zu der sich ergebenden Hälfte 133 addirt, die Summe von 563 abgezogen, das Erhaltene in 68 dividirt, so daß der Rest $1\frac{15}{63}$ ist. Wie heißt die Stadt?

Eingesandt von Herrn W. Majdewicz in Dresden.

Arithmogriph.

1. 5. 4. ein Sohn des Erzvater Jacob.
2. 3. 1. 5. eine Frauenname.
3. 2. 1. 8. eine Räumlichkeit.
4. 2. 7. ein kirchliches Bauwerk.
5. 4. 3. 8. 9. ein Vogel.
6. 2. 2. 9. eine Menschenrasse.
7. 5. 3. 8. 9. ein Künstler.
8. 7. 6. 5. ein Frauenname.
9. 2. 7. der Name einer italienischen Stadt.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines allbekannten Vogels.

Eingesandt von Herrn C. G. Pollmer in Hohenstein.

Auflösung des Logoriph in №. 38.

Thekla — Hekla.

Auflösung der Rechnungsaufgabe №. 38.

Der Eine 20, der Andere 28 Nüsse.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in №. 39.

15 Aepfel. A hat einen, B zwei, C vier und D acht Stück.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Minna Albert und Pauline Stolze in Halle, Frau Anna Weiß in Minden und den Herren Robert Jahn in Zwickau, W. Majdewicz, Gustav Balzer und Hermann Grützner in Dresden, Wilhelm Denecke in Braunschweig, Louis Gruner in Schönefeld bei Leipzig und F. Haller in Berlin.

Briefkasten.

Herrn K. L. in Dresden. Die Antwort würde zu viel Raum erfordern und Ihnen doch keine klare Uebersicht gestatten. Bitte, bemühen Sie sich in unser Bureau, wo wir zur ausführlichen Auskunft gern bereit sind.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 45. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Und dann?“ frug Jean Letrier den Vicomte de Latour.

„Dann geht es fort. Wohin, das wird sich finden, jedenfalls aber nach dem Mississippi. Die dortigen Ortschaften liegen uns am Nächsten, und dort können wir das Metall in Geld umsetzen. Ich denke, wenn wir jetzt ein Wenig Muth zeigen, so sind wir für immer —“

Er hielt mitten in seiner Rede inne. Ein knisterndes Geräusch, welches von der Seite her an ihre Ohren drang, hatte ihn verstummen lassen.

Leise Schritte erklangen. Bill Potter drang durch die Büsche, hinter ihm außer dem zurückgelassenen Posten die sämmtlichen Bewohner des Hide-spots. Auch Winnetou war dabei. Ohne Aufenthalt folgten sie den Spuren, welche Sam Fire-gun ihnen mit Vorbedacht deutlich zurückgelassen hatte. Die beiden Versteckten hielten den Athem an; ein einziger Blick aus dem scharfen, geübten Auge des Apachen konnte die allerdings jetzt kaum mehr bemerkbaren Eindrücke wahrnehmen, welche sie zurückgelassen hatten. Die Gefahr ging glücklich vorüber, da Winnetou sich auf den vorangehenden Trapper verließ und den Boden nicht im Mindesten beachtete.

„Grace à dieu,“ meinte Letrier, als das Knistern der Zweige in der Ferne verklungen war. „Jetzt stand wahrhaftig Alles auf dem Spiele, und trotzdem ich naß bin bis auf die Haut, habe ich geschwitzt, als stäke ich im Bade.“

„Jetzt ist es Zeit; aber wir müssen nun vorsichtig sein und jede Spur hinter uns verwischen.“

Dieses Letztere machte ihren ungeübten Händen so viel Mühe, daß eine bedeutende Weile verging, ehe sie in dem Bette des Baches verschwanden. Sie kannten den Weg, den sie schon einmal gemacht hatten, und gelangten trotz der Beschwerlichkeit desselben glücklich oben an. Der hinter seinem Herrn emporkletternde Letrier hatte eben das Seil verlassen und festen Fuß gefaßt, als er sich von Latour zurückgehalten fühlte. Sie standen vor einer ganzen Menge herumliegender menschlicher Körper. Durch Betasten überzeugten sie sich, daß es die getödteten Indianer seien. Sie stiegen über die Leichen hinweg und kamen so an die Grotte, wo sie vorher gefesselt gelegen hatten. Hier konnten sie wieder mit einander sprechen.

Letrier schüttelte sich.

„Brrr, Capitain, die armen Burschen sind Einer nach dem Andern ruhig abgefangen und ausgelöscht worden, sobald sie in der Höhle ankamen. Ein Glück, daß wir uns

verborgen hielten, sonst hätten wir mitgemußt und hätten ganz dasselbe Schicksal erlitten!"

„Wir haben jetzt keine Zeit zu solchen Betrachtungen. Vorwärts, und zwar zunächst zu den Waffen!"

In den Hauptraum der Höhle mündeten mehrere kleine Kammern. Eine derselben war ringsum mit allen möglichen Kriegswerkzeugen, welche das Leben in der Prairie erfordert, behängt. Auch Pulver, Blei und Kugelformen waren in Menge vorhanden. Lebensmittel, wenn auch nicht in einem großen Vorrathe, zeigten sich in einem Nebenraume.

Die beiden Männer versahen sich zunächst mit allem Nöthigen; dann begannen sie, nach den verborgenen Reichthümern zu suchen.

Alle ihre Bemühungen in dieser Beziehung waren vergebens. Die kostbare Zeit verging und ihr Forschen wurde von Minute zu Minute hastiger, ohne daß sie Etwas fanden.

„Es ist zu sorgfältig versteckt, Jean," meinte endlich Latour, als sie vor der letzten Kammer anlangten, die ihnen noch übrig blieb. „Und selbst wenn wir es entdeckten, wie wollen wir es fortbringen? Das Gold ist schwer, und ich wüßte mir keinen Rath."

„Wir packen es auf Reservepferde."

„Das wäre das Einzige, würde aber unsre Flucht bedeutend verzögern und unsern Marsch sehr verlangsamen. Aber sieh, das muß die Extrawohnung des Colonels sein!"

Der Raum war an seinen Wänden mit ungegerbten Fellen behangen, um die Feuchtigkeit der Wände abzuhalten und enthielt einige roh gearbeitete Sessel und Kästen, über welche Letztere die Suchenden sofort begierig herfielen. Auch sie enthielten Nichts von dem gehofften Golde, sondern nur einen Vorrath von Kleidungsstücken und allerlei sonstigen Gegenständen. Die Sachen wurden in der Eile rings auf den Boden umhergestreut. Da stieß Latour einen halblauten Ruf der Freude aus. Er hatte eine alte, abgegriffene Brieftasche gefunden, welche als letzter Gegenstand, sorgfältig eingewickelt, auf dem Boden eines der Kästen gelegen hatte.

„Kein Gold, aber vielleicht doch von Werth!"

Er trat in die Haupthöhle zurück, weil es da lichter war und öffnete das Portefeuille.

„Was ist d'rin, Capitain?" frug der Diener mit Spannung.

„Nichts, gar Nichts; ich habe mich auch hier getäuscht," antwortete der Gefragte ruhig; aber in seinem Innern wogte es gewaltig auf und nieder. Der Inhalt bestand in mehreren höchst werthvollen Depositenscheinen. Sam Firegun hatte bedeutende Mengen Gold bei verschiedenen Bankhäusern des Ostens abgeliefert und sich über die umgerechneten Summen diese Scheine ausstellen lassen. Der gegenwärtige Besitzer konnte sie bei jeder Bank augenblicklich in courante Münze umsetzen. Doch, das brauchte der Diener ja nicht zu wissen.

Während Latour einige mit vorgefundene Blätter und Zettel überflog, entfuhr ihm plötzlich ein Ausruf des Erstaunens.

„Was ist es, Capitain?"

„Ah — oh — nun ist mir Alles klar!"

„Was?"

„Unsere Entdeckung und Gefangennahme durch die Trapper."

„Wieso?"

„Clairon hat uns verrathen."

„Clairon — die Miß Admiral — ? Nicht möglich!"

„Und doch! Hier ist ein Zettel, den sie geschrieben und dem Colonel gegeben oder durch einen seiner Leute übermittelt hat."

„Was steht darauf?"

„Daß — daß — nun, Alles, was nöthig war, um uns zu verderben."

„Aber wenn ist das geschehen?"

„Bei dem Ueberfalle des Bahnzuges durch die Ogellallah jedenfalls, wenigstens kann ich mir eine andre Zeit und Gelegenheit nicht denken. Sie ist als Passagier bei dem Zuge gewesen und im Coupee geblieben, als Alles ausstieg. Die Umstände waren ja solche, daß keiner der Beamten Zeit oder Veranlassung gefunden hat, von der Reisenden zu sprechen. Da hat sie mich bemerkt und erkannt, den Zettel geschrieben, ihn abgegeben und ist dann davongedampft — alle Teufel, der Zug ging nach dem Westen; sie ist also mit dem Golde, welches sie mir gestohlen hat, jedenfalls nach Californien. Weißt Du was?"

„Nun?"

„Wir müssen ihr nach!"

„Nach Californien?"

„Ja."

„Ich gehe mit. In unsrer Lage ist es ganz gleichgültig, wohin wir — bst, Capitain, ich glaube, die Wache kommt herbei. Wir sind wohl ein Wenig zu laut gewesen."

„Kommt mir grad recht. Zurück hinter die Ecke!"

Der Mann mochte wirklich ein verdächtiges Geräusch vernommen haben. Er trat in die Höhle, warf erst einen vorsichtigen Blick hinein und schritt dann der Richtung zu, in welcher die Leichen der Indianer lagen. Er kam nicht weit. Mit lautlosen Schritten trat Latour an ihn heran und stieß ihm das Bowiemesser von hinten so kräftig und sicher in das Herz, daß er mit einem röchelnden Athemzuge zu Boden stürzte.

„Nun aber fort, rasch, rasch!"

Mit eiligen Schritten verließen sie die für sie so verhängnißvolle Höhle. Dem Bache folgend, kamen sie nach einiger Zeit zu einer Stelle, wo das Ufer sich von Pferdehufen zertreten zeigte, obgleich mitten aus den Hufspuren die Stämme eines dichten Buschwerkes aus der Erde traten. Eine nähere Untersuchung des Buschwerkes zeigte ihnen, daß dieses eine Art Pforte bilde und nur künstlich eingesetzt sei. Es wich ihren Händen und nun zeigte sich ein schmaler Weg, der zu einer kleinen grasbewachsenen Lichtung führte, auf welcher sich die Pferde der Jäger befanden. Sie verloren

nicht die mindeste Zeit, saßen schnell auf und setzten nun wohlberitten ihren Weg fort.

Latour besorgte jetzt doppelt für seine Sicherheit als vorher. Er hatte nicht nur sein Leben zu retten, sondern auch den Reichthum zu bewahren, zu dem er so plötzlich gekommen war. Und zudem erfüllte ihn der Gedanke, Clairon zu ereilen, mit einer Energie, die ihn zu den äußersten Anstrengungen befähigte, den Trappern zu entkommen, die ihm jedenfalls nachgejagt kamen, sobald sie seine Flucht entdeckten. —

7.

Da wo die letzten Häuser von San Franzisko hinaus in das Freie blicken, kamen zwei Männer langsam die Straße daher geritten. Ihre Pferde schienen von guter Race zu sein, obgleich sie fürchterlich abgetrieben aussahen und sich kaum noch von der Stelle bewegen konnten.

Auch die Reiter hatten ganz das Aeußere von Leuten, die eine geraume Zeit lang Nichts mit den Segnungen der Civilisation zu thun gehabt haben. Der Bart hing ihnen lang und wirr bis auf die Brust herab; die breitrandigen Jägerhüte, weit und formlos geworden, ließen ihre Krämpen bis tief in das Gesicht herunterschlappen; die ledernen Gewänder schienen aus vertrockneter, rissiger Baumrinde zusammengesetzt zu sein, und die ganze übrige Ausrüstung ließ auf fürchterliche Strapazen schließen, welche die Männer überstanden haben mochten.

„Endlich — grace à dieu!“ athmete der Eine hochauf. „Da sind wir, Jean, und ich denke, daß die Noth nun Nichts mehr mit uns zu schaffen haben wird.“

Der Andre schüttelte fast trübselig den Kopf.

„Verzeiht, Capitain, daß ich nicht so zuversichtlich bin. Ich werde mich nur dann erst vollständig sicher fühlen, wenn ich auf einem festen Deck stehe, welches einige Meilen von hier da draußen auf dem Wasser schwimmt. Der Teufel soll mich holen, wenn der Colonel mit seinem Volke uns nicht jetzt noch an den Fersen hängt!“

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Wir haben ihn ja so in die Irre geführt, daß er glauben muß, wir haben uns nach dem Gebirgsübergange hinauf nach britisch Columbien geschlagen. Wir haben diesen ungeheuren Umweg jedenfalls nicht umsonst gemacht.“

„Ich will wünschen, daß Ihr Euch nicht irrt, aber ich traue diesem verteufelten Trappervolke nicht zehn Schritte weit und halte es für das Beste, uns möglichst bald an Bord eines Schiffes zu begeben, welches von diesem unglückseligen Lande nichts mehr wissen will.“

„Wird so schnell nicht gehen, Jean! Oder hast Du die Miß Admiral ganz und gar vergessen?“

„Die sorgt schon dafür, daß man sie nicht vergißt. Aber glaubt Ihr wirklich, daß sie von New-York nach San Franzisco gedampft ist, um hier zu bleiben? Die ist sicher schon längst wieder abgesegelt.“

„Oder auch nicht. Ich habe so meine Meinung darüber, die mir unterwegs gekommen ist und nicht wieder von mir lassen will.“

„Darf man sie hören, Capitain?“

„Warum nicht? Weißt Du, wo unser „l'Horrible“ jetzt steckt?“

„Natürlich. Wir haben uns in New-York ja genugsam nach ihm erkundigt.“

„Nun?“

„Er kreuzt in den Gewässern des westlichen Isthmus.“

„Richtig! Glaubst Du, daß wir uns allein nach ihm erkundigt haben?“

„Ah —“ machte Jean, der die Gedanken seines Herrn zu begreifen begann.

„Verstehst Du mich? Sie hängt an dem Schiffe vielleicht noch mehr als ich selbst; ich würde meine linke Hand hingeben, wenn ich es wieder unter meine Füße bekommen könnte, und sie, — nun, Jean, warum ist sie nach San Franzisco gegangen?“

„Teufel, es ist ihr wahrhaftig so ein Coup zuzutrauen. Aber Geld gehört dazu, viel Geld!“

„Das hat sie.“

„Hm!“ brummte der Diener zweifelnd. „Möchte wissen, woher!“

„Ich weiß es, Jean, ich weiß es sehr genau,“ knirrschte Latour; „aber das soll ihr nicht geschenkt bleiben, wenn ich sie treffe. Vor allen Dingen aber ist es nöthig, uns wieder ein menschliches Aussehen zu geben.“

„Dazu gehört wieder Geld.“

„So viel muß werden, und zwar sofort. Schau da hinüber!“

Er deutete mit der Rechten nach einer Barracke, über deren niederen Dache ein Bret mit der Inschrift „Jonathan Livingstone, Horse-haggler“ angebracht war.

„Ein Pferdehändler?“ meinte Jean. „Wird für unsre halb verhungerten Thiere auch viel bieten!“

„Müssen eben zusehen!“

Sie lenkten ihre Pferde dem angegebenen Orte zu. Ein Mann, dem der Pferdejude auf tausend Schritte Entfernung anzusehen war, trat aus der Thür, als sie abstiegen.

„Zu wem wollt Ihr, Gentlemen?“

„Zu dem ehrenwerthen Master Livingstone, Sir.“

„Der bin ich selbst.“

„Ihr kauft Pferde?“

„Hm — ja — solche aber nicht,“ antwortete er mit einem geringschätzigen, aber doch aufmerksamen Blicke auf die angebotene Waare.

„Well, dann god bye, Sir!“

Im Augenblicke saß Latour wieder auf und machte Miene, sich zu entfernen.

„Slow, Master, langsam, langsam; man wird sich die Thiere doch wohl einmal ansehen können!“

„Wenn Ihr „solche“ nicht kauft, so sind wir fertig. Ihr habt kein Greenhorn vor Euch!“

„So so! Da steigt einmal wieder herunter! Hm, elend, ungeheuer elend. Ihr kommt wohl aus der Savanne?"

„Yes!"

„Kann kaum Etwas bieten; muß gewärtig sein, sie gehen mir noch drauf," meinte er, die Thiere eingehend musternd. „Wie viel wollt Ihr haben?"

„Was bietet Ihr?"

„Für alle zwei?"

„Für beide!"

„Hm, dreißig Dollars, nicht mehr und auch nicht weniger."

Sofort saß Latour wieder auf und ritt ohne eine Antwort davon.

„Stopp, Sir, wo wollt Ihr denn hin? Ich denke, Ihr wollt die Pferde verkaufen!"

„Ja, aber nicht an Euch."

„So kommt doch zurück! Ich gebe vierzig."

„Sechzig!"

„Fünfundvierzig."

„Sechzig!"

„Fünfzig!"

„Sechzig!"

„Unmöglich! Fünfundfünfzig und keinen Cent mehr."

„Sechzig und keinen Cent weniger. Adieu!"

„Sechzig? Nein, fällt mir gar nicht ein — doch halt, so wartet doch nur, he, bleibt doch da, Ihr sollt sie haben, die Sechzig, obgleich das Viehzeug so ein Geld gar nicht werth ist!"

Lächelnd kehrte Latour zurück und stieg wieder vom Pferde.

„Da nehmt sie, und zwar mit Zaum und Zeug!"

„Kommt herein, Master; der Andre mag sie einstweilen halten."

Der Händler führte ihn in einen kleinen Verschlag, welcher durch einen alten, kattunenen Vorhang in zwei Theile geschieden war. Er verschwand hinter dem Letzteren und trat dann mit dem Gelde wieder hervor.

„Hier sind die sechzig Dollars. Ihr habt ein Sündengeld bekommen!"

„Pah, macht Euch nicht lächerlich! Doch — hm — Ihr seid hier in der City bekannt?"

„Besser als mancher Andre."

„So könnt Ihr mir wohl eine Auskunft geben —"

„Nach einem Boardinghouse wohl?"

„Nein, nach einem coulanten Bank- oder Lombardgeschäft."

„Lombard — hm, was für einen Antrag habt Ihr dort?"

„Ist Nebensache!"

„Ist Hauptsache, Sir, wenn Ihr richtige Auskunft wünscht."

„Will eine Depositе verkaufen."

„Worüber?"

„Ueber Goldstaub und Nuggets."

„Donnerwetter! Wie hoch lautet der Schein?"

„Ich habe deren mehrere."

„So seid Ihr verdammt glücklich gewesen. Zeigt einmal her!"

„Hat keinen Zweck!"

„Warum nicht? Wenn das Papier gut ist, kaufe ich es selbst. Mache zuweilen auch diese Art von Geschäften, notabene, wenn Etwas dabei zu verdienen ist."

„Das ist's!"

Er zog die im Hide-spot gefundene Brieftasche hervor und wählte einen der Scheine aus, den er dem Händler überreichte. Dieser machte ein erstauntes Gesicht und warf einen höchst respectvollen Blick auf den zerrissenen und zerfetzten Mann, welcher sich im Besitze eines solchen Reichthumes zeigte.

„Zwanzig Tausend Dollars, auf den Inhaber lautend, deponirt bei Charlos Brockmann, Omaha! Der Schein ist gut. Was wollt Ihr haben?"

„Wieviel gebt Ihr?"

„Die Hälfte."

Latour nahm ihm das Papier aus der Hand und schritt nach dem Eingange.

„Adieu, Master Livingstone!"

„Halt! Wieviel wollt Ihr haben?"

„Achtzehn Tausend zahlt mir jeder Banquieur sofort und baar; aber ich bin einmal hier bei Euch und habe Eile. Gebt Sechzehn und Ihr bekommt den Schein.

„Unmöglich. Ich weiß nicht, ob Ihr der rechtmäßige — —"

„Well, Sir, Ihr wollt nicht, und damit gut!"

Der Mann hielt ihn am Arme zurück; er stieg mit seinem Gebote höher und höher und brachte endlich die verlangte Summe hinter dem Vorhange hervor. Er gehörte zu jener Art von Geschäftsleuten für Alles, denen es trotz ihres unscheinbaren Aussehens und ihrer absichtlich ärmlichen Einrichtung, an den nöthigen Baarbeständen doch niemals mangelt.

„Hier habt Ihr das Geld; ich habe heut einmal meinen schwachen Tag. Verkauft Ihr die anderen Scheine auch?"

„Nein. Und nun noch Eins. Mit Seeleuten habt Ihr keinen Verkehr?"

„Ein Wenig doch. Diese Sorte von Menschen hört niemals auf, Dollars zu brauchen."

„Kennt Ihr die Schiffe, welche hier vor Anker liegen? Ich komme aus dem Lande und war noch nicht am Hafen."

„So ziemlich."

„Ist der „l'Horrible" unter ihnen?"

„Der „l'Horrible", Lieutenant Jenner, ja."

„Danke, Sir. Adieu!"

Er ging. Livingstone begleitete ihn hinaus und nahm die Pferde in Empfang. Die beiden Fremden entfernten sich. Ein Gehülfe kam herbei, um die Thiere von Sattel und Zaum zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Interessantes.

Mittel gegen Hausdiebe.

Ein Arzt erzählte uns einmal, und wir empfehlen es zur Nachahmung, auf welche erfinderische Weise er seinen Dieb entdeckte. Er bestreute nämlich das dem Angriff ausgesetzte Geld mit gepulvertem Höllenstein. Der Dieb griff wieder zu. Er wartete einen Tag, rief sein Dienstpersonal zusammen und ließ sich die Hände zeigen. Siehe da! Die Fingerspitzen und selbst die inneren Wandungen des Einen waren kohlschwarz, selbst das Viergroschenstück, das er fest in die Hand gepreßt haben mußte, hatte rund seine Spuren zurückgelassen! Somit war der Dieb entdeckt. Das Höllensteinpulver liegt trocken auf der Münze, ohne diese anzugreifen, es braucht auch gar nicht auffällig dick dazwischen gestreut zu werden, nur, sobald es die menschliche Haut berührt, näßt es an von deren Ausdünstung.

Räthsel.

Es waltet in des Hauses Kreise
Wohl eine gute, treue Fee,
Sie wirket viel, doch sanft und leise,
Daß aus dem Schlechten Gut's entsteh'.

Sie ebnet alle rauhen Wege,
Sie macht das Alte wieder jung,
Es schwindet unter ihrer Pflege
Die runzliche Verunstaltung.

Oft seh'n ihr glühend Herz wir leuchten,
Erfreulich ist der Liebesschein,
Am liebsten wandelt sie im Feuchten
Und trinkt den Thau mit Wonne ein.

Sie wandelt hin, sie kehret wieder,
Macht die verborgne Schönheit klar
Und stellt den reinen Bau der Glieder
In herrlicher Vollendung dar.

Doch zeigt sie dann nur ihre Stärke,
Wenn sie begegnet fleiß'ger Hand,
Und übt dann ihre Zauberwerke,
Wenn ihr Geschick zu Diensten stand.

Denn sie kann zornig auch entbrennen,
Wenn man ihr dient mit Ungeschick,
Und ihres Ganges eifrig Rennen
Ist dann Brand, Graus und Mißgeschick.

Doch bald erkaltet all' ihr Feuer —
Da steht sie, still, in eis'ger Ruh',
Von fern, in eisenstarrer Feier,
Sieht sie des Hauses Treiben zu.

Eingesandt von Herrn Oskar Wild, Halle.

Charade.

Die Erste trifft Du überall
Auf Bergeshöh'n, am Wasserfall,
Als Wunder im Bereich der Luft,
Als Denkmal in der Todtengruft,
Bald riesengroß, bald winzig klein,
Bald hochgeschätzt und bald gemein.

Die beiden Letzten aber schafft
Des Feuers wunderbare Kraft;
Sie sind von mannigfalt'gem Nutzen,
Erhalten, reinigen und putzen,
Auch sagt man, daß der Vögel Riese
Als Lieblingsspeise sie genieße.

Verweigerten der Erde Geister
Des Ganzen segensreiche Fülle,
Der Hammer dann entfiel dem Meister,
Der Schiffe Räder ständen stille,
Der Teiche Pumpen blieben trocken,
Des Hüttners Ofen würden lau
Und schnell gerieth in ernstes Stocken
Des Tunnels kühner Riesenbau;
Doch nicht Gewerk und Kunst allein,
Auch viele Menschen schliefen ein.

Eingesandt von Frau Amalie Steger, Leipzig.

Arithmogriph.

1. 6. 7. 8. ein Hausthier.
2. 13. ein Brennstoff.
3. 14. 15. 16. Bezeichnung eines Gegenstandes.
4. 5. 5. 4. ein Maaß.
5. 10. 1. 4. beim Gerber zu haben.
6. 1. 6. ein Raubvogel.
7. 6. 5. 13. eine Zahl und doch keine.
8. 6. ich nicht, aber der Andre.
9. 10. 11. 4. 5. ein Name aus „Reinecke Fuchs."
10. 11. ein Fluß in Nordasien.
11. 12. 13. 3. ein Wandschmuck.
12. 3. 4. 4. ein Gedanke.
13. 14. 4. 11. 4. ein Gefühl.
14. 15. 7. 12. 16. eine Eigenschaft des Letzteren.
15. 12. 4. ein ewiges Nicht.
16. 10. 13. 8. ein Metall.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, geben die Namen zweier jetzt viel genannter Verbrecher.

Eingesandt von Herrn Pollmer, Hohenstein.

Briefkasten.

Herrn O. F. Berlin. Einige der erbetenen Mittel werden wir in Nr. 47. angeben.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 46. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Gutes Geschäft gemacht," brummte der Pferdehändler Livingstone; „prächtige Rasse, famos gebaut; haben viel ausgehalten und werden bei guter Pflege sich bald wieder erholen."

Noch war er um die eingehandelten Pferde beschäftigt, so ertönte lauter Hufschlag die enge Straße herauf. Zwei Reiter erschienen im Galopp. Der Eine war ein Indianer, dessen aufgebundenes und mit Adlerfedern geschmücktes Haar ihn als Häuptling bezeichnete. Der Andre war ein Weißer von herkulischer Gestalt mit weit über dem Nacken herabwallendem, weißem Haupthaar. Auch ihnen war eine ungewöhnliche Strapaze sehr wohl anzusehen, doch zeigten sie in ihrer Haltung ebenso wie ihre prachtvollen Thiere nicht die geringste Ermüdung.

Im Galopp vorüberspreugend, warf der Indianer unwillkürlich einen Blick herüber nach dem Händler und riß in demselben Moment sein Pferd herum.

„Mein weißer Bruder blicke diese Pferde an!"

Der Andere war ihm ebenso schnell bis an die Baracke gefolgt. Ein kurzer Blick genügte, er sah das Schild und ritt bis hart an den Händler heran.

„Good day, Sir! Ihr habt soeben diese Pferde gekauft?"

„Yes, Master."

„Von zwei Männern, welche folgender Maßen aussahen?"

Er gab eine sehr genaue Beschreibung Latours und Letriers."

„Das stimmt, Master."

„Sind die Männer noch hier?"

„Nein."

„Wo sind sie hin?"

„Weiß nicht; geht mich auch gar Nichts an!"

„Ihr müßt aber doch die Richtung wissen, in welcher sie davongegangen sind?"

„Sie bogen um die Ecke dort. Weiter kann ich Nichts sagen."

Der Frager besann sich einen Augenblick, warf einen scharfen, forschenden Blick auf den Händler und fuhr dann fort:

„Ihr kauft nur Pferde?"

„Pferde und manches Andere."

„Auch Nuggets?"

„Auch. Habt Ihr welche?"

„Nicht hier; sie kommen nach. Darf ich sie Euch anbieten?"

„Wenn es nicht gleich ist, ja. Habe soeben all' mein Geld ausgegeben."

„Den beiden Männern?"

„Dem Einen."

„Er verkaufte Euch Depositen?"

„Ja."

„Wie hoch?"

„Zu zwanzig tausend Dollars."

„Wollt Ihr so gut sein, Sir, und mir den Schein einmal zeigen?"

„Warum?"

„Um zu sehen, ob es der Gentleman gewesen ist, mit dem wir gern zusammentreffen wollen."

„Hm, so! Den Schein sollt Ihr sehen; aber in die Hand bekommt Ihr ihn nicht."

Er trat in die Baracke und kam nach kurzer Zeit mit dem Papiere zurück. Der Fremde betrachtete es genau und nickte dann vor sich hin.

„Ihr habt blos dies Eine von ihm erhalten?"

„Nur dieses."

„Hat er sich vielleicht nach irgend Wen oder Etwas erkundigt?"

„Ja. Er frug nach einem Schiffe, welches da draußen auf der Rhede liegt."

„Nach welchem?"

„Nach dem „l'Horrible"."

„Danke, Sir! Die Männer werden nicht wiederkommen; sollte es aber dennoch geschehen, so kauft ihnen Nichts mehr ab, sondern laßt sie festnehmen. Die Depositen gehören mir und sind mir von ihnen gestohlen worden. Ich werde vielleicht wieder bei Euch vorsprechen!"

Er zog sein Pferd herum, der Indianer that desgleichen, dann sprengten Beide wie vorher im Galopp die Straße entlang.

Es wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt, bis sie am Quai des Hafens anlangten. Dort erkundigte sich der Colonel, denn dieses und kein Andrer war der Weiße, welches von den sichtbaren Schiffen der „l'Horrible" sei, und als ihm der Bescheid geworden war, wandte er sich an seinen Begleiter.

„Mein rother Bruder ist mir auf der Fährte der Räuber gefolgt über die weiten Länder der Savanne. Wird er bei mir bleiben, wenn ich gezwungen bin, ein Schiff zu besteigen?"

„Winnetou, der Häuptling der Apachen, geht mit Sam Fire-gun über die ganze Erde und auch auf das große Wasser. Hugh!"

„Die Räuber haben nach dem Schiffe gefragt, welches da drüben liegt. Sie wollen über das Meer entfliehen. Aber es ist ein Kriegs- und kein Passagierschiff, welches man zu jeder Zeit besteigen kann. Sie sind noch am Lande."

„Soll ich meinem Bruder sagen, was er thut?"

„Mein Freund spreche!"

„Er bleibe hier am Wasser, um das große Canoe zu bewachen, nach welchem sie gefragt haben; Winnetou aber wird zurückkehren vor die Hütten der großen Stadt, um zu erwarten und herzuführen die Jäger, welche zurückgeblieben sind, weil ihre Pferde müde waren."

Sam Fire-gun neigte zustimmend den Kopf.

„Mein Bruder ist klug; er thue, wie er gesagt hat!"

Er stieg vom Pferde, welches er dem Hausknechte eines in der Nähe sich befindenden Gasthauses übergab. Der Apache aber kehrte allein den Weg zurück, welchen sie mit einander gekommen waren. —

Während dieses geschah, hatten Latour und Jean Letrier ihren Weg zwischen den Baracken und hölzernen Hütten des bereits früher erwähnten Stadttheils fortgesetzt. Langsam dahinschlendernd, bemerkten sie einen Mann, welcher aus einem engen Seitengäßchen hervortrat und, ihrer nicht achtend, in einiger Entfernung quer über die Straße schritt. Von kaum mittler Statur, und dabei schlank gebaut, trug er die Kleidung eines Diggers, der aus den Minen kommt, um von der anstrengenden Arbeit auszuruhen und dabei sich ein Weniges in der Stadt umzusehen. Ein breitkrämpiger und vielfach zerknitterter Strohhut hing ihm in das Gesicht hernieder, doch vermochte er nicht, das große, häßliche Feuermaal zu verdecken, welches sich von dem einen Ohre quer über die ganze Wange bis über die Nase zog.

Ueberrascht blieb Latour stehen und faßte seinen Begleiter am Arme.

„Jean, kennst Du Den?" frug er hastig.

„Den? Nein, Capitain."

„Wirklich nicht?"

„Nein."

„Ich habe falsch gefragt. Es sollte heißen: kennst Du Die?"

„Die? Alle Wetter, die Gestalt, die Haltung, der Gang, Capitain, es ist doch wohl kaum möglich!"

„Sie ist's, sage ich Dir, Clairon und keine Andere! Wir sind vollständig verwildert; aus dieser Entfernung erkennt sie uns nicht. Ein glücklicher Zufall führt sie uns vor die Augen; wir müssen ihr folgen!"

Sie schritten hinter dem Manne her, welcher nach kurzer Zeit in eine Bretterbude trat, über deren Thür mit einfachen Kreidezügen die Inschrift „Taverne of fine brandy" angebracht war. Vor und hinter diesen Buchstaben hatte man mit eben auch Kreide je eine Schnapsflasche auf das rissige Holz gemalt.

„Was thut sie in dieser Boutique? Sie hat genug Geld und wohnt jedenfalls anständig. Ihr jetziges Habit ist also eine Verkleidung, und ihr gegenwärtiger Gang hat irgend einen geheimnißvollen Zweck."

„Wir müssen ihr hineinfolgen, Capitain."

„Das geht nicht, Jean. Sie würde uns trotz unsers verwilderten Zustandes doch sofort erkennen, zumal sie uns in der Prärie als Jäger gesehen hat. Die Bude besteht aus einfachen Brettern; von vorn dürfen wir uns nicht nahen, vielleicht finde ich an ihrer Rückseite ein Astloch oder irgend eine Ritze oder Spalte, durch welche es mir möglich ist, das Innere zu überblicken. Du bleibst zurück und be-

obachtest den Ausgang. Sollte sie den Ort verlassen, ehe ich zurückkehre, so kommst Du schleunigst, um mich zu benachrichtigen."

Er wandte sich zur Seite. Die Gelegenheit war günstig. Die Hütte hatte keinen Ausgang nach hinten und wurde da durch einen kaum drei Fuß breiten Zwischenraum von einem ganz ähnlichen Bauwerke getrennt. Latour schob sich hinein und fand bald ein Astloch, durch welches er einen großen Theil des Schankraumes, in welchem zahlreiche Gäste saßen, zu überblicken vermochte.

Der Mann mit dem Feuermale hatte in der Nähe eines breiten Ofens Platz genommen, war dann aber plötzlich nach rückwärts verschwunden. Weiter nach dieser Seite hin, schloß Latour, befand sich vielleicht ein abgeschlossener Raum, der für private Zwecke dienen konnte. Er schob sich leise in dieser Richtung weiter, bis er hart hinter der dünnen Wand, an welcher er lehnte, mehrere Stimmen erklingen hörte. Er legte das Ohr an das Bret und lauschte.

„Wo treffen wir uns, Sir?"

„Nicht hier, das wäre unvorsichtig, auch nicht am Quai, sondern in der kleinen Bucht oberhalb der letzten Fischerhütte."

„Und wann?"

„Wann ich kommen kann, ist noch unbestimmt, aber um 6 müßt Ihr versammelt sein, dürft jedoch vor meiner Anwesenheit nichts unternehmen."

„Schön. Es wird einen tüchtigen Kampf geben, ehe das Fahrzeug unser ist."

„Nicht so sehr, als Ihr denkt. Die Offiziere und Subalternen sind heut Abend an das Land geladen, und an Bord selbst wird ein Festgelage stattfinden, welches uns bestimmt in die Hand arbeiten muß."

„Das läßt sich hören. Giebt es keinen Freund an Bord?"

„Der lange Tom ist da mit noch Einigen, die uns erwarten."

„Alle Teufel, Ihr habt das Ding fein eingeleitet! Also der schwarze Capitain wird wirklich mit dabei sein?"

„Sicher. Es werden die Anker sofort gelichtet; der Wind ist gut; die Ebbe fällt passend, und wenn nicht ein ganz und gar unvorhergesehenes Hinderniß eintritt, so wird man von dem „l'Horrible" bald dieselben Geschichten wie früher erzählen."

„Auf uns könnt Ihr rechnen, Sir. Wir werden gegen dreißig Mann sein, und mit tüchtigen Offizieren und einem solchen Segler braucht man die ganze Marine der Welt nicht zu fürchten."

„Das meine ich auch. Hier habt Ihr Euer Draufgeld und noch Einiges darüber, um zu trinken. Aber haltet Euch nüchtern, damit der Handstreich uns nicht etwa mißlingt!"

Ein Stuhl wurde gerückt; der letzte Sprecher entfernte sich. Latour hatte ihn auch an der Stimme erkannt, obgleich sie eine verstellte und in die tieferen Tonlagen hinabgedrückte war. Das Gehörte war so außerordentlich, daß Latour eine ganze Weile vollständig bewegungslos stand und auch wohl noch länger so verblieben wäre, wenn ihn nicht ein leises „Pst!" aus seiner halben Erstarrung aufgeschreckt hätte. Jean Letrier stand vor dem Zwischenraume und winkte.

„Sie ist fort, wieder zurück; schnell, schnell!"

Der Capitain drängte sich aus der Enge hinaus, gerade noch zur rechten Zeit, um den Gegenstand seiner Beobachtung hinter der nächsten Ecke verschwinden zu sehen. Die beiden Männer eilten ihm nach und verfolgten ihn durch die schmutzigen Gäßchen der Vorstadt und die breiten Straßen der besseren Stadttheile bis an das Gitter eines einsam gelegenen Gartens. Hier blickte er sich prüfend um und schwang sich, als er nichts Verdächtiges bemerkte, mit einem katzenartigen Sprunge hinüber. Hier hielten sie wohl gegen eine Stunde Wacht, aber vergebens; er kehrte nicht zurück.

„Sie muß hier wohnen, Jean. Laß uns das Haus suchen, zu welchem dieser Garten gehört!"

Um dies zu thun, mußten sie eine Seitengasse durchschreiten. Als sie aus derselben traten, bemerkten sie eine glänzende Equipage, welche vor der Thür eines Hauses hielt, welches kein anderes als das gesuchte sein konnte. Eine Dame war soeben eingestiegen und gab dem Kutscher das Zeichen. Latour trat in die Gasse zurück; das elegante Fahrzeug rollte vorüber, so daß die Gesichtszüge der Inhaberin zweifellos zu erkennen waren.

„Sie ist's!" rief Jean.

„Ja, sie ist's; hier ist eine Täuschung ganz unmöglich. Ich bleibe hier; Du aber gehst an das Haus und suchst ihren jetzigen Namen zu erfahren."

Der Diener gehorchte dem Gebote und kehrte schon in kurzer Zeit mit der gewünschten Auskunft zurück.

„Nun?"

„Frau de Voulettre."

„Ah, wie unvorsichtig, nachdem sie sich bereits einmal Chevalier de Poulettre nannte! Wo wohnt sie?"

„Sie hat die vollständige erste Etage inne."

„Komm nach dem Hafen; dort werde ich Dir weitere Mittheilungen machen!"

Sie schritten der genannten Gegend zu und kehrten auf diesem Wege in einem „Store of dressing" ein, den sie in Beziehung auf Wäsche, Kleidung und sonstige Ausstattung vollständig verändert verließen. Langsam durch das Menschengewühl des Quais schreitend, zuckte es plötzlich wie ein heftiger Schreck über das Gesicht Letriers; er faßte Latour und zog ihn hinter einen großen Haufen aufgestapelter Waarenballen.

„Was giebt's?"

„Blickt gradaus, Capitain, und seht, ob Ihr den Mann kennt, der unter dem großen Krahne steht!"

„Ah— alle Teufel, der Colonel, Sam Fire-gun! Sie haben sich also nicht irre führen lassen und sind uns auf dem Fuße gefolgt. Wo mögen die Andern stecken?"

„Die hat der verdammte deutsche Polizist ganz sicher in der Stadt vertheilt, um uns aufzulauern und unsern Aufenthalt zu erforschen."

„Jedenfalls. Hat uns der Alte schon bemerkt?"

„Ich glaube nicht. Sein Gesicht war seitwärts gerichtet, als ich ihn sah, und bei unserm jetzigen Habitus sollte es ihm auch schwer werden, uns zu erkennen, wenn wir ihm nicht allzuweit zu nahe kommen."

„Richtig. Jetzt blicke einmal da hinüber auf die Rhede. Kennst Du das Schiff, welches in der Nähe des Panzerschiffes liegt?"

„Hm — ja — das — das ist — Donner und Wetter, das ist kein anderes als unser „l'Horrible", den kenne ich sofort, und wenn sie noch so sehr an seinen Segeln und Stangen herumgemodelt haben!"

„So komm!"

Sie nahmen ihren Weg durch das dichteste Gewühl und suchten sich ein entfernt liegendes Schankhaus, wo sie sich ein separates Zimmer geben ließen. Hier konnten sie ungestört verhandeln.

„Also Du hast unsern „l'Horrible" erkannt?"

„Sofort, Capitain."

„Weißt Du, wer ihn jetzt befehligt?"

„Nein."

„Ein gewisser Lieutenant Jenner, den ich nicht kenne."

„Habe den Namen auch nie gehört."

„Und weißt Du, wer ihn morgen um diese Zeit befehligen wird?"

„Jedenfalls derselbe."

„Nein."

„So tritt ein Dienstwechsel ein?"

„Allerdings. Jenner muß „aus der großen Tasse trinken" (wird ersäuft) und an seine Stelle wird der Vicomte de Latour treten oder, wenn Du lieber willst, der schwarze Capitain."

„Hm, das ist kein übles Luftschloß, Capitain."

„Luftschloß? Ich sage Dir, daß es in Wirklichkeit so sein wird."

Jean Letrier lächelte.

„Dann wird die Miß Admiral natürlich wieder Segelmeister?" meinte er, auf den muthmaßlichen Scherz eingehend.

„Gewiß."

„Und fegt mit der neunschwänzigen Katze das Verdeck wie vor alten Zeiten?"

„Oder auch nicht. Dieser Panther wird gezähmt; darauf kannst Du Dich verlassen!"

„Und der treue Jean Letrier, welche Stelle wird der haben?"

„Wird sich schon etwas Passendes finden lassen."

„Schade um das hübsche Kartenhaus!"

„Und wenn es nun kein Kartenhaus, sondern ein festes, sichres und unumstößliches Gebäude wäre!"

Letrier war wirklich betroffen von dem ernsten, zuversichtlichen Tone seines Herrn. Er blickte demselben forschend in das Gesicht.

„Hm, in der Welt ist manches Unmögliche möglich, wenigstens für Unsereinen."

„Allerdings. Höre, Jean, was ich Dir sagen werde!"

Er erzählte ihm, was er an den Brettern der Branntweinbude erlauscht hatte und fügte die Vermuthungen und Schlüsse bei, zu welchen ihn das gehörte Gespräch berechtigte. Jean staunte.

„Teufel! Diesem Frauenzimmer ist wahrhaftig so Etwas zuzutrauen."

„Sie wird es ausführen, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Und wir?"

„Sagte ich Dir nicht, daß ich heut Abend den „l'Horrible" befehligen werde?"

„Gut! Sie wird sich aber wehren."

„Pah! Die Zeiten, in welcher sie ihrer Herrschaft sicher war, sind jetzt vorüber. Mein Plan ist einfach aber sicher." —

Während sie in eifrigem Gespräche bei einander saßen, wurden in der Wohnung der Frau de Boulettre Anstalten zu einer glänzenden Soiree getroffen. Die Delicatessen aller Länder, die Weine aller Zonen waren vertreten, und die Dame des Hauses, welche von ihrer Spazierfahrt schon längst zurückgekehrt war, machte sich mit den Letzteren persönlich sehr viel zu schaffen. Sie öffnete eine Anzahl der Flaschen, schüttete in jede derselben ein feines, weißes Pulver und versiegelte sie dann sorgfältig wieder.

Der Abend nahte heran; es wurde dunkel, und aus den Fenstern ihrer Wohnung glänzte eine Lichtfluth, welche den Schein der Straßenlaterne weit überstrahlte.

Die Gäste, auch der Kommandeur des Panzerschiffes nebst den geladenen Offizieren der anderen Fahrzeuge hatten sich bei der schönen Frau eingefunden und schwelgten in den gebotenen Genüssen. Eine ganze Menge nobler Flaneurs und gewöhnlicher Leute belagerte das Portal, um einen kleinen Blick in das geschmückte Innere zu werfen oder den Geruchssinn an den ausströmenden Wohlgerüchen zu weiden.

Unter ihnen befanden sich zwei Männer in Matrosentracht. Sie standen schweigend neben einander und warfen höchst gleichgültige Blicke auf die Anderen. Ihr Augenmerk schien vorzugsweise auf eines der erleuchteten Fenster gerichtet zu sein. Lange, lange harrten sie. Da endlich wurde der Vorhang herabgelassen, der Schatten einer erhobenen Hand strich einige Male hinter demselben auf und nieder; dann verlöschte das Licht.

„Das ist das Zeichen," flüsterte der Eine.

„Komm!" antwortete der Andere.

Sie schritten fort und bogen in das Gäßchen, welches am Tage Latour und Jean betreten hatten. An der Gartenpforte stand ein Koffer, neben ihm eine männliche Gestalt. es war hier so dunkel, daß man die Einzelheiten nicht genau zu erkennen vermochte, doch war so viel zu sehen, daß der Mann kaum die Mittelgröße erreichte und einen mächtigen, dunklen Vollbart trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stiftsdame.

Geschichtliche Skizze.

„Jetzo aber habe ich genug der Klagerei über den Buben, den Josef, den kein Mensch am Hofe leiden mag, er ist zwar leider Gottes ein Thunichtgut, dem der Vater die Stange hält, aber daß alle Welt auf ihn klagen thut, das ist mir doch nicht recht. Ja, der Poldl, der ist freilich besser, aber der Josef ist doch mein Kind, warum klagt Sie also über den Erzherzog? Was thut er Ihr nicht recht? Der Bub' kommt ja leider Gottes aus der Strafe nicht heraus."

„Majestät," versetzte die Gräfin Dietrichstein, „ich ward schwer beleidigt von dem kleinen Prinzen. Seine kaiserliche Hoheit spielte Ball auf dem Hofe der Favorita mit seiner Schwester, der Erzherzogin Karoline. Ich trat an das Fenster, da streifte mich der Ballen am Kopfe. Die kleine Erzherzogin that erschrocken und blickte reuerfüllt zu mir empor, doch der Prinz sprach, daß ich es hören konnte: „Die Betschwester soll drei Vaterunser beten, damit der Schmerz ihr vergehen soll, das Gebet heilt ja alle Uebel." Kaum gesagt, hüpfte der Prinz mit dem Schwesterchen lachend davon."

„Hat er das wirklich im Ernst gemeint, hat Sie es gehört, liebe Dietrichstein, sag' Sie es mir offen, denn Sie weiß ja, ich bin die Mutter zu dem Kinde und solche Red' zeigt von Bosheit, und das thut weh'."

„Majestät belieben die Erzherzogin Karoline zu befragen."

„Ein schöner Zeuge das, warum sagt Sie nicht lieber gleich, ich soll meinen Franzel fragen, ob's wahr ist. Ich will Ihr Satisfaction geben, weil ich muß, weil der Bub' gegen Gott sich verlästert hat, aber Ihr sage ich, laß Sie das Klagen und thu' Sie meinem Herzen nicht wehe. Der Bub soll fasten, vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brod und auf Erbsen knieen, daß er sich bessert. Und Sie, Dietrichsteinin, soll sich schämen," sagte die Kaiserin, eine Thräne trocknend, „alleweil den Buben zu verklagen, das ist schon zum dritten Male, daß mein Sohn durch Sie in Straf' kommt."

Da half kein Leugnen. Der Erzherzog, zur Rede gestellt, leugnete auch nicht, solche üble Rede, wie ihm vorgehalten, geführt zu haben, denn sein Religionslehrer habe ihm wiederholt gesagt: „Das Gebet heile alle Uebel."

„Also Er hat's nicht bös gemeint," versetzte die Kaiserin, „hat es nicht im Ernst vorgebracht, hat nicht dabei gelacht."

„Kaiserin Frau Mutter! ich kann mich mit keiner Unwahrheit beflecken, ich habe gelacht."

„So soll Ihm das Lachen vergehen, und Er soll fasten und auf Erbsen knieen in der Kammer die ganze Nacht bei der Gräfin Spiegelberg, der Stiftsdame, daß Ihm das Lachen vergehen soll, Er Thunichtgut." (La jeunesse du Joseph II. par Van Hagen p. 1752.)

Gräfin Spiegelberg, die Stiftsdame, war eine strenge, finster blickende Matrone, sie hatte sechs Kindern das Leben gegeben und alle ihr der Tod entrissen, sie stand allein im Leben, sie liebte Niemanden und ward von keinem Menschen geliebt; stolz auf ihren alten Adel, blickte sie mit Verachtung auf die Niedriggeborenen herab. Das Einzige, was ihr wohl that, war die Gnade der Majestät und das Sternkreuz, das ihre Brust zierte. Der Obhut dieser unerbittlich strengen Wächterin hatte die Kaiserin ihre Kinder auf Empfehlung ihres Beichtvaters anvertraut, wenn sie genöthigt war, dieselben zu strafen, denn die Gräfin Spiegelberg war unbeugsam wie ein Eichenstamm.

Als das Gesinde am Hofe erfuhr, welcher harten Strafe der Erzherzog entgegenging, war es sehr betrübt und manche Thräne leuchtete in den Augen, als der kleine Josef in die Kammer der Spiegelberg geführt wurde.

„Thu' Sie dem Buben nicht weh," sagte die Kaiserin zur Spiegelberg, „es ist ja doch mein Fleisch und Blut, und Sie war ja selber Mutter und weiß, wie ein Kind Einem am Herzen gewachsen ist. Laß Sie ihn nicht allzulange knieen und steck' Sie ihm was zu, hinter dem Rücken, eine Apfelsine hat er gerne, versteht Sie mich."

Gräfin Spiegelberg nickte mit dem Kopfe, und als der kleine Delinquent ihr vorgeführt wurde, sprach sie in strengem Tone:

„So jung und schon so gottlos."

„So alt und noch so herzlos!" lautete die schlagende Antwort des Knaben.

Gräfin Spiegelberg erblaßte, Alles konnte sie leichter hinnehmen, als den Vorwurf des Alters.

„Vergessen Sie nicht, Prinz, daß sie mein Gefangener jetzt sind."

„Vergessen Sie nicht, daß ich der Sohn der Kaiserin bin."

„Die Kaiserin übergab Sie mir, um Ihre Strafe zu überwachen."

„Meine Mutter ist bös' auf mich, darum übergiebt sie mich dem Teufel." (Huber, S. 92.)

Die Stiftsdame gerieth über diese Worte außer sich vor Wuth, sie erhob sich, ihre Augen flammten, sie ballte die Faust.

Der kleine Josef stand wie eine Felsenmauer.

„Ich bin zwar nur ein Kind noch, doch fürchte ich kein altes Weib. Ich verlange in die Kammer geführt zu werden, und seien Sie überzeugt, ich werde, wenn ich groß geworden sein werde, die Schmähung zu rächen wissen, die Sie mir heute angethan haben."

Die Matrone beruhigte sich, der kleine Josef schlüpfte

in die Schlafkammer und legte sich nieder. Doch ehe er einschlief, knieete er nieder und betete mit lauter Stimme: „Vergieb o Gott mir meine Sünden, sowie ich vergebe Jenen, die mich beleidigt haben. Amen.“

Die alte Stiftsdame hatte die letzten Worte des kindlichen Gebetes gehört, die spitzigen Pfeilen gleich ihr Herz durchbohrten. „Ich habe das Kind beleidigt, und es betet für mich, Gott erhört das kindliche Gebet.“ Es fiel wie eine starre Kruste von ihrem Herzen, ein namenloses Weh durchzuckte ihre Brust, Thränen füllten ihre Augen, die Schatten der Todten traten vor ihre Seele; ein neuer Geist war über sie gekommen, sie erinnerte sich der Worte der Kaiserin. „Sei sie nicht zu hart mit meinem Kinde,“ hatte die Kaiserin weich gesprochen. Es duldete sie nicht länger in ihrem Bette, es drängte sie an das Lager des zarten Kindes, das mit dem Gebete auf den Lippen eingeschlummert war, sie riß die Thür auf, da lag der Prinz wie ein schlummernder Engel, ein süßes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Sie senkte sich nieder über den Schlummernden, umschlang ihn mit beiden Armen, hob ihn empor und trug ihn in ihr Schlafgemach. Als das Kind in ihrem Bette lag, knieete die Matrone nieder, um zu beten.

Die Kaiserin konnte in jener Nacht keinen Schlaf finden, sie grollte der Fürstin Dietrichstein, welche ihr Kind verklagt hatte, und doch that es ihr weh, ihren Erstgebornen leiden zu wissen. Sollte sie ihren Befehl rückgängig machen, ihren Erziehungsmaximen zuwider das Kind zu sich berufen? Lange erwog sie hin und her, endlich entschloß sich die Kaiserin, nach ihrem Kinde selbst zu sehen. Sie schlüpfte in einen weiten, spanischen Nachtmantel, nahm die Nachtlampe in die Hand und bald befand sie sich vor der Pforte, hinter welcher sie ihr Kind wußte. Die Thüre war nicht verschlossen, Maria Theresia drückte an einen Riegel, die Thüre that sich auf und — Entsetzen erfaßte sie, ein gellender Angstschrei entwand sich ihrer Brust, das Lager ihres Sohnes war leer, er war verschwunden; ein Mann im Kleide des Mönches stand mitten im Zimmer, ein Dolch blitzte in seiner Hand.

„Wo ist mein Kind, wo ist mein Sohn!“ rief Maria Theresia mit gellender Stimme.

Der Mann antwortete nicht, von Entsetzen erfaßt, ließ er den Dolch klirrend zur Erde fallen.

Die Angst der Mutter flößte der Kaiserin Löwenmuth ein, sie hob den Dolch auf und ihn auf die Brust des Schwarzen zückend, rief sie nochmals:

„Du bist des Todes, sprich, wo ist mein Kind, mein Josef?“

Statt aller Antwort zog der Mann eine kleine Phiole, die er unter seinem Kleide verborgen gehalten hatte, hervor, führte sie an seinen Mund und sprach:

„Kaiserliche Majestät, ich ward ausgesendet von den Feinden der Stiftsdame, um das Kind zu tödten. Ich fand es nicht da, Gott allein kann wissen, wo es hingekommen ist, aber es ist in guten Händen, die Engel des Herrn haben es beschützt.“

Der Mann brach in sich zusammen, er hatte sich vergiftet. Gräfin Spiegelberg, die herbeigeeilt war, fand ihn als Leiche. Als die Kaiserin ihren Sohn schlummernd in dem Bette der Gräfin antraf, schloß sie denselben schluchzend in ihre Arme, keiner Worte des Dankes fähig.

„Die Engel des Himmels haben meinen Joseph beschützt,“ rief sie ein- über das andere Mal. Der Prinz wurde in sein Schlafzimmer gebracht, und als er aus dem Schlummer erwachte, kam ihm Alles wie ein Traum vor.

Maria Theresia und Gräfin Spiegelberg gelobten sich wechselseitig unverbrüchliches Stillschweigen über jenen nächtlichen Vorfall, das sie um so heiliger wahrten, als eine geheim geführte Untersuchung ergab, daß jenes Attentat keinen andern Zweck hatte, als um die Stiftsdame der Kaiserin mit einem Verbrechen zu belasten, damit ihr Vermögen auf die Anwärter frühzeitig falle. Die Chronisten der Zeit verschwiegen jenen Vorfall, der geheim gehalten wurde; erst in neuerer Zeit hat man aus Handschriften, deren Echtheit keinen Zweifel an der Wahrheit aufkommen lassen, nähere Andeutungen darüber geschöpft.

Aus allen Zeiten und Zonen.

XXIV.

Reise-Erinnerungen aus Rußland.

Von Max Dittrich.

(Fortsetzung.)

Unserer Nachmittagspromenade schloß sich ein Besuch der Eremitage, das Ziel unseres eingeschlagenen Weges, an. Dieses von Katharina II. zur Abhaltung ihrer Orgien erbaute Palais steht mit dem Winterpalast, der eigentlichen kaiserlichen Residenz, in Verbindung und dient jetzt zur Aufbewahrung der mannigfachsten Kunstsachen und Kostbarkeiten, deren Werth auf 100 Millionen Rubel taxirt wird. In der dortigen Bildergallerie ist namentlich die niederländische Schule stark vertreten, auch finden sich daselbst die Werke berühmter italienischer und spanischer Meister. Von den in den neben der Freitreppe gelegenen Vorzimmern aufgestellten Bildhauerwerken fiel vor Allem eine Diana, in wei-

Allerlei.

Interessantes.

Französische Gerichtsscene.

Wie Du mir, so ich Dir.

Der Huissier ruft die Partei: „Grison contra Bernard" vor das Gericht. Nur der Erstere erschien; er schreitet, beide Hände in den Taschen, mit wohlgefälligem Lächeln einige Schritte vor und macht dem Präsidenten seine Verbeugung.

Der Präsident: „Welche Klage haben Sie einzubringen?"

Herr Grison: „Ich klage gegen Herrn Bernard."

Der Präsident: „Und der Gegenstand der Klage?"

Herr Grison: „Es ist eine eigene Geschichte. Herr Bernard hatte vor einiger Zeit einen Streit mit mir; er wollte nicht nachgeben, ich auch nicht; er wurde hitzig, ich hitziger; er drohte, ich gab ihm ein paar Ohrfeigen; er verklagte mich, und ich mußte die Gerichtskosten und 1000 Franken Schmerzensgeld bezahlen."

Der Präsident: „Das ist eine alte Sache. Sie ist abgethan. Wenn sie sonst . . ."

Herr Grison: „Erlauben Sie, Herr Präsident. Die Gerichtskosten habe ich verschmerzt, aber nicht die 1000 Franken, die ich Herrn Bernard habe zahlen müssen. Jedermann muß suchen, auf die beste Weise zu seinem Gelde zu kommen. Und ich hab's; Bernard muß das Geld wieder herausgeben."

Der Präsident: „Erklären Sie sich deutlicher."

Herr Grison: „Wir haben einen neuen Streit gehabt, aber ich habe an mich gehalten. Meine Kälte brachte den Gegner in Harnisch; ich war ganz entzückt und lachte laut auf, als er mir vor Zeugen zwei Ohrfeigen gab."

Der Präsident: „Herr Bernard hätte? . . ."

Herr Grison: „Mir zwei Ohrfeigen gegeben. Ich stelle also eine Entschädigungsklage gegen ihn an und hoffe, der Gerichtshof werde die Gerechtigkeit meiner Sache anerkennen."

In der That fand sich bei genauer Untersuchung Alles so, wie es Herr Grison angegeben, und Herr Bernard mußte nun seinerseits die Gerichtskosten und 1000 Franken zahlen.

Aus dem Steuerbureau.

Steuerkommissär: „Wie hoch beläuft sich Ihr jährliches Einkommen?"

Bummler: „Fünfzig Thaler."

Steuerkommissär: „Unmöglich, das ist mir nicht genug."

Bummler: „Mir auch nicht. — Vielleicht könnten Sie vermitteln, daß mir der Staat einen Zuschuß giebt; ich bin dann recht gern bereit, das Mehr zu versteuern."

Buchstabenräthsel.

Ich bin ein König, meinem Throne
Kommt keiner sonst an Höhe gleich,
Und jenes Reich, das ich bewohne,
Das ist der wahren Freiheit Reich;
Stark bin ich, rasch und ohne Zagen,
Die Sonne selber ist mein Ziel,
Doch muß ich Kron' und Szepter tragen,
Dann bin ich todtes Schattenspiel.
Mit Z gebiet ich Nationen,
Mit P besteh' ich stets aus Zwei,
Mit H, erzeugt zu Millionen,
Macht Dich die Scheere von mir frei,
Mit S bin lieblich ich zu schauen,
Durchrausche manches grüne Thal,
Doch mit St lösch' ich, o Grauen,
Dir aus des Lichtes Wonnestrahl.

Eingesandt von Herrn W. Franke in Freiberg.

Charade.

„Wenn die Erste mir gelingt,
Mag die Zweite mit dem Hammer
Pochen, daß der Boden springt,
Ich vergesse allen Jammer,
Streife von mir, was mich bindet,
Strebe nach dem Lorbeerkranze,
Der des Dichters Haupt umwindet!"
Robert sprach's — und ward das Ganze.

Eingesandt von Herrn Hermann Baum in Brandenburg.

Arithmogriph.

1. 13. 14. 15. ein Schmuckgegenstand.
2. 7. 11. ein Sinneswerkzeug.
3. 4. 5. 6. 7. 8. ein Frauenname.
4. 13. ein Nahrungsmittel.
5. 2. 6. 7. eine Farbe.
6. 7. 8. 12. eine Bodengestaltung.
7. 8. 9. 9. 10. 11. ein Werkzeug.
8. 8. 12. ein Fisch.
9. 8. 11. 9. 2. 5. eine Steinart.
10. 15. 15. 4. eine landwirthschaftliche Maschine.
11. 13. 6. 6. 4. 5. ein mittelalterlicher Stand.
12. 13. 6. 10. 11. ein Hohlmaß.
13. 11. 9. 15. 8. 5. 6. 7. ein altdeutscher Name.
14. 2. 6. 7. ein schlimmer Zustand.
15. 8. 12. 12. 4. eine bittere Flüssigkeit.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines berühmten Dichters der Neuzeit.

Eingesandt von Herrn Moritz Bär in Leipzig.

Briefkasten.

Frau P. S. in Breslau. Wenden Sie sich an die Verlagshandlung von Eduard Trewendt dort.

Herrn F. Pechstein in Chemnitz. Wir würden Ihnen rathen, das Mittel nur unter ärztlicher Beaufsichtigung anzuwenden.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 47. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Ist der Wagen bestellt?“ frug der Mann mit dem dunklen Vollbarte kurz.

„Ja.“

„Vorwärts!“

Seine Stimme klang befehlend, als sei er das Kommandiren von Jugend auf gewöhnt. Die Männer faßten den Koffer und schritten voran. Er folgte ihnen. An der Ecke einer Straße stand ein Wagen. Der Koffer wurde auf den Bock desselben gehoben; die Drei stiegen ein, und das Gefährde rollte im Trabe zur Stadt hinaus. Im Freien angekommen, hielt es an. Die Fahrgäste stiegen aus, ergriffen den Koffer wieder und wandten sich, während der Wagen zurückkehrte, dem Strande zu.

Sie hatten denselben noch nicht erreicht, so ertönte hinter einem Busche eine Stimme.

„Halt, wer da!“

„Der schwarze Capitain.“

„Willkommen!“

Eine Schaar dunkler Gesellen eilte herbei und umringten ehrfurchtsvoll den bärtigen Mann.

„Die Boote in Ordnung?“

„Ja.“

„Die Waffen?“

„Alles recht.“

„Fehlt Jemand?“

„Keiner.“

„Dann come on, ich nehme den ersten Kahn!“

Der Koffer wurde eingehoben, die mit Lappen sorgfältig umwickelten Ruder eingelegt, und die Fahrzeuge setzten sich in eine vollständig geräuschlose Bewegung.

Zunächst strebten sie grad auf die Höhe hinaus, dann legten sie scharf nach Steuerbord über und näherten sich auf diese Weise von der Seeseite aus mit außerordentlicher Vorsicht dem mitten in tiefer Dunkelheit liegenden „l'Horrible“, an dessen Spriet und Stern nur je eine einsame Schiffslaterne brannte.

Sie waren jetzt so nahe an das Fahrzeug herangekommen, daß man sie bei der gewöhnlichen Aufmerksamkeit ganz sicher bemerken mußte. Der, welcher sich Capitain genannt hatte, stand aufrecht am Steuer und hielt sein scharfes Auge forschend auf die dunkle Gestalt des Schiffes gerichtet. Es war ein Moment, in dem sich Alles entscheiden mußte und der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Da ertönte der halblaute, heißere Schrei einer Möve.

Die Leute in den Booten athmeten auf; es war das mit dem langen Tom verabredete Zeichen, daß an Bord

Alles gut gehe. Einige Taue hingen am Hintertheile herab.

„Legt an und dann hinauf!“ ertönte das leise Kommando.

Einige Augenblicke später standen sämmtliche Männer am Deck. Tom hatte sie erwartet.

„Wie steht es?“

„Gut. Ich und die Unsrigen haben die Wache. Die Andern schmausen unten in der Vormarskoje oder liegen schon betrunken am Boden.

„Hinunter! Doch schont sie. Sie werden gefesselt und in den Raum geschlossen; später müssen sie zu uns schwören. Je mehr Arme wir bekommen, desto besser für uns.“

Dieser Befehl wurde schnell und ohne allen Lärm ausgeführt. Die Nichts ahnende und vom Grog berauschte Mannschaft wurde leicht überwältigt, gebunden und in dem Kielraum geborgen. Dann zog man den Koffer empor, welcher in die Capitainscajüte getragen wurde, und löste die Boote, die man mitgebracht hatte, von den Tauen. Sie konnten schwimmen — das Schiff befand sich vollständig in der Gewalt der Corsaren.

Jetzt versammelte der Schwarzbärtige seine Leute um sich und wieß Jedem seine Stelle an.

„Wir stechen in See. Schmiert die Ankerwinde und die Takelrollen mit Oel, damit kein unnöthiges Geräusch entsteht. Kommandiren darf ich nicht, sonst hört man mich da drüben auf dem Panzerschiffe, aber ich hoffe, daß Jeder weiß, was er zu thun hat!“

Die Mannschaft vertheilte sich. Der Kommandeur eilte von Ort zu Ort, um seine Befehle leise auszusprechen; der Anker hob sich; die Segel rollten empor und der günstige Wind begann, sie zu blähen. Das prachtvolle Schiff gehorchte dem Steuer; es legte sich langsam herum, theilte die widerstrebenden Wogen und schoß der offenen See entgegen.

Da erst erscholl von dem Decke des Panzerschiffes ein Schuß — ein zweiter — ein dritter. Man wußte dort, daß die Offiziere des „l'Horrible“ an das Land gegangen waren, hatte, allerdings zu spät, die Bewegung des Schiffes bemerkt, mußte natürlich sofort etwas Ungewöhnliches oder gar Gesetzwidriges vermuthen und gab nun durch die drei Alarmschüsse das Zeichen zur allgemeinen Aufmerksamkeit.

Der jetzige Befehlshaber des „l'Horrible“ hatte sich auf das Quarterdeck begeben. Der lange Tom stand an seiner Seite.

„Horch, Tom, sie haben bemerkt, daß wir uns davonmachen!“

Der Angeredete warf einen forschenden Blick empor zu den sich von dem Himmel hervorhebenden Segeltüchern.

„Wird ihnen Nichts helfen. Sie haben die Augen zu spät aufgethan. Aber — Ihr kennt meinen Namen, Sir?“

„Ich dächte, der schwarze Capitain müßte ihn doch kennen; bist ja mit mir genugsam herumgesegelt.“

„Der schwarze Capitain — mit Euch? Nichts für ungut, Sir, ein tüchtiger Offizier seid Ihr, das habe ich schon in der kurzen Zeit bemerkt, aber der Schwarze, der seid Ihr nicht, den kenne ich.“

„Pah, ich werde es aber sein.“

„Wird nicht gut gehen. Die Leute wollen nur unter ihm dienen, und der Rothmaalige, ich meine den Agenten, der uns angeworben hat, versprach uns ja, daß er noch lebe und heut Abend am Deck sein werde.“

„Der Rothmaalige? Hast Du ihn wirklich nicht erkannt?“

„Erkannt—? ihn—? Habe den Kerl in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!“

„Tausendmal schon, Tom; tausendmal, sage ich, hast Du ihn oder vielmehr sie gesehen. Besinne Dich!“

„Ihn—? Sie—? Donnerwetter, sie — sie —? Sollte — sollte es die Miß Admiral gewesen sein!“

„Sie war es. Und glaubst Du nicht, daß sie ganz das Zeug hat, den schwarzen Capitain zu spielen?“

Der Lange trat überrascht einige Schritte zurück.

„Alle Wetter, Sir — Miß, wollte ich sagen, das ist ja eine ganz außerordentliche Geschichte. Ich denke, Ihr seid aufgehangen worden, als die Rothjacken den „l'Horrible“ nahmen!“

„Nicht ganz. Aber höre: Du bist an Bord der Einzige, der den Capitain wirklich kennt; Du verschweigst, daß ich und der Agent Einer und Derselbe sind und läßt sie dabei, daß ich der Schwarze bin. Verstehst Du?“

„Vollständig.“

„Nun? Du sollst Dich nicht schlecht dabei stehen.“

„Hm, mir ist es sehr egal, ob ein Sir oder eine Miß das Kommando führt, wenn es nur immer eine gute Prise giebt. Ihr könnt Euch auf mich verlassen.“

„Gut. Doch schau, die Lichter im Hafen und auf der Rhede werden lebendig. Man schickt sich zur Verfolgung an. Pah, in zwei Stunden sind wir ihnen, selbst bei hellem Tage, aus den Augen.“

Er ließ alle Leinwand aufziehen, sodaß das auf der Seite liegende Schiff mit verdoppelter Geschwindigkeit die Wogen theilte, und hing sich mit dem Arme in die Wantensprossen, um die lange entbehrte Genugthuung, den famosen Segler unter den Füßen zu haben, in vollen Zügen zu genießen.

Erst als der Tag zu grauen begann und seine Anwesenheit an Deck nicht mehr nothwendig war, stieg er herab und schritt zur Cajüte. Dort stand sein Koffer. Eine Lampe brannte.

„Hm,“ machte er, sich mit sichtlicher Befriedigung in dem netten Raume umsehend, „der Jenner ist so übel nicht, wie ich dachte; er hat sich hier ganz prächtig eingerichtet. Doch, ich muß vor allen Dingen sehen, ob mein geheimes Fach noch vorhanden ist, von dem selbst Latour Nichts wußte.“

Er schob einen Spiegel bei Seite und drückte auf ein dahinter befindliches und kaum sichtbares Knöpfchen. Ein Doppelthürchen sprang auf und ließ eine Vertiefung be-

merken, in welcher allerlei Papiere aufgeschichtet lagen. Er griff nach ihnen.

„Wahrhaftig Alles unberührt! Das Versteck ist gut; ich werde es sofort wieder benutzen."

Er zog einen Schlüssel hervor und öffnete den Koffer. Ein Fach desselben enthielt Nichts als Geldrollen und Paquete von Banknoten.

„Das Geld der Herzogin von Oerstädt. Ha, jetzt sollte Latour hier stehen!"

Er barg es in das Versteck, verschloß dieses dann und schob den Spiegel wieder vor. Dann entnahm er dem Koffer allerlei Wäsche und Kleidungsstücke, welche in dem Kajütenschranke Platz fanden, und zog dann dieselben kostbaren nautischen Instrumente hervor, welche Lieutenant Jenner bei der Frau de Boulettre bewundert hatte.

„Wenn dieser Lieutenant gewußt hätte, weshalb seine schöne Dame sich mit diesen „langweiligen" Dingen befaßte! Bei allen Heiligen, es ist der beste Coup meines Lebens, den ich heut ausgeführt habe, und ich möchte nur wissen, was Latour dazu sagte, wenn er hier stände und — —"

„Er sagt „Bravo", Clairon," ertönte es hinter ihr, während sich eine Hand auf seine Schulter legte.

Entsetzt fuhr er herum und starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Gesicht des soeben Genannten.

„La — La — Latour!" stammelte er, beinahe kreischend.

„Latour!" nickte dieser mit ruhigem, überlegenem Lächeln.

„Nicht möglich! Sein Geist — sein — sein — —"

„Papperlapapp! Glaubt der Segelmeister des „l'Horrible" an Geister?"

„Aber wie — wo — wenn — wie kommst Du nach Franzisko und wie hier an Bord."

„Das Wie werde ich Dir später erklären, mein Liebchen; das Warum aber weißt Du wohl?"

„Nichts, gar Nichts weiß ich!"

„Auch von meiner Kasse weißt Du Nichts, die verschwunden war, als Du es vorzogst, mich als elendes Wrack in New-York liegen zu lassen?"

„Nichts."

„Auch von dem Briefe Nichts, mit welchem Du mich in der Prairie den Jägern Sam Fire-gun's überliefern wolltest?"

„Nichts!"

„So! Leider bin ich in der glücklichen Lage, mit vollständigen Beweisen vor Dir zu stehen. Aber zunächst wollen wir dem Augenblicke Rechnung tragen. Du hast den „l'Horrible" entführt."

Sie schwieg.

„Und Dir dazu Leute angeworben —"

Sie schwieg auch jetzt.

„Denen Du versprachst, daß der schwarze Capitain die Führung übernehmen werde."

Sie rang sichtlich noch unter dem Schrecke, den ihr sein Erscheinen verursacht hatte.

„Um Dir Gelegenheit zu geben, Dein Wort zu halten, bin ich schon vor Euch an das Schiff geschwommen und habe mich an den Sorglienen und Puttingen versteckt, bis ich es an der Zeit fand, mich Dir vorzustellen. Du bist wahrhaftig ein ganz verteufeltes Frauenzimmer, Clairon, wenn auch der rothe Agent ein Wenig häßlicher sah, als die schöne Frau de Boulettre, und weil Du Deine Sache so gut gemacht hast, werde ich Dir, allerdings nur für einstweilen und bis wir abgerechnet haben, Deine frühere Stellung als Segelmeister wieder einräumen. Thu' also immerhin den Bart herab; er ist Dir lästig und den „Schwarzen" kannst Du ja doch nicht imitiren."

Er hatte in einem ruhigen, überlegenen Tone gesprochen, der ihr das Blut in die Wangen trieb und ihre Augen katzenartig erfunkeln ließ.

„Segelmeister, ich? Und wenn ich Dich nun nicht kenne?" zischte sie.

„So kennt mich der lange Tom und Jean Letrier. Sie hängen beide mehr an mir, als an dem grausamen Panther, der sich Clairon nennt."

„Jean Letrier? Wo ist er?"

„Hier an Bord. Er kam mit mir und spricht oben mit dem langen Tom, um ihm zu sagen, daß ich wirklich anwesend bin."

„Es wird Dir und ihm nichts helfen," raunte sie ihm grimmig entgegen. „Der „l'Horrible" ist ein Piratenschiff und ich bin sein Capitain. Wer ohne meine Erlaubniß seine Planken betritt, der büßt es mit dem Tode!"

Sie riß den Revolver von der Seite und schlug auf ihn an. Ein blitzschneller Schlag seines Armes schleuderte ihr die Waffe aus der Hand; dann faßte er sie bei den Schultern und drückte ihre schlanke, geschmeidige Gestalt an die Wand, als sei sie daran angenagelt.

„Clairon, hör', was ich Dir ein für alle Mal sage! Einst warst Du mir gewachsen, jetzt aber nicht mehr. Das Wohlleben in San Franzisko hat Dich entkräftet, die Savanne mich aber doppelt stark gemacht. Auch die Liebe zu Dir vermag nichts mehr über mich. Ich werde mit Dir abrechnen und hätte Dich trotzdem bis auf Weiteres in Deiner einstigen Stellung als zweiter Offizier gelassen. Doch Du hast meinen Tod gewollt, und mein Leben stand in Gefahr, so lang ich Dir vertraute. Ich bin Capitain meines Schiffes, und Du — Du wirst unschädlich gemacht!"

Ein fürchterlicher Schlag seiner geballten Faust traf ihren Schädel, so daß sie, wie vom Blitze erschlagen, augenblicklich leblos zusammenbrach. Er fesselte sie mit denselben Stricken, mit denen ihr Koffer eingeschnürt gewesen war, und stieg dann nach oben.

Der Morgen war jetzt vollständig hereingebrochen, so daß man mit einem Blicke die Situation zu übersehen vermochte. Die Mannen hatten sich alle am Deck versammelt und einen Kreis um den langen Tom und Letrier gebildet, welche ihnen zu erzählen schienen. Da fiel der Blick des Letzteren auf Latour. Er sprang vor und schwenkte den Südwester:

„Das ist er, Ihr Leute. Vivat, der schwarze Capitain!"

Die Hüte flogen in die Luft; der Ruf wurde von jeder Kehle wiederholt.

Latour winkte ihnen gnädig zu und trat mit stolzem Schritte in ihre Mitte. In kurzer Zeit war Allen der Eid abgenommen und Jeder erhielt ein hoch bemessenes Segelgeld. Die Waffen und Wachen wurden vertheilt, die Schiffsordnung einstweilen mündlich bestimmt, und als das Alles in Ordnung war, begab sich der Capitain mit Letrier wieder in seine Cajüte, um nach Clairon zu sehen.

Die Besinnung war ihr wiedergekehrt, doch schloß sie sofort die Augen, als sie ihn eintreten sah. Er bog sich über sie.

„Wo ist das Geld, welches Du mir raubtest?"

Ihre Lider öffneten sich; ein haßerfüllter Strahl schoß zwischen ihnen hervor auf den Fragenden.

Er wiederholte seine Frage.

„Frag, so oft Du willst; eine Antwort bekommst Du nicht."

„Ganz nach Belieben!" lächelte er. „Ein großer Theil ist natürlich fort; die Frau de Boulettre hat jedenfalls kostspielige Bedürfnisse gehabt; das Uebrige aber ist hier an Bord, ich kenne Dich."

„Suche es."

„Das werde ich thun. Und finde ich Nichts, so giebt es Mittel, Dich zum Sprechen zu bewegen. Jean!"

„Capitain?"

„Das Frauenzimmer bleibt gefesselt wie bisher und erhält ihren Platz in meiner eigenen Koje. Ihr Wärter bin nur ich; kein Andrer hat bei ihr Zutritt, auch Du nicht, und wer den kleinsten Versuch macht, mit ihr zu verkehren, bekommt die Kugel. Uebrigens darf außer Dir kein Andrer wissen, wo sie sich befindet. — Jetzt bring die frühere Mannschaft des „l'Horrible" einzeln an Deck. Ich werde sehen, was aus den Leuten zu machen ist!"

Jean ging. Latour zog seine Gefangene in die Nebenkoje und verdoppelte hier ihre Fesseln. Er wußte, daß er die Wahrheit gesagt habe: sie hatte keine Macht mehr über ihn. — — —

8.

„Swallow" und „l'Horrible".

Es war am späten Abend. Sam Fire-gun ging längs des Quai's auf und ab, um sich keines der abstoßenden Boote entgehen zu lassen. Diese Aufgabe war für eine einzelne Person eine schwierige, wo nicht unmögliche, und in Wirklichkeit wurde auch gar mancher Kahn vom Lande gerudert, ohne daß der aufmerksame Trapper die rechte Zeit fand, den oder die Insassen desselben zu mustern. Es herrschte ringsum tiefe Dunkelheit, welche die Straßenlaternen und Schiffslichter nur spärlich zu durchdringen vermochten, und Fire-gun stand am Ufer, um von dem anhaltenden Patrouillengang ein wenig zu verschnaufen, als grad zu seinen Füßen der Führer eines unbesetzten Bootes bei den zu dem Wasser führenden Stufen anlangte.

„Good evening, Mann, wo kommt Ihr her?" frug er ihn.

„Von draußen."

„Von welchem Schiff?"

„Von keinem."

„Von keinem? Wart Ihr allein spazieren?"

„Fällt mir nicht ein!" antwortete der Schiffer, neben ihm stehen bleibend und seine vom Rudern angegriffenen Arme dehnend.

Der Trapper wurde aufmerksam.

„So habt Ihr Jemand gefahren?"

„Wird wohl nicht anders sein, Master."

„Aber bei keinem Schiffe angelegt und kommt leer zurück. Habt Ihr ihn ersäuft?"

Der Schiffer lachte.

„So ähnlich. Aber wartet noch einige Stunden mit Euren Fragen, dann will ich sie Euch beantworten."

„Warum nicht eher?"

„Weil ich nicht darf."

„Und warum dürft Ihr nicht?"

„Weil ich's versprochen hab'."

Der Mann schien Wohlgefallen daran zu finden, sich nach Etwas fragen zu lassen, worüber er nicht bereit war, Auskunft zu ertheilen. Der Jäger aber wurde von einem unbestimmten Gefühle getrieben, weiter zu forschen.

„Und warum habt Ihr dies versprochen?"

„Weil, weil — hört, Mann, Ihr fragt verteufelt dringlich — weil sich ein Jeder gern ein Trinkgeld geben läßt."

„Ah so! Also eines Trinkgeldes wegen dürft Ihr nicht sagen, wen Ihr gefahren habt?"

„So ist's."

„Und Ihr werdet es dennoch sagen, wenn ich Euch ein besseres Trinkgeld gebe?"

Der Schiffer warf einen ungläubigen Blick auf das zerfetzte, lederne Habit des Andern.

„Ein besseres? Wird Euch schwer werden!"

„Wie viel bekamt Ihr?"

„Meinen Lohn und einen Dollar obendrein."

„Blos?"

„Was, blos! Euch fallen wohl die Dollars durch den zerrissenen Jagdrock in die Tasche?"

„Dollars? Nein. Geld habe ich nicht, aber Gold."

„Wirklich? Das ist ja noch besser als Geld!"

Der Fischer wußte aus Erfahrung, daß mancher abgerissene Miner mehr bei sich trug, als hundert Stutzer mit einander besitzen.

„Meint Ihr? Da seht Euch einmal dies Nugget an!"

(Fortsetzung folgt.)

Nach Sibirien.

Von Emma Pollmer.

1.

Der Diamantenraub.

Es war das prächtigste Haus von Ustjug Weliki, welches die alte, fromme Gräfin von Smirnoff mit ihrer wunderschönen Tochter Paulowna bewohnte, und die schwer solide Einrichtung dieses gräflichen Hauses war ganz geeignet, ein sprechendes Zeugniß von dem unerschöflichen Reichthume der beiden Damen zu geben.

Der Sommer neigte sich zur Neige, und der Herbst begann, mit seinem Früchtesegen die Aeste und Zweige der Obstbäume zu beschweren, so daß sie sich tief herab zur Erde beugten und, um nicht zu brechen, fester Stützen bedurften. Paulowna promenirte in den Gängen des hinter dem Hause gelegenen Gartens. An ihrer Seite schritt ein Mann, welcher sich bemühte, sie mit einem angelegentlichen Gespräche zu fesseln.

Er mochte am Ende oder am Anfange der dreißiger Jahre stehen, war groß, kräftig und schlank gebaut, hatte eine Adlernase, vielleicht nur ein wenig zu aristokratisch lang, einen etwas scharfen Blick, eine hohe, breite Stirn, frische, volle Lippen, und glänzend schwarzes Haar. Es war ein schöner Mann, aber er machte nicht den Eindruck eines angenehmen Mannes, nicht etwa, als wenn er ein schöner Mann gewesen wäre, von dem man hätte sagen müssen, er sei eben nichts als ein schöner Mann, im Gegentheile, es lag vielleicht nur zu viel Geist und Kraft in diesem Gesichte. Aber allerdings konnte man sich nicht klar werden, ob ein gewisser, allzustark hervortretender Zug des Bewußtseins geistiger Ueberlegenheit, oder ein nicht zu verkennender Ausdruck von Spott, oder ein zugleich lauernder und durchbohrender Blick der schwarzen Auges, oder was sonst dem Gesichte den Eindruck des Unbehaglichen, um nicht geradezu zu sagen, des Unheimlichen verlieh.

Es war der Oberst Graf Milanow, von dem man sich erzählte, er sei der erklärte Günstling des Zaaren und — in seinen Vermögensverhältnissen so derangirt, daß er Mühe habe, sich dem Drängen seiner unzähligen Gläubiger zu entziehen. Wäre seine fromme Tante, die Gräfin Smirnoff, ohne Erbin gewesen, so hätte ihm deren Hinterlassenschaft einst zufallen müssen; da dieser Weg der Rettung ihm aber nicht zu Gebote stand, so befand er sich gegenwärtig auf Urlaub bei ihr, um seinem Glücke auf eine andere Weise unter die Arme zu greifen: er befand sich im besten Zuge, Paulowna zu erklären, daß er ohne sie und ihre Gegenliebe nicht zu leben vermöge.

Sie hatte ihr kleines, weißes Händchen auf seinen Arm gelegt und hörte ihn mit einer Miene an, die so still, so unbeweglich war, daß man hätte meinen sollen, der Gegenstand ihres Gespräches sei ein profaner, so alltäglicher, daß es sich nicht der Mühe verlohne, darüber auch nur eine Wimper zu zucken.

„Wie gesagt, theures Cousinchen, ich sterbe vor Begierde, Dich als mein ewiges Eigenthum betrachten zu dürfen. Soll ich mit Mama sprechen?"

„Sage vorher, mein theurer Cousin, wie viele Minuten die Ewigkeit eines Offiziers zu dauern pflegt?"

„Du scherzest, bei einer so hochwichtigen Veranlassung, Paulowna?"

„Sind Eure Ewigkeiten wirklich so sehr wichtig? Mir sind sie, aufrichtig gestanden, zu kurz, und daher scheint es mir übel gethan zu sein, die dauernde, wenn auch ruhige Zuneigung eines liebenswürdigen Vetters mit der bald verlöschenden Flamme eines nach Abwechselung strebenden Anbeters umzutauschen."

„Du behauptest, daß ich veränderlich sei?"

„Nichts Anderes. Ich kenne Dich; ich kenne Euer bewegtes Leben am Hofe und fühle in mir nicht die geringste Begabung für das Interessante und Abenteuerliche. Ich werde Deine Ansprüche nie befriedigen können und trete das Glück, welches Du mir bietest, an eine Würdigere ab."

„Ist dies Deine feste Entschließung, Paulowna?"

„Meine feste. Es wäre mir lieb gewesen, Du hättest sie errathen, als mich zur Mittheilung derselben zu veranlassen."

Er antwortete nicht, aber aus seinem dunklen Auge zuckte ein Blitz auf sie hernieder, der ganz geeignet war, ihr Besorgniß einzuflößen, wenn sie ihn bemerkt hätte.

Ein Zeitlang noch schritten sie schweigend neben einander her; dann verabschiedete sich Paulowna, um die Mutter aufzusuchen, der Graf aber schritt dem hinteren Theile des Gartens zu, welcher von dichtem Gebüsch bestanden war. Kaum hatte er das Dickicht erreicht, so ertönte aus demselben der krächzende Ruf eines Kolkraben. Er klatschte leicht in die Hände, und sofort drängte sich zwischen den Zweigen ein junger, schmächtiger Mann hervor, aus dessen Zügen die verkörperte List und Verschlagenheit zu lesen war.

„Alles besorgt, Iwan?"

„Alles, Herr."

„Den Brief geschrieben?"

„Ja."

„Und abgegeben?"

„Auch."

„In der neuen Livree?"

„Die mir ganz vortrefflich paßt," nickte der Gefragte.

„Du verstehst Dich auf das Frisiren?"

„Ausgezeichnet."

„Das Fräulein wird der Gräfin ähnlich sehen?"

„Vollständig."

„Du hast alles Nöthige bei Dir?"

„Es fehlt nicht das Geringste."

„Und Du kennst die Pforte, welche vom Garten direct in den Keller führt?"

„Die Nachschlüssel waren schon gestern fertig. Ich habe mir heut Nacht jeden Winkel des Hauses ganz genau betrachtet."

„Gut, so geh an Deinen Posten. Für Eure Sicherheit werde ich die beste Sorge tragen. Du bist in Petersburg der Polizei entsprungen. Gelingt der Streich, erhältst Du von mir eine hinreichende Summe, im Auslande zu verschwinden; gelingt er aber nicht, so liefere ich Dich zurück und Du bist verloren."

Es war Iwan Wessalowitsch, der berüchtigte Petersburger Gauner. Er verbeugte sich mit slavischer Demuth vor dem Günstling des Kaisers, bei dem er, der Verbrecher, Zuflucht gefunden hatte, und verschwand dann lautlos wieder im Gebüsch.

Der Graf kehrte langsam in das Wohnhaus zurück und ließ sich bei der Gräfin Mutter melden, um ihr seinen Morgengruß darzubringen. Sie empfing ihn mit jener conventionellen Freundlichkeit, welche man für entfernte Verwandte zu haben pflegt, ohne ihnen weitere Rechte einzuräumen. Er schien diese Zurückhaltung, welche die alte, solide Dame dem verschwenderischen Neffen gegenüber zeigen zu müssen glaubte, nicht zu bemerken und nahm an einem der Fenster Platz, um der Vorlesung, die er unterbrochen hatte, scheinbar aufmerksam zuzuhören.

Die Gesellschafterin der Gräfin, ein junges Mädchen von derjenigen Schönheit, welche einen meist nur vorübergehenden, aber desto glühenderen Eindruck zu machen pflegt, las mit wohlklingender, salbungsvoller Stimme aus einer prachtvoll gebundenen Heiligenlegende vor, die gewöhnliche Lectüre der Gräfin, und es erforderte einen so ausgezeichneten Menschenkenner, wie der Graf es war, um hinter den gläubig frommen, kindlich einfältigen Zügen des schönen Wesens Etwas zu vermuthen, was mehr auf den Genuß des irdischen Lebens als auf den Gewinn der einstigen Seligkeit gerichtet war.

„Bis hierher, meine gute Wanka," meinte endlich bei einem Abschnitte die Gräfin. „Lege Dir das Zeichen ein, damit wir diese herrliche Geschichte morgen nicht verfehlen. Findest Du sie nicht auch außerordentlich tröstlich für die Leiden dieses Daseins? Der Herr ist allezeit bei uns mit seiner Hülfe und thut Großes über unser schwaches Verstehen, wenn wir ihn im rechten Glauben darum bitten."

„So ist es, meine gnädige Gräfin," antwortete das Mädchen mit einem unwiderstehlich innig reinen Aufschlage ihres seelenvollen Auges. „Der Herr erhalte Ihnen dies selige Gottvertrauen in der Einsamkeit, die meine schwache Kraft vergebens Ihnen zu erleichtern sucht!"

„Ich danke Dir, mein liebes Kind! Leider hast Du Recht. Meine Tochter ist leider dem Wege des Heils entfremdet und nimmt nur ungern Theil an unsern religiösen Uebungen. Bis jetzt haben alle meine Gebete nichts gefruchtet, das verlorene Schäflein dem treuen Hirten wieder zu gewinnen, aber mit Deiner Hülfe wird es noch gelingen. Laß uns nur zusammenhalten in Bitten und Flehen, dann wird der Herr uns noch mit seiner Hülfe begnadigen. Jetzt aber ist es Zeit, zur Kirche zu fahren. Heut ist es an Dir, unsre täglichen Krankenbesuche zu machen."

Mit einem gnädigen Neigen ihres Kopfes verließ sie das Zimmer. Mit einigen raschen, leisen Schritten stand der Graf vor der Gesellschafterin.

„Wanka, einen Kuß!"

Sie bot ihm lächelnd die vollen, rothen Lippen. Er zog sie fest an sich und küßte sie wiederholt.

„Du bist ein listiger Satan, Wanka! Hast Du noch Muth?"

Ihr Auge blitzte jetzt ganz anders, als es vorher geblickt hatte.

„Muth? Pah! Ist Alles vorbereitet?"

„Alles."

„Und mein Antheil?"

„Wird Dir noch heut ausgezahlt."

„Dann vorwärts! Ich habe für die Alte den Wagen zu bestellen; ich für mein Theil aber verzichte auf einen solchen. Demuth erhöht die Werke der Liebe."

Es war ein höhnisches und zugleich schadenfrohes Lachen, welches ihre schönen Züge entstellte.

„So geh. Ich werde die Dienerschaft beschäftigen, bis der Coup gelungen ist."

Fortsetzung folgt.)

Ein Familien-Drama.

Novelle von Walther Vogel.

(Schluß.)

„„Und," die Stimme des Greises ward weich und unsicher, „kennst Du die Liebe, Knabe — hat es Dich schon durchweht mit jener Zauberkraft der ersten Jugendgluth?" fuhr Edmund in seiner Erzählung zu Melanie und Adolph von Walling fort.

„Er hielt inne — das Auge mit fragendem, fast ängstlichen Ausdruck auf mich geheftet.

„Ja, ich liebe," rief ich mit lauter Stimme, „wahr und innig, mit erster Jugendgluth!"

Der Greis seufzte schmerzlich auf.

„So kann ich Dich nimmer meinen Schüler nennen," sagte er mit dumpfer Stimme, „denn wer nur der Kunst, der göttlichen, leben will, muß selbst der irdischen Liebe entsagen lernen."

Allerlei.

Räthsel.

Zwei Schwestern, einst zugleich geboren,
Sind sich an Stoff und Farbe gleich,
Sie haben gleichen Dienst erkoren
In der Berufe weitem Reich.

Doch wie verschieden ist ihr Streben!
Die Eine nennt sich Oberin,
Genuß und Hochmuth ist ihr Leben,
Stolz schaut sie auf die Andre hin.

Demüthig liegt die ihr zu Füßen,
Demüthig harrend spät und früh;
Doch von dem Fetten und dem Süßen
Giebt's Tröpfchen, Brödchen nur für sie.

Die Erste schwelgt in heißen Gluthen,
In jeglichem Arom und Schaum;
Nur wenn die Wogen übersluthen,
Denkt sie der Schwester wie im Traum.

Auffordernd stemmt sie in die Seite
In keckem Uebermuth den Arm,
Und stellt sich wie ein Held zum Streite.
Die Nied're schaut es voller Harm.

Man ehrt sie gar mit einer Krone,
Wenn man ihr Köstliches vertraut;
Da steht sie, stolz wie auf dem Trone,
Wohl eine schöne Königsbraut.

Doch kommt der Hochmuth leicht zu Falle,
Es bricht der Arm, die Krone fällt,
Ja in dem täglichen Kravalle
Wird gar die Heldin selbst zerschellt.

Die Schwester ist von festrer Dauer,
Sie wandert ganz allein nun fort,
Und nach der ersten tiefen Trauer
Wagt sie nun auch ein eignes Wort.

Sie nimmt und träget, deckt und speiset
Und wirkt im Dienst der Menschheit treu;
Wenn sie auch die Verlass'ne heißet,
Zur Geltung kommt sie jetzt auf's Neu.

Doch fühlt sie immer sich alleine,
Wie sehr sie auch gesucht mag sein,
Mir scheint es, daß sie still beweine
Das schöne, stolze Schwesterlein.

Charade.

„Himmel, bist die Erste du,
Wend' ich aufwärts meine Blicke,
Aufwärts, und vergess' im Nu,
Daß ich an der Zweiten stricke;
Mit der Frauen ganzer Richtung
Möcht ich brechen eine Lanze,
Glänzen nur im Reich der Dichtung!"
Minna sprach's — und ward das Ganze.

Interessantes.

Mittel gegen die Verheerung der Motten.

Die Straßburger Naturalhändler besaßen seit dreißig Jahren das Geheimmittel, Pelz und Federn vor den allgemein verhaßten Motten zu schützen. Das Mittel ist höchst billig, probat und der menschlichen Gesundheit ganz unschädlich. Es besteht in pulverisirtem, weißem Eisenvitriol. Man wende dieses Mittel an, indem man bei Pelzwerk das Pulver zwischen die Haare auf den Grund der Haut und bei Federn dazwischen streut. Der Eisenvitriol muß jedoch etwas getrocknet werden, damit er leichter zu pulverisiren ist. Bei Roßhaaren in Canapées, in Stühlen, bei wollenen Waaren leistet es gleiche Dienste.

Mittel gegen den Kornwurm.

Der unversöhnlichste und thätigste Feind, den der Kornwurm hat, ist die große Waldameise. Man fange daher in einem dichten Sack einen der großen Ameisenhaufen, wie er sich im Kieferwalde befindet, ein, schüttele denselben auf den Kornboden aus, wo der Kornwurm sich eingenistet hat, und in kurzer Zeit werden die Würmer sammt Brut vernichtet sein; ist dies erfolgt, so zieht die Ameise wieder ab, da selbige sich bekanntlich nicht in Gebäuden aufhält.

Auflösung des Arithmogriph in № 41.

Calicut — Hude — Raab — Irade — Semmering — Thermometer — Orange — Pommern — Hobarton — Canigou — Oper — Lamb — Udo — Mais — Brockhaus — Ukerewe — Sydow — — Christoph Columbus — Wessobrunner Gebet.

Auflösung des Räthsels in № 41.

Loch.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Hermine Walde, Berlin, Ida Hauf, Leipzig, Karoline Wünsche, Dresden, Frau Pauline Eberstein, Magdeburg, Emilie Franke, Zellerfeld, und den Herren W. Majdewicz, O. Löffler, Ernst Kühne, Dresden, Franz Meier, Berlin und Otto Wagner in Brandenburg.

Briefkasten.

Herrn C. O. W. Lehrer in Dresden. Ihr interessantes und allerdings etwas schwieriges Arithmogriph wurde eigenthümlicher Weise nur von Damen gelöst. Haben Ihre Schülerinnen sich an die Nuß gewagt, welcher wir gern den erforderlichen Raum vergönnten?

Stereotypendruck von Hermann Oeser in Neusalza.

№ 48. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Sam Fire-gun trat unter eine Laterne und zeigte dem Fischer ein Stück Waschgold, welches er aus der Tasche gezogen hatte.

„Alle Teufel, Master, das Stück ist ja seine fünf Dollars unter Brüdern werth."

„Richtig! Und Ihr sollt es haben, wenn Ihr mir sagt, was Ihr verschweigen sollt."

„Ist's wahr?"

„Gewiß. Also, wen habt Ihr gefahren?"

„Gebt erst das Stück her!"

„Hier ist's! Also, wen habt Ihr gefahren?"

„Zwei Männer."

„Ah! Wie waren sie gekleidet? Jäger?"

„Nein. Mehr wie Seeleute, ganz neues Habit."

„Auch möglich. Wie sahen sie aus?"

Der Schiffer gab eine Beschreibung, welche ganz auf Latour und Letrier paßte, für den Fall, daß Beide ihr Aeußeres verbessert hatten.

„Wo wollten sie hin?"

„Da hinaus, in die Nähe des „l'Horrible", der dort auf den Ankern reitet."

„Des „l'Horrible"?" Sam Fire-gun wurde aufmerksamer. „Was sprachen sie unter sich?"

„Konnte es nicht verstehen!"

„Warum?"

„Sie frugen mich, ob ich gelernt habe, französisch zu reden, und als ich nein sagte, parlirten sie ein Mischmasch, daß mir davon die Ohren klangen."

„Sie sinds! Wo stiegen sie aus?"

„Draußen im Wasser."

„Unmöglich."

„Grad so und nicht anders. Sie sagten, sie gehörten zum Schiff und wären ein Wenig durchgekniffen, um sich zu Lande einen Spaß zu machen. Nun wollten sie ihre Rückkehr nicht merken lassen und sind deshalb bis an Bord geschwommen."

„Und vorher mußtet Ihr ihnen versprechen —"

„Bis einige Stunden Nichts davon zu erzählen."

Ehe Fire-gun eine weitere Frage thun konnte, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

„Mein Bruder komme mit mir!"

Winneton war's. Er führte ihn einige Schritte abseits und frug dann:

„Wie heißt das große Canoe, welches da drüben im Wasser liegt?"

„„l'Horrible"."

„Und wie heißt das Canoe, auf welchem der Weiße, der sich Sander nannte, Häuptling gewesen ist?"

„„l'Horrible". Es ist ganz dasselbe."

„Wird der Weiße nicht hinausrudern, um sein Canoe wieder zu besitzen?"

Sam Fire-gun stutzte.

„Wie kommt denn mein rother Bruder auf diesen Gedanken?"

„Winnetou lag da draußen vor den Hütten der Bleichgesichter an der Erde und erwartete seine Freunde, die noch immer nicht gekommen sind; da sah er viele weiße Männer am Wasser, die in ihre Canoe's stiegen und den Namen nannten, den mein Freund jetzt ausgesprochen hat."

„Hat mein Bruder Alles gehört, was sie sprachen?"

„Sie wollten auf das große Canoe und die Männer desselben tödten, weil der schwarze Häuptling kommen werde."

„Der schwarze Capitain?"

„Mein Bruder sagt das Wort; es ist zu schwer für die Zunge des Apachen."

„Und sie sind hinaus auf das Wasser?"

„Ja. Sie hatten Messer und Beile im Gürtel."

Sam Fire-gun überlegte.

„Mein Bruder gehe zurück an seinen Posten; die Jäger müssen kommen, noch ehe der Morgen hereinbricht."

Der Apache folgte der Weisung. Auch der Schiffer hatte sich mit seinem Nugget entfernt, und so blieb der Colonel allein zurück.

Sollte wirklich etwas Ungewöhnliches auf dem „l'Horrible" vorgehen? Winnetou hatte sich jedenfalls nicht geirrt; aber wenn das Schiff wirklich überfallen werden sollte, wie konnten diese Leute von der Ankunft des verfolgten Latour so genau unterrichtet sein?

Während er noch sann, ertönten draußen auf der Rhede drei Schüsse nacheinander, und trotz der späten Stunde belebte sich der Quai innerhalb kurzer Zeit mit einer ganz beträchtlichen Menschenmenge, welche begierig war, die Ursache der Alarmschüsse zu erfahren. Die Dunkelheit gestattete nicht, die im Hafen und auf der Rhede liegenden Schiffe zu unterscheiden, aber die Beweglichkeit der auf ihnen herumgetragenen Laternen war ein sichres Zeichen, daß irgend etwas Unerwartetes geschehen sei.

Ein von sechs Rudern bemanntes und von einem Midshipman befehligtes Kriegsboot landete ganz in der Nähe des Jägers. Ein zufällig sich am Lande befindender Steuermann, dem er Rede und Antwort zu stehen verpflichtet war, trat auf ihn zu.

„Was giebts da draußen, Sir?"

„Der „l'Horrible" sticht mit vollen Segeln in See."

„Nun, was isis weiter?"

„Was weiter? Seine sämmtlichen Offiziere befinden sich am Lande; es ist jedenfalls irgend ein Schurkenstreich geschehen und ich habe Ordre, sie sofort zu benachrichtigen."

„Wer hat die Schüsse abgefeuert?"

„Wir, auf dem Panzermonitor. Unser Capitain ist bei den Herren vom „l'Horrible". Good night, Sir!"

Er eilte davon.

Sam Fire-gun folgte ihm unwillkürlich und gelangte so an das von der Frau de Boulettre bewohnte Haus. Auch hier herrschte eine ganz bedeutende Aufregung. Die Herrin war seit längerer Zeit spurlos verschwunden und fast sämmtliche Gäste lagen betäubt und besinnungslos im Salon, in Folge eines in den Wein gemischten Giftes, wie die schleunigst herbeigeholten Aerzte aussagten. Mit der Frau de Boulettre war eine werthvolle Sammlung von Seekarten und nautischen Instrumenten verschwunden.

Dies Alles hörte der Trapper erzählen. Aerzte, Polizisten und Seeleute flogen aus und ein, und ein riesiges Gedränge war vor dem Hause entstanden. Jetzt befand er sich selbst in Aufregung. Er konnte sich nicht erklären, in welcher Verbindung Latour mit dieser Frau de Boulettre stehe, aber daß der Erstere mit Hülfe der Letzteren den „l'Horrible" entführt habe, wurde ihm zur unumstößlichen Gewißheit, obgleich es ihm unmöglich war, die Einzelheiten klar zu durchschauen.

Sollte er die Beobachtung des Apachen der Polizei mittheilen? Das hätte zu Vernehmungen und Weitläufigkeiten geführt, die seinem Zwecke nur schaden konnten. Es gab nur einen einzigen schnellen und sichern Weg, den die Polizei jedenfalls ganz von selbst einschlug: Der „l'Horrible" mußte verfolgt werden. Sam Fire-gun beschloß, dies auch auf seine eigne Faust zu thun. Dazu gehörte aber vor allen Dingen Geld zur Miethe eines Schnelldampfers, und um dies zu bekommen, mußte er das Eintreffen seiner zurückgebliebenen Leute abwarten, welche den sämmtlichen im Hide-spot verborgen gewesenen Goldreichthum mit sich führten. Seine Aufgabe am Quai hatte sich erledigt; er konnte zu Winnetou zurückkehren und sah sich gezwungen, seine Ungeduld zu bemeistern.

Ohne ein Wort der Erklärung nahm er draußen vor der Stadt neben dem Apachen Platz. Dieser wickelte sich in seine Decke, schloß die Augen und war bald in Schlaf versunken. Sam Fire-gun aber wachte. Der Gedanke, daß sein ärgster Feind, der Mörder seines Bruders, sich auf der See vielleicht in Sicherheit befinde, während er selbst, der ihm durch die weite Savanne Schritt für Schritt und unter unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen bis hierher gefolgt war, an das Land gebannt blieb und ihn sich entwischen lassen mußte, folterte ihn, sodaß er sich ruhelos im Grase wälzte und die Minuten zählte, die ihn noch von den Seinigen trennten.

Die Habe, welche sie mit sich führten, hatte sie aufgehalten und darum war er mit dem Apachen ihnen vorausgeeilt, um die Verfolgten nicht aus den Augen zu verlieren. Nach seiner Berechnung konnten sie am Morgen eintreffen, und so erwartete er mit fieberhafter Ungeduld den Anbruch des Tages.

Die Sterne kehren sich nicht an die Wünsche des Menschenherzens; sie gehen ruhig ihren ihnen seit Jahrmillionen vorgeschriebenen Lauf; aber endlich gehen sie doch unter und das siegreiche Licht des Tages wirft seine Strahlenfluth über

die weite Erde hin. Der Morgen war da. Sam Fire-gun beneidete den Apachen um seinen festen, ruhigen Schlaf und überlegte eben, ob es Zeit sei, ihn zu wecken, als Winnetou plötzlich ganz von selbst in die Höhe sprang, mit munteren, scharfen Augen um sich blickte und dann sich wieder lauschend auf die Erde legte. Dann richtete er sich wieder empor.

„Mein Bruder lege sein Ohr an den Boden!"

Der Trapper that es und vernahm ein allerdings kaum zu empfindendes Geräusch, welches sich der Stadt näherte. Der Sohn der Savanne hatte es sogar im Schlafe gemerkt. Winnetou horchte nochmals.

„Es nahen Reiter auf müden Pferden. Vernimmt mein Bruder das Wiehern eines Thieres? Es ist das böse Pferd des fremden Mannes, der auf dem großen Wasser gefahren ist."

Er meinte mit dieser Umschreibung den Dakotatraber, welchen der Steuermann Peter Polter ritt. Sam Fire-gun wunderte sich nicht über den außerordentlichen Scharfsinn des Indianers; er war Aehnliches und noch Erstaunlicheres längst von ihm gewohnt. Er sprang erwartungsvoll von der Erde auf und beobachtete die Ecke eines Gesträuches, welches die Nahenden noch verbarg.

Nach einiger Zeit kamen sie zum Vorschein. Es war Treskow mit dem Neffen des Colonels. Hinter ihm ritt der Steuermann, welcher wie gewöhnlich außerordentlich viel mit seinem Pferde zu schaffen hatte. Dann kamen die Jäger, Dik Hammerdull, Pitt Holbers, Bill Potter und einige Andre. Jeder von ihnen hatte ein oder mehrere Pferde oder Maulthiere, welche schwer beladen zu sein schienen, am Leitzügel.

„Seht Ihr das Nest da vorn?" rief Peter Polter. „Ich glaube, es ist endlich dieses San Franzisko, welches ich von hier aus nicht kenne, weil ich es nur von der See aus gesehen habe."

„Ob wir es sehen oder nicht, das bleibt sich gleich," meinte Hammerdull; „aber, Pitt Holbers, altes Coon, was meinst denn Du dazu?"

„Wenn Du denkst, daß es Franzisko ist, Dik, so habe ich nichts dagegen," antwortete dieser in seiner gewohnten Weise. „Als uns dort am Wasser die Rothen überrumpelten und in ihr Lager schleppten, hätte ich nicht gedacht, daß ich diese Gegend einmal zu sehen bekäme."

„Ja, alte Segelstange," bemerkte der Steuermann, „wenn damals Peter Polter aus Langendorf nicht gewesen wäre, so hätten sie Euch die Haut heruntergeschunden und Ihr lägt jetzt ohne Fell in Abrahams Schooß. Doch, schaut einmal da nach Luv hinüber! Ich lasse mich kielholen und dann mit Theer und Werg kalfatern, wenn das nicht der Colonel ist und —"

„Und Winnetou, der Apache," fiel Treskow ein, sein Pferd zu rascherem Laufe antreibend, so daß er bald neben den beiden Genannten hielt.

„Gott sei Dank, daß Ihr endlich kommt!" rief Sam Fire-gun. „Wir haben auf Euch gewartet, wie der Büffel auf den Regen."

„Es ging nicht schneller, Onkel," antwortete Wasserstein. „Wir sind die ganze Nacht geritten. Sieh unsre armen Thiere an; sie können kaum noch stehen."

„Wie ists, Colonel," frug der Polizist; „habt Ihr sie erreicht?"

„Nur einen Augenblick kamen wir zu spät. Sie sind entwischt."

„Entwischt?" Ein Zug unmuthiger Enttäuschung glitt über das geistvolle und jetzt tief gebräunte Gesicht des jungen Mannes. „Wann, wie und wohin?"

Sam Fire-gun erzählte das Geschehene. Ein ärgerlicher Fluch entfuhr den Lippen der Trapper.

„Wart Ihr auf der Polizei?"

„Nein; das hätte uns nur Zeit geraubt."

„Ganz richtig. Es giebt nur einen Weg. Wir miethen sofort einen guten Dampfer und gehen hinter ihnen her."

„Das war auch meine Ansicht, und darum erwartete ich Euch mit Ungeduld. Wir sind ja nicht im Besitz von couranter Münze und müssen schleunigst unser Gold umsetzen."

„Wird nicht viel helfen!" meinte der Steuermann, im höchsten Grade verdrießlich.

„Warum?"

„Ich mag keinen Dampfer; diese Art von Fahrzeugen sind die miserabelsten, die es giebt. Ein guter Segler findet stets Wind, so eine Rauchschaluppe aber braucht Kohlen und findet sie nicht überall. Dann liegt man vor Anker oder gar faul auf offener See und kann weder vor noch rückwärts gehen."

„So laden wir ein hinreichendes Quantum."

„Mit Verlaub, Colonel, ein guter Jäger seid Ihr, das muß man sagen, aber zum Seemann taugt Ihr Nichts. Erst müssen wir den Dampfer haben, und es fragt sich, ob gleich so ein Ding zur Hand liegt. Und, paßt auf, diese Yankee's handeln und feilschen einen Tag lang mit Euch, ehe Ihr das Fahrzeug bekommt."

„Ich gebe, was man verlangt."

„Meinetwegen! Dann wird Proviant, Munition und Kohle geladen, um eine lange Fahrt aushalten zu können. Das Schiff wird endlich besichtigt, ob es seetüchtig ist, und darüber vergehen Stunden und Tage, so daß der „l'Horrible" das Cap doublirt, ehe wir nur zum Auslaufen kommen. Der Teufel hole ihn!"

Die Andern schwiegen. Sie mußten sich gestehen, daß die Worte des braven Seemannes nur zu wohl begründet seien.

„Ich kann das Gesagte wohl kaum bezweifeln," meinte Treskow endlich, „aber hier halten und das Meer anguken, das führt zu Nichts. Jedenfalls hat er schon genug Verfolger auf der Ferse, das ist ein Trost für uns. Und nach müssen wir auf jeden Fall."

„Aber wohin?"

Die Uebrigen sahen den Steuermann fragend an.

„Das ist nicht so leicht gesagt," entschied dieser. „War

der „l'Horrible" gut mit Proviant versehen, so haben sie jedenfalls die Route nach Japan oder Australien eingeschlagen. Dahinzu ist die See frei und ein Entkommen leicht. War er aber schlecht verproviantirt, so sind sie nach dem Süden, um sich an irgend einem Orte der Westküste mit dem Nöthigen zu versehen."

Die Wahrheit dieser Ansicht leuchtete Allen ein.

„So werden wir die darauf bezügliche Erkundigung einziehen. Vorwärts!" ermunterte Treskow.

Er ritt mit Sam Fire-gun voran.

„Kennt Ihr ein Haus, welches Nuggets kauft, Colonel?"

Dieser nickte.

„Bellhourst und Compagnie. Habe schon früher mit diesen Leuten zu thun gehabt, die mich wohl noch kennen werden."

„Ist's weit zu ihnen?"

„Nein. Ihre Office liegt an unserm Wege nach dem Hafen."

Sie erreichten das Gebäude. Der Colonel stieg ab und trat hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück. Die ganze Gesellschaft verließ die Pferde und brachte den Goldvorrath, welcher ein bedeutender war, in das Comtoir. Er wurde untersucht und gewogen, und bald befand sich Sam Fire-gun im Besitze einer Summe, welche einen wahren Reichthum repräsentirte.

„Das wäre abgemacht," meinte er. „Nun soll zunächst ein Jeder das ihm gehörige Antheil erhalten!"

Da trat Hammerdull hervor.

„Ob wir ihn erhalten oder nicht, das bleibt sich gleich, Colonel; aber was soll ich mit den alten Papieren thun? Ich brauche sie nicht, Ihr aber habt sie jetzt nöthig. Pitt Holbers, altes Coon, was meinst Du dazu?"

„Wenn Du denkst, Dick, daß wir dem Colonel die Wische lassen, so habe ich Nichts dagegen; ich mag sie nicht. Eine fette Bärentatze oder ein Stück saftige Büffellende ist mir lieber. Dir nicht auch, Bill Potter?"

„Bin einverstanden," nickte dieser. „Ich esse kein Papier und mein Pferd auch nicht, hihihihi. Der Colonel wird es uns schon wiedergeben, wenn er es nicht mehr braucht."

„Ich danke Euch für Euer aufopferndes Vertrauen," antwortete der Genannte; „doch weiß man ja nicht, wie sich die Verhältnisse gestalten werden. Ich zahle Euch aus, was Ihr zu bekommen habt; mir bleibt mehr als genug übrig. Brauche ich dennoch mehr, so seid Ihr ja immer noch da, wenigstens einige von Euch, denn Allen werde ich nicht zumuthen, mir auf die See zu folgen."

„Ob Ihr es uns zumuthet oder nicht, das bleibt sich gleich, Colonel, ich gehe mit!"

„Ich auch!" fiel Holbers ein.

„Und ich!" rief der kleine Potter.

„Und ich — und ich!" schlossen sich die Uebrigen an.

„Das wird sich ja entscheiden," drängte Sam Fire-gun die treuen Leute zurück. „Jetzt laßt uns zunächst theilen!"

Gleich noch im Comtoir erhielt ein Jeder das ihm Gehörige; dann verließen sie das Haus, stiegen wieder auf und ritten dem Hafen zu.

Außer den hier vor Anker liegenden Segelschiffen waren nur einige schwerfällige Schlepp- oder Güterdampfer zu sehen. Alle leichter gebauten Steamer hatten den Hafen verlassen, um die von den anwesenden Kriegsfahrzeugen auf den „l'Horrible" unternommene Jagd ein Stück weit zu verfolgen. Von den Letzteren war nur das Panzerschiff zurückgeblieben, dessen Befehlshaber sich noch immer betäubt am Lande befand.

Es war der rührigen Polizei bereits gelungen, einiges Licht in das Dunkel des nächtlichen Ereignisses zu bringen. Ein Bewohner des Parterre jenes Hauses, dessen erste Etage die Frau de Boulettre inne hatte, war zufälliger Weise im Garten gewesen, als drei Männer mit einem Koffer denselben passirt hatten. Auch der Kutscher war ermittelt worden, welcher die Drei bis vor die Stadt gefahren hatte. Der Besitzer der am Weitesten abgelegenen Schifferhütte hatte sich freiwillig gemeldet, um auszusagen, daß in voriger Nacht mehrere Kähne in seiner Nähe gehalten hätten. Er hatte sie beobachtet und gegen vierzig Männer einsteigen sehen, deren Anführer, von noch Zweien begleitet, mit einem Koffer eingetroffen war und auf den Zuruf der ausgestellten Wache mit „der schwarze Capitain" geantwortet hatte. Der Schiffer oder Fischer war natürlich vorsichtig genug gewesen, seine Anwesenheit nicht kund zu geben.

Diese Aussagen, verbunden mit der allgemeinen Sage, daß der Segelmeister des schwarzen Capitains ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit gewesen sei, und endlich verschiedene in der Wohnung der Frau de Boulettre vorgefundene Papiere und sonstige Anzeichen gestatteten einen beinahe sichern Einblick in den Zusammenhang des erst so undurchsichtigen Ereignisses. Dies Alles erfuhren die Jäger von der am Quai auf- und abwogenden Menschenmenge, die sich über die Nachricht, daß der einst so furchtbare Seeräuber mitten aus einem sichern und außerordentlich belebten Hafen ein wohlbesetztes Kriegsfahrzeug geraubt habe, in außerordentlicher Aufregung befand.

Der Steuermann musterte die anwesenden Schiffe.

„Nun?" frug der Colonel ungeduldig.

„Keins, was für uns paßt; lauter Salztonnen und Heringsfässer, die in zehn Monaten kaum zwei Knoten zurücklegen. Und da draußen —"

Er hielt inne. Jedenfalls hatte er sagen wollen, daß da draußen auf der Rhede auch kein passendes Fahrzeug zu bemerken sei, aber sein scharfes Auge mußte bei dem Blicke, den er hinauswarf, auf Etwas gefallen sein, was ihm die begonnene Rede abschnitt.

„Da draußen — — was ist da draußen?"

„Hm, ich will nicht Peter Potter heißen, wenn ganz da hinten nicht ein kleiner, weißer Punkt zu sehen ist, der nichts Andres als ein Segel sein kann."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Sibirien.

Von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

Wanka ging in ihr Zimmer, zog sich zum Ausgehen an und verließ in demselben Augenblicke das Haus, an welchem die Gräfin in den Wagen stieg. Einige Zeit lang die Straße verfolgend, bog sie sodann in ein schmales Seitengäßchen ein, welches hinter den Gärten dahinführte. Bald gelangte sie an ein kleines Pförtchen, welches sie passirte und hinter sich verschloß. Sie befand sich im Garten des gräflichen Hauses.

„Wanka!" flüsterte es neben ihr im Busche.

„Iwan!"

Er trat hervor, faßte sie bei der Hand und zog sie, immer gedeckt von den Zweigen, fort bis an die Kellerthür. Er öffnete diese mit dem Nachschlüssel und zog sie durch Keller, Flur und über die Treppe, bis wieder in ihr Zimmer zurück, welches sie unbemerkt erreichten. Hier öffnete er das Paquet, welches er unter dem Arme mitgebracht hatte. Es enthielt eine Perrücke, Locken, eine falsche Nase und verschiedene Büchsen und Schächtelchen.

„Schnell, setze Dich. Wir haben nur noch zehn Minuten Frist."

Sie nahm auf einem Stuhle Platz, und unter seinen kunstfertigen Händen hatte sie sich bald in eine alte Dame verwandelt, welche bei einigermaßen schwacher Beleuchtung recht gut für die Gräfin gehalten werden konnte.

„Nun das Kleid."

Sie eilten in das Boudoir der Gräfin. Wanka legte ein seidenes Kleid derselben an und Iwan warf sich in eine Livree, welche sein Packet noch enthalten hatte. Dann stellte er sich an das Fenster, um durch die feinen Gardinen die Straße zu beobachten.

„Bisher ging Alles ganz vortrefflich," meinte das Mädchen. „Die Hauptsache ist, daß der Graf die Domestiken beschäftigt."

„Trage um ihn nur keine Sorge. Es ist ja in seinem eigenen Interesse, daß er sein Möglichstes thut."

„Und das gnädige Fräulein? Wenn sie uns überrascht!"

„Auch daran habe ich gedacht; aber sie ist unschädlich. Der Deutsche ist bei ihr."

„Wirklich?"

„Ich sah ihn kommen."

„Dann werden sie so in die Zärtlichkeiten vertieft sein, daß sie für nichts mehr Augen und Ohren besitzen. Aber schau, da kommt der Juwelier. Rasch an die Thür, Iwan, daß er nicht klingelt!"

Leise, kaum hörbare Schritte ließen sich einige Augenblicke später auf dem mit einem dicken Tepiche belegten Vorsaale bemerken. Der Diener trat in das Vorzimmer, hinter ihm ein Herr, welcher einen kleinen Miniaturkoffer trug.

„Ich werde Sie sofort anmelden!" meinte der Erstere, indem er im Sprechzimmer verschwand.

Als er zurückkehrte, winkte er dem Juwelier zum Eintreten. Dieser sah sich der Gräfin gegenüber. Mit einer tiefen Verbeugung trat er auf sie zu.

„Gnädige Frau hatten heut die Güte, durch Dero Diener mir ein Billet zu handen zu stellen, in welchem — —"

„In welchem ich Sie ersuchte," fiel sie ihm strafend, daß er die Unterredung begonnen habe, in das Wort, „mir Einiges von Ihren Vorräthen zur Ansicht zu bringen. Ich bin nämlich in der Lage, Ihnen mittheilen zu können, daß meine Tochter sich in nächster Zeit verheirathen wird, eine dringende Veranlassung für mich, Ihre kunstfertige Hand in Anspruch zu nehmen. Leider verhinderte mich ein kleines Unwohlsein, Sie in Ihrem Atelier aufzusuchen, daher sandte ich Ihnen mein Billet mit dem Wunsche, Sie bei mir zu sehen."

„Dieser Wunsch war mir Befehl. Ich habe das Beste ausgelesen, um es Hoheit vorzulegen."

„So kommen Sie!"

Sie führte ihn in das abgelegene Boudoir. Er merkte nicht, daß der Diener ihm leise durch die sammetnen Portièren folgte, und öffnete das Kofferchen. Kaum aber war dies geschehen, so erhielt er einen Schlag über den Kopf, daß er sofort besinnungslos zu Boden stürzte. Iwan beugte sich über ihn.

„Gut getroffen! Herunter mit der Maske. Dort steht die Waschtoilette!"

Er vertauschte die Livree im Handumdrehen mit seinem vorigen Anzug und half dann Wanka bei dem Reinigen ihres von den verschiedensten Farbestoffen entstellten Gesichtes.

„Nun fort, und zwar schnell. Du mußt zu Deinen Kranken, um nöthigen Falls Dein Alibi beweisen zu können!"

Sie verließen das Haus auf demselben Wege, auf dem sie es betreten hatten.

2.

Ein Deutscher.

Paulowna hatte, von ihrer Morgenpromenade zurückkehrend, die Mutter nur kurz begrüßt. Es hatte sich zwischen den Beiden, die einander doch so innig liebten, seit einiger Zeit eine Art von Entfernung eingeschlichen, welche ihren Grund in der allzu frommen Richtung der Gräfin hatte. Verwandte Herzen stehen einander wenigstens ebenso nahe als das Diesseits und Jenseits, und wer alle seine Bestrebungen hinauf zum Himmel schickt, versäumt sehr leicht seine größten irdischen Pflichten, stößt Diejenigen von

sich, mit denen er in freundlicher und fruchtbarer Wechselbeziehung zu stehen hat und läuft Gefahr, entweder mißverstanden oder ein Spielball stärkerer Charaktere zu werden, welche sich bemühen, die reelle Frömmigkeit für egoistische Zwecke auszubeuten.

Die Differenz war eine größere geworden, seit die jetzige Gesellschafterin das Haus betreten und sich ein Vertrauen bei der Gräfin erworben hatte, welches geradezu unbegrenzt genannt werden mußte. Paulowna fühlte eine unwillkürliche aber unbesiegbare Abneigung gegen das schöne, fromme Mädchen, und je mehr sich die Mutter an dasselbe schloß, desto mehr zog die Tochter sich aus dem Gesellschaftszimmer und von den täglichen religiösen Uebungen zurück.

Auch jetzt hatte sie nur den gewöhnlichen Morgengruß ausgesprochen und sich dann in ihre Apartements zurückgezogen. Hier sollte sie nicht lange in Einsamkeit verbleiben. Das Mädchen trat ein und meldete den Baron von Felsen.

Der Eintretende war ein junger, stattlich gebauter Mann von einnehmendem Aeußeren und gewinnenden Manieren. Er schritt auf Paulowna zu und ergriff ihre Hand, auf welche er seine Lippen drückte.

„Grüß Gott, Comtesse! Darf ich im Vorübergehen einen guten Morgen sagen?"

„Im Vorübergehen? Behandelt man die Freundschaft auf eine so eilige Weise?"

„Dann soll ich wohl gestehen, daß ich nur um dieses Grußes willen auf den Flügeln der Morgenröthe herbeigeeilt bin?"

„Nur die Wahrheit sollen Sie gestehen, Baron. Uebrigens scheinen die Flügel Ihrer Morgenröthe etwas lang zu sein. Es ist zehn Uhr; ich machte bereits einen Spaziergang und — —"

„Und — —"

„Und zwar unter sehr interessanten Umständen."

„Darf man nach diesen Umständen fragen?"

„Der Graf suchte mich im Garten."

„Ah, und er fand Sie?"

„Natürlich. Und dann — —"

„Und dann — —"

„Dann machte er mir den sehr ehrenvollen Vorschlag, Frau Gräfin zu werden."

„Nicht möglich!"

„Nein, möglich nicht blos, sondern wirklich."

Der Baron war aufgesprungen. Er ergriff ihre beiden Hände und blickte ihr mit sichtlicher Spannung in die guten, ehrlichen Augen.

„Was hast Du ihm geantwortet, Paulowna?"

„Rathe einmal!"

„Sage es, bitte, sage es selbst!"

„Ich sagte ihm, allerdings in etwas anderen, höflicheren Worten, daß ich darauf verzichte, die Nachfolgerin Vieler zu werden. Ein Roué wird meine Hand niemals erhalten."

„Nein, niemals; dieses kleine, liebe Händchen ist bestimmt, einen ganz Anderen mit der höchsten Seligkeit zu beglücken."

„Du sprichst sehr bestimmt. Kennst Du ihn vielleicht, diesen Anderen?"

„Bin ich's doch selbst!" jubelte er, sie warm umfassend.

„Wie kühn! Sind alle Deutschen so?"

„Um so köstlichen Preis gewiß. Leider ist diese Kühnheit nicht zureichend, den Himmel zu erstürmen. Dein Held, Paulowna, ist auch zuweilen auf die List angewiesen."

„Wegen der Gesellschafterin?"

„Wegen dieser. Auf meine Erkundigungen sind aus Petersburg heut Briefe eingetroffen, welche ganz übereinstimmend sagen, daß eine ganz ähnliche Person den berüchtigten Iwan Wassalowitsch bei seiner Flucht unterstützt habe und mit ihm verschwunden sei. Ich lasse Sie bewachen. Wer macht heut die Krankenbesuche?"

„Sie wechselt mit Mama zwischen diesen Besuchen und dem Gottesdienste. Mama steigt eben ein; sie fährt zur Kirche. Und — schau," meinte sie, ihn zum Fenster ziehend, „da geht die Gesellschafterin zu ihren Kranken."

„Ich muß Aufklärung haben. Ist sie die Betreffende, so benutzt sie jedenfalls diese Besuche, um ihre sonstigen Verbindungen zu frequentiren. Mein Diener hat sich dort in die Flur jenes Eckhauses postirt; er wird sie beobachten."

Sie blieben am Fenster stehen und bemerkten, daß aus der Thür des angegebenen Hauses ein Mann trat, welcher der Gesellschafterin von Weitem folgte. Nicht lange darauf aber sehen Sie ihn eilig zurückkommen und langsam dann vorüberschreiten. Als er den Baron am Fenster stehen sah, gab er ein leises, für einen Dritten unverständliches Zeichen mit der Hand.

„Ich soll zu ihm kommen, Paulowna. Er hat etwas Wichtiges entdeckt."

Ohne vorher Abschied zu nehmen, entfernte er sich schnell, eilte leisen Schrittes über den Corridor und verließ das Haus, um zu dem Diener zu stoßen.

„Was giebt's, daß Du mich rufst, Feodor?"

„Die Dame ist in eine Seitengasse eingebogen und durch eine kleine Mauerpforte in den Garten der Gräfin zurückgekehrt."

„Ah — dann hat sie etwas Geheimnißvolles vor. Hat sie die Pforte von innen verschlossen?"

„Ja."

„Sie wird das Haus auf demselben Wege wieder verlassen. Komm."

Sie gelangten bald in das Gäßchen und an die Pforte. Die Mauer war nicht hoch. Sie wurde übersprungen, und dann verbargen sich Beide in das dichte Gebüsch des Gartens.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sie etwas Verdächtiges bemerkten. Dann ertönte das Geräusch von sich leise nähernden Schritten. Die Gesellschafterin drang durch das Dickicht, hinter ihr ein junger, schlanker Mensch mit einem Packete unter dem Arme. An der innern Seite der Pforte blieben sie stehen.

„Hast Du Alles?“ frug das Mädchen.

„Alles.“

„Die Juwelen bekommt der Graf noch heut? Er setzt sie leichter in Gold und Noten um, als wir es könnten.“

„Er hat mich auf den Abend bestellt.“

„Aber wenn er uns übervortheilt?“

„Das kann er nicht; ich habe ihn im Sacke. Jetzt aber vorwärts! Du gehst vorerst; ich warte noch einen Augenblick, damit wir nicht beisammen gesehen werden.“

Er öffnete die Pforte, blickte hindurch, ob der Weg frei sei und gab ihr dann einen Wink, zu gehen.

„Morgen mußt Du in die Kirche. Ich werde neben Dir niederknieen und Dir Alles mittheilen. Adieu.“

Sie ging und er folgte ihr in wenigen Sekunden.

Kaum war er um die Ecke verschwunden, so sprangen die beiden Lauscher über die Mauer zurück und folgten ihm.

„Das Mädchen können wir lassen, Feodor; sie ist uns sicher. Ihn aber nehmen wir fest; es ist ein Diebstahl im Hause der Gräfin geschehen.“

Iwan Wessalowitsch schritt langsam die Straße dahin. Zwei Polizisten begegneten ihm; er ging furchtlos an ihnen vorüber und unterließ es auch, sich nach ihnen umzublicken. Der Baron aber hielt sie an.

„Kennen Sie mich, meine Herren?“

„Ich hatte die Ehre, den Herrn Baron bereits einmal in unserm Bureau zu sehen.“

„Gut. Sie haben von Iwan Wessalowitsch gehört?“

„Ah, was soll mit ihm?“

„Wollen Sie ihn fangen?“

„Gleich, sofort! Nur sagen Sie, wo er zu finden ist. Es ist ein Preis auf seinen Kopf gesetzt.“

„Er ist Ihnen soeben begegnet.“

„Nicht möglich! Der Herr Baron irren doch — —“

„Möglich, daß ich mich irre. Jedenfalls aber ist der Mann mit dem Packete unter dem Arme ein Dieb, welcher aus dem Hause der Gräfin von Smirnoff kommt. Ich fordere Sie auf, ihn sofort zu arretiren. Schnell, ehe er entkommt, ich verantworte es!“

Der dringenden Aufforderung eines solchen Mannes mußte unbedingt Folge geleistet werden. Die Polizisten eilten vorwärts und hatten Iwan nach einigen Augenblicken erreicht. Der russische Polizist ist außerordentlich höflich und außerordentlich unbeugsam.

„Wo kommst Du her, mein Brüderchen?“ frug der Eine, dem jungen Menschen die Hand auf die Schulter legend.

„Von da her!“ antwortete der Gefragte, mit ruhiger Miene nach rückwärts winkend.

„Und wo willst Du hin, mein Brüderchen?“

„Dorthin!“ nickte er nach vorwärts.

„Schön, schön, meine Seele. Wir gehen auch mit dorthin!“

„So geht! Ich finde meine Weg allein.“

„Das wissen wir. Aber wir Beide könnten Deinen Weg nicht finden, darum bleiben wir bei Dir. Komm, Brüderchen, komm!“

Iwan warf einen raschen Blick vorwärts und zur Seite und griff dann blitzschnell in die Brusttasche. Ein Schuß krachte — die Ladung ging fehl, denn ein kräftiger Arm hatte von hinten den seinen gepackt, und zu gleicher Zeit fühlte er sich von allen Seiten so fest umschlungen, daß ihm nicht die geringste Bewegung möglich war. Der Baron und Feodor waren unbemerkt herangetreten und hatten im entscheidenden Momente Hülfe gebracht. Der Schuß hatte eine Menge Menschen herbeigelockt. Der Gefangene wurde gefesselt und nach dem Polizeihause abgeführt. Von Felsen begab sich mit seinem Diener ebenfalls dorthin. — — —

Die Kirche war aus. Die Gräfin von Smirnoff kehrte in ihre Wohnung zurück. Die Dienerschaft eilte herbei, um die Gnädige aus dem Wagen zu heben und in ihre Gemächer zu geleiten. Der Hausmeister schritt voran, um die Thüren zu öffnen.

„Ich danke!“ wandte sie sich, im Salon angekommen, wie gewöhnlich an die Leute zurück, um sie zu verabschieden. Dann trat sie in ihr Boudoir. In demselben Augenblicke aber vernahmen die sich zurückziehenden Leute einen lauten Schrei des Erschreckens und stürzten sofort wieder herbei.

Die Gräfin hielt schaudernd die Hände vor das Gesicht: Auf dem Teppich lag ein Mann mit blutendem Kopfe, und in dem Raume herrschte eine Unordnung, welche bewies, daß er der Schauplatz irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses gewesen sei.

„Wer ist der Mensch — was hat er hier gewollt — wie ist er hereingekommen?“ frug die vor Entsetzen zitternde Herrin.

Niemand wußte es, Niemand vermochte, Auskunft zu ertheilen. Der ganzen Gesellschaft hatte sich eine Verwirrung bemächtigt, welche nur durch den raschen Eintritt des Grafen, welchem die Tochter des Hauses folgte, um Etwas gemildert wurde.

„Was geht hier vor — was hat der Lärm zu bedeuten?“ frug er.

Die Gräfin zeigte lautlos auf den betäubt daliegenden Mann.

Der Graf wandte sich an den Hausmeister, welcher ihm die nöthige Auskunft ertheilte.

„Entsetzlich! Hier ist irgend eine That verübt, über welche nur dieser Mann Bericht zu erstatten vermag.“

Er bog sich zu ihm nieder, um ihn zu untersuchen.

„Er lebt. Halt, Wasser, Essig, Essenzen herbei! Man muß ihn zur Besinnung bringen, damit er Aufklärung ertheilt.“

„Mama, ich kenne ihn!“ rief Paulowna, welche schaudernd näher getreten war. „Es ist der Geschäftsführer des Juwelier Obrenowicz.“

„Der — mein Gott, das ist kein Dieb, kein Räuber. Was ist hier vorgegangen?!“

Niemand vermochte zu antworten. Sämmtliche Diener waren auf kurze Zeit bei dem Grafen beschäftigt gewesen,

welcher nachher die junge Comtesse besucht hatte; aber Keiner konnte eine Auskunft auf die ausgesprochene Frage ertheilen.

Endlich schlug der Verwundete unter den sorgfältigen Belebungsversuchen die Augen auf, welche erst ausdruckslos im Zimmer umherstierten und dann nach und nach Leben und Besinnung gewannen.

„Die Gräfin — wo ist sie — — wo sind meine Juwelen?" frug er langsam und mit halblauter Stimme.

Seine Worte waren Allen ein Räthsel, bis er sich weiter erklärte, wobei sich dann herausstellte, daß er das Opfer eines raffinirten Betruges geworden sei.

Jetzt trat die Gesellschafterin ein, welche von ihren Krankenbesuchen zurückkehrte. Die Gräfin eilte sogleich auf sie zu.

„Denke Dir, meine gute Wanka, was während unserer Abwesenheit hier geschehen ist! Eine verwegene Gaunerin hat sich hier eingeschlichen und an meiner Stelle diesen Herrn empfangen, um ihm Juwelen im Werthe von fast einer Million Rubel zu entwenden!"

„Unmöglich!" rief die Angeredete, vor Schreck und Erstaunen die Hände faltend. „Wie könnte der Böse dies fromme Haus zu einer so entsetzlichen That ausersehen!"

„Mein Kind, er geht umher wie ein brüllender Löwe und hat sich selbst durch unsere Gebete nicht abschrecken lassen. Aber der Herr wird die Missethat heimsuchen und unsre schwachen Augen öffnen, damit wir die Thäter finden und entdecken. Man durchsuche das ganze Haus!"

„Halt!" ertönte es da unter der Thür. „Man bleibe, damit keine Spur verwischt werde!"

Es war der Baron von Felsen, welcher eintrat. Ohne den Grafen eines Blickes zu würdigen, schritt er auf die Gräfin zu.

„Was ist geschehen, gnädige Frau?"

„Willkommen, Herr Baron! Sie sind Diplomat, und Ihr Scharfsinn vermag vielleicht Licht in die schwarze Dunkelheit zu bringen."

„Pa —" fiel hier der Graf wegwerfend ein. „Um hier klar sehen zu können, dazu bedarf es keines deutschen Diplomaten. Dieser Mann ist durch ein gefälschtes Billet zur Gräfin bestellt worden, um Juwelen vorzuzeigen. Die Gauner haben sich in Abwesenheit der Dame mit Hülfe von Nachschlüsseln einzuschleichen vermocht und ihm die Kostbarkeiten abgenommen. Der Coup ist mit einer außerordentlichen Frechheit entworfen und ausgeführt worden; das Uebrige aber geht Niemanden Etwas an, sondern ist Sache der Polizei."

„Das ist Ihre Meinung, Graf," erwiderte von Felsen kalt und überlegen. „Die meinige aber lautet anders. Erzählen Sie, mein Herr!"

Der Juwelier wiederholte seinen Bericht und endete mit der Klage:

„Ich bin ruinirt für alle Zeit, wenn die Thäter nicht entdeckt und die Juwelen nicht gerettet werden."

„Beruhigen Sie sich," sagte der Baron. „Vielleicht sind Sie schon heut oder morgen wieder in dem Besitze derselben!"

„Ah—" dehnte der Graf verächtlich, „die deutsche Diplomatie scheint allmächtig zu sein!"

„Das nicht," klang die scharfe Erwiderung, „aber ehrlich und scharfsinnig genug, um sich weder durch Schönheit noch durch Titel und Anmaßung blenden zu lassen. Ich nehme an, daß die Thäter entweder selbst hier im Hause wohnen oder ihre Mitschuldigen hier haben."

„Hahaha," lachte der Graf. „Meinen Sie vielleicht, daß auch ich eine Rolle dabei übernommen habe?"

„Selbst wenn ich dies meinte, Graf, würde doch in Folge Ihrer Stellung jede Anklage von vorn herein erfolglos sein."

„Herr Baron," fiel die Gräfin ein, „ich kenne meine Leute; Niemand von Ihnen ist einer solchen That fähig. Ich pflege mich nur mit gläubigen Seelen zu umgeben, denen selbst die kleinste Sünde ein Greuel ist."

„Meine Gnädige, ich achte und liebe die Frömmigkeit, wenn sie wahr ist und aus dem Herzen kommt; ist sie aber erheuchelt, so wird sie gefährlicher als die größte Gottlosigkeit. Gestatten Sie mir, Sie von einer Schlange zu befreien, welche Sie an Ihrem Busen nährten!"

Er trat zum Schranke und öffnete ihn.

„Eine Diebin hat hier ihre Rolle gespielt und dieses Kleid dabei getragen. Sie sehen, es ist nur in höchster Eile wieder an seinen Platz gehängt worden. Die Gaunerin hat sich mit Hülfe von falschen Haaren u. s. w. der gnädigen Frau ähnlich gemacht, und nun, bitte, bemerken Sie die Spuren davon noch deutlich in diesem erbleichenden Gesichte! Fräulein Wanka, Sie hätten sich sorgfältiger reinigen sollen!"

Ein Schrei drang von Aller Lippen. Der Graf wollte sich auf den Sprecher werfen; die Gräfin hob abwehrend die Arme empor, und die Angeschuldigte trat mit beleidigter Miene einen Schritt zurück, um den Baron ihre Verachtung in das Gesicht zu schleudern; aber Keins von den Dreien kam dazu, seine Absicht zu erreichen, denn in diesem Augenblicke stand ein Polizeikommissär vor der Gesellschafterin und die sämmtlichen Eingänge waren von seinen Untergebenen besetzt.

„Mein schönes Töchterchen," meinte er lächelnd, „dieser Mann hier hat Dir ein paar schöne Armspangen mitgebracht; erlaube, daß ich sie Dir schenke!"

Sie wurde gefesselt. Niemand wagte, zu widerstehen.

„Graf," unterbrach der Baron die Stille der allgemeinen Erstarrung, „ich ließ Iwan Wessalowitsch verhaften, als er mit dieser frommen Dame aus dem Garten schlich. Die Juwelen, die sie bei sich hatten, können nun nicht in Gold und Noten umgesetzt werden, sondern kommen in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurück. Die deutsche Diplomatie hat ganz dieselbe Ansicht wie Comtesse Paulowna: Sie arbeiteten in diesem Hause umsonst!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

№ 49. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Also hier im Hafen finden wir wirklich kein passendes Fahrzeug?" frug Sam Fire-gun.

„Keins. Diese Holztröge schleichen wie die Schnecken und sind selbst für Geld nicht zu haben. Seht Ihr nicht, daß sie ihre Ladung löschen?"

„Und das da draußen?"

„Müssen es ruhig abwarten. Vielleicht geht es vorüber, vielleicht kommt es herein. Macht Euch keine Hoffnung. Auf ein Kriegsschiff kommen dreißig Kauffahrer, und diese Dinger taugen den Teufel zur Verfolgung eines Kapers, selbst wenn der Patron bereit wäre, uns das Fahrzeug zu vermiethen. Der Punkt, daß es in den Grund gebohrt werden kann, wiegt schwer, macht viele Umstände und kostet ungeheures Geld."

„Und dennoch wirds versucht; es ist das Einzige, was uns übrig bleibt. Wie viel Zeit kann vergehen, ehe das Schiff einläuft?"

„Eine Stunde und noch mehr, vielleicht gar zwei oder drei, je nachdem es gebaut ist und befehligt wird."

„So haben wir Zeit. Finden wir ein Fahrzeug, so gehen wir in See; finden wir keins, so müssen wir allerdings das Resultat der Verfolgung ruhig abwarten, ehe wir uns entschließen können über das, was ferner zu thun ist. Wären wir nur zehn Minuten eher eingetroffen, so hätten wir die Hallunken festgehabt. Jetzt laßt uns vor allen Dingen unsre Pferde einstellen und ein Store aufsuchen, um unsre abgerissenen Fetzen mit etwas Besserem zu vertauschen!"

Allerdings sahen sie Alle mehr Strauchdieben als ehrlichen Männern ähnlich. Sie begaben sich in ein Gasthaus, wo sie ihre Thiere versorgten und ihren eigenen Durst und Hunger stillten; dann traten sie in ein Store, wo sie Alles fanden, was ihnen nothwendig war.

Darüber war einige Zeit vergangen, so daß sie nach dem Hafen zurückkehrten, um nach dem Segel auszuschauen, welches vorhin zu sehen gewesen war.

Der Steuermann schritt voran. Als er an eine Stelle gelangte, welche einen reien Blick auf den Hafen und die Rhede bot, blieb er mit einem lauten Ausrufe der Ueberraschung stehen.

„Behold, welch ein Segler! Da schießt er eben in den Hafen herein wie ein — — mille tonnere, sacré bleu, heiliger Schiffsrumpf, ein Klipper mit Schoonertakelage, es ist die „Swallow" die „Swallow", hurrrrrrjeh, juchheisassassa!"

Er schlug vor Freude die sehnigen Hände zusammen.

daß es wie ein Böllerschuß knallte, packte mit dem einen Arme Hammerdull, den Dicken, mit dem andern Pitt Holbers, den Dünnen und tanzte mit ihnen im Kreise herum, daß die Menge aufmerksam wurde und die Gruppe der Jäger neugierig umringte.

„Ob juchheisassassa oder nicht, das bleibt sich gleich," brüllte der sich gegen den unfreiwilligen Tanz sträubende Hammerdull; „laß mich los, Du unsinniges Seeungeheuer. Was haben wir mit Deiner „Swallow" zu schaffen!"

„Was Ihr damit zu schaffen habt? Alles, Alles sage ich," erklärte Peter Polter, die beiden Bedrängten frei gebend. „Die „Swallow" ist ein Kriegsschiff und noch dazu das einzige, welches im Segeln dem „l'Horrible" überlegen ist. Und wer ist sein Kommandeur? Lieutenant Parker, den wir suchen. Ich sage Euch, jetzt können uns die beiden Halunken nicht mehr entgehen; jetzt sind sie unser!"

Die Freude des Steuermannes theilte sich allerdings auch den Andern mit. Es war ja gar kein Irrthum möglich, denn unter dem Spriete des nahenden schmucken Fahrzeuges breitete eine aus Holz geschnitzte blaue Schwalbe ihre spitzen, vergoldeten Flügel aus. Lieutenant Parker mußte ein kühner, außerordentlich gewandter Seemann sein und sich vollständig auf jeden Einzelnen seiner gut geschulten Leute verlassen können, denn er hatte noch nicht ein einziges Reff geschlagen, obgleich er sich schon am Eingange des Hafens befand. Tief auf der Seite liegend, flog das scharf gebaute Fahrzeug unter der schweren Last seiner Segel wie vom Dampf getrieben herbei. Ein leichter Rauch stieg an seinem Vorderkastell empor; die üblichen Salutschüsse ertönten; vom Hafen aus wurde die Antwort. Dann hörte man die laute, klangvolle Stimme des Befehlshabers:

„Mann am Steuer, nach Back fall ab!"

Das Schiff beschrieb einen kurzen, graziösen Bogen.

„Die Reffs, Jungens. Laßt los!"

Die Leinwand ließ den Wind fahren und fiel laut schwappend an die Masten. Das Schiff stieg vorn, dann hinten in die Höhe, legte sich tief auf die andre Seite, stand wieder auf und lag dann ruhig auf den breiten Ringen, welche die hereingebrochene Fluth gegen die mächtigen Quadern des Quai's spülte.

„Hurrah, die „Swallow", hurrah!" klang es aus tausend Kehlen. Man kannte das prächtige Schiff, oder hatte wenigstens von ihm gehört und wußte, daß es die Jagd aufnehmen werde, auf welche sich die Aufmerksamkeit von ganz San Franzisko richtete.

Zwei Männer in Seemannsuniform drängten sich durch die Menge. Sie sahen außerordentlich erregt und angegriffen aus. Der Eine trug die Attribute eines Marinelieutenants, der Andre die Steuermannsabzeichnung.

Ohne erst zu fragen, sprangen sie in ein leeres Boot, lösten es von der Kette, legten die Ruder ein und schossen auf die „Swallow" zu. Der Befehlshaber derselben stand am Regeling und blickte den Nahenden entgegen.

„Ahoi, Lieutenant Jenner, seid Ihr es? Wo habt Ihr den „l'Horrible"?"

„Schnell ein Tau oder das Fallreep, Sir," antwortete dieser; „ich muß zu Euch an Bord!"

Die Treppe fiel nieder; die beiden Männer legten an und stiegen empor.

„Perkins, mein Maate," stellte Jenner seinen Begleiter vor. „Herr, Ihr müßt mir augenblicklich Euer Schiff geben," setzte er athemlos und in höchster Aufregung hinzu.

„Mein Schiff geben? Wieso — warum?"

„Ich muß dem „l'Horrible" nach."

„Ihr müßt — — ich verstehe Euch nicht."

„Er ist mir gestohlen, geraubt, entführt worden."

Parker blickte ihm in das Gesicht, wie man einen Wahnsinnigen beobachtet.

„Ihr treibt sonderbaren Scherz, Lieutenant!"

„Scherz? Der Teufel hole Euern Scherz! Mir ist es nicht wie Spaß. Vergiftet, vom Arzte gequält, von der Polizei gemartert und von der Hafenbehörde conjonirt, ist es Einem nicht wie Fastnacht spielen."

„Ihr sprecht in Räthseln."

„Laßt Euch erzählen!"

Mit fürchterlicher Wuth, die ihm die Glieder erbeben machte, trug er das Geschehene vor; er befand sich in einer Verfassung, die ihn zu der blutigsten That befähigt hätte, und schloß mit der Wiederholung:

„Wie gesagt, Ihr müßt mir Euer Schiff geben!"

„Das ist nicht möglich, Sir."

„Was, nicht möglich," rief Jenner mit funkelnden Augen. „Warum?"

„Die „Swallow" ist mir, dem Lieutenant Parker anvertraut; ich kann sie nur auf höhern Befehl einem Andern überlassen."

„Das ist schändlich, das ist feig, das ist —"

„Herr Lieutenant— —!"

Jenner fuhr bei dem drohenden Klange dieser Stimme zurück. Er gab sich Mühe, seine Erregung zu bemeistern. Parker fuhr in ruhigerem Tone fort:

„Ich will die Beleidigung als ungeschehen betrachten; der Zorn überlegt nicht, was er spricht. Ihr kennt die Gesetze und die Instruction ebenso gut wie ich und wißt ganz genau, daß ich daß Commando meines Schiffes aus eigner Macht Niemandem anvertrauen darf. Doch will ich Euch beruhigen. Ich werde die Verfolgung des „l'Horrible" schleunigst aufnehmen. Wollt Ihr mich begleiten?"

„Ob ich will? Ich muß ja mit, und wenn es durch tausend Höllen geht!"

„Gut! War der „l'Horrible" wohl verproviantirt?"

„Auf höchstens noch eine Woche."

„So ist ihm nichts Andres übrig geblieben, als Acapulco anzulaufen; schon Guayaquil oder gar Lima kann er unmöglich erreichen."

„So werden wir ihn bald haben. Ihr habt ja mir selbst den Beweis geliefert, daß die „Swallow" dem „l'Horrible" überlegen ist. Zieht die Anker wieder auf, Sir, vorwärts, fort, fort!"

„Nicht so hastig, Kamerad! Allzuviel Eile ist oft schlim-

mer als allzu langsam sein. Zunächst habe ich hier einige Geschäfte zu erledigen."

„Geschäfte? Mein Gott, wer kann in solcher Lage an Geschäfte denken! Wir müssen augenblicklich in See stechen."

„Nein, ich muß augenblicklich an das Land, um meine Instructionen in Einklang mit unserer Aufgabe zu bringen. Sodann habe ich nicht den nöthigen Proviant; auch Wasser und Munition fehlt; ein Dampfer muß besorgt werden, der mich gegen die Fluth aus dem Hafen bugsirt und — — wie viel Kanonen hat der „l'Horrible"?"

„Acht auf jeder Seite, zwei im Stern und eine Drehpasse vorn."

„So ist er mir im Gefecht überlegen. — Forster!"

„Ay, Sir!" antwortete, näher tretend, der Steuermann, dem von seinem bisherigen Platze aus kein Wort der Unterredung entgangen war.

„Ich gehe zur Meldung an Land und werde bis auf das Quai besorgen, was wir brauchen. Schickt einen Mann dort nach dem Schlepper; er scheint Zeit zu haben und soll sich in einer Stunde vor uns legen. Länger werde ich nicht abwesend sein."

„Well, Sir!"

„Fällt Euch vielleicht Etwas ein, was nöthig wäre?"

„Wüßte nicht, Capt'n. Weiß ganz genau, daß Ihr selbst an Alles denkt!"

Parker wollte sich jetzt wieder an Jenner wenden, als einer der Leute meldete:

„Ein Boot am Fallreep, Sir!"

„Was für eins?"

„Civil, acht Personen, auch ein Indianer dabei, wie es scheint."

Der Lieutenant trat an den Regeling und blickte hinab.

„Was solls, Leute?"

Treskow erhob sich. Er kannte das Mittel, sich und seinen Begleitern sofort Zutritt am Deck zu verschaffen.

„Angelegenheit aus Wildauen; hängt mit dem „l'Horrible" zusammen!"

Bei diesen deutsch gesprochenen Worten blitzte es über das Angesicht des Offiziers wie ein freudiger Schreck.

„Herauf, Alle!"

Jenner und Perkins traten zurück. Die acht Personen waren der Colonel und sein Neffe, der Steuermann, Treskow, Holbers, Hammerdull, Potter und Winnetou. Die Andern hatten sich durch das Versprechen auf ein wahrscheinliches Wiedersehen bestimmen lassen, unter Uebernahme der Thiere dieser Acht zurückzubleiben. Treskow war der Erste, welcher an Bord stieg. Er trat nahe an Parker heran und stellte sich halblaut in deutscher Sprache vor:

„Polizeilieutenant Richard von Treskow, Prinz."

Parker trat zurück. Schreck und Freude stritten sich in seinen Zügen.

„Ah — ich erkannte Dich — Entschuldigung — ich erkannte Sie nicht sofort; es sind Jahre vergangen, seit wir uns sahen. Welcher Angelegenheit habe — —"

„Eine freundliche, nur freundliche. Zunächst tausend Grüße von Sr. Durchlaucht, dem Herrn Vater."

„Danke, danke; Sie machen mich glücklich!"

Er hatte den Argwohn', zu welchem er als Flüchtling dem deutschen Polizisten gegenüber sehr wohl berechtigt war, überwunden. Der Bruder der einstigen Geliebten konnte ihn unmöglich verrathen.

„Ich muß kurz sein; die Umstände drängen. Ich befinde mich in den Staaten, um den wirklichen Mörder Wallersteins zu entdecken; ich habe ihn."

Mit einem raschen Griffe hatte Parker seinen Arm erfaßt.

„Sie sind — Sie wollen — Sie haben — —?"

Er befand sich jetzt in einer Aufregung, die nicht geringer war als diejenige des Lieutenant Jenner vorhin.

„Ich habe ihn," wiederholte Treskow. „Es ist der schwarze Capitain, welcher heut Nacht den „l'Horrible" entführt hat."

Parker ließ einen beinahe unartikulirten Schrei hören. Die Mittheilung Treskows kam ihm so überraschend, so überwältigend, daß er sich an den Kopf griff, um sich von dem Dasein desselben zu überzeugen. Der umsichtige Polizist, welcher mit einem raschen Blicke das Deck überschaute, brachte ihn schnell zur Fassung zurück.

„Ich und diese Leute haben ihn durch den ganzen Westen bis nach San Franzisco gejagt. Er kam nur kurze Zeit vor uns an und benutzte den „l'Horrible", sich uns zu entziehen. Ich sehe, daß Sie bereits Vorbereitung treffen, den Hafen wieder zu verlassen und bitte Sie in unser Aller Namen, Sie begleiten zu dürfen."

„Wer sind diese Männer?"

„Der Sohn und Bruder Wallersteins, der Bruder von Heinz, dem Diener Ihres Herrn Vaters, dann noch —"

„Gut, gut, das genügt! Herr von Treskow, Ihre Gegenwart engagirt alle Kräfte meines Geistes und Herzens und fällt in einen Augenblick, an welchem mich die Pflicht vollständig und ganz außerordentlich in Anspruch nimmt. Auch ohne die von Ihnen ausgesprochene Bitte giebt es keinen andern Weg, beiden Richtungen gerecht zu werden, als daß Sie die „Swallow" als Ihre augenblickliche Heimath betrachten. Ich eile an das Land und bin in höchstens einer Stunde zurück, um Ihnen dann trotz des Dienstes oder wenigstens neben demselben zur Verfügung zu stehen."

Er wandte sich an Jenner.

„Ich gehe von Bord, Lieutenant; doch, keine Sorge, in einer Stunde lichten wir die Anker!"

„Nehmt mich mit, Lieutenant," bat dieser. „Ich kann Euch bei Euren Besorgungen unterstützen und würde hier vor Ungeduld vergehen!"

„So kommt!"

Beide stiegen in dasselbe Boot, welches Jenner zum Schiff gebracht hatte und ruderten dem Lande zu. Sie

waren kaum von dem Fahrzeuge abgestoßen, als sich auf demselben eine possierlich rührende Scene abspielte.

Peter Polter war vor- und auf den Maate zugetreten.

„Forster, John Forster, alter Swalker, ich glaube gar, Du bist Maate geworden!"

Der Angeredete sah dem schwarzgebrannten und jetzt vollbärtigen Mann verwundert in die Augen.

„John Forster—? Alter Swalker—? Du—? Der nennt mich Du und weiß meinen Namen, obgleich ich ihn nicht kenne. Wer bist Du, he?"

„Heigh-day, kennt der Kerl seinen alten Steuermann nicht mehr, von dem er doch so manchen guten Hieb auf die Nase bekommen hat und — was der Teufel!"

Er trat auf Perkins zu, den er erst jetzt von Angesicht zu sehen bekam.

„Da ist ja auch Master Perkins, oder wie der Mann hieß, den ich damals in Hoboken auf der „Swallow" herumgeführt habe, und der mich dann zum Lohn dafür bei Mutter Thick fast unter den Tisch getrunken hat!"

Auch dieser sah ihn staunend an. Es war kein Wunder, daß sie ihn nicht erkannten. Die ganze Schiffsmannschaft stand um die Gruppe, und Peter fuhr voll Freude von Einem zum Andern.

„Da ist der Plowis, der Miller, der Oldstone, der krumme Baldings, der — —"

„Steuermann Polter!" rief da Einer, der es endlich herausgebracht hatte, wer der riesenhafte Fremde sei.

„Polter — Polter, — Hurrah, Peter Polter — juch, in die Höhe mit dem alten Kerl, hoch, hoch, hurrah!"

So rief, schrie und brüllte es durcheinander; sechzig Arme streckten sich aus; er wurde gefaßt und emporgehoben.

„Hol—la, hol—la, hol—la," begann Einer mit kräftiger Baßstimme; „hol—la, hol—la," fielen die Andern im Marschtakte ein; der Zug setzte sich in Bewegung und „hol—la, hol—la" wurde der beliebte Mann mehrere Male rund um das Deck getragen.

Er fluchte, wetterte und schimpfte; er bat, ihn doch herabzulassen, es half Nichts, bis endlich der Maate sich unter herzlichem Lachen in das Mittel legte und ihm zum freien Gebrauche seiner Arme und Beine verhalf.

„Steig herab vom Throne, Peter Polter, und komm vor nach dem Castel. Du mußt erzählen, wo Du herumgesegelt bist, Du alter Haifisch Du!"

„Ja, ja, ich will, ich will ja erzählen; so gebt mich doch nur endlich frei, Ihr verteufelten Jungens!" rief er und schlug mit den gewaltigen Armen um sich, daß die Leute wie schwache Kinder zur Seite flogen.

Unter lautem Lachen und Jubeln ward er von der lustigen Rotte Korah, Dathan und Abiram nach dem Vorderdeck gestoßen, geschoben und gezogen und mußte dort wohl oder übel wenigstens in kurzen Umrissen seine Erlebnisse zum Besten geben.

Dabei wurde natürlich der Dienst nicht im Geringsten versäumt. Der Maate erfüllte den ihm gewordenen Auftrag, und die für die laufenden Arbeiten nöthigen Männer sonderten sich von der fröhlichen Gruppe ab, obgleich sie gern bei dem fröhlichen „Tau" gewesen wären, welches Polter abzuwickeln hatte.

Die Jäger waren stille Zeugen dieser Scene gewesen. Sie gönnten dem braven Seemann, den Alle liebgewonnen hatten, diesen Triumph und machten es sich auf dem Deck so bequem, wie es die ihnen ungewohnten Umstände und Verhältnisse gestatteten.

Der Indianer war noch nie auf einem Schiffe gewesen. Er hatte sich auf die Büchse gestützt und ließ sein Auge langsam und gleichgültig über die ihm fremde Umgebung gleiten. Aber wer ihn kannte, der wußte, daß diese Gleichgültigkeit ein tiefes Interesse verbergen sollte, dem selbst der kleinste Gegenstand nicht entgehen konnte.

Es war noch nicht die Hälfte der anberaumten Stunde vergangen, so wurden drüben am Quai die Proviant- und Munitionsvorräthe aufgestapelt, welche der Lieutenant bestellt hatte. Sie wurden in Booten abgeholt und an Bord gewunden. Als Parker zurückkehrte, war man mit dieser Arbeit fertig und der Dampfer rauschte auch bereits heran, um die „Swallow" in das Schlepptau zu nehmen.

Jetzt war Capitain und Mannschaft vollständig in Anspruch genommen, doch als die hohe Rhede erreicht war, der Dampfer sich verabschiedet hatte und die Segel gehißt und gestellt worden waren, konnte man sich einer ungestörteren Unterhaltung hingeben.

Was die beiden Lieutenants mit einander zu besprechen hatten, war schon während ihrer Abwesenheit vom Schiffe erledigt worden. Jetzt rief Parker Treslow zu sich und schritt mit ihm zur Kajüte. Lange, lange währte es, da wurden auch der Colonel und sein Neffe gerufen. Als die Vier wieder an Deck stiegen, lag eine Rührung, ein Ernst auf ihren Zügen, aus denen sich deutlich erkennen ließ, daß die Unterredung die tiefsten Saiten ihres Innern berührt habe.

Parker trat zum Steuer, an welchem Peter Polter neben Forster stand.

„Ihr seid Peter Polter?"

„Peter Polter aus Langendorf, Capt'n," salutirte der Gefragte in strammer, dienstlicher Haltung. „Hochbootsmannsmaat auf Ihrer englischen Majestät Kriegsschiffe Nelson, dann Steuermann auf dem Vereinigten Staaten Klipper „Swallow" —"

„Und jetzt Steuermann per honneur auf demselben Schiffe," fügte der Lieutenant hinzu.

„Capt'n!" rief Polter erfreut und schickte sich an, eine Dankesrede zu halten, der Commandeur aber winkte abwehrend ihm zu.

„Schon gut, Steuermann, Ihr habt mir nicht zu danken; ich bin Euch mehr schuldig, als Ihr meint und thue blos meine Pflicht. Was meint Ihr zu dem Cours, den der „l'Horrible" eingeschlagen haben wird?"

(Fortsetzung folgt.)

Nach Sibirien.

Von Emma Pollmer.

(Fortsetzung.)

3.

Ueberlistet.

Der Oberst, Graf von Milanow saß in einem Zimmer seines Palais zu Petersburg und beschäftigte sich sehr angelegentlich damit, den Rauch seiner duftenden Cigarre in wohlgeformten Ringeln gegen die Decke zu blasen. Er schien sehr guter Laune zu sein, wie seine aufgeheiterte Miene bewies, und diese fröhliche Stimmung wurde erhöht, als sich leise die Thür öffnete, um einem Wesen Eintritt zu gestatten, wie es liebreizender und verführerischer wohl kaum gedacht werden konnte. Das leichte, durchsichtige Gewand ließ die herrlichen Formen mehr erblicken als errathen, und die Weise, wie das schöne Wesen sich in seine Arme schmiegte, hätte wohl auch einen Anderen, als er war, nicht kalt gelassen.

„Wanka, Du wirst von Tag zu Tag reizender!"

„Und Du von Tag zu Tag liebenswürdiger."

„Kann man Dir gegenüber anders sein?"

„Schmeichler!"

„Engel!"

„Geh'! Zu diesem heiligen Stande fehlt mir die Begabung!"

„Nicht doch! Du hast die nöthigen Talente bei der alten Smirnoff wundervoll entfaltet."

„Doch nur, um mich dann als Teufel oder Drache zu entpuppen. Wie schade, daß der Streich mißlang — die herrlichen Juwelen —!"

„Die Hunderttausende, die sie an Werth besaßen! Ich hätte mit ihnen meinen Gläubigern den Mund gestopft."

„Und mir wäre die armselige Haft erspart geblieben, an die ich lebenslang gedenken werde."

„Und die Verbannung nach Sibiren."

„Pah! Der Günstling eines Zaaren ist allmächtig."

„Inwiefern, Du holde Zuversicht?"

„Ich bekam ein Pulver in mein Gefängniß geschickt und — nahm es ein. Ich mußte darauf schlafen, fest und lange, und als ich erwachte, war ich bei Dir. Aber sag, ist Iwan auch frei?"

„Ja."

„Und wo befindet er sich?"

„Im Auslande für immer."

„Welches Aufsehen muß unsere Befreiung erregt haben?"

„Keines. Die Behörde weiß es nicht anders, als daß Ihr nach Sibirien transportirt und unterwegs entsprungen seid."

„Könnten wir doch diesen impertinenten Deutschen mit seiner schmachtenden Paulowna an unserer Stelle dorthin schicken!"

„Meinst Du —?" dehnte der Graf mit einer Miene, über welche ein mephistopholisches Lächeln zuckte.

„Ja, wenn es möglich wäre."

„Sagtest Du nicht soeben, der Günstling eines Zaaren sei allmächtig?"

„Das soll heißen?"

„Unsere Wünsche begegnen sich wie immer, so auch hier."

„Ah —!"

„Du kennst meine Verhältnisse. Die Gräfin Smirnoff ist gestorben, man sagt, in Folge der Aufregung, in welche sie damals durch die Enttäuschung über Deine Frömmigkeit versetzt wurde. Dieser Baron Felsen hat Paulowna geheirathet, natürlich mit ihrem ganzen, unermeßlichen Vermögen. Begegnete ihnen etwas Menschliches, so — gehörte die Grafschaft mir."

„Folglich?"

„Was, folglich?"

„Nun, war Deine Rede nicht ein Vordersatz?"

„Vielleicht."

„So bin ich begierig, den Nachsatz zu hören."

„Kannst Du ihn Dir nicht denken?"

„Seine Art und Weise wohl, nicht aber seinen Inhalt."

„Wolltest Du die Beiden nicht nach Sibirien schicken?"

„Mit Vergnügen. Aber wie?"

„Durch ein Verwechselung."

„Ah, das ist originell! Aber mit wem?"

„Mit — rathe einmal."

„Ich rathe es nicht. Mit —?"

„Mit Iwan und Dir."

„Mensch, Du bist entweder ein Teufel oder ein großes Genie."

„Keines von Beiden, aber ich muß diesem Deutschen beweisen, daß seine Diplomatie sich mit der russischen Klugheit nicht zu messen vermag."

„Aber man wird, man muß die Verwechslung entdecken!"

„Gewiß, aber zu spät. Es ist noch Winter; sie halten die fürchterliche Anstrengung nicht aus, sie sterben, sie — pah, ich bin der Erbe und werde die Sache also schon zu arrangiren wissen!"

„Es gehört sehr viel Muth und noch mehr Klugheit dazu."

„Ich versichere Dir, daß keins von Beiden fehlt. Uebrigens hast Du diesen Gedanken nicht etwa in mir erweckt; er war schon längst vorhanden, und seine Ausführung ist schon so weit vorbereitet, daß ich nur noch auf den geeigneten Zeitpunkt warte."

„Wann wird dies sein?"

„Wenn der Baron nach Taschka reist."

„Was ist Taschka."

„Eines seiner Güter. Es liegt jenseits der Dwina und liegt mitten in den herrlichsten Forsten. Er war noch nicht da, und ich weiß aus sicherer Quelle, daß er in Begleitung seiner Frau, vielleicht schon in wenigen Tagen, hingehen wird, um einige große Jagden abzuhalten."

„Jetzt begreife ich. Nur deshalb hat es geheißen, daß wir auf der Flucht nach Sibirien entsprungen seien."

„Dein Scharfsinn bringt Dich auf die richtige Spur. Einen kaiserlichen Erlaß zu erhalten ist mir leicht, und selbst wenn das nicht wäre, so kann ich stets zu den Blanquets des kaiserlichen Sekretariats."

„Wäre ich doch auch der Günstling irgend eines hohen Herrn!"

„Bist Du es denn nicht schon?" frug er, mit ihrem aufgelösten Haare spielend.

„Wohl der Deinige?"

„Ich denke."

„Dann ist mir wohl auch nichts unmöglich?"

„Blos das, was absolut unmöglich ist."

„Darf ich eine Probe machen?"

Er nickte zustimmend.

„Wo wird die Verwechslung stattfinden?"

„An der Dwina."

„Welche Freude, den Spaß mit ansehen zu können!"

„Deine Bitte ist Dir gewährt. Ich hätte mir auch ohne sie die Genugthuung nicht versagt, sie im Schlitten der Verbannten zu sehen und ihnen zu zeigen, wem sie es zu verdanken haben. Der dortige Gouverneur ist mir zu Dank evrpflichtet; meine Wünsche sind für ihn Befehl." —

Es war einige Wochen später, als über die unwegsame, hartgefrorene und beschneiete Fläche eines der raschen russischen Dreigespanne den Niederungen der Waga, eines Nebenflusses der Dwina zusaußte.

In dem Innern des Schlittens saß ein Herr und eine junge Dame, beide vorsorglich in kostbare Pelze eingehüllt.

„Ho — hü, mein Liebchen, mein Täubchen, schnell, mein Engel, immer rascher, Du Abgott meiner Seele — lauf, mein Schätzchen," so feuerte der bärtige Kutscher nach der Art aller sarmatischen Pferdelenker in zärtlichen Ausdrücken seine Thiere zur Eile an.

Es wurde in rasendem Laufe Strecke um Strecke zurückgelegt, bis in der Ferne ein dunkler Gegenstand aus der weißen, schimmernden Schneefläche tauchte, der sich beim Näherkommen als eine Fährhütte erwies.

Sie stand an dem Ufer der Waga.

Der Herr des Schlittens ließ vor ihr halten. Der Fährmann eilte herbei.

„Ist das Eis fest genug?"

„So fest wie Eisen, Herr."

„Weißt Du es gewiß?"

„Gewiß, Väterchen. Erst gestern ist eine vornehme Herrschaft hinüber, und heut ist die Kälte größer."

„Wer war diese Herrschaft?"

„Ein Herr und ein Weibchen. Der Kutscher stieg ab und holte heißen Thee von meinem Feuer. Der Herr ist Oberst und heißt Graf Milanow."

Der Frager stutzte.

„Hast Du den Namen recht gehört?"

„Genau, mein Väterchen."

„Wie weit ist's bis zur Dwina?"

„Wenn die Pferde aushalten, ist vor Nacht noch Schloß Dwianka erreicht."

„Dahin will ich."

„Der Oberst auch."

„Ah —!"

Er warf einen nachdenklichen Blick auf die neben ihm sitzende Dame.

„Hat er selbst es Dir gesagt?"

„Nein, der Kutscher."

„Gut, ich danke. Hier hast Du Etwas zum Thee!"

Er warf ihm ein Geldstück zu und gab dann das Zeichen, die Fahrt fortzusetzen.

„Was sagst Du zu der Reise des Obersten, Paulowna?"

„Zufall, oder nicht?"

„Vielleicht. Hm—! Der Gouverneur ist auf Dwianka anwesend, wie ich hörte. Wir sahen uns in Paris und dann in London; wir waren Freunde pour passer le temps, aber ich weiß nicht, ob er sich meiner noch erinnern wird. Ich wollte ihn aufsuchen und fahre auf keinen Fall vorüber, selbst wenn der Oberst bei ihm ist. Die Nacht ist da und der Wald voll Wölfe; wir müssen bei ihm absteigen."

Er legte sich in die Kissen zurück und schwieg. Die Begegnung mit Milanow schien ihn doch mehr zu beschäftigen, als er merken lassen wollte.

Die Aussage des Fährmannes erwies sich als Wahrheit. Noch war die Nacht nicht vollständig hereingebrochen, so erhoben sich vor den Reisenden die dunklen Mauern von Schloß Dwianka. Der Schlitten lenkte durch das breite, offene Thor in den geräumigen Hof ein und hielt vor dem Portale, zu welchem einige Stufen emporführten. Ein graubärtiger Beamter kam herbei.

„Dieses Schloß gehört den Grafen Sorgeneff?"

„So ist es, Herr."

„Ist der Graf zugegen?"

„Ja."

„Melde uns!"

Er zog aus der Tasche ein Portefeuille, entnahm demselben eine Karte und reichte sie dem Manne. Dieser klatschte einige Male laut in die Hände und sofort eilten mehrere Diener, welche bisher unsichtbar gewesen waren, herbei, um der Herrschaft aus dem Schlitten zu helfen.

Der Kutscher lenkte den Letzteren in eine Wagenremise, ließ sich für seine Pferde einen Stall anweisen, versorgte sie und begab sich dann nach der Bedientenstube. Hier verneigte er sich vor dem in einer Ecke hängenden Bilde eines Schutzheiligen, grüßte die Anwesenden und nahm an einem der schmalen, kleinen Fenster Platz.

Ganz gegen die Gewohnheit der redseligen Großrussen hatte man kaum einige kurze Worte für ihn: er mußte sich Essen und Trinken selbst fordern und ging endlich verdrießlich wieder dem Stalle zu, um nach seinen Pferden zu sehen. Ueberrascht blieb er unter der Thür stehen. Der Schein der Laterne war auf ein bekanntes Gesicht gefallen.

„George, ist's möglich — Du hier?"

„Theodor, also wirklich, ich habe Dich sofort erkannt, wenn Du auch diesen verteufelten russischen Bart trägst. Ich wußte schon seit einer Woche, daß der Baron von Felsen kommen werde. Ich muß Dich sprechen, aus alter Freundschaft, aber im Verborgenen."

Er löschte die Laterne aus und zog ihn hinter einige Strohbündel.

Nach einiger Zeit trat Theodor, der seinen Herrn gegenwärtig als Kutscher begleitete, in den Hof hinaus, schritt die Treppe empor und begab sich in die Gemächer, welche dem Baron mit seiner Gemahlin angewiesen waren. Beide waren mit ihrer Toilette zum Souper beschäftigt.

„Herr Baron!"

„Nun?"

„Der Oberst ist da."

„Ich weiß es, obgleich Graf Sorgeneff es verheimlichen will."

„Der Graf hat von dem Obersten vor acht Tagen diese Zeilen erhalten."

Er überreichte, ihn auseinander faltend, einen Brief. Der Baron las ihn und konnte ein plötzliches Erbleichen nicht verbergen.

„Wer gab Dir diese Zeilen?"

„George, der Leibdiener des Grafen Sorgeneff. Wir haben uns lieb von Paris und London her; er hat ihn seinem Herrn entwendet, um uns zu warnen."

„Um Gotteswillen, was ist es?" frug die Baronin ängstlich."

„Nichts als eine neue Schlechtigkeit von Seiten des Obersten. Du weißt, daß die beiden Verbrecher Iwan und Wanka auf der Flucht nach Sibirien entsprungen sind. Wir sollen mit ihnen identisch erklärt und jenseits der Dwina festgenommen werden, um nach Nertschinsk zu gehen. Der Befehl, zwei Personen, die mit einem auf Baron und Baronin von Felsen lautenden Paß reisen, sofort festzunehmen und schleunigst unter Abschließung von allem Verkehr über den Ural zu transportiren, ist vom Zaaren unterzeichnet und von dem Obersten dem Grafen eigenhändig übergeben worden. Dieser ist Gouverneur und hat das jenseitige Ufer besetzen lassen. Darum also that er, als erkenne er mich nicht; darum verhielt er sich so außerordentlich zurückhaltend, daß er sich kaum die Mühe gab, uns zum Abendbrote einzuladen. Eine so verrätherische Gastfreundschaft kann nur ein Russe üben!"

„Giebt es keine Rettung?" frug die Baronin, zitternd vor Angst.

„George meinte," fiel Feodor oder Theodor, wie sein deutscher Name lautete, ein, „es sei das Beste, sofort wieder anzuspannen und heimlich aber schleunigst zurückzukehren. Ein Glück, daß uns die Freundschaft dieses braven Menschen noch zur rechten Zeit warnt!"

„Hm — ja — doch —" besann sich der Baron — „ha, wie, wenn ich ihn in die eigene Grube stürzte? Wird dieser Georg einmal unbemerkt zu mir kommen können?"

„Ich werde sehen!"

Feodor entfernte sich und brachte nach kurzer Zeit den Verlangten herbeigeführt.

„Sie sind ein Franzose?" frug diesen der Baron.

„Ja. Der Graf Sorgeneff engagirte mich in Paris. Aber ich hasse diese Russen."

„Warum bleiben Sie bei ihm?"

„Mein Gehalt ist gut, und in einem russischen Hauswesen kann man sich leicht ein Sümmchen zurücklegen. Ich möchte mich bald zur Ruhe setzen."

„Ah so! Wollen Sie sich diese Tausendrubelnote verdienen?"

„Tausend Rubel? Gern, sofort! Aber wodurch?

„Reist der Oberst allein? Ich hörte, eine Dame sei bei ihm. Der Fährmann an der Waga berichtete mich so."

„Es ist eine Dame bei ihm, ob Gemahlin oder Schwester oder — ich weiß es nicht."

„Gemahlin jedenfalls nicht, aber es befördert meinen Zweck. Hier ist mein Paß. Er lautet auf Baron und Baronin von Felsen. Wenn Sie ihn mit dem Passe des Obersten umzutauschen vermögen, gehört die Note Ihnen."

Der Diener besann sich. Ein schadenfrohes Lächeln glitt über seine intelligenten Züge.

„Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Baron. Der Verräther soll an Ihrer Stelle nach Sibirien gehen. Verdient hat er es, und es soll mir, auch abgesehen von der Note, eine Befriedigung gewähren, ihn mit seinem eigenen Schmutze zu waschen. Vertrauen Sie mir den Paß an. Sie gehen jetzt zur Tafel, die nicht lange währen wird, denn später wird für den Obersten gedeckt. Während er da aus seinem Zimmer abwesend ist, werde ich sehen, was zu machen ist."

„Schön. Ich werde mir nicht das geringste Mißtrauen merken lassen. Jetzt gehen Sie. Man könnte Sie leicht vermissen!"

Georg und Feodor traten ab.

„Du spielst ein gefährlich Spiel," meinte Paulowna besorgt.

„Nicht gefährlicher als das seine. Ich durchschaue ihn. Nicht nach Sibirien, sondern in den Tod will er uns schicken, damit Dein Erbe seine Schulden decke. Er soll in die Schlinge gehen, die er mir stellt, und der Gouverneur — pah, das wird sich finden!"

Sie beendeten ihre Toilette und standen eben im Begriff, sich nach dem Speisesaal zu begeben, als Feodor wieder eintrat.

„Herr Baron, eine außerordentliche Neuigkeit!"

„Welche?"

„Ich war neugierig, den Obersten, der sich verbirgt, zu sehen. Georg führte mich in ein Zimmer, welches von dem-

jenigen des Obersten nur durch eine Thür getrennt ist. Ich hörte leise sprechen und blickte durch das Schlüsselloch. Rathen Sie, wen ich sah!"

„Nun?"

„Wanka, die Gesellschafterin."

„Nicht möglich; Du hast Dich geirrt!"

„Keineswegs; sie war es sicher und gewiß. Ich hörte später sogar auch ihre Stimme."

„Das wäre ja ganz außerordentlich!" meinte Paulowna.

„Dem Obersten ist Alles zuzutrauen," wendete der Baron ein. „Er war unbedingt der Mitschuldige der beiden Gauner, wie mir das Gespräch derselben an der Gartenpforte bewies. Er vermag viel und — kann sie gerettet haben. Iwan ist verschwunden; Wanka ist schön; sie dient ihm als Zeitvertreib, bis — bis sie ihm lästig wird. Und das Gerücht von dem Entspringen auf der Reise nach Sibirien wurde ausgestreut, um seinen jetzigen Coup einzuleiten. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, daß Du Dich nicht geirrt hast, Feodor. Aber dann ist der Oberst verloren. Seine Reise geht durch Taschka, wo ich Gerichtsherr bin; ich eile ihm voraus und werde seine und die Identität der Gaunerin feststellen. Der Kaiser soll den ganzen sauberen Plan erfahren!"

Er reichte Paulowna den Arm, um sie zum Souper zu führen. Nur der Wirth war bei demselben anwesend. Es ging sehr einsilbig zu, und die Speisen wurden kaum berührt. Der Baron versicherte, daß er und viel mehr seine Gemahlin sehr ermüdet sei und erhob sich, gute Nacht wünschend.

In ihre Zimmer zurückgekehrt, legte sich die Baronin zur Ruhe; von Felsen aber löschte sein Licht aus und harrte im Dunkeln auf Georg. Es vergingen einige Stunden, ehe dieser kam.

„Herr Baron, es ist gelungen!"

„Wirklich?"

„Ja. Der Oberst hatte die Brieftasche mit den Papieren in der Tasche seines Pelzes. Hier ist sein Paß, an dessen Stelle sich der Ihrige befindet!"

Der Baron brannte das Licht an, um sich von der Aechtheit des Documentes zu überzeugen.

„Es ist richtig, hier haben Sie die Note."

„Danke! Noch Eins. Acht Uhr Morgens ist es noch finster. Sieben ein halb Uhr wird der Oberst abreisen, um Ihnen drüben zu begegnen, wenn Sie sich im Transportschlitten befinden."

„Ah, er will auf mich warten und sich an meinem muthmaßlichen Grimme weiden. Ihrer Hülfe habe ich es zu verdanken, daß es anders kommt. Wann werden Sie Ihren Dienst verlassen?"

„Wahrscheinlich schon im Frühjahre."

„Sollten Sie irgend welcher Hülfe bedürfen, so sprechen Sie in Petersburg bei mir vor. Gute Nacht!"

„Werde nicht verfehlen. Gute Nacht!" — — —

Noch ruhte am andern Morgen tiefe Dunkelheit auf der Umgebung des Schlosses, als ein Schlitten leise aus dem Thore desselben gelenkt wurde. In seinem Innern saß der Oberst mit Wanka.

Im Walde angekommen, welcher sich bis zur Dwina zog, hieb der Kutscher auf die Pferde ein, die sich sofort in den ihnen geläufigen gestreckten Galopp setzten.

„Endlich, endlich sind wir der Genugthuung nahe!" meinte der Oberst.

Wanka schwieg, aber ihre Freude über die nun sicher gelingende Rache war eine nicht geringere als die seinige.

Der Schnee leuchtete; der Morgen dämmerte herein. Es war vollständig hell, als der Schlitten das Ufer des Flusses erreichte. An dem jenseitigen waren mehrere in regelmäßigen Intervallen aufgestellte Posten zu sehen, welche sich bei dem Anblicke des Schlittens an einem diesem grad gegenüber liegenden Punkte vereinigten.

„Fahr zu. Das Eis hält!" gebot der Oberst.

Der Schlitten ging im Trabe über den Fluß. Auf der jenseitigen Höhe angekommen, gewahrte der Oberst ein zweites Geschirr, welches in der Nähe unter den Bäumen hielt.

„Halt!" gebot der Anführer der Kossaken.

Der Kutscher gehorchte dem Rufe.

„Den Paß!"

Der Oberst zog die Brieftasche hervor, nahm den Paß heraus und reichte ihn hin. Der Offizier warf einen Blick hinein.

„Aussteigen!"

„Wieso?"

„Aussteigen!"

„Wieso, frage ich?"

„Aussteigen, sage ich!"

„Oho, den Grund will ich wissen!"

Der Offizier langte ruhig nach seinem Sattel, um den Kantschu loszumachen.

„Aussteigen, sonst helfe ich nach!"

„Was soll die Knute? Fort mit ihr, und zwar augenblicklich! Der Oberst, Graf von Milanow könnte Euch sonst schlecht verstehen!"

„Oberst—? Graf Milanow? Ist das Ihr Paß?"

„Ja."

„Wirklich?"

„Zum Teufel, ja."

„Schön! Hier steht Baron von Felsen nebst Gemahlin. Heraus aus dem Schlitten! Ich bin Hetman und weiß, was ich zu thun habe."

Er hielt dem Obersten den Paß vor das Gesicht. Dieser las die Namen; ein fürchterlicher Schlag durchzuckte seinen Körper, und ehe er sich nur auf Gegenwehr besinnen konnte, war er seiner Waffen beraubt, mit seiner Begleiterin aus dem Schitten gerissen und zu dem andern geschleppt, welcher mit ihnen und unter zahlreicher Bedeckung davonsauste. — — —

(Schluß folgt.)

Frohe Stunden.

Nr. 50. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

Peter Polter merkte recht gut, daß der Lieutenant diese Frage nur aussprach, um seine seemännische Umsicht einer kleinen Prüfung zu unterwerfen. Er fühlte sich vollständig in seinem Elemente und antwortete daher kurz, wie es sich einem Offizier gegenüber schickt:

„Wegen Mangel an Proviant nach Acapulco."

„Werden wir ihn bis dahin erreichen?"

„Ja, der Wind ist günstig, und wir segeln mehr Knoten als er."

„Wollt Ihr Euch mit Forster in das Steuer theilen?"

„Gern."

„So seht gut nach Kompaß und Karte, damit wir strickte Richtung haben!"

Er wollte sich abwenden, wurde aber durch eine ganz unerwartete Frage Peters davon abgehalten:

„Nach Acapulco oder Guayaquil, Sir?"

„Warum Guayaquil?"

„Um ihn zu überholen und von vorn zu nehmen. Er ist uns dann sicherer, weil er die Verfolger nur hinter sich vermuthen kann."

Parkers Augen blitzten auf.

„Steuermann, Ihr seid kein übler Maate. Ihr habt Recht und ich werde Euch ohne Zögern folgen, obgleich er auf den Gedanken kommen kann, von Acapulco aus uns auf der Sandwich-Route zu entgehen."

„So müssen wir zwischen dem Süd- und Westcours kreuzen, bis wir ihn haben."

„Richtig. Legt zwei Strich nach West hinüber, Forster. Ich werde alle Tücher hissen. Meine Instruction lautet ungesäumt nach New-York zurück, und der Handel mit dem „l'Horrible" kann blos als kurzes Intermezzo gelten."

Er sprach das so gelassen, als sei der Weg um Kap Horn bis New-York und die Wegnahme eines Piraten eine ganz alltägliche Kleinigkeit. Dann trat er zu der Gruppe der Jäger, welchen er sein Willkommen aussprach und dann ihre Plätze anweisen ließ. Der Indianer schien ihn sehr zu interessiren.

„Hat Winnetou nicht Sehnsucht nach der Heimath der Apachen?" frug er ihn.

„Die Heimath des Apachen ist der Kampf," lautete die stolze Antwort.

„Der Kampf zur See ist schlimmer, als der Streit zu Lande."

„Der Häuptling des großen Canoe wird Winnetou nicht zittern sehen!"

Parker nickte; er wußte, daß der Indianer die Wahrheit gesprochen habe.

Die Aufregung, welche der Tag mit sich gebracht hatte, legte sich allmählich, und das Leben am Bord kam gar bald wieder in das gewöhnliche, ruhige Gleis. Tag verging um Tag; einer glich so vollständig dem andern, daß die an die unbeschränkte Freiheit der Prairie gewöhnten Jäger nach und nach an der Langeweile zu leiden begannen.

Die Breite von Acapulco lag schon seit gestern hinter ihnen und Parker befahl, herumzulegen, um beide Course, nach Guayaquil und den Sandwichsinseln im Auge behalten zu können.

Eine sehr stramme Prise hatte sich erhoben und die Sonne sank zwischen kleinen, aber dunklen Wölkchen im Westen.

„Werden morgen eine ganze Handvoll Wind haben, Capt'n," meinte Peter Polter zu Parker, als dieser auf einem Spaziergange über das Deck am Steuer vorbeikam.

„Wäre gut für uns, wenn uns dabei der Kaper in die Hände liefe. Er vermag im Sturm nicht zu manövriren wie wir."

„Segel in Sicht!" ertönte es da vom Mastkorb herab, wo Einer auf dem Ausguk saß.

„Wo?"

„Nordost bei Nord."

Im Nu war der Lieutenant oben und nahm dem Manne das Glas aus der Hand, um das gemeldete Segel zu beobachten. Dann kletterte er in sichtbarer Hast herab und trat auf das Quarterdeck, wo Jenner ihn erwartete.

„Hand an die Brassen!" ertönte sein Befehl.

„Was ists?" frug Jenner.

„Ist nicht genau zu sehen, jedenfalls aber ein Dreimastenschiff wie der „l'Horrible". Wir sind kleiner und unter dem Blendstrahle der Sonne; er hat uns also noch nicht gesehen. Ich werde die Segel tauschen."

„Wie?"

Parker lächelte.

„Eine kleine Einrichtung, die ganz geeignet ist, Einen auf größere Entfernung hin unsichtbar zu machen. Hinauf zu den Raaen!"

Wie die Katzen waren die wohlgeschulten Matrosen sofort oben.

„Weg mit Klüver-, Stangen- und Vorstangensegel. Reefft und beschlagt."

Im Nu wurde das Kommando ausgeführt. Das Schiff lief nun mit halber Geschwindigkeit.

„Das schwarze Tuch. Gebt Acht!"

Einige dunkle Segel wurden auf dem Deck parat gehalten.

„Tauscht um das Haupt-, Fock- und Bugsegel!"

In wenigen Minuten befand sich dunkle Leinwand an Stelle der lichten. Die „Swallow" war jetzt für das nahende Schiff unsichtbar.

„Maate, leg um nach Südwest bei Süd!"

Die „Swallow" ging jetzt langsam vor dem andern Fahrzeuge her. Ihre sämmtliche Besatzung hatte sich auf dem Deck versammelt. Parker aber stieg wieder empor, um zu beobachten. Es war über eine halbe Stunde vergangen und die Dunkelheit brach herein, als er wieder herabkam. Sein Gesicht drückte innige Befriedigung aus.

„Alle Mann an Deck!"

Dieses Kommando war eigentlich gar nicht nöthig; die Leute standen schon alle um ihn herum.

„Jungens, es ist der „l'Horrible". Paßt auf, was ich Euch sage!"

Mit gespannter Erwartung drängten sie sich näher.

„Ich will den Kampf Bord gegen Bord vermeiden. Ich weiß, daß Keiner von Euch sich fürchtet, aber ich muß ihn unbeschädigt haben. Er hat sich außer Völkerrecht gestellt und soll als Räuber behandelt werden. Wir werden ihn mit List nehmen."

„Ay, ay, Capt'n, so ist's recht!"

„Wir haben Neumond und die See ist schwarz. Wir treiben blos mit dem Hauptsegel vor ihm her; er muß uns für nothleidend halten, wird beidrehen und uns als gute Prise betrachten."

„So ist's!" klang es zustimmend.

„Ehe er uns ansegelt, setzen wir die Boote aus. Der Maate behält die „Swallow" mit nur sechs Mann. Wir Andern gehen fertig zum Entern in die Boote, und während er vom Back sich mit dem Schiff beschäftigt, steigen wir vom Steuer an sein Deck. Jetzt macht Euch fertig!"

Es war ein gewagter Plan, den der kühne Mann entworfen hatte, aber er traute den Umständen und seinem guten Glücke, welches ihn bisher noch nie verlassen hatte.

Während die „Swallow" in langsamer Fahrt durch die Wogen strich, schoß der „l'Horrible" mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit vorwärts. Es war Nacht geworden, kein Segel zu erblicken gewesen und die Besatzung fühlte sich vollständig sicher. Latour hatte soeben eine Unterredung mit seiner Gefangenen gehabt, resultatlos wie immer, und schickte sich nun an, die Ruhe zu suchen, als plötzlich aus ziemlicher Entfernung ein matter Schuß ertönte.

Schnell war er an Deck. Ein zweiter Schuß ließ sich hören, ein dritter folgte.

„Nothschüsse, Capt'n," meinte der lange Tom, der in seiner Nähe stand.

„Wäre es hinter uns, so könnte es eine Kriegslist sein, vor uns aber ist das ganz unmöglich. Jedenfalls ist es ein verunglücktes Fahrzeug ohne Masten, sonst hätten wir vor Abend seine Segel sehen müssen. Constabel, eine Rakete und drei Schüsse!"

Die Rakete stieg empor und die Schüsse krachten. Das Nothzeichen des andern Fahrzeuges wiederholte sich.

„Wir kommen näher, Tom; es wird eine Prise, nichts weiter." Er zog das Nachtrohr an das Auge. „Schau, dort liegt es, es trägt nur ein altes Hauptsegel. Die Luft ist etwas steif, aber ich werde beidrehen, um mit ihm zu sprechen!"

Er gab die nöthigen Befehle; die Segel fielen, das

Schiff drehte sich herum und trieb dann in geringer Entfernung neben der „Swallow" her.

„Ahoi, welch ein Schiff?" tönte es herüber.

Fast die ganze Besatzung des „l'Horrible" hatte sich nach Backbord gedrängt.

„Vereinigte-Staaten-Kreuzer. Was drüben für eins?"

„Vereinigte-Staaten-Klipper „Swallow", Lieutenant Parker," ertönte es statt von drüben an der Steuerbordseite des „l'Horrible". Eine wohlgezielte Salve krachte mitten unter die Briganten hinein und dann stürzte sich eine Schaar dunkler Gestalten auf sie, die einen Ueberfall für unmöglich gehalten hatten und nicht einmal nothdürftig bewaffnet waren.

Nur eine einzige Person hatte das Nahen der Kähne bemerkt — Clairon. Kaum hatte der Capitain die Thür hinter ihr verschlossen, so richtete sie sich trotz ihrer Fesseln unter unsäglicher Mühe empor und trat an die Wand der Koje, in welcher sie einen langen, scharfkantigen Nagel entdeckt hatte. Schon mehrere Nächte lang hatte sie gearbeitet, um an demselben ihre Banden zu durchreiben, und heut, so weit war es bereits gediehen, mußte sie frei von ihnen sein. Schon befand sie sich in voller Thätigkeit, als die drei Schüsse ertönten; dann vernahm sie das Rauschen nahender Ruderschläge.

Was gab es? Einen Ueberfall? Einen Kampf? Die Rettung Nothleidender? Jeder dieser Fälle war geeignet, ihr Vorhaben zu unterstützen. Fünf Minuten fürchterlicher Anstrengung machten ihr die Hände frei und schon fielen die Banden auch von ihren Füßen, als droben auf dem Verdeck Revolverschüsse krachten und sich das Getrampe eines entsetzlichen Faustkampfes erhob. Sie frug sich nicht nach der Ursache desselben; sie wußte, daß Latour noch oben sei. Mit einem kräftigen Tritte sprengte sie die Thür zur Kajüte auf und riß von den an der Wand hängenden Waffen so viele herunter, als sie brauchte, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Dann warf sie einen forschenden Blick durch die Steuerbordluke hinaus auf das Wasser. Drei Boote hingen an einem Tau, welches man unvorsichtiger Weise bei Einbruch der Nacht nicht eingezogen hatte.

„Ueberfallen," murmelte sie. „Von wem? Ha, das ist die Strafe! Der „l'Horrible" ist wieder verloren, und ich werde diesen Latour selbst an das Messer liefern. Noch sind die Gefangenen nicht übergetreten! ich werde sie befreien und dann fliehen. Wir befinden uns unter der Breite von Acapulco. Komme ich unbemerkt in ein Boot, so bin ich in zwei Tagen am Lande!"

In einer Ecke der Kajüte stand ein kleiner Handkoffer. Er nahm einen Teller voll Bisquits und zwei Flaschen Limonade auf, welche auf dem Tische standen; dann öffnete sie das geheime Fach und entnahm ihm seinen Schatz, den sie auch im Koffer verbarg. Nun schlich sie sich nach oben bis zur Luke, um zu recognosciren. Die Räuber waren überfallen und auf das Hinterdeck gedrängt; sie mußten unterliegen.

Rasch tauchte sie wieder unter das Deck, begab sich nach dem Kielraum und riß den Riegel von der Luke, die ihn verschloß.

„Seid Ihr wach?"

„Ja, ja. Was ist oben los?"

„Die Piraten sind überfallen. Seid Ihr gefesselt?"

„Nein."

„So eilt nach oben und thut Eure Schuldigkeit. Doch, halt, wenn der schwarze Capitain diesen Abend überlebt, so sagt ihm, die Miß Admiral läßt ihn grüßen!"

Sie sprang voraus, eilte in die Kajüte zurück, ergriff den Koffer und stieg an Deck. Sie erreichte unbemerkt den Regeling. Die eine Hand zwischen die Angriffe des Koffers steckend, turnte sie sich an dem Taue hinab bis in das erste Boot. Es war zu groß, auch das zweite. Das Dritte war kleiner und in seinem Innern lag eine Segelstange mit der nöthigen Leinewand. Clairon jubelte beinahe laut auf; ein Segel zu finden hatte sie nicht erwartet. Sie sah sich gerettet. Der Koffer wurde niedergesetzt, das Boot gelöst, die Ruder begannen ihr Spiel — das kühne Weib trieb auf offener See. —

Latour war durch den Ueberfall in eine fürchterliche Ueberraschung versetzt worden, hatte sich jedoch bald gesammelt.

„Herbei zu mir!" schrie er, zum Hauptmaste springend, um für sich und die Seinen eine feste Position zu gewinnen.

Die Untergebenen folgten seinem Rufe.

„Wer Waffen trägt, hält Stand; die Andern durch die Hinterluke nach den Enterbeilen!"

Es war der einzige Rettungsweg, den diese Worte vorschrieben. Während die Wenigen, welche zufälliger Weise mit Waffen versehen waren, sich dem andringenden Feinde entgegenwarfen, eilten die Uebrigen nach unten und kehrten im Handumdrehen zurück, mit Dolch und Enterbeil bewaffnet.

Obgleich der erste Angriff seine Opfer gefordert hatte, waren die Räuber der Besatzung der „Swallow" an Zahl noch weit überlegen, und es entspann sich ein Kampf, der um so fürchterlicher war, als seine Einzelheiten und das Terrain nicht zu überblicken war.

„Fackeln herbei!" brüllte Latour.

Auch dieser Befehl wurde ausgeführt. Kaum aber verbreitete sich der Schein des Lichtes über die blutige Scene, so fuhr der Capitain zurück, als habe er ein Gespenst erblickt. War's möglich? Grad vor ihm, den Tomahawk in der Rechten, das Scalpmesser in der Linken, stand Winnetou, der Häuptling der Apachen, und an seiner Seite wehte das weiße, mähnenartige Haar von Sam Fire-gun.

„Die weiße Schlange wird ihr Gift hergeben!" rief der Erstere, warf die im Wege Stehenden auf die Seite und faßte Latour an der Kehle. Dieser wollte den Feind abschütteln; es gelang ihm nicht; auch der Colonel hatte ihn ergriffen; er fühlte sich emporgehoben und zu Boden geschmettert, dann vergingen ihm die Sinne.

Die Ueberrumpelung war über die Räuber gekommen, wie ein wirrer, angstvoller Traum; die Ueberraschung hielt

ihre Kräfte gefangen, und der Fall ihres Anführers raubte ihnen sowohl den Zusammenhalt als auch den letzten Rest von Muth.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Luke und spieh die gefangene Mannschaft des „l'Horrible" aus. Der Erste, den der Vorderste von diesen Leuten erblickte, war Lieutenant Jenner.

„Hurrah, Lieutenant Jenner, hurrah, drauf auf die Hallunken!"

Ein Jeder raffte von den umherliegenden Waffen auf, was ihm in die Hand kam; die Räuber geriethen zwischen zwei Treffen; sie waren verloren.

Zwei standen, Rücken an Rücken, mitten unter ihnen; wer ihnen zu nahe kam, büßte mit dem Tode. Es war Hammerdull und Holbers. Da drehte der Letztere den Kopf zur Seite, damit er von dem Gefährten verstanden werde.

„Dik, wenn Du denkst, daß dort der Schuft, der Peter Wolf steht, so habe ich nichts dagegen."

„Der Peter — verdammter Name, ich bringe ihn niemals fertig. Wo denn?"

„Dort an dem Hickorybaum, den diese wunderlichen Leute Mast nennen."

„Ob Mast oder nicht, das bleibt sich gleich. Komm, altes Coon, wir fangen ihn lebendig!"

Noch ein Andrer hatte Letrier bemerkt, nämlich Peter Polter, der Steuermann. Dieser hatte Messer, Revolver und Enterbeil zur Seite gethan und eine Handspeiche ergriffen, die ihm geläufiger war. Jeder Hieb mit derselben streckte einen Mann nieder. So hatte er sich eine Strecke in den dicht zusammengedrängten Haufen der Räuber hineingekämpft, als er Letrier erblickte. Im nächsten Augenblicke stand er vor ihm.

„Mille tonnere, der böse Jean! Kennst Du mich, Spitzbube?"

Der Gefragte ließ den erhobenen Arm sinken und wurde leichenblaß, er hatte einen Gegner erkannt, dem er nicht zur Hälfte gewachsen war.

„Wo hast Du meine Uhr, he? Komm her mein Junge, ich will Dir sagen, was die Glocke geschlagen hat!"

Er faßte ihn beim Schopf und bei den Hüften, riß ihn empor und schleuderte ihn mit solcher Macht an den Besaan, um welchen das Handgemenge jetzt tobte, daß es laut krachte und er wie zerschmettert und zermalmt zur Erde stürzte. Die beiden Jäger kamen zu spät.

Nun endlich sahen die Piraten ein, daß nicht die leiseste Hoffnung mehr für sie vorhanden sei und streckten die Waffen, obgleich sie sich dadurch ein Anrecht auf Gnade nicht erlangen konnten.

Ein vielstimmiges Hurrah scholl über das Deck; die „Swallow" antwortete mit drei Kanonenschüssen; sie hatte ihren Ruf gerechtfertigt und ihren bisherigen Ehren eine neue, größere hinzugefügt.

9.

Die Einschiffung.

Wieder war es bei Mutter Thick in Hobokken. Die gute, brave Frau war noch immer die Alte; hatte sie sich verändert, so war es höchstens in der Weise, daß ihre volle, umfangreiche Gestalt noch einige Zoll im Durchmesser zugenommen hatte. Es war bereits am Spätnachmittage und es hatte sich eine beträchtliche Anzahl der gewohnten Gäste eingefunden, so daß es für die Bedienung sehr hinlänglich zu thun gab.

Die allgemeine Unterhaltung beschäftigte sich, wie das erste Mal, mit den politischen und kriegerischen Neuigkeiten des Tages. Der Aufstand der Südstaaten hatte von Tag zu Tag an Ausdehnung gewonnen, und das Glück war den Sclavenbaronen bis jetzt in auffälliger Weise treu und günstig gewesen. Nur sehr vereinzelte kleine Episoden von geringer Tragweite ließen ahnen, daß der Norden sich die Zuneigung der wetterwendischen Göttin wohl noch erobern werde, und je seltener diese Ereignisse waren, mit desto größerem Jubel wurde die Kunde von ihnen von Denjenigen aufgenommen, deren Ansichten mit der ebenso humanen, wie thatkräftigen Politik des Präsidenten Abraham Lincoln übereinstimmten.

Da öffnete sich die Thür; einige Seeleute traten ein, welche sich ganz augenscheinlich in einer angenehmen Aufregung befanden.

„Holla, Ihr Mannen, wollt Ihr hören, was es für eine Neuigkeit giebt?" frug Einer von ihnen, indem er, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, mit der gewichtigen Faust auf den ihm am nächsten stehenden Tisch schlug, daß es krachte.

„Was ists—? Was soll es sein—? Was giebts—? Heraus damit; erzähle!" rief es von allen Seiten.

„Was es giebt, oder vielmehr, was es gegeben hat? Nun, was denn anders als ein Seegefecht, ein Treffen, welches seines Gleichen sucht."

„Ein Seegefecht — ein Treffen —? Wo — wie — wann — zwischen wem?"

„Wo? — auf der Höhe von Charlestown. Wie? — verteufelt wacker. Wann? — den Tag weiß ich nicht, vor ganz Kurzem jedenfalls. Und zwischen wem? — rathet einmal!"

„Zwischen uns und den Rebellen!" rief Einer.

Alles lachte. Der Angekommene lachte mit und rief:

„Schau, was Du für ein kluger und gescheidter Junge bist, so etwas Schwieriges sofort zu errathen! Das es zwischen uns und dem Süden sein muß, das ist ja so flüssig wie Seewasser; aber wie die Schiffe heißen, he, das wird Deine Weisheit wohl nicht so schnell finden!"

„Welche sind es? Wie heißen sie, und wer hat gesiegt?" klang rund umher die stürmische Aufforderung.

„Was Widderschiff „Florida" ist — —"

„Die „Florida ist's gewesen?" unterbrach ihn Mutter Thick, indem sie sich mit ihren dicken Armen durch die Gäste

Bahn brach, um in die unmittelbare Nähe des Berichterstatters zu gelangen. „Die „Florida" ist das neueste, größte und stärkste Fahrzeug des Südens und soll mit seinem Teufelssporn vollständig unwiderstehlich sein. Es ist aus lauter Eisen gebaut. Wer hat es gewagt, diesen Leviathan anzugreifen?"

„Hm, wer? Ein kleiner Lieutenant mit einem ebenso kleinen Schiffe, der noch dazu nur ein Klipper ist und sich um Kap Horn herum müd gesegelt hat. Ich meine die „Swallow", Lieutenant Parker."

„Die „Swallow" — Lieutenant Parker —? Unmöglich! Gegen die Florida können zehn Linienschiffe Nichts ausrichten, wie soll es da einem Klipper in den Sinn kommen, ein solches Ungeheuer — —"

„Stopp!" fiel da Mutter Thick dem Sprecher in die Rede. „Sei still mit Deinem Klipper, von dem Du nichts verstehst. Ich kenne die „Swallow" und auch den Parker, der mehr werth ist als alle Deine zehn Linienschiffe zusammengenommen. Ein guter Seemann weiß, daß die Größe allein keinen Ausschlag giebt; es kommen vielmehr eine Menge andrer Umstände in Betracht, die es dem kleinen David möglich machen, den großen Goliath zum Fall zu bringen, wie es ja auch sogar in der Bibel zu lesen ist. Aber die „Swallow" ist ja in den Gewässern von Californien, he?"

„Gewesen — gewesen, hat aber Ordre erhalten, um das Cap nach New-York zu gehen. Sie muß ein ganz verflucktes Fahrzeug sein; Ihr habet ja doch alle die Geschichte von dem „l'Horrible" gehört, den der schwarze Capitain von der Rhede von San Franzisko weggenommen hatte und den der Parker so prachtvoll wieder holte. Beide, die „Swallow" und der „l'Horrible" haben von da an zusammengehalten, sind vom Süden herauf, an Brasilien vorüber und bis auf die Höhe von Charlestown gesegelt und da auf die „Florida" gestoßen, die sofort die Jagd auf sie begonnen hat. Parker hat das Commando der beiden Segler gehabt, den „l'Horrible" scheinbar zur Flucht auf die hohe See hinaus dirigirt und der „Swallow" die Stangen und Spieren nebst dem Segelwerke herunter genommen, so daß es geschienen hat, als sei sie von Sturm und Wetter so fürchterlich mitgenommen, daß sie lahm gehe und der „Florida" in die Hände fallen müsse."

„Ja, ein Teufelskerl dieser Parker!" meinte Mutter Thick. „Weiter, weiter!"

„Das Widderschiff hat sich wirklich täuschen lassen und ist der „Swallow" bis in die Untiefen von Blackfoll gefolgt, wo es sich festgerittten hat. Nun erst hebt Parker die Stangen und Spieren, zieht die Leinwand auf, ruft den „l'Horrible" herbei und beginnt ein Bombardement auf den hilflosen Koloß, welches ihm den Rest gegeben hat. Einer der ersten Schüsse hat ihm das Steuer fortgenommen; es ist sogar zum Entern gekommen und dabei teufelsmäßig blutig hergegangen; aber die „Florida" liegt auf dem Grund und die beiden Andern sind bereits unterwegs und können jeden Augenblick ihr Anker werfen."

„Beinahe unglaublich! Wo hast Du es her?"

„Hab's auf der Admiralität gehört, wo man es sicher schon seit längerer Zeit wüßte, wenn die Telegraphen nicht von den Rebellen zerstört worden wären.

„Auf der Admiralität? Dann ists auch wahr, und ich will es dem armen Jenner vom „l'Horrible" gönnen, daß es ihm auf diese Weise gelungen ist, die Scharte wegen des schwarzen Capitains so leidlich auszuwetzen."

„Ja, das ist nun endlich einmal eine Kunde, die das Herz erfreut und die Seele erhebt," meinte die Wirthin. „Hört, Jungens, ich werde Euch ein Gratisfäßchen anstecken lassen; trinkt, so lange es Euch schmeckt, auf das Wohl der Vereinigten Staaten, des Präsidenten, der „Swallow" und — und — und — —"

„Und auf das Wohl von Mutter Thick!" rief Einer, das Glas erhebend.

„Hoch, vivat Mutter Thick!" antwortete es von allen Ecken und Enden.

„Hoch, Mutter Thick, vivat, alte Schaluppe!" rief auch eine dröhnende Baßstimme unter der geöffneten Thür.

Alle wandten sich nach dem Manne um, welcher eine so außerordentlich kräftige Kehle besaß. Kaum aber hatte die Wirthin ihn erblickt, so eilte sie mit einem Ausrufe der freudigsten Ueberraschung auf ihn zu.

„Peter, Peter Polter, tausendmal willkommen in Hoboken! Wo kommst Du denn her, alter Junge? Aus dem Westen?"

„Ja, tausendmal willkommen in Hoboken. Komm, ich muß Dich wieder einmal in meine Arme quetschen; gieb mir einen Kuß! Halte-là, heigh day, — heda, Ihr Leute, laßt mich doch einmal hindurch. Komm her an meine Weste, mein Bijou!"

Er warf die im Wege Stehenden wie Spreu auseinander, faßte die Wirthin bei der umfangreichen Taille, hob sie trotz ihrer Schwere zu sich empor und drückte ihr einen schallenden Schmatz auf die Lippen.

Sie litt diese Liebkosung trotz der vielen Zeugen so ruhig, als sei dieselbe etwas ganz Alltägliches und Selbstverständliches, dann wiederholte sie die schon einmal ausgesprochene Frage nach dem Woher.

„Woher? Na, woher denn anders als auf der „Swallow" um Kap Horn herum!"

„Auf der „Swallow"?" rief es aus Aller Lippen.

„Ja, wenn es Euch recht ist, Ihr Leute."

„So wart Ihr auch mit gegen die „Florida"?"

„Versteht sich! Oder meint Ihr etwa, daß der Peter Polter aus Langendorf sich vor der „Florida" fürchtet?"

„Erzählt, Master, erzählt! Was seid Ihr auf dem Schiffe? Ist es schon hier oder — —"

„Stopp! Euch fahren ja die Fragen aus dem Munde, wie die Jodler dem Schiffsjungen, wenn er Prügel bekommt."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Sibirien.

Von Emma Pollmer.

(Schluß.)

Nach kurzer Zeit kam ein anderer Schlitten über den Fluß herüber. Kein „Halt!“ erscholl, Niemand hielt ihn auf; die Kossaken hatten Den, auf den sie warteten und waren fort. Nur der Schnee zeigte deutliche Spuren des vorübergegangenen Ereignisses.

„Gefangen!“ jubelte der Baron. „Vorwärts, Feodor, damit wir sie umfahren und in Taschka erwarten können!“

Es mußte zu diesem Zwecke ein Umweg gemacht werden. Aber die Pferde waren gut und hatten sich ausgeruht. Am Nachmittage wurde das Schloß erreicht.

Die Bewohner der reichen Besitzung waren von der Ankunft ihres Herrn unterrichtet und hatten sich versammelt, um ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. Sie wurden auf das Schloß geladen, in dessen Räumen ihnen der Baron ein Festmahl bereiten ließ.

Während desselben und als es bereits dunkel war, fuhr ein Schlitten vor, welcher von einer Kossakentruppe scharf bewacht wurde.

Der Anführer derselben stieg ab und ließ sich, ohne vorher weiter zu fragen, bei dem Besitzer des Schlosses melden.

„Wie heißt das Schloß?“

„Taschka.“

„Wem gehört es?“

„Mir, dem Baron von Felsen.“

„Felsen — —?“ rief erstaunt der Frager.

„Wie Sie hören!“

„Teufel! Giebt es mehrere Barone von Felsen.“

„Ja, aber nicht in Rußland.“

„So sind Sie es, dessen Namen man mißbraucht hat.“

„In wiefern?“

„Zwei Verbrecher, nach Sibirien verbannt, entsprangen während des Transportes. Man fing sie wieder. Sie hatten sich in den Besitz eines Passes gesetzt, lautend auf Sie und Gemahlin.“

„Ah! Sie kamen, um Relais zu verlangen?“

„Ja.“

„Zugestanden, doch kann ich die Pferde nicht eher verabfolgen, als bis Sie die Verbrecher mir vorgeführt haben.“

„Das darf ich nicht.“

„Sie meldeten mir ja selbst, daß sie meinen Namen mißbraucht haben.“

„So ist es.“

„Dann verfallen die Leute zunächst meiner Gerichtsbarkeit.“

„Sie gehören dem Kaiser.“

„Hier bin ich Kaiser. Oder kennen Sie die Gesetze nicht.“

Der Hetman besann sich.

„Werden Sie mir dieselben wieder ausliefern?“

„Sofort. Kennen Sie Namen und Stand der Leute?“

„Nein. Wer nach Sibirien geht, ist todt. Sie wurden mir übergeben und ich bringe sie nach Nordschinsk. Weiter weiß ich Nichts.

„Gut. Geben Sie Ihre Befehle und lassen Sie sich verabreichen, was Sie und Ihre Mannschaft bedürfen!“

Der Baron rief Paulowna und seinen Diener herbei.

Nach einigen Minuten erschienen der Oberst und die Gesellschafterin, von Kossaken geführt und bewacht.

„Ihr habt Euch eines Passes bedient, welcher auf meinen — — —“

„Baron!“ brüllte der Oberst, die Fäuste ballend, „ich werde — — —“

„Ruhe!“ donnerte ihm dieser entgegen, und sich zu dem Hetman wendend, fügte er hinzu: „Sie haben die Knute. Ich verbiete diesen beiden Personen jedes Wort!“

Der Offizier griff zu dem erwähnten Instrumente, um es bei der leisesten Widersetzlichkeit in Anwendung zu bringen. Der Oberst schäumte, aber er mußte sich fügen.

„Ihr habt Euch eines Passes bedient, welcher auf meinen Namen lautet. Da Ihr dem Kaiser gehört, so kann ich Euch Nichts thun, aber ich muß um Auslieferung des Papieres ersuchen.“

Der Hetman griff ohne Widerrede in seine Uniform und überreichte den Paß. Er konnte ihn nicht verweigern.

„Ich habe nun blos noch zu bemerken, daß ich mit Hülfe dieser zwei Zeugen Eure Identität vor Seiner Majestät, dem Kaiser, erhärten werde. Der gerechte Herrscher aller Reußen wird Aufklärung erhalten darüber, wie Diamanten verloren gehen und Verbrecher bei dem Transporte entspringen. Fort mit Euch!“ — —

Eine Reihe von Jahren war vergangen. Der Baron von Felsen hatte mit Gemahlin eine Reise nach Deutschland unternommen und bei dieser Gelegenheit Wiesbaden berührt.

Ein reicher, und wie es hieß, vornehmer Russe machte der Bank viel zu schaffen. Die Farbe, welche er setzte, gewann sicher. Felsen wurde neugierig, ihn zu sehen, und begab sich in die Spielsäle. Der Blick des Spielers fiel auf ihn und Felsen bemerkte, daß seine Hand zitterte und eine tiefe Bläße sein Gesicht überzog. Er wandte sich ab. Noch aber hatte er den Saal nicht verlassen, so legte sich eine Hand auf seinen Arm und eine leise Stimme bat:

„Baron, bitte, verrathen Sie mich nicht!“

Der Angeredete maß den Sprecher mit Eiseskälte vom Kopfe bis zum Fuß herab.

„Mein Herr, Sie haben doch wohl Nichts dagegen, daß ich Sie durchaus nicht kenne!"

Er schüttelte die Hand ab und trat ins Freie. Es war der vormalige Oberst, Graf von Milanow, welchem der Kaiser erlaubt hatte, Sibirien zu verlassen, doch unter der Bedingung, sich von Rußlands Grenzen fern zu halten.

Wanka, die schöne, fromme Gesellschafterin, war schon während des Transportes dem sibirischen Winter erlegen. Der kalte Norden bedeckte das Grab der Juwelenfreundin mit seinen flimmernden Krystallen.

Iwan Wessalowitsch blieb verschollen; es hat Niemand mehr ein Wort von ihm gehört. Es giebt eine ewige Gerechtigkeit, welche verordnet hat, daß eine jede Sünde den Keim der sicheren Strafe in sich trägt. — — —

Mutter und Sohn.

Nach dem Französischen.

1.

Madame Bergeval.

Schon länger als eine Stunde war die Sonne am Horizont verschwunden; nicht eine Wolke trübte das dunkle Blau des Himmels, so weit der Blick reichte. In dem während der Tageszeit so belebten Hafen herrschte jetzt eine ununterbrochene Stille. Die verhallenden Stimmen der Matrosen mischten sich verworren in das eintönige Rauschen der Wellen, die das Ufer bespülten. Durch den Schleier der hereinbrechenden Dämmerung sah man die Schiffe auf der Rhede sich langsam hin und her schaukeln, ihre bunten Wimpeln dem kosenden Spiele des Abendwindes überlassend. Eine erquickende Frische folgte einem sonnenglühenden Tage.

Für den Unglücklichen, für den, der im sauren Schweiße sein täglich Brod erwirbt, war die Stunde der Ruhe gekommen; für den Reichen die des Vergnügens.

Das Hotel des persischen Konsuls in Marseile war glänzend wie ein Feenpalast erleuchtet, eine zahlreiche, gewählte Gesellschaft hatte sich dort versammelt. Der Generalstab der 8. Division, die hohen Würden der Präfektur, die Gesandten der verschiedenen Nationen, welche sich in dieser Hafenstadt, die der morgenländischen Industrie eröffnet ist, aufhielten, bildeten den Kreis der Anwesenden.

Die Verschiedenheit der Nationalkostüme der Männer, die Pracht und der Glanz der Frauentoiletten blendeten das Auge. Die Säle waren von köstlichen Blumendüften erfüllt, welche die schon durch das Murmeln der Stimmen und den schimmernden Glanz der Wachskerzen ohnehin erregten Sinne berauschten.

Der Repräsentant der persischen Interessen hatte kein Opfer gescheut, um seinen Gästen eine hohe Idee von seinem Reichthume und dem asiatischen Luxus zu geben.

Die ermüdende Ceremonie des Empfanges war zum Theil beendet. Man verliefte sich in die Unterhaltung, bis Concert und Ball beginnen würde. Rund umher bildeten die Damen einen doppelten Kranz, plaudernd, kokettirend, während die Männer, inmitten dieser bezauberten, anmuthigen Kette, in Gruppen vereinigt, die Tagesfragen erledigten.

Der Konsul, ein Mann in den mittleren Jahre, zeichnete sich durch die glänzende Pracht seines orientalischen Kostüms aus; er unterhielt sich mit dem Inspektor der Schiffsbaukunst, als man eine kleine Bewegung an der Thür des ersten Salons wahrnahm. Aller Augen wandten sich nach dieser Seite, und die Männer wichen zurück, um den Eintretenden freien Durchgang zu verschaffen.

Ein Diener meldete:

„Herr und Madame Bergeval!"

So bürgerlich dieser Name auch klang, so brachte er dennoch eine nicht geringe Bewegung auf den größten Theil der Gesellschaft hervor. Die Männer drängten sich, um zu sehen. Die Damen flüsterten mit erhöhter Lebhaftigkeit, und manche verbarg ihr Lächeln hinter dem beschützenden Fächer.

Der Konsul ging den Ankommenden entgegen, begrüßte den Herrn und bot der Dame mit europäischer Höflichkeit den Arm. Mit lieblichem Lächeln belohnte sie dieses Zeichen von Ehrerbietung, und trat triumphirend in den großen Saal, wo mehr als ein mißgünstiger Blick die Eintretende empfing.

Madame Bergeval war groß und schlank gewachsen, von jener vollkommenen, untadelhaften Schönheit, welche eine Frau in einer gewissen Reife erlangt. Wenn ihr Wuchs, nachdem er seine gänzliche Entwickelung erreicht hat, eine Biegsamkeit voll leichter, anmuthiger Nachlässigkeit mit einer gewissen Ueppigkeit, welche die Umrisse etwas kühner hervortreten läßt, vereinigt, und wenn die ausdrucksvolleren Züge ihrem Gesichte eine edle Ruhe und imponirende Sicherheit verleihen: dann ist eine Frau schön; denn sie ist vollkommen, sie genießt die ganze Fülle ihrer Reize, ihrer Fähigkeiten; sie fühlt ihren Werth und ihre Macht; ihre Stirn strahlt; ihr Blick durchdringt; auf ihren Lippen schwebt ein weiches Lächeln; ihre harmlose Stimme bewegt die Herzen; in ihrem Gange, in allen ihren Bewegungen drückt sich eine unaussprechliche Wollust aus, eine Mattigkeit, von der sich die Seele entzückt fühlt, und die einen unwiderstehlichen Einfluß auf diejenigen übt, welche die Vollkommenheit der weiblichen Schönheit zu schätzen wissen. Diesem Bilde entsprach Madame Bergeval und eine elegante Toilette erhöhte noch die natürlichen Vorzüge derselben.

Während sie vom Konsul geführt und von mehreren Personen umringt wird, welche sich bemühen, ihr jene Unterwürfigkeit zu beweisen, wie man sie einer Frau à la mode

№ 51. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Fortsetzung.)

„Ich werde Euch meine Leine ganz nach der richtigen Ordnung abwickeln," fuhr der Steuermann fort. „Ich bin der Peter Polter aus Langendorf, Hochbootsmannsmaat auf ihrer englischen Majestät Kriegsschiff „Nelson", dann Steuermann auf dem Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow", dann deutscher Polizeilieutenant in der Prairie, nachher wieder Steuermann und zwar per honneur auf der „Swallow", und bin nun jetzt — — —"

„Gut, gut, Peter," fuhr ihm Mutter Thick dazwischen, „das hat nachher auch noch Zeit; vor allen Dingen aber komme ich mit meinen Fragen; die sind nothwendiger als alles Andere. Wie war es mit dem Wallerstein, dem Heinrich Sander und Peter Wolf? Habt Ihr sie? Was ist's mit dem „l'Horrible" und dem schwarzen Kapitän? Ich denke, Ihr suchtet ihn im Westen, und doch hörte ich, daß ihn die „Swallow" zur See gefangen hat! Habt Ihr den Sam Fire-gun, oder wie er hieß, getroffen und war es auch der richtige Onkel? Wie steht es mit dem deutschen Polizisten, der ein so hübscher, junger Mann war? Und in welcher Gegend habt Ihr denn eigentlich — — —"

„Bist Du bald fertig, Alte," rief lachend der Steuermann, „oder hast Du noch genug Athem, um in dieser Weise noch einige Stunden fort zu schwadroniren? Heilige Flattuse, hat dieses Frauenzimmer ein Schnatter- und Plapperwerk! Gieb einen vollen Krug her, eher bekommst Du keine Antwort! Vorher aber will ich diesen Gentlemen die Geschichte mit der „Florida" erzählen. Das Andere ist nicht für Jedermann; das sollst Du drin in der andern Stube hören."

„Nicht einen Tropfen bekommst Du, bis ich wenigstens nur ein klein wenig weiß, woran ich bin!"

„Neugierde, die Du bist! So frage noch einmal, aber einzeln und kurz!"

„Der Wallerstein?"

„Auf der „Swallow"."

„Der Polizist?"

„Auf der „Swallow"."

„Der schwarze Kapitän?"

„Auf der „Swallow" gefangen."

„Der böse Jean?"

„Auch."

„Der Onkel Sam Fire-gun?"

„Auch der."

„Lieutenant Parker?"

„Natürlich auch, aber verwundet."

„Verwundet? Mein Gott, ich hoffe doch nicht, daß —"

„Papperlapapp! Ein paar Schrammen, weiter Nichts; er wird für einige Zeit Urlaub nehmen müssen. Es ging ein Wenig heiß her auf der „Florida", aber wir haben da drinnen in der verdammten Prairie noch ganz andre Dinge durchmachen müssen. Zum Beispiel mein Pferd, der Racker, war ein wahrer Dämon von einem satanischen Drachen und ich kann heut noch nicht sagen, ob ich mir nicht einige Schock Knochen aus dem Leibe herausgeritten habe. Doch, Du wolltest ja fragen!"

„Habt Ihr den Mörder?"

„Ja."

„Wer ist's?"

„Der Schwarze."

„Was wird mit ihm?"

„Er wird gehenkt, erschossen, vergiftet, zerrissen, geköpft, verbrannt, geviertheilt oder — na, Eins von diesen Allen wird's schon werden."

„Und wo?"

„Hm, das ist eine heikle Sache. Als Pirat und Räuber des „l'Horrible" ist er der Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten verfallen; als Mörder Wallersteins aber wollen sie ihn über die See hinüber haben. Ich mag und darf auch nicht sagen, wer ihn bekommen wird."

„Wo ist die „Swallow"?"

„Sie kreuzt bei widrigem Winde draußen vor dem Lande; der Forster steht am Steuer. Unterdessen ging der Kapt'n auf einem Dampfboote mit mir herein, um seine Meldung zu machen, während ich hier auf ihn warte."

„Du wartest auf ihn? Hier bei mir? So wird er hier vorsprechen?"

„Versteht sich! Ein braver Seegaste kehrt zu allererst bei Mutter Thick ein, wenn er in New-York vor Anker geht. Und in einer Stunde ist die „Swallow" im Hafen, da kommen noch Andre auch herbei, der Pitt Holbers —"

„Pitt Holb— —"

„Der Dik Hammerdull —"

„Dik Hammerd— —"

„Der Colonel Fire-gun —"

„Colonel Fire-gun —"

„Der Wallerstein, Treskow, der kleine Bill Potter, Winnetou, der Häuptling der Apachen und —"

„Winnetou, der Häuptl— —"

Die Namen blieben der guten Mutter Thick im Munde stecken, so überrascht war sie, eine ganze Gesellschaft von Männern bei sich zu sehen, die zu dem interessanten Schicksale ihres einstigen Schützlings Wallerstein in näherer Beziehung standen. Plötzlich aber besann sie sich glücklicher Weise auf ihre Pflicht als Wirthin.

„ling der Apachen," fuhr sie daher in ihrem Ausrufe fort. „Aber, da stehe ich und faullenze, und in einer Stunde habe ich die Sirs zu bedienen! Ich eile, ich fliege, ich gehe, Peter, um mich auf sie vorzubereiten. Erzähle einstweilen diesen Leuten hier die Geschichte von der „Florida", die Ihr auf den Grund gebohrt habt!"

„Ja, das werde ich, aber sorge dafür, daß ich immer Etwas im Kruge habe, denn ein Seegefecht muß auch in der Erzählung feucht gehalten werden!"

„Keine Angst, Steuermann," wurde er von den Andern getröstet; „wir werden Euch schon mit begießen helfen!"

„Schön, gut! Also hört, Ihr Mannen, wie es mit der „Florida" zuging: Wir hatten den Aequator und nachher die Antillen längst hinter uns, douplirten den Finger von Florida und näherten uns dann Charlestown. Natürlich hielten wir uns so weit wie möglich in die See hinaus, denn Charlestown gehört den Südstaaten, die ihre Kaper und Kreuzer weit hinausschicken, um jeden ehrlichen Nordländer wegzufangen.

„War der „l'Horrible" mit?"

„Versteht sich. Er war von Anfang an uns stets in unserm Kielwasser gefolgt, weshalb wir immer nur halbe Segel nehmen durften, da wir besser fuhren. So kamen wir glücklich und ungesehen vorwärts und hatten endlich auch Charlestown hinter uns, weshalb wir wieder mehr auf das Land zuhielten."

„Da traft Ihr nun auf die „Florida?"

„Warts ab, Grünschnabel! Da stehe ich eines Morgens am Steuer — Ihr müßt nämlich wissen, daß ich vom Kapt'n die Stelle eines Steuermannes per honneur bekam, wie ich Euch schon vorhin sagte — und denke eben an Mutter Thick und was für Freude sie haben werde, wenn ich wieder einmal bei ihr sein darf, wir segeln ein Weniges voraus, während der „l'Horrible" uns mit voller Leinwand folgt, da ruft der Mann vom Ausguk:

„Rauch Nordost bei Ost!"

„Ihr könnt Euch denken, daß wir sofort alle Mann auf Deck waren, denn mit einem Dampfer, wenn er die feindliche Flagge trägt, ist nicht gut spaßen. Der Kapt'n ist auch sofort oben am Masthead und zieht das Rohr, dann schüttelt er den Kopf, steigt wieder herab und läßt ein Reff legen, damit der „l'Horrible" in Sprachweite an uns komme. Als dies geschehen ist, ruft er hinüber:

„Dampfer gesehen, Lieutenant?"

„Ay, Sir!"

„Was wirds für einer sein?"

„Weiß nicht," antwortet Lieutenant Jenner; „das Fahrzeug hat weder Mast noch Rumpf; es geht tief, sehr tief, Sir."

„Wird eins von den südstaatlichen Widderschiffen sein. Wollt Ihr ihm aus dem Wege gehen?"

„Ich thue was Ihr thut."

„Gut; sehen wir uns den Mann ein Wenig an!"

„Well, Sir; aber wir sind um das Zehnfache zu schwach."

„Schwächer, aber schneller. Wer kommandirt?"

„Ihr."

„Danke! Wir lassen ihn heran; zieht er die feindliche Flagge, so flieht Ihr langsam vor ihm in die Lee; ich sorge dafür, daß er sich an mich hält und führe ihn auf den Sand. Dann kommt Ihr und laßt ihn Eure Kugeln schmecken!"

„Well, well! Noch Etwas?"

„Nein!"

„Darauf ziehen wir die großen Segel auf, nehmen das kleine Werk sammt Stangen und Spieren herab, sodaß es aussieht, als hätten wir im Sturm Havarie erlitten und könnten nicht von der Stelle, und lassen den Mann auf Schußweite an uns herankommen. Er giebt das Signal zum Hissen der Flagge; wir ziehen die Sterne und Streifen, er aber läßt die südstaatlichen Fetzen sehen. Es war das neue Widderschiff „Florida", mit Doppelpanzer und einem Spießhorne, mit welchem es die beste Fregatte in Grund und Boden rennen kann."

„Und an den habt Ihr Euch gewagt?"

„Pah, ich bin der Peter Polter aus Langendorf und habe mich mit den schustigen Ogellallah's herumgehauen. Weshalb sollte ich mich da vor so einer Blechkanne fürchten? Ein gutes Holzschiff ist besser als so ein Eisenkasten, von dem man sich nicht einmal einen elenden Zahnstocher herunterschlitzen kann. Unser Admiral Farragut sagt auch so. Also er fordert uns auf, uns zu ergeben, wir aber lachen und schießen unter seinen Kugeln vorüber. Er wendet, um uns nachzukommen und uns den Sporen in das Holz zu rennen; ich werfe das Steuer herum und weiche ihm aus; er wendet abermals; ich halte von ihm ab; so geht es unter Wenden und Ausweichen fort, bis er in die Hitze kommt und die Klugheit vergißt. Seine Kugeln haben uns Nichts gethan; sie gehen über uns hinweg; er aber ist uns unbesonnen bis in die Nähe der Küste gefolgt und läuft dort auf eine Sandbank, an der wir vorüberschlüpfen, weil wir nicht so tief in Wasser gehen."

„Bravo, hallo, die „Swallow" soll leben!"

„Ja, sie soll leben, Jungens, trinkt!"

Nachdem er selbst einen unvergleichlichen Zug gethan hatte, der den Boden des Kruges zum Vorschein brachte, fuhr er fort:

„Jetzt gehen wir an seinen Stern, und während seine Mannen sich alle im Raume unter dem Wasserspiegel befinden, schießen wir ihm das Steuer weg, so daß er vollständig verloren ist. Der „l'Horrible" kommt auch herbei; die „Florida" kann sich nicht vertheidigen; sie scheuert sich im Sande wund; das Wasser dringt ein; wir helfen nach — dann streicht sie die Flagge. Sie muß sich ergeben; wir nehmen ihre Leute an Bord, und kaum ist dies geschehen, so legt sie sich auf die Seite: die Wogen haben sie gefressen."

„Hollah, so ists recht. Dreimal hoch die „Swallow!"

„Danke Euch, Jungens, aber vergeßt auch den „l'Horrible" nicht; er hat das Seinige auch gethan."

„Schön. Ein Hoch dem „l'Horrible". Stoßt an!"

Die Krüge klirrten zusammen. Da ertönten draußen einige Salutschüsse, ein Zeichen, daß ein Schiff in den Hafen laufe, und gleich darauf vernahm man ein vieltöniges Stimmengewirr und ein Rennen durch die Straße, als ob ein außerordentliches Ereigniß bevorstehe. Peter Polter erhob sich, trat an das Fenster und öffnete dasselbe.

„Holla, Mann, was giebts hier zu laufen?" frug er, indem er einen Vorübereilenden beim Arme erfaßte.

„Eine frohe Botschaft, Master: Die „Swallow" läuft soeben in den Hafen, welche das famose Rencontre mit der „Florida" gehabt hat. Alle Schiffe haben augenblicklich gewimpelt und geflaggt, um den tapfern Capitain zu ehren, und Jedermann eilt, die Landung zu betrachten."

„Danke, Master!"

Er schlug das Fenster zu und bemerkte im Umdrehen, daß sämmtliche Gäste auf die erhaltene Auskunft hin sofort ihre Plätze verlassen hatten und sogar das Freibier vergaßen, um der Landung des berühmten Schooners beizuwohnen.

„Immer lauft," lachte er; „werdet nicht gar viel zu sehen bekommen. Der Kapt'n ist schon am Lande, und die vom Bord gehen, das sind keine echten Seegasten, obgleich sie mitgemacht haben, daß es gewettert hat. Ich bleib bei meiner Mutter Thick, wo ich den Parker erwarten muß."

Es verging doch eine geraume Zeit, ehe der Genannte kam, und noch hatte er die Thür nicht geschlossen, so nahte sich ein lärmendes Rufen und Jauchzen dem Hause. Eine Menge Volkes nahte vom Hafen her, voran diejenigen Männer, welche von der „Swallow" an das Land gegangen waren. Sie traten gleich hinter Parker in die Stube, und das Volk drängte hinter den Helden des verwegenen Seegefechtes her, daß der Raum die Gäste gar nicht zu fassen vermochte. Die resolute Wirthin, welche unterdessen mit ihren Vorbereitungen zu Ende gekommen war, wußte sich schnell zu helfen. Sie öffnete das Ehrenzimmer, schob sich mit den Erwarteten hinein und verschloß dann die Thür, die Bedienung der Andern ihrem Personale überlassend.

„Welkome, Sir!" lautete ihre freudige Anrede zu Parker, der ihr als alter Bekannter freundlich die Hand reichte.

Auch die Andern und vor allen Dingen Treskow und Wallerstein wurden mit einem herzlichen Handschlag begrüßt. Sie mußten Platz nehmen und brauchten blos zuzugreifen, so umsichtig war in der kurzen Zeit für alles Wünschenswerthe gesorgt worden.

„Mutter Thick, Du bist doch die trefflichste Brigantine, der ich jemals in die Arme gesegelt bin!" meinte der Steuermann. „In dieser armseligen Prairie gab's Nichts als Fleisch, Pulver und Rothhäute; auf der See ging es auch knapp her, da wir zu viel hungrige Magen geladen hatten, bei Dir aber ißt und trinkt sichs wie beim großen Mogul oder wie der Kerl heißen mag, und wenn ich nur eine Woche hier vor Anker liege, so lasse ich mich hängen, wenn ich nicht einen Schmeerbauch habe, wie da dieser fette Master Hammerdull."

„Ob fett oder nicht, daß bleibt sich gleich," meinte dieser, wacker zulangend, „wenn man nur einen guten Bissen zwischen die Zähne bekommt. Ich hab's nöthiger wie Ihr Andern alle, denn seit ich meine Mirjam in Franzisko lassen mußte, bin ich vor Sehnsucht nach dem lieben Viehzeug ganz vom Fleisch gefallen. Ists nicht wahr, Pitt Holbers, altes Coon?"

„Wenn Du denkst, Dik, daß Dich die Stute dauert, so habe ich nichts dagegen. Es geht mir ja mit meinem Thier ganz ebenso. Wie ists bei Dir, Bill Potter?"

„Bei mir? Wo mein Pferd steckt, ist mir sehr gleichgültig, hihihihi; die Hauptsache ist daß mirs bei Mutter Thick gefällt."

„So ist's recht," stimmte die Wirthin bei; „greift zu, so viel und lang es Euch beliebt. Aber vergiß dabei auch Dein Versprechen nicht, Peter!"

„Welches?"

„Das Du erzählen wolltest."

„Ach so! Na, wenn Du tüchtig einschenkst, so soll es mir auf einige Worte mehr nicht ankommen, die ich zu reden habe."

Während er kauend von den erlebten Abenteuern berichtete, saß Winneton an seinem Platze und sprach den ihm ungewohnten Speisen der Bleichgesichter mit höchster Mäßigkeit zu. Bier und Wein rührte er gar nicht an. Er wußte, daß das „Feuerwasser" der schlimmste Feind seines Volkes gewesen war; darum haßte und verschmähte er es. Seine Aufmerksamkeit war auf die lebhafte Unterhaltung gerichtet, welche die Andern in jenem halblauten Tone führten, der stets ein Zeichen von der Wichtigkeit des Gegenstandes ist.

„Wie war es auf der Admiralität?" frug Sam Firegun den Lieutenant.

„Ganz nach Erwartung," antwortete dieser, der den einen Arm in der Binde trug, wie auch die Andern verschiedene Zeichen der Verwundung aufzuweisen hatten. „Ernennung zum Capitain und Beurlaubung bis nach vollendeter Genesung."

„So dürfen Sie mit hinüber?"

„Ja, in Anbetracht der vorliegenden Verhältnisse, von denen ich Mittheilung machte, soweit es mir nothwendig erschien."

„Was wird mit der „Swallow"?"

„Sie hat gelitten und geht zur Reparatur in das Trockendock."

„Und unsere Gefangenen?" frug Treskow gespannt.

„Auch wie ich dachte."

„Das heißt?"

„Müssen heut noch an die Criminalabtheilung der Admiralität ausgeliefert werden."

„War nicht anders zu erwarten! Aber ich bin über die See herüber, quer durch ganz Amerika und zu Schiffe um den Süden herum, um sie zu fangen und in die Heimath zu bringen; ich liefere sie nicht aus.

„Geht nicht!"

„Geht nicht? Sollte es keinen Ausweg geben? Nach den Gesetzen müssen wir sie allerdings ausliefern, aber die Gesetze — pah! Wir haben manches Schwierige zu Stande gebracht, sollten wir hier wirklich auf eine Unmöglichkeit stoßen?"

Parker lächelte pfiffig.

„Ausliefern muß ich sie, aber — — he, Mutter Thick, komm einmal her neben mich; der Steuermann kann seine Rede schon einmal unterbrechen."

Die Wirthin setzte sich an seine Seite.

„Ich sah das Lloydschiff „Alba" draußen liegen. Kennst Du es?"

„Und ob! Lloyddampfer „Alba", Capitain Seiffert. Die Offiziere sammt Mannschaft verkehren nur bei mir. Das Fahrzeug sticht am Abend mit der Ebbe in See."

„Seiffert ist ein Deutscher?"

„Will es meinen; ich glaube gar, er haßt die Yankee's ein Wenig."

„Ist mit ihm zu reden?"

„Hm, wenn es in der rechten Weise und von der richtigen Person geschieht, ja."

Er neigte sich an ihr Ohr, sodaß nur die Nächstsitzenden seine Frage vernehmen konnten:

„Hast Du Dein Paßbureau noch?"

Sie nickte lächelnd.

„Pässe für jedes Individuum, von und nach allen Ländern, richtig gestempelt und unterschrieben in Zeit von einer Stunde."

„Kann ich zwei bekommen?"

„Gern. Auf welche Signalements?"

„Werde sie notiren."

Er zog das Notizbuch hervor, riß ein Blatt heraus und notirte auf den beiden Seiten desselben zwei Signalements, die genau auf Latour und Letrier paßten.

„Hier, Mutter Thick."

„Danke, Sir; wird gleich besorgt!"

Sie erhob sich und verließ das Zimmer. In fast allen großen Hafenstädten giebt es heimliche Bureau's, in denen man sich für gutes Geld mit guten, freilich allerdings gefälschten Pässen versehen kann.

„Welchen Plan haben Sie, Prinz?" frug Sam Firegun erwartungsvoll.

„Einen höchst einfachen. Wir nehmen uns Plätze auf dem „Alba" und gehen nach Bremen. Kurz vor der Einschiffung liefre ich, meiner Schuldigkeit gemäß, die Gefangenen aus, sorge aber dafür, daß sie entkommen und ebenfalls den „Alba" benutzen, um ihre Flucht zu bewerkstelligen."

„Wird schwierig sein!"

„Nicht gar zu sehr, wenn es richtig angefangen wird und Capitain Seiffert seine Zustimmung giebt."

Er gab eine ausführliche Erklärung seines Vorhabens, welches schließlich von den Anwesenden vollständig für gut und ausführbar erklärt wurde. Dann verließ er das Haus, um sich sofort nach dem „Alba" rudern zu lassen.

Auf demselben angekommen, gab er seine Karte ab und wurde in die Kajüte beschieden, wo er den Capitain allein vorfand. Dieser erhob sich mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Lieutenant Parker?"

„Jetzt Capitain," klang es unter einem leisen Lächeln.

„Ah, eine Folge Ihres rühmlichst verbreiteten Abenteuers? Gratulire! Was führt Sie an Deck zu mir?"

„Ich beabsichtige, mit einiger Begleitung auf dem „Alba" nach Bremen zu gehen."

„Sie haben Urlaub? Gewiß in Folge Ihrer Verwundung. Freut mich herzlich, einen so wackern Kameraden bei mir sehen zu dürfen. Willkommen! Haben Sie persönliche Gründe, nach Deutschland zu gehen?"

„Ja. Ich will zum Vater."

„Zum Vater? Ihr Name ist ein amerikanischer!"

„Der gegenwärtige, ja, doch derjenige, welchen ich für kurze Zeit abzulegen Ursache hatte, ist ein echt deutscher. Mein Vater ist der Kavallerieoberst a. D. Prinz Otto Victor von Schönberg-Wildauen."

„Ich erstaune, Capitain oder vielmehr Durchlaucht!"

„Bitte, lassen Sie sich erzählen!"

Es begann eine längere Unterhaltung, am Schlusse deren Seiffert aufsprang und Parker beide Hände entgegenstreckte.

„Herr Kamerad, ich stelle mich Ihnen vollständig zu Diensten. Zwar wäre die Sache eine heikle, aber ich ergreife nun einmal gern die Gelegenheit, diesen verhaßten Yankee's, welche sich stets als bestes Seevolk brüsten, obgleich ihre bravsten Offiziere Deutsche sind, ein Schnippchen zu schlagen, und — was die Hauptsache ist — Ihre außerordentlichen Schicksale erregen meine Theilnahme in der Weise, daß ich Ihnen unbedingt meine Hülfe leisten werde."

„Sie gehen also auf meinen Plan ein?"

„Vollständig. Er ist gut, und ich werde auf Ihr Zeichen hin eins meiner Boote mit einigen zuverlässigen Leuten in der Nähe der „Swallow" halten lassen. Nur sorgen Sie dafür, daß die beiden Schurken nicht einen andern Weg einschlagen!"

„Das soll ihnen vergehen. Der wackere Peter Polter wird sie in einem zweiten Boote bewachen und ihnen jede andre Tour verlegen."

Nach einigen verabschiedenden Reden verließ er, von Seiffert bis an das Fallreep begleitet, das Schiff und kehrte zu Mutter Thick zurück, welche ihn mit den unterdessen ausgestellten Pässen erwartete.

Die brave Wirthin hatte keine geringe Prüfung zu bestehen, als sie vernahm, daß die ganze Gesellschaft und mit derselben auch der Steuermann vielleicht auf Nimmerwiedersehen nach Deutschland gehen werde. Aber es war noch gar Manches zu besorgen und es mußte geschieden sein. Mit thränendem Auge hing sie sich an den Hals des Freundes, der selbst alle seine Beherrschung zusammennehmen mußte, um nicht nasse Augen zu bekommen.

„Fare well, Mutter Thick!" rief er endlich und war mit einem langen Satze zur Thür hinaus.

„Fare well, Mutter Thick!" riefen auch die Andern, reichten ihr zum Lebewohle die Hände und folgten ihm.

Sie aber sah ihnen nach, so lange sie vermochte und schloß sich dann traurig in ihr Stübchen ein, aus welchem sie erst spät wieder zum Vorschein kam. — —

Latour und Letrier lagen gefesselt in einem vollständig dunkeln Verschlage des Schiffsraumes. Sie wußten, daß die „Swallow" vor New-York die Anker geworfen habe und daß es nun keine Rettung mehr für sie gebe. Bei jedem Schritte, der sich im untern Raume hören ließ, erwarteten sie, emporgeholt und an die Behörde ausgeliefert zu werden, und so auch jetzt, als sie das Geräusch eines nahenden Fußes vernahmen.

Aber die Schritte waren leise, vorsichtig und schleichend, als solle Niemand sie hören. Die Thür des Verschlages wurde bedachtsam geöffnet, und dann frug es flüsternd:

„Seid Ihr munter, Capitain?"

„Wer ist's?"

„Bst, nicht so laut! Kennt Ihr den langen Tom nicht mehr?"

„Den langen Tom? Teufel! ich denke Du bist todt?"

„Fällt mir gar nicht ein! Wißt Ihr, Capitain, in jener Nacht, als uns die Boote der „Swallow" so hinterlistig überfielen und ich bemerkte, daß es aus mit uns sei, sprang ich über Bord und schwamm hier an Bord. Ich versteckte mich im Kielraum und fand glücklicher Weise in dem Koch, der oft herunterkam, einen alten Bekannten, der sich meiner erbarmte. Ich habe die ganze Fahrt hinter den Wasserfässern mitgemacht — verdammt langweilig und ängstlich, habe von ihm den nöthigen Proviant bekommen und werde heut oder morgen Nacht von Bord schwimmen.

„Ah! Konntest Du nichts für uns thun?"

„Bisher nicht; es hätte Nichts geholfen; aber er hat sich erbitten lassen und dafür gesorgt, daß Ihr entkommen könnt, wenn Ihr Muth habt."

„Muth? Pah! Wie will er es anfangen?"

„In einer Stunde legt ein Boot hier an, welches Euch abholen soll —"

„Sacré bleu, dann ists zu spät!"

„Noch nicht! Sobald Ihr auf Deck seid, zerreißt Ihr Eure Banden —"

„Das bringen wir nicht fertig; wir haben es schon Monate lang vergeblich versucht."

„Ich habe hier ein Messer und schneide sie zur Hälfte durch. Gebt her!"

Als dies gethan war, fuhr er fort:

„Dann springt Ihr in die Kajüte, schließt die Thür hinter Euch zu, daß man Euch nicht sofort folgen kann, steigt durch das Außenfenster, unter welchem sie leichtsinniger Weise ein Boot angehängt haben, und rudert davon."

„Wohin? Sie werden uns verfolgen."

„Es wird für Alles gesorgt. Sobald Ihr geholt werdet, wirft der Koch zwei Anzüge in das Boot mit Allem, was Ihr braucht. Drei Viertheile der Mannschaft sind an das Land gegangen, auch die Jäger, und überdies liegen wir so zwischen den verschiedensten Fahrzeugen, und es giebt so viele Kähne und Boote, daß man Euch gar nicht herausfinden kann. Draußen auf der Rhede aber ankert das Lloydschiff „Alba", welches in zwei Stunden nach Bremen geht. Der Steuermann ist ein Bruder unsers Kochs und

heißt Weber. Er weiß schon Alles und wird Euch erwarten. Hier habt Ihr Geld, um die Ueberfahrt zu bezahlen."

„Tom, ich weiß —"

„Pah, von mir ists nicht, und Euer Dank —"

Er mußte sich zurückziehen, denn es ließen sich von obenher Schritte vernehmen. Er schloß den Raum wieder zu und entfernte sich. An der Deckstiege angekommen, traf er auf Parker.

„Nun?" frug dieser.

„Gelungen! Sie kamen eben recht, um mich zu stören, wie es ausgemacht war, sonst hätten mich die Kerls nach Dingen gefragt, die uns verrathen konnten."

Es war Treskow, welcher den langen Tom gespielt hatte.

Unter den in der Nacht des Ueberfalls Verwundeten hatte sich auch der lange Tom befunden und war verhört worden. Er hatte vor seinem Tode Alles erzählt, so daß Treskow die gegenwärtige Rolle nicht schwer geworden war.

Die beiden Gefangenen legten nicht den mindesten Zweifel in das Gehörte und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, an welchem sie geholt werden sollten. Die Stunde wurde ihnen fast zu einer Ewigkeit, endlich aber war sie doch vergangen und der Maate Forster erschien mit zwei Leuten, um sie nach oben zu führen.

Parker stand an Deck bei einigen Polizisten, welche die Gefangenen erwarteten, sonst waren nur wenige Köpfe zu sehen. Es mußte wahr sein, daß sich drei Viertheile der Mannschaft am Lande befand. Auch das besprochene Boot bemerkte Latour, als er am Regeling hingeführt wurde.

„Meſch'schurs, ich übergebe Ihnen hiermit diese beiden Männer; die betreffenden Beweisstücke haben Sie schon. Wollen Sie nach den Fesseln sehen, der Verantwortung wegen!" meinte Parker.

„Fesseln? Pah!" antwortete der Eine der Constable. „Uns entgeht Niemand. Hier ist die Empfangsbescheinigung, Sir!"

Mit befriedigter Miene nahm Parker das Dokument in Empfang; er hatte nun für das zu Geschehende keine Verantwortung mehr zu leisten.

„Vorwärts, Männer," meinte jetzt der Constabel; „hinunter in das Boot!"

In demselben Augenblicke rissen die beiden Gefangenen die Stricke auseinander, sprangen über das Deck hin nach der Lucke und in die Kajüte hinab, verriegelten die Thür und befanden sich in der nächsten Minute in dem Boote. Sofort zu den Rudern greifend und das Tau lösend, stießen sie ab und fuhren in kurzer Zeit in einem Gewühle von Kähnen, unter welchem sie nur schwer herauszufinden waren.

„Da draußen liegt der „Alba", drauf los!" gebot Latour, vor Anstrengung athemlos.

Sie waren schon weit aus dem Hafen hinaus, als ein Schuß, ein zweiter und ein dritter fiel, die ihrer Flucht galten.

„Sie sind verdammt langsam auf der „Swallow"," meinte Letrier. „Ich glaube, sie bekommen uns wohl nicht wieder!"

„Möglich, wenn Alles klappt. Holla, ein Boot hinter uns! Was will es?"

Ein schnellgehendes Schmalboot kam ihnen näher und näher.

„Boot ahoi!" rief der Mann am Steuer. „Wir sind vom „Alba" ausgeschickt. Seid Ihr die beiden Gentlemen, welche zu dem Steuermann Weber wollen?"

„Ja."

„So laßt Euer Fahrzeug schwimmen; es könnte Euch verrathen. Kommt zu uns herüber!"

Die beiden Flüchtlinge waren froh überrascht; der Koch hatte noch besser für sie gesorgt, als sie es erwartet hatten. Sie stiegen über und befanden sich bald an Bord des „Alba", wo der Steuermann sie empfing, ohne mit einer Miene seine Mitwissenschaft zu verrathen, und ihnen einen Platz im Zwischendeck anwieß, den sie erst am andern Morgen verließen, als das Schiff sich längst auf hoher See befand.

Sie hatten ihre Anzüge gewechselt und stiegen nach dem Frühstücke hinauf, um an Deck einen Spaziergang zu machen.

Unter einem Zelte des für die Passagiere der ersten Cajüte eingerichteten Hinterdeckes saß eine Dame. Latour blieb erschrocken stehen.

„Jean," rief er mit bebenden Lippen, „kennst Du sie?"

„Alle tausend Teufel, die Miß Admiral!"

„Sie ist's, und — und — Himmel, lehnt dort nicht der verdammte Apache und neben ihm der Colonel?"

„Ja, und da drüben die drei Trapper, Hammerdull, Holbers und Potter. Ich glaube —"

„Ah," tönte es da hinter ihnen, „was für ein unerwartetes Wiedersehen! Willkommen auf dem „Alba", Herr de Latour!"

Sie drehten sich um und erblickten Parker, Peter Polter, Wallerstein und Treskow, in deren Nähe ein halbes Dutzend Matrosen mit bereitgehaltenen Handschellen standen.

„Was ist — was — was soll — —" stammelte Latour erbleichend.

„Was es ist?" frug Treskow. „Ich verhafte Sie auf deutschem Boden im Namen des Gesetzes als Raubmörder!"

Er gab den Matrosen einen Wink. Sie ergriffen die Beiden und legten sie trotz ihres wüthenden Sträubens in Fesseln. Dem schwarzen Capitain stand vor Anstrengung und Wuth der Schaum vor dem Munde.

„Wenn ich verloren bin, so soll sie auch mit verloren sein!" rief er. „Verhaftet dort das Weib unter dem Zelte; sie ist die Miß Admiral vom Piratenschiff „l'Horrible", hat es in Franzisko als Frau de Voulette entführt und einst als Chevalier de Poulettre den Juwelier Wallerstein ermorden helfen!"

„Ah!" klang es in höchster Ueberraschung aus Aller Munde.

„Hinab mit ihnen in die Zellenkoje!" befahl Treskow.

Dann schritt er nach dem Hinterdecke und trat zu der Dame.

„Madame, ich nenne mich von Treskow, Polizeilieutenant. Ihr Name?“

Da trat Pitt Holbers hinzu.

„Wenn das nicht das Weibsbild ist, die mir in der Prairie den Zettel an den Colonel übergab, so will ich gelyncht werden!“

Die Dame erbleichte.

„Ich bin —“ stammelte sie.

„Der Chevalier de Poulettre, Frau de Poulettre, Miß Admiral und wer weiß was noch Alles. Die Worte dieses Mannes sind mir Grund genug. Ich verhafte Sie!“

Er streckte die Hand nach ihr aus. Mit einem unarticulirten Schrei sprang sie zurück, schnellte bis zum Regeling und wollte sich von da hinab in die Wogen stürzen; da aber faßten sie zwei gewaltige Hände. Winnetou hatte sie ergriffen und hielt sie fest, bis sie gebunden war.

„Hinab auch mit ihr!“ gebot Treskow. „Ein Verhör wird das Dunkel aufklären, und ich vermuthe, daß wir hier einen Fang gemacht haben, der ebenso wichtig ist, wie die Ergreifung der andern Beiden. Sie sollen uns nicht mehr entgehen!“ — —

(Schluß folgt.)

Mutter und Sohn.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Stephan hatte Stunden der Verzweiflung, wo er sich selbst verfluchte; er hätte seine Jugend hingegeben, wenn dieses schreckliche Gefühl nicht in ihm erwacht wäre. Aber jeden Tag sah er diese Frau, schöner, glänzender, anbetungswürdiger; er schlief unter demselben Dache und athmete dieselbe Luft mit ihr, und jede Stunde fühlte er sein Herz mehr sinken und seine Liebe wachsen. Wer weiß indeß, ob nicht ein außerordentlicher Kraftaufwand diesen unwiderstehlichen Hang überwunden hätte, wenn nicht eine andere Regung diesem Kampfe neue Schwierigkeiten entgegengesetzt hätte — die Eifersucht! —

Von dem Augenblicke an, wo Stephan die ersten Symptome dieses neuen Uebels empfand, war er verloren, jeder Widerstand blieb fruchtlos, jede Hoffnung auf Heilung war auf immer dahin.

2.

Von Mitternacht bis 6 Uhr Morgens.

Der Ball begann; das Orchester präludirte die ersten Takte eines Contretanzes. Es herrschte schon mehr Belebung unter den Anwesenden, die Unterhaltung war ungezwungener geworden. Die Herren hatten sich den Damen genähert, um sich einem gemeinsamen Vergnügen zu überlassen.

Die Musik gab das Signal, die Gruppen trennten, kreuzten und mischten sich, um sich nach vielen anmuthigen „Pas“ an ihren angewiesenen Plätzen wiederzufinden.

Der Salon, wo die Spielparthien arrangirt waren, grenzte hart an den Tanzenden. Eine Thüre nur trennte sie und beide Flügel derselben waren weit geöffnet.

Herr Bergeval, von innerer Unruhe gequält, schenkte dem bisherigen Spiele wenig Aufmerksamkeit. Er verließ es und wandte sich dem Hazardspiele zu, wo er mit dem Rücken der Thür zugekehrt saß; der gegenüberliegende Spiegel gab ihm jede Bewegung der Tanzenden zurück und da er diesem lebhaften Bilde mehr Aufmerksamkeit schenkte, als dem Spiel, verlor er.

Man konnte die höchste Aufregung auf seinem Gesichte wahrnehmen, nicht der Verlust, sondern der verrätherische Spiegel rief sie hervor. — Seine Gattin tanzte mit dem Direktor der Malerakademie, einem kleinen, lebhaften Manne von fünfzig Jahren, dessen Glieder trotz eines gewissen Umfanges die Elasticität der Jugend bewahrt hatten.

Die Hitze des Ballsaals hatte Madame Bergeval eine leichte Röthe auf die Wangen getrieben, welche ihren Reiz noch erhöhte. Sie tanzte mehrere Quadrillen mit verschiedenen Herren, die sich eifrig um sie bemühten.

Die Beobachtungen seiner Gegner trugen noch dazu bei, Bergevals Aufregung zu steigern. Zu seiner Linken saß ein dicker, kurzer Mann mit großen Vatermördern, der nicht aus seiner Theilnahmlosigkeit heraus kam, außer daß er jeden Augenblick mit gleichgültiger Stimme die Worte wiederholte:

„Geld, mein Herr, Geld!“

Zu seiner Rechten ein junger Geck, frisirt, duftend, ein leibhaftes Modenjournal, trällerte mit seiner detonirenden Stimme die Melodie des Contretanzes, schlug immer zur Unzeit den Takt mit dem Fuße und unterbrach sich hierin nur, um auszurufen:

„Gewiß, wir werden noch gewinnen; haha, das ist sonderbar, sehr sonderbar.“

Zuweilen drückte dieser Mensch eine Lorgnette in die Augenhöhlen und ließ sein also bewaffnetes Auge auf die Damen schweifen, deren schlanker Wuchs sich im Glanz der Kerzen noch vortheilhafter herausstellte. Der Lion von Marseille begleitete seine Beobachtungen mit den abgeschmacktesten Bemerkungen.

Plötzlich erhob sich Herr Bergeval, warf sein verlorenes Geld auf den Tisch und entfernte sich. Er ging in den Garten hinab. In den grün geschmückten Verandas herrschte

№ 52. Unterhaltungsblätter für Jedermann. II. Jahrg.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Uebersetzungs-Rechte vorbehalten.

Redaction und Verlag von Bruno Radelli, Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Dresden und Leipzig.

Auf der See gefangen.

Criminalroman von Karl May.

(Schluß.)

10.

In der Heimath.

Ein schriller Pfiff ertönte; die Glocke gab das Zeichen, und der Courirzug kam mit abnehmender Geschwindigkeit in den Bahnhof hereingerollt. Er gab nur einen einzigen Passagier ab, eine Dame, welche mit Hülfe des dienstbeflissenen Conducteurs ein Coupee erster Classe verließ und dann nach dem Ankleidezimmer des Wartesaales schritt, um eine ordnende Hand an ihre Toilette zu legen, welche einige von der Reise leicht derangirte Einzelheiten zeigte.

Sie stand nicht mehr in den ersten Mädchenjahren, aber es war über ihr feingezeichnetes Gesicht jener gewinnende Zug von Lieblichkeit ausgebreitet, welchem die Jahre nichts anhaben können und der dem Weibl chen den Ton einer unzerstörbaren Jugendlichkeit verleiht. Ein Menschenkenner hätte vielleicht bald errathen, daß dieser Zug weniger mit dem Alter — denn die Dame zählte noch nicht dreißig — als vielmehr mit inneren, seelischen Mächten zu kämpfen gehabt hatte, welche feindlich an das Leben, die Ruhe und den Frieden des schönen Wesens getreten waren.

Sie gehörte keinesfalls den niederen Ständen an, ein Umstand, der sich nicht blos aus Coupee und Warteclasse errathen ließ. Ihre Gestalt, ihre Haltung, ihre Bewegungen, die ganze Art, sich zu kleiden und zu tragen gaben Zeugniß, daß sie in den besseren Kreisen zu Hause sei und die geachtetsten Ansprüche sowohl auf innerliche Bildung als auch äußerliche elegante Tournure erheben könne.

„Garçon!“ gebot sie, aus dem Toilettezimmer kommend.

Der Kellner nahte sich mit tiefer Verbeugung.

„Wie weit ist es von hier bis Schloß Wildauen?“

„Zwanzig Minuten, meine Gnädigste.“

„Seine Durchlaucht, der Prinz, sind dort anwesend?“

„Gewiß.“

„Sie kennen Fräulein von Tzernowska?“

„Ich habe die Ehre, die Dame öfters zu bedienen. Der Bahnhof ist das Ziel öfterer Spaziergänge oder Fahrten von Sr. Durchlaucht und dem Fräulein.“

„Besorgen Sie mir ein Billet zu der Dame!“

Sie zog Couvert und Karte aus dem Reisenecessaire, bemerkte einige Worte auf die Letztere und übergab ihm dann den verschlossenen und mit der Aufschrift versehenen Umschlag. Dann nahm sie, eine kleine Erfrischung begehrend und nach einem daliegenden Journale langend, Platz.

Der Bote hatte den Auftrag schleunigst besorgt und, zurückgekehrt, kaum die Meldung davon überbracht, so rollte

ein leichter Wagen vor das Stationsgebäude und hielt an dem Portale. Wanda von Tzernowska stieg aus und begab sich in sichtbar freudiger Eile in das Wartezimmer. Die Fremde erhob sich bei dem Anblicke des jungen Mädchens.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, Fräulein von Tzernowska, daß ich, die Sie nur in Folge eines kurzen Briefwechsels kennen, Veranlassung nehme, Sie nach hier bitten zu lassen. Ich wußte nicht, ob meine Gegenwart Sr. Durchlaucht genehm sein werde, habe aber doch mit dem Prinzen zu sprechen und wage es daher, mich zunächst Ihnen persönlich vorzustellen."

Die Angeredete fixirte mit liebevoll forschendem Blicke die Züge der Sprecherin, dann reichte sie ihr mit herzlichem Ausdrucke beide Hände entgegen.

„Fräulein von Treskow, es ist mir immer ein Bedürfniß gewesen; mich Ihnen anschließen zu dürfen. Wir sind ja Verbündete und kennen die gegenseitigen Gefühle und Bedürfnisse unserer Herzen. Ihre Gegenwart ist mir hochwillkommen, obgleich ich die Veranlassung Ihres so unerwarteten Besuches auf Wildauen nicht kenne."

„Es ist eine freudige, meine liebe Freundin."

„Eine freudige?"

Die Augen der Fragerin leuchteten in lebhafter Erwartung auf.

„Ja, die freudigste, welche es für Sie und — auch für mich geben kann."

„Für Sie und mich zugleich? Das kann — das kann nur Eines sein: Sie haben Nachricht von Richard und Max, von ihrem Bruder und dem Prinzen aus Amerika!"

„So ist's! Eine Nachricht, die ich mich veranlaßt sehe, Durchlaucht persönlich mitzutheilen. Würden Sie die Freundlichkeit haben, mir eine Audienz zu erwirken?" Und zögernd setzte sie hinzu: „Sie wissen ja, Durchlaucht sind mir nicht gerade mit ausgezeichneter Gewogenheit zugethan."

„Gern, herzlich gern, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir zuvor diese Mittheilung machen."

„Zugestanden. Doch hier ist der Ort zu solcher Unterredung nicht; ich bitte daher — — —"

„Brechen wir auf, meine Liebe! Ihr Billet fand mich grad im Begriffe auszufahren; ich kam also per Wagen und ersuche Sie, denselben mit mir zu benutzen!"

Sie verließen den Bahnhof.

Während sie dem Städtchen und Schlosse zurollten, stand der Reiteroberst a. D., Prinz Otto Victor von Schönberg-Wildauen, am Fenster, gehüllt in eine undurchdringliche Tabakswolke, die das ganze Zimmer erfüllte. Durch diese Rauchmasse ertönte plötzlich der laute Ruf: „Heinz!"

Der Gerufene erschien.

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Den Kaffee!"

„Zu Befehl, Dorchlaucht! Ich war seinetwegen schon bei der Krakehline, aber sie hatte ihn noch nicht fertig. Diese Weibsen können sich nie an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnen, so wie — — —"

Er wurde unterbrochen, Jungfer Adeline rauschte mit wehendem Morgenkleide und fliegenden Haubenbändern herein, das wohlgeordnete Kaffeebrett in den fetten Händen.

„Guten Morgen, gnädiger Herr! Darf ich den Kaffee serviren?"

„Gnädiger Herr? Sie ist nun über zehn Jahre in meinem Dienst, aber zu den nöthigen Meriten wird Sie es Ihr Lebelang nicht bringen. Ich muß mir doch noch eine andere Wirthschafterin engagiren. Weiß Sie, was ich bin, he?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Na, endlich! Wenn hat Sie den Kaffee zu bringen?"

„Um acht Uhr, Herr Oberst.

„Es sind ja schon volle fünf Minuten darüber. Sie hat ihn mir zum Punkte zu bringen, verstanden. Jetzt kann Sie gehen."

Die Wirthschafterin ging. Heinz blieb; er war ja noch nicht verabschiedet worden. Der alte Herr befand sich augenscheinlich heute nicht in der besten Stimmung, und das hatte seinen Grund. Die Tasse klirrte stärker als gewöhnlich der Qualm wurde dichter und dichter, und endlich brummte es

„Heinz!"

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Weißt Du, was wir heut für einen Tag haben?"

„Für einen Tag? Hm, nein. Ich habe mich niemals gern mit den Tagen abgegeben."

„Aber den heutigen Tag solltest Du doch kennen!"

„Warum?"

„Heut ist's ein Jahr, daß der Peter kam."

„Der Peter? Donnerwetter, Dorchlaucht, ist das wahr?"

„Der Peter und der Polizeilieutenant; es war grad an dem Tage, der für mich — na, Du weißt's ja, Heinz!"

„Ja, jetzt weiß ich es, Dorchlaucht. Nachher sind sie fort, haben einmal geschrieben, und seit der Zeit sind wir ohne Nachricht geblieben. Wer weiß, wo sie stecken; wer weiß, ob sie überhaupt noch stecken."

Die tiefe Baßstimme des Dieners hatte plötzlich einen ganz melancholischen Klang erhalten.

„Ich hatte große Hoffnung auf sie gesetzt. Sollte ich auch hier getäuscht werden?"

„Hm, Dorchlaucht, der Peter ist ein tüchtiger Kerl, und der Treskow hat mir auch gleich ganz gefallen; wenn ihnen Nichts passirt ist, werden sie gewiß alles Mögliche thun."

„Sie haben ein ganzes Jahr lang Nichts von sich hören lassen; wenn sie noch lebten, würden sie doch wohl einmal geschrieben haben."

„Das ist nicht allemal der Fall, Dorchlaucht, denn — —"

„Guten Morgen, Onkel!" wurde er unterbrochen.

Wanda trat, wie gewöhnlich, ohne vorhergehende Anmeldung herein, umarmte den Oberst, gab ihm den herkömmlichen Morgenkuß und fuhr dann fort:

„Weißt Du, was ich bringe?"

„Nun?"

„Die Zeitung."

„Meine Journale liegen bereits hier auf dem Tische."

„O, keines von diesen meine ich; es ist ein anderes. Hier, lies, Onkel!"

„Ich habe die Brille nicht hier. Warte bis nachher."

„So werde ich Dir vorlesen. Höre!"

Sie nahm das Blatt wieder an sich und begann:

„Ein polizeiliches Ereigniß.

Jedermann wird sich des außerordentlichen Aufsehens erinnern, welches seiner Zeit die Ermordung und Beraubung des hiesigen Juweliers Wallerstein hervorbrachte. Ein junger, tüchtiger Offizier aus einer der reichsten und extrahirtesten Familien des Landes wurde der That für schuldig befunden und trotz der Versicherung seiner Unschuld und all seinen Connexionen auf den Indicien-Beweis hin zum Tode verurtheilt. Seine Majestät begnadigte ihn zu lebenslanger Haft, aus welcher er eines Tages verschwunden war. Einer seiner Freunde, ein ebenfalls junger Polizist, stellte sich die dankenswerthe und schwierige Aufgabe, die Unschuld des Verurtheilten an das Tageslicht zu ziehen und den wirklichen Thäter an das Gericht zu liefern. Er verfolgte die Spuren des Verbrechens ganz aus eigenem Antriebe über den Ocean hinüber, und seinen rastlosen Bemühungen und unbeschreiblichen Anstrengungen ist es gelungen, des Raubmörders habhaft zu werden und ihn, oder vielmehr sie, da es ihrer zwei sind, mit — — —"

„Halt!" unterbrach sie hier die donnernde Stimme des Prinzen. „Heinz!"

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Meine Brille!"

Er riß ihr das Blatt aus den Händen, schob die Gläser vor die Augen, begann mit bebenden Lippen das bereits Gelesene zu wiederholen und fuhr dann fort:

„— da es ihrer zwei sind, mit List und Gewalt dingfest zu machen und der strafenden Justiz zu übergeben. Auch die nöthigen Zeugen hat er sofort gestellt, Prairiejäger und Fallensteller, ein Indianer, Seeleute u. s. w., eine ganze Gesellschaft von Männern, welche bei ihrem Erscheinen hier ein ganz außerordentliches Aufsehen hervorbrachten. Wie verlautet, soll auch jener unschuldig verurtheilte Offizier sich in seiner Begleitung befinden. Es steht zu erwarten, daß dieser Fall als neuer und eclatanter Beweis, daß selbst die wohlgeordnetste und bestgeführteste Justiz nicht infallibel sei, in den Annalen unserer Rechtspflege verzeichnet werde. Die Aufregung ist schon jetzt, auf die bloße Benachrichtigung hin, in den betreffenden Kreisen eine unbeschreibliche, und das unbetheiligte Publikum sieht den zu erwartenden Verhandlungen mit gespanntester Erwartung entgegen." —

Die Pfeife war schon längst seiner Hand entfallen und klirrend am Boden zerbrochen. Er hatte geendet, aber noch immer starrte er das Blatt an, als müsse es ihm weitere Aufschlüsse geben; tiefe Stille herrschte im Zimmer, dann brach der alte, starke Mann in den Sessel nieder, so daß Wanda sich besorgt über ihn warf und Heinz eiligst herbeigestampft kam, um ihn zu unterstützen.

„Dorchlaucht, Donnerwetter, jetzt gilt es, festzustehn wie damals anno Vierzehn. Die Freude ist grad so gefährlich, wie eine Kartätsche, die aus der blauen Luft herniederplatzt!"

„Laßt mich!" wehrte der Oberst ab. Er hatte sich bereits wieder erholt und erhob sich. „Wer hat Dir dieses Blatt gegeben?"

„Eine Dame, Onkel."

„Welche?"

„Darf ich ihren Namen nennen, ohne daß Du mir zürnst?"

„Schnell, sage ich. Wer eine solche Nachricht bringt, kann unmöglich Zorn empfangen."

„Sie nennt sich Adele von Treskow und läßt Dich um eine Unterredung bitten."

„Adele — von — Tres—kow," zerriß er langsam den verhaßten Namen. „Sie also, sie! Doch, ich gab ihrem Bruder mein Wort, er hat seine Aufgabe gelöst; sie mag kommen!"

Wanda ging; Heinz folgte ihr. Nach einigen Augenblicken trat Adele ein.

Sie blieb am Eingange stehen, ihr halbverschleiertes Auge in ängstlicher Erwartung auf den Prinzen gerichtet. Hoch emporgereckt stand er ihr gegenüber, doch sein erst so finsteres Angesicht, sein drohendes Auge wurde beim Anblicke des schönen und so demüthigen Wesens heller und milder.

„Ich danke Ihnen innig für die Kunde, welche Sie mir überbrachten, mein Fräulein. Warum wünschten Sie eine persönliche Rücksprache?"

„Um Ew. Durchlaucht dieses Schreiben überreichen zu können!" klang es mit leiser, zitternder Stimme.

Sie zog einen Brief hervor. Der Prinz warf einen Blick auf die Adresse.

„Von Max! Haben Sie ihn gesehen, haben Sie ihn vielleicht gar gesprochen?" frug er hastig.

„Beides, gesehen und gesprochen, Durchlaucht."

„Ah," machte er, halb froh, halb erzürnt, „zu Ihnen ging er zuerst, an den Vater dachte er nicht!"

„Verzeihung, Durchlaucht, dem Vater galt und gilt noch heut sein erster und vornehmster Gedanke; für die scheinbare Vernachlässigung werden diese Zeilen jedenfalls eine genügende Erklärung bringen."

Er öffnete und las:

„Mein theurer Vater.

Endlich, endlich ist mein heißester Wunsch erfüllt, ich darf offen und ohne Scheu den heimathlichen Boden wieder betreten. Voll Dank gegen Gott und Diejenigen, welche so Großes und Schweres an mir thaten, möchte ich zunächst und vor allen Dingen in Deine Arme eilen, aber nein, noch liegt die Schuld auf mir, und Du sollst den Sohn nur dann umarmen, wenn er Dir frei und gerechtfertigt in das Auge zu blicken vermag. Ich lege mir freiwillig die Fesseln wieder an, welche ich einst gewaltsam sprengte, und bin überzeugt, daß ich sie nur kurze Zeit zu tragen haben werde; dann komme ich zu Dir. Ich habe gefehlt, mein Vater, aber auch viel gebüßt und schwer gelitten. Verzeihst Du mir, so sei auch gütig gegen Diejenige, welche Dir die frohste Botschaft überbringt. Ich habe gefehlt, nicht sie; sie ist gut, treu und rein; sie hat

geharrt und still geduldet; die Thränen haben ihr Herz überfluthet und ihre Augen verdunkelt; ihr Bruder rettete mich aus der Verbannung; sei mir, Deinem einzigen Sohne, ein gnädiger Vater, indem Du ihr einen Platz in Deinem Herzen gönnst! Dein Max."

Das Blatt zitterte in den Händen des ergriffenen Lesers, und in dem langen, langen Blicke, welcher auf dem Mädchen ruhte, sprach sich der kurze, aber entscheidende Kampf aus, welchen der alte Zorn mit der Vaterliebe in seinem Innern zu bestehen hatte. Diese Letztere siegte. Sein Auge wurde freundlicher und wärmer. Er reichte ihr die Hand entgegen und führte sie nach einem der Sessel.

„Sie haben stets an seine Unschuld geglaubt?"

„Stets."

„Und sind ihm immer treu gewesen?"

„Ich habe ihn nie vergessen und stets für ihn gewacht und gebetet."

„Wann kam er?"

„Vorgestern."

„Wie sieht er aus?"

„O, sehr gut," erwiderte sie erröthend; „stärker, kräftiger und männlicher als ehedem."

„Wo befindet er sich?"

„Er begleitete mich nach dem Bahnhofe und wollte sich dann nach der Polizei begeben, um sich freiwillig zu stellen."

„Er soll frei sein! Ich werde sofort aufbrechen, um jede Caution für ihn zu stellen. Heinz!"

Der Diener hatte sich in der Nähe gehalten und erschien.

„Was denn, Dorchlaucht?"

„Anziehen — einpacken — anspannen! Wir fahren nach der Residenz. Der Max ist da; ich werde — — —"

„Durchlaucht," fiel ihm Adele bittend in das Wort, „vielleicht ist diese Reise nicht so nöthig, als es scheint. Die Beweise seiner Unschuld sind so klar, und der Einfluß meines Bruders ist ein so glänzender, daß der Prinz vielleicht früher auf Wildauen eintreffen kann, als wir es vermuthen."

„Darauf kann ich mich nicht verlassen!" meinte der Oberst, den die väterliche Ungeduld im Zimmer auf- und niedertrieb. „Er soll keine Stunde — keine Minute — keine Secunde in Gewahrsam bleiben; er ist unschuldig, ich will ihn haben, ich — ich, der Reiteroberst Prinz Otto Victor von Schönberg-Wildauen!"

„Dann darf ich nicht länger zögern. Durchlaucht, ich habe Sie auf ein glückliches Ereigniß vorzubereiten."

„Ereigniß — ? Vorbereiten — ? Ah, Sie wollen vorsichtig verfahren mit mir alten Manne! Er kommt, er ist unterwegs — ist's so, oder nicht?"

„Es ist so. Wir fuhren zusammen, er, ich, seine sämmtlichen Gefährten; die Bürgschaft meines Bruders hat vollständig hingereicht, ihm die Freiheit zu erhalten. Sie stiegen eine Station früher aus und kommen zu Pferde. Ich sollte vorausfahren, um den etwaigen Folgen der plötzlichen Ueberraschung vorzubeugen."

Er hatte keine Zeit, ihr zu antworten, sondern drehte sich nach dem Diener um.

„Heinz!"

Der Gerufene war verschwunden.

„Heeeeeeeiiiiiiinz!!"

Auch auf diesen dringenden Ruf erschien er nicht; draußen aber wurde die Hofglocke gerissen, als stehe das ganze Schloß in Flammen. Der Oberst eilte hinaus, Adele ihm nach. Sämmtliches Gesinde und Dienstpersonal war auf das Allarmzeichen herbeigeeilt; Heinz hielt den Glockenstrang noch in der Hand und schrie aus Leibeskräften unter die Horchenden hinein:

„Der Prinz kommt, der junge, gnädige Lieutenant. Lauft, rennt, sputet Euch, bürstet, kehrt, putzt, wascht, steckt Flaggen auf, macht Guirlanden und Kränze, backt, kocht, bratet, springt in die Stadt, Ehrenpforten, Fahnen, Illumination, Reden halten, Hurrah rufen, Vivat schreien, Bürgergarde, Turner, Feuerwehr, der Bürgermeister mit den Stadtverordneten, der Pfarrer, die Lehrer mit den Schulkindern, Transparents anfertigen lassen beim Buchbinder, Freudensalven, Böllerschüsse, mit allen Glocken lauten, der Stadtpfeifer vom Thurme blasen — na, so macht doch, so lauft doch, was steht Ihr denn da und haltet Maulaffen feil! Wenn Ihr nicht bald Beine bekommt, so werde ich unter Euch hineinfahren wie damals anno Vierzehn unter die Franzosen, als ich bei der jungen Wittfrau im Quartier lag. Da gab es nämlich auch einmal eine frohe Botschaft, an die ich noch heut gedenken muß. Ich stand nämlich eines schönen Tages unter der Thür und putzte grad mein Lederzeug, da kam sie die Treppe herunter und stellte sich mit einer Miene vor mich hin, daß — — —"

„Was ist denn das für ein Mordspectakel?" unterbrach ihn hier der Oberst. „Was hast Du denn für einen Tagesbefehl zu verlesen, Heinz?"

„Ich gebe meine Ordonnanzen aus, Dorchlaucht, von wegen dem Einzugsjubiläum und dem Einzugsschmauß. Die Krakehline mag rasch zum Fleischer schicken und zum Bäcker und Conditor, damit — — —"

„Das braucht doch Er mir nicht etwa erst zu sagen!" wurde er wieder unterbrochen, indem die dicke Wirthschafterin mit geschäftig geröthetem Gesichte und hinter ihr Wanda aus der Küche traten. „Daß der junge Herr kommt, habe ich noch eher gewußt als Er, Er alter Isegrim, und was ich da zu thun habe, das ist meine Sache!"

„Sehen Sie, Dorchlaucht, daß sie schon wieder Krakehl anfangen will? Es ist am Besten, wir stecken sie ein paar Tage lang hinter Schloß und Riegel, damit — — —"

Er wurde zum dritten Male unterbrochen; es trat ein Ereigniß ein, welches den Fluß seiner Strafrede sofort in's Stocken brachte. Den steilen Schloßberg herauf kam nämlich in rasendem Galopp ein Pferd gelaufen, welches in den Hof einbog und in der Mitte desselben vor den hier versammelten Menschen scheute, so daß es mit einem plötzlichen Rucke zur Seite flog und den Reiter, welcher sich mit Armen und Beinen an seinen Hals und Leib geklammert hatte, auf das harte Pflaster schleuderte.

Einen Augenblick lang lag er wie geprellt am Boden;

dann begann er sich zu regen und krappelte sich langsam von der Erde auf. Es war eine sonderbare Gestalt. Von hoher, breiter und außerordentlich muskulöser Figur, trug er auf dem glattgeschorenen Kopfe einen Hut, dessen ungeheuere Krempe hinten weit über den Nacken herunterschlappte, während ihr vorderer Theil einfach über dem Gesichte weggeschnitten war. Den Leib bedeckte ein kurzer, weiter Sackrock, dessen Aermel kaum bis über die Ellbogen reichten und erst die Aermeltheile eines sauber gewaschenen Hemdes, dann die braungebrannten Vorderarme und endlich zwei Hände sehen ließen, die einem vorsündfluthlichen Riesenthiere anzugehören schienen. Die Beinkleider staken in ein Paar ebenso weiten Hosen von leichtem Zeuge, unter denen zwei Stiefeln sichtbar wurden, deren Leder aus dem Rücken eines Elephanten herausgeschnitten zu sein schien. Der Mann sah in dem alten Hute, dem moosgrünen Rocke und dem gelben Nankinghosen einer Maskenballfigur ähnlich, welche sich vom Saale heraus auf die Straße verirrt hat, und schnitt in Folge des durch den Sturz verursachten Schmerzes und des rundum schallenden Gelächters ein Gesicht, als wolle er vor Aerger das jetzt ruhig dastehende Pferd sammt der ganzen lustigen Gesellschaft verschlingen.

„Zounds, mille tonnerre, heiliger Schiffsrumpf, was giebt es denn zu lachen und zu schreien, Ihr Sakermenter, wenn ein ehrlicher Steuermann etwas schneller als gewöhnlich von dieser verdammten Bestie steigt? Macht es mir doch nach, Ihr Laffen, wenn Ihr es fertig bringt, ohne Eure Mondscheinknochen zu brechen. Aber, halte — là — heigh day — heda, da ist ja der Herr Durchlaucht oder wie er heißt und auch die schöne junge Miß, die mich damals so hoch gehalten hat! Und — by god — huzza, prächtig, da ist ja auch der Heinz, am crutch, an der Krücke, der alte Swalker! Kennst Du mich noch, Bruder Humpelfuß?"

„Der Peter, Dorchlaucht, weiß Gott, der Peter. Nun ist es erst ganz und gar gewiß, daß sie wirklich kommen!"

Er stelzte auf den Bruder zu, um ihn herzlich zu umarmen.

„Freilich bin ich es, der Peter Polter aus Langendorf, Hochbootsmannsmaat auf Ihrer englischen Majestät Kriegsschiff „Nelson", dann Steuermann per honneur auf dem Vereinigten-Staaten-Klipper „Swallow", auch Prairiejäger, Trapper, Squatter und Polizeikommissar, jetzt aber abgetakelt von diesem verteufelten Viehzeuge und Avisodampfer von all den stattlichen Fahrzeugen, die hinter mir hergesegelt kommen. Willkommen, Heinz. Komm, schieb den Schnurrbart bei Seite, damit ich den Ort finde, wo man nach Regel und Sitte die Lippen hinzudrücken hat!"

„Willkommen Peter!"

Er umarmte und küßte ihn herzlich.

„Willkommen, Peter!" rief auch der Oberst, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Willkommen, Peter!" schloß sich Wanda freundlich an.

„Willkommen!" rief die ganze Dienerschaft, die bei seinem unfreiwilligen Eintritte im Begriff gestanden hatte, den Anweisungen Heinzes nachzukommen.

Nur eine schwieg. Peter bemerkte es.

„Nun, kann Sie mir nicht auch die Hand reichen, Sie alte, griesgrämige Flattuse Sie? Da ist Mutter Thick in Hobokken doch ein anderes Weibsbild wie Sie! Die hat Haare auf den Zähnen und eine ganze Schiffsladung Ambition, aber wenn der Peter Polter kommt, da weiß sie, was sich schickt und ziemt! Good day auch Ihnen, Miß Treskow! Schon eingetroffen hier? Wir ritten so vergnügt beisammen und es ging auch eine Weile ganz hübsch und gut, bis es meinen Rappen einfiel, sich gegen das Steuer zu empören; ich gab ihm einige gute Hiebe und — hopp hopp, gings fort wie im Sturm, so daß ich mir alle Mühe geben mußte, nur den richtigen Cours einzuhalten. Führt den Racker in den Stall. Er hat es zwar nicht um mich verdient, aber er kommt mir dann wenigstens aus den Augen!"

„Also mein Sohn kommt wirklich?" frug der Oberst, ihn zu sich winkend und nach seinem Zimmer schreitend, gefolgt von Wanda, Adele und Heinz.

„Der Capitain Parker? Freilich kommt er und die andern Alle auch."

„Wer noch?"

„Nun Alle: Der Polizeilieutenant, der Master Wallerstein, der Colonel, der Apache, Dik Hammerdull, Piit Holbers, Bill Potter und so weiter. Der schwarze Capitain aber und der böse Jean, der mir damals mit meiner Uhr durchgekniffen ist, sie liegen in Eisen und werden den „l'Horrible" so bald nicht wiedersehen."

„Wann sind sie da?"

„Hm, in einer Viertelstunde. Wir haben Pferde genommen und das Gethier hat so rasche Beine, daß es wie auf Dampfschaluppen vorwärts geht."

„Mein Gott, so schnell," rief Wanda. „Da muß ich mich mit meinen Küchenvorbereitungen sputen!"

„Ich schließe mich Ihnen an, wenn Sie gestatten," meinte Adele, sich von dem Obersten verabschiedend und der Freundin folgend.

Der Prinz befand sich in einer fieberhaften Aufregung; er mußte so schnell wie möglich Alles wissen.

„Also Herr von Treskow kommt auch mit?"

„Ja, Herr Fürst."

„Wer ist jener Wallerstein?"

„Das ist, hm, das ist der Neffe vom Colonel."

„Und wer ist der Colonel?"

„Sam Fire-gun, der Bruder von dem ermordeten Juwelier Wallerstein, den der schwarze Capitain mit der Miß Admiral ermordet hat."

„Miß Admiral? Wer ist das?"

„Das ist die Geliebte des schwarzen Capitains und zugleich Segelmeister auf dem „l'Horrible", ein ganz höllisches Frauenzimmer, Master Prinz, hat sich aber doch noch festgefahren."

„Ich scheine mich da auf ganz romantische Berichte gefaßt machen zu müssen. Und die Andern?"

„Dik Hammerdull, Pitt Holbers und Bill Potter, das sind Prairiejäger und Fallensteller, die zur Compagnie des Colonels gehörten."

„Und dann noch Einer?"

„Ah, der Apache! Der heißt Winnetou, ein Häuptling der Apachen."

„Also gar ein Indianer!"

„Yes, Herr Lord von Schönberg, und was für Einer! An ihn kommt Keiner, selbst der Colonel kaum."

„Aber wie seid Ihr denn mit diesen Männern allen zusammengekommen?"

„Ja, das ist eine lange Geschichte, und wenn ich sie regelrecht abwickeln soll, so muß ich mich setzen."

Er nahm ganz ungenirt Platz, zupfte sich den breiten Hemdenkragen zurecht und begann dann zu erzählen. Trotz der Ungeduld, mit welcher der Oberst die Ankunft des geliebten und so lange vermißten Sohnes erwartete, lauschte er doch mit Spannung dem interessanten Berichte des Seemannes, der sich so in seine Erzählung vertiefte, daß er erst dann eine aufhorchende Pause machte, als vom Städtchen her ein jubelndes Rufen und Singen durch das Fenster herein tönte.

„Sie kommen!" rief der Prinz. „Vorwärts, hinunter, ihnen entgegen!"

Er eilte hinaus und die Treppe hinab. Im Schloßhofe sah er das ganze männliche und weibliche Dienstpersonal in Reih' und Glied aufgestellt. Heinz, in seiner Staatsuniform von Anno Vierzehn, die er nur bei ganz besonders feierlichen Veranlassungen anzulegen pflegte, commandirte.

„Achtung! Augen rechts, richt't Euch! Augen grad aus, grad auf das Thor hin! August, paß auf!"

Einer der Knechte stand seitwärts bei einem alten Böller und hatte die Lunte in der Hand.

Da ließ sich scharfes Pferdegetrappel vernehmen und im nächsten Augenblicke sprengten die Erwarteten zum Thore herein.

„August, Feuer!"

Der Böllerschuß krachte.

„Laden, immer rasch wieder laden, August! Schreit Vivat, Ihr Leute!"

Von den Böllerschüssen und den Hochrufen der Schloßbewohner wurden die Pferde scheu, und während die Jäger absprangen und sie bei den Zügeln nahmen, lagen sich Vater und Sohn in den Armen, lange, lange Zeit. Es war ein tief ergreifendes Wiedersehen nach so schweren, traurigen Schicksalen, und als sie endlich von einander ließen, rollten den beiden starken Männer die hellen Zähren über die Wangen.

„Max, mein Sohn, mein lieber, lieber Sohn, willkommen bei Deinem alten Vater! Komm herauf, kommt mit, Alle, Alle; Ihr sollt Euch auf Wildauen ausruhen von dem, was Ihr für mich und mein Kind gethan, überstanden und erlitten habt!"

Droben angekommen, übernahm Max die Vorstellung. Es war eine wunderbare Gesellschaft, welche der Prinz jetzt bei sich sah, und in dieser Zusammenstellung war sie hier und im ganzen Lande wohl noch nie gesehen worden; aber jeder Einzelne wurde trotz seines unscheinbaren Aeußeren aufgenommen, als sei er eine fürstliche Persönlichkeit.

Dann ging es an das Erzählen und Berichten, welches so viel Zeit in Anspruch nahm, daß es selbst während der Tafel nicht ausgesetzt wurde. Und darauf gab es Tausenderlei zu fragen und zu ergänzen, bis der Prinz ein vollständig klares Bild von allem Geschehenen hatte.

„Und die drei Gefangenen?" frug er.

„Um jede Versäumniß zu verhüten," antwortete Treskow, „gab ich die bereits während der Seefahrt aufgenommenen Protokolle zur augenblicklichen Durchsicht und ließ dann sofort das erste Verhör vornehmen. Das Weib ist ein wahrer Teufel und der Capitain von der Hoffnungslosigkeit auf nochmalige Rettung kleinlaut geworden. Sie hassen sich gegenseitig jetzt ebenso grimmig, wie sie sich früher schrankenlos geliebt haben, und suchen einander durch die gravirendsten Aussagen gegenseitig zu verderben. So haben sie den Raubmord bereits gestanden, an welchem Beide gleich schuldig sind. Der größte Theil der Summe ist gerettet, den die Miß Admiral bei sich führte; sie hatte ihren Verbündeten darum bestohlen. Auch die im Hide-spot geraubten Depositenscheine sind außer einem einzigen noch vorhanden; der schwarze Capitain hat keine Zeit gehabt, sie zu verwerthen. Der Henkerstod erwartet sie sicher, vielleicht auch Jean Letrier, so daß eine spätere Auslieferung an die Vereinigten Staaten in Wegfall kommt. Unter solchen Umständen kostete es mich natürlich blos ein Wort, um Max selbst vor dem kürzesten gefänglichen Einziehen zu bewahren."

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant. Sie haben Ihre Aufgabe gelöst und ich werde mein Ihnen gegebenes Wort nun auch halten!"

Er erhob sich, nahm Adele bei der Hand und führte sie seinem Sohne zu.

„Hier, meine Kinder, seid vereinigt nach so langer Trennung, und nehmt meinen Segen als besten Beweis, daß ich die Vergangenheit vergessen habe und Euch und mir das Glück gönne, welches uns bisher gemieden hat."

Und sich an Treskow wendend, fuhr er fort:

„Ihnen aber, Herr Lieutenant, bin ich einen Dank schuldig, dessen Größe mich verlegen macht; ich werde ihn niemals abtragen können. Doch will ich Ihnen versichern, daß — — —"

„Daß sich Jemand hier befindet, der Dich in der Erfüllung dieser Verpflichtung unterstützen wird, lieber Onkel," fiel ihm Wanda in die Rede.

Das kluge und resolute Mädchen sah das Eisen warm und nahm sich vor, es schleunigst zu schmieden.

„Ja, thue das, mein Kind," stimmte er zu. „Stehe mir bei, so viel Du kannst!"

„Ich habe bei der letzten Anwesenheit des Herrn von Treskow ihm einen Preis versprochen, wenn es ihm gelänge, seine Aufgabe zu lösen. Soll er ihn erhalten, Onkelchen?"

„Sicher, denn ich nehme an, daß Du nichts versprochen hast, was zu halten nicht in Deiner Macht steht."

„Es steht in meiner Macht. Richard, bitte!"

Sie ergriff die Hand des Geliebten und trat mit ihm vor den Prinzen.

„Weißt Du, welches der versprochene Preis ist?"

„Nun?"

„Ich selbst, Onkel. Darf er ihn haben?"

Mit überraschter Miene blickte der Oberst die Beiden an.

„Was? Die Sache ist zu ernst, als daß sie für Scherz genommen werden könnte. Ich weiß nur, daß Ihr Euch schon in der Residenz gesehen hattet."

„So ist es, Durchlaucht," nahm jetzt Treskow das Wort, „aber nicht allein gesehen, sondern auch herzlich lieb gewonnen. Ich allerdings würde diese Mittheilung bis zu einem andern Zeitpunkte, bis dahin aufgeschoben haben, wo ich mir sagen kann, von Ihnen gekannt und mit dem nöthigen Vertrauen beehrt zu sein; da aber Fräulein Tzernowska Sturm zu laufen beginnt, so muß ich mich schon tapfer an ihrer Seite halten."

„Was mein Vertrauen betrifft, so bedarf es nicht erst einer bestimmten Zeit, um dasselbe zu erlangen; Sie besitzen es ja bereits in einem Maße, welches mich mit Freuden einwilligen läßt. Seid glücklich, Kinder, so glücklich, wie es hoffentlich die beiden Andern werden. Später aber sollt Ihr mir beichten, wie Ihr Euch zusammengefunden habt!"

Es folgte nun eine Scene voll Glück und Dankbarkeit. Die beiden jungen Paare überschütteten den alten „Knaster" mit ihren Zärtlichkeiten, daß es ihm endlich doch zu viel wurde und er sie mit spaßhafter Strenge zurückweisen mußte.

„Genug, genug für jetzt! Hier sitzen noch Andre, die wir nicht vergessen dürfen und die vor allen Dingen mit uns auf Euer Wohl anstoßen müssen."

Dies geschah, und als die Reihe der Toaste ihr Ende erreicht hatte, wandte sich der Oberst an den Juwelier.

„Sie werden jedenfalls in der Residenz ein neues Geschäft errichten?"

„Sicher. Ich hoffe, daß die Kunden meines Vaters mir ihre Theilnahme zuwenden werden, sobald sie hören, daß der Sohn des Ermordeten sich etablirt hat."

„Lassen Sie mich für meinen Theil mit dafür sorgen, daß dies geschehe. Ihre erste Arbeit aber wird für mich sein. Unsre beiden Damen werden gar Manchenlei bedürfen, was in Ihr Fach schlägt. Und Sie," wandte er sich an den Colonel, „werden wohl von nun an im Vaterlande bleiben?"

Der Gefragte schüttelte langsam mit dem Kopfe.

„Wen die Prairie einmal gepackt hat, Durchlaucht, den läßt sie nie wieder los. Ich werde hier bleiben, bis der Prozeß beendet ist, und dann mit den Meinigen wieder zurückkehren. Die Savanne bietet uns den unendlichen Raum zum freien Leben, sie hat auch Platz genug für uns im Tode."

„Und Du, Peter?"

„Ich? Hm, Herr Durchlaucht, ich weiß noch gar nicht, in welches Fahrwasser ich gerathen werde. Der Thick und die „Swallow", die möchte ich wieder [illegible] Hand aber bin ich bei meinem Humpelheinz und werde mich wegen der Zukunft noch nicht mit Grillen plagen. So viel aber ist gewiß, daß ich niemals wieder in diese miserable Prairie zu bringen bin. Ich habe genug von ihr!"

„Glaub's!" lachte der Oberst. „Jetzt aber, Ihr Leute, laßt Euch Eure Zimmer anweisen. Ihr seid alle der Ruhe bedürftig und hier auf Wildauen vollständig zu Hause."

Es geschah; die zahlreichen Gastzimmer des Schlosses wurden fast sämmtlich mit Beschlag belegt. Jeder erhielt einen oder mehrere der prächtigen Räume angewiesen, und ganz besonders waren es die Trapper, welche sich über den Comfort, der sie umgab, nicht genug wundern konnten.

Nachdem man ein Wenig ausgeruht hatte, saßen Hammerdull, Holbers und Potter zusammen auf einen kostbaren Sammetdivan und rauchten aus den bekannten holländischen Pfeifen des Obersten ihren Tabak.

„Pitt Holbers, altes Coon," meinte der Erste, „was sagst Du denn zu diesem Hide-spot, he?"

„Hm, wenn Du denkst, Dick, daß es Einem hier gefallen kann, so hast Du recht. Der alte Prinz ist ein famoser Kerl."

„Ob famos oder nicht, das bleibt sich gleich; aber er hat ein delicates Essen, kostbares Zeug in den Flaschen und einen Tabak, der in den Staaten drüben nicht besser sein kann. Die Mary habe ich mit; nun fehlt mir nur noch meine alte, treue Mirjam, die ich in Franzisko gelassen habe. Was könnte die sich hier pflegen! Oder nicht, Bill Potter?"

„Deine Mirjam? Was geht mich die Stute an! Die Hauptsache ist, daß ich mich wohl befinde, und das, hihihihi, das ist ganz gehörig der Fall. Wir haben Alles, was das Herz begehrt, und ein Wenig in Wald und Feld herumpürschen, das werden wir wohl auch dürfen. Ich gehe nicht sogleich wieder fort von hier!"

Einer der Glücklichsten und zugleich Geschäftigsten war Heinz. Er hatte seinen lieben jungen Herrn wieder, seinen Peter bei sich und konnte nun die berühmte Geschichte von anno Vierzehn gehörig an den Mann bringen.

Der Prinz war mit einem Male wieder jung geworden; er konnte sich von den vier Verlobten kaum trennen und ging noch am späten Abende, als Alles sich zur Ruhe begeben hatte, mit ihnen im Parke promeniren. Trotz der Ausführlichkeit der heutigen Erzählung gab es noch genug zu fragen, zu beantworten und zu ergänzen, sodaß die Unterhaltung fast kein Ende nehmen wollte.

Eben waren sie an einen freien Platz gekommen, welcher ringsum von hohen, dicht belaubten Linden umgeben war, als sie eine dunkle Gestalt bemerkten, welche ausgestreckt im hohen Grase lag.

„Wer ist das?" frug der Oberst. „Sollte sich ein Landstreicher herein in den Park gemacht haben?"

Sie traten näher.

„Wer ist hier?" klang die barsche Frage des Schloßherrn.

Die Gestalt wickelte sich aus der sie umhüllenden Decke und erhob sich. Es war der Indianer.

„Das große Wigwam meines weißen Bruders ist schö-

ner als die Wohnung Manitou's, aber der Sohn der Prairie liebt die freie Luft und den Glanz der Sterne. Winnetou, der Häuptling der Apachen wird schlafen in den Halmen des Grases und sich bedecken mit den Wolken des Himmels, wie es thun die Kinder seines Volkes von Jugend auf. Howgh!" — — —

Mutter und Sohn.

Nach dem Französischen.

(Schluß.)

Als ob der Maler Bergeval von Entsetzen verfolgt würde, floh er auf sein Zimmer. Dort angelangt, legte er die Degen weit fort, und verbrannte die vorhin geschriebenen Briefe. Mit einer ganz ungewöhnlichen Herzenslust beobachtete er die Fortschritte der aufsteigenden Flamme.

„Der Himmel ist gerecht," sagte er mit schrecklichem Lachen, „er setzt meiner Unschlüssigkeit, meiner Zaghaftigkeit ein Ziel. O, sie hatte Recht, ich war feig."

Er nahm seine Stirn zwischen die Hände, drückte seinen Kopf mit furchtbarer Heftigkeit, indem er lachte, weinte, schrie und mit den Füßen stampfte.

„Das ist schändlich, schändlich, schändlich!" wiederholte er.

Dann, nachdem dieser Deliriumsanfall vorüber war, bedeckte er sein Gesicht, ließ die geballte Faust langsam auf den Tisch gleiten, als wolle er ein schreckliches Urtheil fällen und sagte mit dumpfer Stimme:

„Ich schlage mich nicht mehr, ich will mich rächen!"

Seine sonst so ruhigen, sanften Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck, als er diese Worte hervorstieß, es lag eine so wilde, erschreckende Freude in ihnen, die sich seinen Zügen mittheilte.

Plötzlich zog er so stark an dem Klingelzuge, daß er abzureißen drohte.

Julie und Robert eilten herbei.

„Sagt Eurer Gebieterin, daß sie herabkomme, ich erwarte sie hier."

Nach einigen Minuten trat Madame Bergeval ein. So sehr sie sich auch beeilt hatte, zu kommen, so hatte sich ihr Mann doch unterdeß gesammelt. Auf diese furchtbare Gemüthsbewegung folgte eine gänzliche Ruhe; dieser plötzliche Gegensatz erklärt sich mit der Gewohnheit, mit der dieser Mann seit so langer Zeit seine geheimen Seelenleiden verbarg.

Madame Bergeval war es nicht gewohnt, ein solches Selbstbewußtsein bei ihrem Manne zu finden; dazu kam noch der Umstand, daß sie durch den letzten Auftritt mit Stephan in hohem Grade aufgeregt war; sie empfand daher eine gewisse Unruhe und sagte halbleise:

„Was wünschen Sie von mir?"

„Sie werden es erfahren."

„War es nothwendig, mich um diese Stunde rufen zu lassen?"

„Unvermeidlich."

„Mich wecken zu lassen, meine Ruhe zu stören," fügte sie hinzu, indem sie sich die Augen rieb.

„Schliefen Sie?"

Es lag in dieser einfachen Frage und namentlich in der Art, wie sie gethan, eine so augenscheinliche Absicht, eine so bittere Ironie, daß Madame Bergeval verlegen wurde. Doch schnell gefaßt, setzte sie sich, legte ihren rechten Arm auf den Tisch, schlug mit ungeduldiger Miene den Tact mit den Fingern und sagte, gleichgültig umherschauend:

„Ah, ich begreife, Sie wollen einen Streit herbeiführen, nun, es sei."

„Nein, zwischen mir und Ihnen wird kein Streit mehr sein."

„Desto besser, aber bitte, erklären Sie sich."

„Sogleich."

„Um was handelt es sich, wenn ich fragen darf?"

„Um eine Erzählung."

„Wie im Theater," sagte Madame Bergeval, spöttisch lachend.

„Es ist weit ernster, lachen Sie nicht. Wenn noch etwas in Ihnen ist, was einem Herzen gleicht, so werden Sie weinen, wenn Sie mich hören."

„Ich? ich gestehe Ihnen, mein Herr, daß ich durchaus nicht dazu disponirt bin."

„Ja, Sie mit Ihrer Eiseskälte, aber vielleicht werden Sie in einer Stunde bläßer sein, als ich in diesem Augenblicke es bin."

„Wo wollen Sie denn aber hinaus, was ist Ihr Zweck?"

Er lächelte.

Madame Bergeval hatte eine instinktmäßige Furcht. Um was konnte es sich handeln? Sie konnte es sich nicht erklären. Dann, um nichts von ihrer Unruhe merken zu lassen, sagte sie mit verstelltem Unwillen:

„Ich höre, ich höre, mein Herr, wir wollen sehen, ob es sich der Mühe lohnt."

Der Maler setzte sich ihr gegenüber, richtete seine Augen fest auf sie und begann:

5.

Die Auflösung.

„Es [illegible] sen, denen das Unglück in die Wiege gelegt [illegible] erst am Grabe verläßt. Meine Mutter

gen namenloses Unglück über mich und Sie — und über Stephan bringt?"

„Das weiß ich; aber dieses Unglück ist Ihre Züchtigung und Stephan mag sterben, bevor er erfährt, was ich weiß."

„Was wissen Sie?" fragte sie, indem sie ihn mit wildem Blicke ansah.

„Dieses Kind, dem ich beinahe zwanzig Jahre gewidmet habe, um einen rechtlichen Mann aus ihm zu machen, Sie brauchten nur wenige Stunden, um ihn ehrlos zu machen. So weit hat Ihre Handlungsweise Sie geführt; von Fehler zu Fehler, von Treulosigkeit zum Verbrechen!"

„Verbrechen!" schrie Madame Bergeval. „Ja, es war ein Verbrechen, daß ich mein Kind verstoßen, daß ich Ihr edles Herz verkannt. Werfen Sie alle Schmach auf mich, nur lassen Sie es meinem Stephan nicht entgelten. Sie haben sich ein heiliges Recht an ihm erworben, welches mir selbst durch die Verkehrtheit meines Leben entrissen wurde. Falsche Scham, Eitelkeit und Prunksucht machten mich zur herzlosen Lügnerin! Strafen Sie mich mit Ihrer ganzen Verachtung, nur bleiben Sie Stephan, was Sie ihm gewesen sind — ein Vater."

„Ich will nicht der Vater eines ehrlosen Sohnes sein, der ein ehrloses Weib seine Mutter nennt," sagte der Maler mit eisiger Kälte.

„Er ist nicht ehrlos; das Schicksal hat ihn das Verbrechen seiner Mutter nicht entgelten lassen. Er war es, der, ohne zu wissen, was ich ihm sei, meinem Herzen Gefühle entlockte —"

„Die Sie bereuen würden, wenn Sie überhaupt noch der Reue fähig wären."

„Nein," fuhr sie fort, „die mich zu meinem bessern Sein zurückführten. Seine letzte Bitte war die, daß ich Ihnen angehören möge, sein letztes Wort war „Mutter"."

Bergeval war zur Bildsäule erstarrt.

„Und jetzt kämpft er vielleicht mit dem Tode," sagte er in dem Tone der höchsten Verzweiflung. „Vielleicht sehnt sein letzter Herzschlag sich nach mir oder nach Ihnen?"

Die Wanduhr schlug fünf; derselbe Todesgedanke durchzuckte die beiden Gatten, versteinert, verzweifelt.

In demselben Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause, man hörte lärmende Stimmen im Hofe, auf der Hausflur — Madame Bergeval stürzte hinaus.

„Was giebt's?" fragte sie das weinende Mädchen.

„Herr Stephan —"

„Sprich, Unglückliche!" schrie Madame Bergeval außer sich. „Du tödtest mich."

„Man bringt ihn zurück."

„Todt?"

„Nein, verwundet, er verlangt nach seinem Vater."

Madame Bergeval und ihr Gatte kamen zugleich auf die Hausflur, in das Entreezimmer — dort lag Stephan blutend, sterbend. Glücklich lächelnd reichte er seinem Vater die eine, seiner Mutter die andre Hand; seine brechenden Lippen konnten nicht mehr sprechen, — aber er legte die Hände der beiden Gatten in einander, dann sank er zurück — und war todt. —

„Er ist für mich gestorben," sagte Madame Bergeval mit dem Tone des tiefsten Elends. „Hat er mein Verbrechen entsühnt? Wahrlich, ein zu großes Opfer für ein gefallenes Weib."

„Aber kein zu großes für ein sich erhebendes," sprach Bergeval gerührt, und führte seine Gattin aus dem Sterbezimmer. —

Allerlei.

Nachträgliche Lösungen.

Logogriph in Nr. 21: Treue — Reue.

Leseaufgabe in Nr. 21: Tarquinius Superbus aß viel Suppe mit Austern und Neunaugen, aber nie Sallat.

Räthsel in Nr. 23: Verschieden.

Charade in Nr. 42: Kettenhund.

Arithmogriph in Nr. 42: Boot — Amalie — Leo — Trier — Ilom — Maler — Ottilie — Ob — Rolle — Ebro — Baltimoore.

Knacknuß für Nr. 43: Fritz und sein Hund Pfiff saßen auf der Mauer.

Arithmogriph in Nr. 43: Kanone — Ostsee — Neapel — Saale — Tilsit — Aal — Nil — Tell — Insel — Nase — Ostsee — Papst — Elsa — Liechtenstein — Konstantinopel.

Rechenaufgabe in Nr. 44: Rom.

Arithmogriph in Nr. 44: Gad — Olga — Loge — Rom — Adler — Moor — Maler — Emma — Rom — Goldammer.

Charade in Nr. 45: Steinkohle.

Arithmogriph in Nr. 45: Hund — Oel — Ding — Elle — Lohn — Uhu — Null — Du — Nobel — Ob — Bild — Idee — Liebe — Junig — Nie — Gold — Hödel und Nobiling.

Buchstabenräthsel in Nr. 46: Baar — Paar — Haar — Saar — Staar — Aar.

Charade in Nr. 46: Reimschmied.

Arithmogriph in Nr. 46: Ring — Ohr — Bertha — Ei — Roth — Thal — Hammer — Aal — Marmor — Egge — Ritter — Liter — Irmgard — Roth — Galle — Robert Hamerling.

Räthsel in Nr. 47: Die Kaffeetassen.

Charade in Nr. 47: Blaustrumpf.

Richtige Lösungen gingen ein von Fräulein Louise Hecker in Leipzig, Louise Sperling, ebendaselbst, Frau Anna Wild in Berlin, und den Herren Joh. Beneke in Leipzig, Th. Jänicke in Hamburg, Robert Jahn in Zwickau, F. H. Schulze in Brandis, Ferdinand Schöne in Hohenstein, Gustav Balzer, Bruno Büt[illegible] und W. Majdewicz in Dresden.

Stereotypendruck von Hermann Oeser in [illegible]

Reprints der Karl-May-Gesellschaft e.V.

Reihe »Deutscher Hausschatz«

1. **Der Mir von Dschinnistan**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz XXXIV./XXXV. Jg. (1907/1909),
   2. Aufl., Hamburg/Regensburg 1997, 338 Seiten
2. **Der Scout / Deadly Dust / Ave Maria**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz XV. Jg. (1888/89), VI. Jg. (1879/80) und Fuldaer Zeitung XVII. Jg. (1890),
   2., veränderte und erweiterte Aufl., Hamburg/Regensburg 1997, 310 Seiten
3. **Giölgeda padishanün / Reise-Abenteuer in Kurdistan**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz. VII./VIII. Jg. (1880/1882),
   Hamburg/Regensburg 1977, 328 Seiten *(vergriffen)*
4. **Die Todes-Karavane / In Damaskus und Baalbeck / Stambul / Der letzte Ritt**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz VIII. Jg. (1881/82), IX.. Jg. (1882/83), XI. Jg. (1884/85),
   XII. Jg. (1885/86), Hamburg/Regensburg 1978, 286 Seiten *(vergriffen)*
5. **Durch das Land der Skipetaren**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz. XIV. Jg. (1887/88),
   Hamburg/Regensburg 1978, 338 Seiten *(vergriffen)*
6. **El Sendador. Teil 1: Lopez Jordan / Teil 2: Der Schatz der Inkas**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz. XVI./XVII. Jg. (1889/1891),
   Hamburg/Regensburg 1979, 345 Seiten *(vergriffen)*
7. **Der Mahdi / Im Sudan**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz XVIII./XIX. Jg. (1891/1893),
   Hamburg/Regensburg 1979, 411 Seiten *(vergriffen)*
8. **Die Felsenburg**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz XX. Jg. (1893/94),
   Hamburg/Regensburg 1980, 227 Seiten *(vergriffen)*
9. **Krüger Bei / Die Jagd auf den Millionendieb**
   Reprint aus: Deutscher Hausschatz XXI./XXII. Jg. (1894/1896),
   Hamburg/Regensburg 1980, 286 Seiten *(vergriffen)*
10. **Im Reiche des silbernen Löwen**
    Reprint aus: Deutscher Hausschatz XXIII./XXIV. Jg. (1896/1898),
    Hamburg/Regensburg 1981, 276 Seiten *(vergriffen)*
11. **Kleinere Hausschatz-Erzählungen von 1878 - 1897**
    Reprint aus: Deutscher Hausschatz V.-VIII./XXIII. Jg. (1878-1897),
    Hamburg/Regensburg 1982, 315 Seiten *(vergriffen)*
    (enthält: Three carde monte, Unter Würgern, Der Girl-Robber, Der Boer van het Roer, Der Ehri, Ein Fürst des Schwindels, Der Brodnik, Der Kiang-lu, Robert Surcouf, Freuden und Leiden eines Vielgelesenen)

Reihe »Der gute Kamerad«

1. **Der Sohn des Bärenjägers / Der Geist der Llano estakata**
   Reprint aus: Der Gute Kamerad I./II. Jg. (1887/1888), Hamburg 1983, 272 Seiten *(vergriffen)*
2. **Kong-Kheou, das Ehrenwort**
   Reprint aus: Der gute Kamerad III. Jg. (1888/89),
   hrsg. von Christoph F. Lorenz. Hamburg 1984, 328 Seiten
3. **Die Sklavenkarawane**
   Reprint aus: Der Gute Kamerad IV. Jg. (1889/90),
   hrsg. von Erich Heinemann. Hamburg 1984, 291 Seiten
4. **Der Schatz im Silbersee**
   Reprint aus: Der Gute Kamerad V. Jg. (1890/91),
   hrsg. von Christoph F. Lorenz. Hamburg 1987, 336 Seiten
5. **Das Vermächtnis des Inka**
   Reprint aus: Der Gute Kamerad VI. Jg. (1891/92),
   hrsg. von Erich Heinemann. Hamburg 1988, 269 Seiten

6. Der Ölprinz
Reprint aus: Der Gute Kamerad VIII. Jg. (1893/94),
hrsg. von Christoph F. Lorenz. Hamburg 1990, 352 Seiten

7. Der schwarze Mustang
Reprint aus: Der Gute Kamerad I. Jg. (1887), III. Jg. (1888/89), IV. Jg. (1889/90), V. Jg. (1890/91), XI. Jg. (1896/97), hrsg. von Hansotto Hatzig. Hamburg 1991, 381 Seiten *(vergriffen)*
(enthält: Der schwarze Mustang, Ibn el ´amm, Ein Prairiebrand, Das Hamail, Ein Phi-Phob, Villa Bärenfett, Wasserrast auf dem Marsche, „Löffel begraben", Sklavenrache, Das Straußenreiten der Somal, Zum erstenmal an Bord, Der Schlangenmensch, Eine Seehundsjagd, Die beiden Kulledschi)

Seltene Originaltexte

- **Der Krumir. Seltene Originaltexte Bd. 1**
  Hrsg. von Herbert Meier. Hamburg/Gelsenkirchen 1985, 303 Seiten *(vergriffen)*
  (enthält: Der Krumir, Maghreb-el Aksa, Die Rose von Sokna, Im Mistake-Cannon, Am Kai-p´a, Der erste Elk, Die Rache des Mormonen, Unter der Windhose, Winnetou, Saiwa tjalem, Schamah, Abdahn Effendi)
- **Unter den Werbern. Seltene Originaltexte Bd. 2**
  Hrsg. von Herbert Meier. Hamburg/Gelsenkirchen 1986, 324 Seiten
  (enthält: Fürst und Leiermann, Ein Fürst-Marschall als Bäcker, Pandur und Grenadier, Unter den Werbern, Der Amsenhändler, Ausgeräuchert, Im Seegerkasten, Im Wasserständer, Die verhängnisvolle Neujahrsnacht, Die falschen Excellenzen, Der Kaiserbauer, Der Dukatenhof, Im Sonnenthau, Die Rose von Ernstthal)
- **Christus oder Muhammed. Marienkalender-Geschichten aus den Jahren 1891 - 1910**
  Hamburg 1979, 300 Seiten *(vergriffen)*
  (enthält: Christus oder Muhammed, Mater dolorosa, Der Verfluchte, Blutrache, Er Raml el Helahk, Old Cursing-Dry, Scheba et Thar, Die `Umm ed Dschamahl´, Nûr es Semâ, Christ ist erstanden, Der Kutb, Der Kys-Kaptschiji, Eine Ghasuah, Maria oder Fatima, Bei den Aussätzigen, Merhameh, Ein amerikanisches Doppelduell, Mutterliebe, Christi Blut und Gerechtigkeit, Kompositionen)
- **Das Buch der Liebe Bd. I (Textband) / Bd. II (Kommentarband)**
  Reprint der Ausgabe Dresden 1875/76,
  hrsg. von Gernot Kunze. Hamburg/Regensburg 1988/89, 348/233 Seiten
- **Feierstunden am häuslichen Heerde**
  Reprint aus dem I. Jg. (1876/77), hrsg. von Dr. Siegfried Augustin. Hamburg/Regensburg 1994, 304 Seiten
  (enthält: Der beiden Quitzows letzte Fahrten, Leilet, Im Wollteufel)
- **Der Beobachter an der Elbe**
  Reprint aus dem II. Jg. (1874/75), Hamburg 1996, 352 Seiten (enthält: Wanda, Der Gitano)
- **Winnetou Bd. IV**
  Reprint aus: Augsburger Postzeitung, Beilage »Lueginsland« (1909/10),
  hrsg. von Dieter Sudhoff. 2., veränderte und erweiterte Aufl. Hamburg 1998, 313 Seiten
- **Am Tode**
  Reprint aus: Rhein-Mosel-Bote. IX. Jg. (1902),
  hrsg. von Helmut Schmiedt. Hamburg 1999, 135 Seiten

Reihe »Für alle Welt«

- **Scepter und Hammer / Die Juweleninsel**
  Reprint aus: Für alle Welt! / All-Deutschland! IV./V. Jg. (1879/1881),
  2. Auflage Hamburg 1982, 425 Seiten *(vergriffen)*
- **Der Scheerenschleifer / Die Both Shatters / Tui Fanua**
  Reprint aus: Für alle Welt! V. Jg. (1881), Hamburg 1977, 50 Seiten *(vergriffen)*
- **Der Waldkönig. Erzählungen aus den Jahren 1879 und 1880**
  Reprint aus: Für alle Welt. / All-Deutschland! III./IV. Jg. (1879/1880),
  Hamburg 1980, 240 Seiten *(vergriffen)*
  (enthält: Fürst und Reitknecht, Die Universalerben, Der Waldkönig, Ein Dichter, Eine Wette, Die beiden Nachtwächter, Der Giftheiner, Der Pflaumendieb, Die Rose von Ernstthal)

Reihe »Dokumentenbände«

- **Der Seminarist und Lehrer Karl May**
  Eine Dokumentation der Aktenbestände.
  Hrsg. von Klaus Ludwig und Bernhard Kosciuszko. Hamburg 1999, 397 Seiten